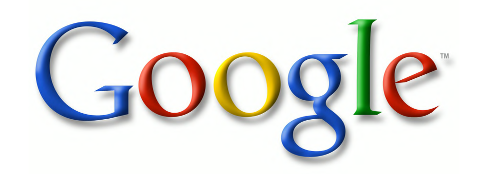





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm Giesebrecht.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.

Erhebung des Papstthums.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1862.



Vorbemerkung.

Auf den Wunsch, den dritten Band vollständig der Lesewelt zu übergeben, mußte der Verfasser verzichten, wenn er die Fortsetzung dieser Kaisergeschichte nicht zu lange zurückhalten wollte. Vielfache Amtsgeschäfte haben ihn in der Bearbeitung dieses Bandes mehr gehemmt, als er erwarten konnte, und die bevorstehende Veränderung des Wohnortes und Wirkungskreises wird ihm auch in nächster Zeit nicht größere Muße vergönnen. Nichts liegt ihm übrigens mehr am Herzen, als die zweite Abtheilung dieses Bandes möglichst bald folgen zu lassen: sie stellt die Geschichte des Investiturstreits im Zusammenhange dar und bringt eine Quellenbeilage, wie sie die beiden früheren Bände enthalten. Was jetzt geboten wird, hat in sich einen gewissen Abschluß und dürfte deshalb den Lesern dieser Kaisergeschichte nicht unerwünscht kommen, wenn sie auch eine umfassendere Publikation erwartet haben und namentlich die Beweise vermissen sollten.

Einige Versehen bittet man zu berichtigen: Seite 7 Zeile 4 ist statt „mochte" zu lesen: mochten, S. 301 Z. 21, S. 311 Z. 19 und S. 312 Z. 21 statt „Eckard": Ekbert.

Königsberg, 23. December 1861.

W. Giesebrecht.



Sechstes Buch.

Erhebung des Papstthums in Heinrichs IV. Jugend.

1057—1077.

1.

Das deutsche Kaiserthum und Hildebrands Entwickelung.

Ein Jahrhundert war seit der Herstellung des abendländischen Kaiserthums verflossen, und die Nachfolger Ottos hatten unleugbar ihre Stellung bei weitem ehrenvoller behauptet als die Karolingischen Kaiser. Wenn die christlichen Völker des Abendlandes, welche einst das Reich Karls des Großen in einen engeren Verband gebracht und mit gleichen kirchlichen und politischen Ideen durchdrungen hatte, sich jetzt nicht allein gegen die Angriffe der heidnischen Völker behauptet, sondern diese zum großen Theil dem Christenthum gewonnen und in den Ideenkreis der christlichen Völker hineingezogen hatten, so geschah es vor Allem durch die Mannhaftigkeit der deutschen Kaiser. Ihr unbestreitbares Verdienst bleibt es, in dem vielleicht gefahrvollsten Wendepunkt die Zukunft der abendländischen Welt gerettet zu haben.

Das Karolingische Reich war untergegangen, aber nicht mit ihm die Ideen seines großen Begründers. Die deutschen Ottonen und Heinriche waren es, welche die Institutionen der Karolingischen Monarchie, auf deren Fortpflanzung die Entwickelung der europäischen Kultur beruhte, vor dem Untergang schützten. Jene Begriffe von Staat und Kirche, von Recht und Gesetz, welche die Karolingische Zeit ausgeprägt hatte, haben sie, so weit es die veränderten Weltverhältnisse erlaubten, in Geltung zu erhalten gewußt. Die kirchlichen Bestrebungen Karls haben sie aufgenommen, der Mission hülfreiche Hand geboten, die Einheit der Kirche geschützt, mehr als einmal das Papstthum mit starker Hand vom Rand des Verderbens gerissen. Von ihnen begünstigt, gingen Kunst und Wissenschaft ihren stillen Gang durch eine Welt, die im Waffenlärm lebte und den Musen nicht eben hold war. So gaben sie, und

mit ihnen das deutsche Volk, den Ideen Karls ein neues Leben. Deutsche Kraft durchströmte gleichsam aufs Neue den hinsiechenden Leib der Karolingischen Monarchie und gab ihr wieder frische Triebe. Es konnte wohl scheinen, als sei in dem deutschen Reich sie lediglich erneut und ihr in dieser erneuten Gestalt eine festere Existenz gesichert.

In der That gingen unsere Kaiser durchaus auf die ursprünglichen Absichten Karls zurück: er war und blieb das große Ideal, dem sie nachstrebten, und ihr letztes Augenmerk war kein anderes als die Herstellung des Karolingischen Erbkaiserthums mit seiner ganzen Machtfülle in Staat und Kirche, eine Restauration in der Weltgeschichte ohne Gleichen. Man wird darüber keinen Zweifel hegen, daß eine solche Restauration an sich eine Unmöglichkeit war und sich unsere Kaiser eine Aufgabe stellten, welche in dieser Weise nicht bewältigt werden konnte. Wenn das deutsche Kaiserthum, so glänzend aufgestiegen, auf seiner Siegesbahn mit Sturmesschritten forteilend, nie zu einem festen Zielpunkte gelangte, sondern meist gerade in dem glücklichsten Anlauf sich plötzlich gehemmt sah, wenn es immer von Neuem alle Gefahren einer ungesicherten Stellung fühlen mußte, so lag der innerste Grund darin, daß sich die Kaiser über die Ideen der Karolingischen Monarchie eigentlich niemals auf die Dauer zu erheben vermochten. So reich ihr Regiment an Thaten, so arm war es verhältnißmäßig an originalen Gedanken, so schwerfällig in der Entwickelung neuer Staatsformen gewesen. Indem man den Bewegungen der Zeit meist nur mit den Formen der Vergangenheit entgegentrat, gewann man wohl augenblickliche Erfolge, aber nie einen Erfolg, der die Zukunft verbürgte. Hieraus hauptsächlich erklärt sich, daß eine Gewalt von so furchtbarer und gefürchteter Energie, an welche sich die höchsten Interessen der Welt ketteten und welche alle Bedingungen einer langen Dauer in sich zu tragen schien, doch niemals zu rechter Befestigung gelangte und den Kampf um ihre Existenz immer von Neuem aufnehmen mußte.

Allerdings war es eine Nothwendigkeit, daß das deutsche Reich unmittelbar die Bestrebungen des Karolingischen Kaiserthums ergriff, aber es ist als ein Mißgeschick für unser Volk zu beklagen, daß sich unter unseren Kaisern keiner so schöpferischen Geistes fand, daß er die Umbildung den fränkischen Institutionen hätte geben können, welche Karl der Große einst mit dem römischen Imperium vornahm. So geschah es, daß das Kaiserthum der weltgeschichtlichen Bewegung, indem es sie

rühmlich fortführte, doch nicht nach allen Seiten Meister blieb, sondern vielfach von ihr überholt wurde, daß es Gewalten neben sich aufkommen sah, die kräftigere Lebenskeime in sich schlossen, als ihm selbst beiwohnten. Wie oft haben die Kaiser die territorialen Gewalten bekriegt und besiegt: nie haben sie dieselben vernichtet. Mehr als einmal haben sie den Versuch gemacht, die Herzogthümer unmittelbar mit der Krone zu vereinigen, doch mit Nichten gelang ihnen, was Karl geglückt war. So viele Anstrengungen wurden gemacht, um die lokalen Gewalthaber in die Stellung von Reichsbeamten zurückzudrängen, so hartnäckig wurde der Anspruch auf die Erblichkeit ihrer Reichslehen bekämpft: und welches war der Erfolg! Ueberall entwickelten sich in Deutschland neue Herrschaften und stellten sich immer selbstständiger gegen das Reich. Auch das städtische Leben hatte sich inzwischen reicher und kräftiger bei uns entfaltet. Aber die Kaiser fanden kein Mittel, das Interesse der Bürgerschaften unmittelbar an das Reich zu fesseln; die volkreichsten Städte blieben dem Regiment der Bischöfe so gut wie ganz überlassen. Auf die Rechtsentwickelung in den deutschen Ländern hatten die Kaiser fast allen Einfluß verloren. Die Karolingischen Capitularien und die geschriebenen Volksrechte waren nahezu vergessen, und kein Versuch wurde gemacht, eine neue Gesetzgebung an ihre Stelle zu setzen. Die Aufrichtung von Landfrieden war jetzt fast die einzige legislatorische Thätigkeit der Kaiser diesseits der Alpen.

Konnte das Kaiserthum in seinen Restaurationsbestrebungen der forteilenden Bewegung in Deutschland nicht Herr werden, so war dies noch weniger in den unterworfenen Reichen möglich. In Italien, wo das geschriebene Recht zu allen Zeiten seine Bedeutung behauptet hatte, hungerte man nach Gesetzen: wohl haben die Kaiser durch einzelne Edikte diesen Hunger zu stillen gesucht, aber die folgenreiche Bewegung, welche dort in den unteren Kreisen des Volks vorging, haben sie weder durch die Gesetzgebung zu regeln noch zum Vortheil des Reichs zu wenden gewußt. Es geschah nicht ohne ihre Schuld, daß diese Bewegung bald eine der deutschen Herrschaft feindselige Richtung nahm. In Burgund versuchten sie der Uebermacht des Adels und der Geistlichkeit einen Damm entgegenzusetzen, auch gelang ihnen zeitweise die königliche Macht zur Geltung zu bringen. Aber die selbstständige Entwickelung der Aristokratie haben sie doch auch hier mehr gehemmt als verhindert. Die anderen Staaten Europas erkannten nothgedrungen den Vorrang des

Kaiserreichs an; sie beugten sich den Forderungen desselben, wenn sie seiner Unterstützung bedurften oder die deutschen Heere ihre Grenzen bedrohten; mehr oder weniger waren sie alle vom deutschen Reiche abhängig oder wurden doch durch die Politik der Kaiser bestimmt. Unverhohlen genug trat Heinrich III. mit den Ansprüchen auf eine allgemeine Herrschaft im Abendland auf, und staunend sieht man, wie weit er sie durchzuführen vermochte. Aber welchem Widerstand begegnete doch auch er auf allen Seiten! Der Schmerz über das Fehlschlagen seiner weltumfassenden Pläne raffte ihn in frühen Jahren dahin.

Es ist merkwürdig genug, wie sich gerade mit dem Aufschwung des Kaiserthums das nationale Bewußtsein bei den Völkern Europas klarer und bestimmter entwickelte. Daß dasselbe bei den unterworfenen oder in Abhängigkeit versetzten Nationen alsbald eine dem Kaiserthum feindselige Stimmung nährte, liegt in der Natur der Dinge. Aber man hätte glauben sollen, daß das zugleich erstarkende Nationalgefühl der Deutschen die Bestrebungen der Kaiser um so kräftiger unterstützen würde. Denn was kann das Selbstbewußtsein eines Volks mehr erhöhen, als seine Fürsten und mit ihnen sich selbst an der Spitze der weltgeschichtlichen Bewegung zu sehen! Und kaum konnten die Deutschen schon vergessen haben, daß sie erst durch die Kaiserherrschaft zu einem Volke verbunden waren, daß ihre Kaiser sie zuerst mit dem stolzen Bewußtsein erfüllt hatten, in der Vereinigung jedem anderen Volk überlegen und nicht allein zur Freiheit, sondern zur Herrschaft berufen zu sein. Aber in Wahrheit ist das deutsche Volk dem Kaiserthum auf seiner Höhe nicht mit jener aufopfernden Hingebung entgegengekommen, deren jede Nation fähig ist, wenn sie erkennt, daß es sich um ihre wohlverdiente Bedeutung handelt. Die Deutschen scheinen eine dunkle Ahnung dessen gehabt zu haben, daß die Institutionen dieses Kaiserreichs, wie sie nicht im Herzen Deutschlands entstanden waren, so auch dem nationalen Geist nicht durchaus entsprachen.

Allerdings herrschte in den niederen Kreisen des Volks das Gefühl, daß man gegen die Gewaltthaten der großen und kleinen Herren keinen anderen Schutz als die Autorität der Krone, für den Landfrieden keine andere Gewähr als ihre Macht besitze; und in der Stunde der Gefahr haben die Kaiser bei den Bürgern und Bauern noch am meisten ausharrende Treue gefunden. Aber für die universellen Tendenzen des Kaiserthums hatten sie nur geringe Theilnahme. Jene Romfahrten,

die immer aufs Neue Menschenleben und große Geldsummen kosteten, jene unablässigen Heereszüge über die Alpen waren keineswegs nach dem Sinne des niederen Mannes. Während dem Italiener das Kaiserthum zu deutsch war, mochte das deutsche Volk die fremden Formen verletzen, welche der zu Rom und Mailand gekrönte Herr annahm. Und wie schwer lastete auf ihm der Karolingische Feudalismus, der mit dem Kaiserthum in allen deutschen Ländern zur Herrschaft kam!

Aber der stille Widerstand der niederen Klassen war Nichts gegen die laute und unüberwindliche Opposition des hohen Adels. Ein kriegerischer Stand, wie er war, saß er zwar stets im Sattel, wo es einen Strauß des Kaisers auszufechten galt, der guten Lohn verhieß; niemals fehlten die Herren am Hofe, wenn sie neue Lehen und neue Privilegien gewinnen konnten. Sobald aber der Kaiser in ihre wirklichen oder vermeintlichen Rechte eingriff, zogen sie ohne Bedenken ihr Schwert gegen ihn, oft selbst im ungleichsten Kampf und mit der fast gewissen Aussicht des Unterliegens. Fürstenfreiheit gegen Königsmacht zu wahren, war und blieb ihr einziges Trachten. Daß das Kaiserthum nur eine Waffe mehr gegen das Fürstenthum und gerade die gefährlichste war, entging ihnen nicht, und dem Streben der Kaiser nach Verwirklichung der kaiserlichen Idee sind sie oft genug im entscheidenden Augenblick hemmend entgegengetreten. Die letzten Kaiser hatten den deutschen Fürsten tiefe Wunden geschlagen, die bitter schmerzten und nicht verharschten: auf uneigennützige Anhänglichkeit hatte das Kaiserthum in diesem Stande nicht zu zählen.

Nur einen Stand gab es, der für die höchsten Interessen des Kaiserthums nicht allein ein tieferes Verständniß zeigte, sondern bisher auch wirkliche Hingabe an den Tag gelegt hatte. Es war der deutsche Klerus. Nicht Willkür, sondern die ganze Lage der Verhältnisse fügte deshalb den engen Bund des Kaiserthums mit diesem Stande, einen Bund, der die größten Vortheile bot. Denn mit allen seinen geistigen und äußeren Mitteln unterstützte der deutsche Klerus das Regiment der Kaiser. Nur durch die aufopfernde Treue der Bischöfe gelang es ihnen, den Widerstand der weltlichen Fürsten im Innern niederzuhalten; nur durch die Unterstützung der Kirche wurden die auswärtigen Kriege zum großen Theil ermöglicht; der unermeßliche Einfluß, welchen der Klerus auf die Gemüther der Gläubigen hatte, kam der Kaiserkrone, welche die Kirche mit einem überirdischen Glanz umgab, in hohem

Maße zu gut. Es ist wahr, die geistlichen Herren hatten dem Reiche bisher willig und mit großer Selbstentsagung gedient; aber man glaube nicht, daß sie dabei die Sonderinteressen ihres Standes vernachlässigten, daß ihre Dienste ganz uneigennützig waren. Ihr Zielpunkt war, was sie „Freiheit der Kirche" nannten, d. h. die Befreiung ihrer Sprengel von der weltlichen Jurisdiction der Grafen. Erreichten sie dies Ziel, so wurden sie die ersten Herren im Reich, während die weltlichen Fürsten zu ihren Lehnsgrafen und Vögten herabsanken. Und in der That war bereits manche Grafschaft durch kaiserliche Gunst in ihre Hände gefallen: das Ziel erschien nicht unerreichbar. Um solchen Preis ertrugen sie Lasten von erdrückender Schwere, um solchen Preis vergaßen sie ihren geistlichen Beruf und ihren geistlichen Stolz und machten sich zu Dienern einer weltlichen Macht, die oft herrisch genug gegen sie auftrat. Bisher hatten sie ihr Ziel nur im Bunde mit der Krone verfolgen können; es stand sehr in Frage, ob sie diesem Bunde treu bleiben würden, wenn sie zum Gefühl eigener Kraft gelangten oder in dem Zusammenschluß mit anderen Gewalten sich ihnen bessere Aussichten boten. Es war zu besorgen, daß sie unter Freiheit der Kirche dann Befreiung von der königlichen Gewalt verstehen würden.

Wohin man auch blickt, nirgends wird man in dem deutschen Volke zu den Zeiten des zweiten und dritten Heinrichs einen freien und nachhaltigen Enthusiasmus für die kaiserliche Sache finden. Jene Zeiten waren überhaupt kaum einer anderen Begeisterung als der religiösen fähig, und nichts ist irriger, als ihnen den Schimmer eines idealen Aufschwungs in der Nation zu leihen. Das Interesse der Deutschen war vielmehr überwiegend auf das Naheliegende, auf das praktische und materielle Bedürfniß gerichtet, und halb widerwillig wurde das Volk in die weiten Bahnen der Kaiser hineingezogen, wenn man auch die Vortheile einer gebietenden Stellung reichlich nutzte und selbst dem Stolz der Herrschaft nicht fremd blieb. Man sonnte sich in dem Glanz des deutschen Namens, aber man war nicht sonderlich darauf bedacht, ihn zu erhalten oder gar zu erhöhen.

Staunenswerth ist, wie trotz dieser Lage der Dinge das deutsche Kaiserthum so ungeheure Erfolge erzielte und sich mit dem größten Ruhm an der Spitze des Abendlandes behauptete. Aber wie auffallend die Erscheinung sein mag, ist sie nicht unbegreiflich. Noch immer fühlten die christlichen Völker Europas die Nothwendigkeit einer zusammenhaltenden,

einenden Macht, und keine andere kannten sie als das Kaiserthum, durch tausendjährige Erinnerung geweiht, durch das Wort der heiligen Schrift bestätigt, durch die geistliche Autorität des Oberpriesters zu Rom anerkannt. Dieses Kaiserthum konnte aber allein von den deutschen Königen aufrecht erhalten werden, weil sie über eine Kriegsmacht geboten, wie kein anderer Fürst der Zeit, weil ein Klerus um ihren Thron sich schaarte, der in dem tiefen Verfall der Kirche wie ein Licht aus dem Dunkel strahlte, weil endlich und vor Allem vom deutschen Throne Herrschertugenden leuchteten, wie man sie auf anderen Thronen vergeblich suchte. Daß hierin die Bedingungen der deutschen Kaisermacht ruhten, zeigte sich sofort, als sich das Papstthum vom deutschen Reiche losriß und selbst in den Mittelpunkt der abendländischen Welt zu stellen suchte. Als es die Autorität der Kirche nicht mehr der Kaiserkrone zuwandte, als es die physischen und geistigen Kräfte des deutschen Reichs zu spalten wußte und zugleich ein Knabe nach Erbrecht auf dem deutschen Throne saß, der die Herrschaft nicht selbst üben konnte, war die ganze Zukunft des Kaiserreichs in Frage gestellt.

Schon einmal, mitten in dem Verfall des Karolingischen Reichs, hatten die römischen Bischöfe den Versuch gemacht, die höchste Entscheidung auch in den weltlichen Dingen an sich zu ziehen. Ihre Absichten scheiterten in dem Umsturz der Weltverhältnisse, welcher der Auflösung des Karolingischen Reichs folgte, und nur wie durch ein Wunder entrann das Papstthum selbst dem gänzlichen Untergange. Noch einmal hatte sich dann ein germanisches Heerkönigthum erhoben, war von Siegen zu Siegen geeilt, von einer Stufe der Macht zur anderen aufgestiegen und hatte sich abermals zu der Idee eines allgemeinen Imperium aufgeschwungen. Nicht auf dem Boden der Kirche, am wenigsten der römischen, war es erwachsen; in manchen Kämpfen mit den geistlichen Gewalten hatte es sich befestigt und das kaiserliche Diadem dem Papst so gut wie abgetrotzt. Aber mit jedem weiteren Schritt sah es sich doch näher zu den geistlichen Tendenzen hingedrängt, welche einmal die Zeit beherrschten. Das Papstthum erhob es aus tiefster Schmach zu einer weithin geachteten Stellung, das Bisthum zu fürstlichem Glanz, das Mönchsthum zu hohen Ehren. Karl der Große hatte das geistliche Element mit dem weltlichen in seinem Reich im Gleichgewicht zu halten gesucht: die Ottonen und ihre Nachfolger bevorzugten entschieden die geistlichen Gewalten vor den weltlichen, und so durchdrungen war ihr

Regiment von klerikalen Tendenzen, daß die Erfolge des Kaiserthums doch vor Allem der geistlichen Hierarchie zu gute kamen. Die glorreichen Thaten Heinrichs III. sind die unmittelbare Voraussetzung für Hildebrands welthistorische Wirksamkeit.

Unter den Einflüssen Clunys ist Hildebrand erwachsen, aber kaum hat er mehr von den französischen Mönchen gelernt als von dem deutschen Kaiser, unter dessen Regierung er zum Mann erwuchs und dem er persönlich nahe genug trat. Es war nicht mehr als billig, daß er Heinrich III. immer dankbare Verehrung bewahrte. Er wußte recht wohl, daß Niemand dem Papstthum mehr gedient hatte als dieser gewaltige Herrscher, daß die Blüthe des deutschen Kaiserthums eine Frucht zeitigen müßte, die gereift früher oder später Rom in den Schooß fallen würde; er begriff, daß die Zeiten nicht so ferne seien, wo die Absichten Nicolaus I. sich mit fast unzweifelhaftem Erfolg durchführen ließen. „Freiheit der Kirche" war auch sein Wahlspruch, aber er hat unter dieser Freiheit nichts Anderes verstanden, als Befreiung von jeder weltlichen Gewalt, auch der der Krone, und einem so scharfen Geiste konnte nimmermehr entgehen, daß diese Freiheit der Kirche die Herrschaft über den Staat als nothwendige Consequenz in sich schließe. Denn wer möchte ihn in dem Irrthum befangen wähnen, daß sich in Zuständen, wie sie ihn umgaben, die Sphären des Staats und der Kirche irgendwie sondern ließen? Gerade jene unauflösliche Verbindung, in welche die Entwickelung der Jahrhunderte und vor Allem die Geschichte des deutschen Kaiserreichs Staat und Kirche gebracht hatten, mußte ihm die unerschütterliche Zuversicht geben, daß dem priesterlichen Rom, sobald es die Banden des Kaiserthums abgeschüttelt, auch die Weltherrschaft zufallen müsse.

Als Heinrich III. starb, stand Hildebrand in den ersten Jahren frischer Manneskraft. Seine welthistorische Laufbahn begann, und man kann sagen, daß er allgemach in die Stelle einrückte, welche der mächtige Kaiser leer gelassen hatte. Den Plan desselben, das Abendland einer Universalherrschaft zu unterwerfen, nahm er auf und suchte in anderer Weise auf dem Stuhl Petri die Fäden zu verschlingen, die auf dem

Kaiserstuhl angesponnen waren. In der Geschichte der deutschen Kaiserzeit spielt dieser italienische Mönch eine der hervorragendsten Rollen; er ist fast wichtiger für sie als für die Geschichte der christlichen Kirche.

Es ist überaus anziehend, die Anfänge des außerordentlichen Mannes zu betrachten, um sich zu vergegenwärtigen, wie er zu seiner eigenthümlichen Stellung inmitten der Weltverhältnisse gedieh und der Gedanke in ihm reifte, die Leitung derselben selbst in die Hand zu nehmen. Leider umhüllt den Gang seines früheren Lebens ein schwer durchdringbares Dunkel. Schon bei seinen Lebzeiten haben Haß und Fanatismus über seine Geburt, seine Verbindungen, sein Emporkommen boshafte Erfindungen verbreitet; die Verehrung späterer Zeiten hat dann an die Stelle dieses Lügengespinnstes Legenden gesetzt, welche die Wahrheit noch mehr umschleierten. Zuverlässige Nachrichten finden sich spärlich; den sichersten Anhalt gewähren noch die gelegentlichen Angaben, die wir in Hildebrands späteren Briefen und Reden besitzen, doch können auch sie nicht vollauf befriedigen, da er seinen Lebensgang in einen mystischen Zusammenhang mit überirdischen Gewalten zu bringen liebt. Wir wollen versuchen das Zuverlässige von dem Falschen oder Ungewissen zu scheiden.

Hildebrand hat sich immer als einen Römer angesehen und selbst Personen, die ihm nicht fern standen, haben Rom für seine Vaterstadt gehalten. Aber sein Geburtsort war ein kleines Landgut im Gebiet der toscanischen Stadt Soana, welches Roavacum genannt wird und jetzt nicht mehr nachzuweisen ist. Soana ist heut eine elende Landstadt, fast nur ein Trümmerhaufen; obwohl auf einer Anhöhe belegen, ist es der Fieberluft der Maremmen ausgesetzt und enthält deshalb nur eine dürftige und schwächliche Bevölkerung. Die größte Merkwürdigkeit daselbst ist die alte Kathedrale; sie stammt aus dem elften Jahrhundert, aus Hildebrands Zeit, und erinnert an bessere Tage, die einst das Städtchen sah. Es war früh der Sitz eines katholischen Bischofs geworden und blieb es unter der Langobardenherrschaft, in der Zeit Karls des Großen fiel es auch unter die weltliche Macht der Päpste; kirchlich und politisch so an Rom gebunden, entwickelte es einen Verkehr mit der Weltstadt, die für Hildebrands Leben entscheidend wurde.

Niemals thut Hildebrand in seinen Briefen der eigenen Familie Erwähnung; er zeigt sich darin als ein rechter Mönch. Wie er die Lösung der Familienbande später von dem gesammten Klerus mit eiserner

Consequenz verlangte, so hat er selbst sich früh von allen Fesseln des Hauses befreit: der heilige Petrus und die heilige Maria traten ihm an die Stelle der Eltern. Der Name seiner leiblichen Mutter ist unbekannt; der Vater hieß Bonizo und bestellte wahrscheinlich selbst das kleine Gut, welches der Familie gehörte. Ein schmähsüchtiger Zeitgenosse nennet Hildebrand den Sohn eines Ziegenhirten und einer Bäuerin; die Wahrheit scheint durch die Schmähung hindurch. Auch ein Bewunderer Hildebrands gedenkt dessen Abkunft aus den niederen Schichten der Gesellschaft, und dies in einem Glückwunsch zu seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Mehr bedarf es nicht, um die Hypothese zurückzuweisen, Hildebrand habe in einem Zusammenhang mit dem gräflichen Geschlecht der Aldobrandeschi gestanden, dem später Soana unterthan war. Ebenso irrig ist die bis in die neueste Zeit oft wiederholte Behauptung, daß er der Sohn eines römischen Zimmermanns gewesen sei; sie stützt sich lediglich auf eine Legende, welche an die Jugendgeschichte Jesu erinnert und sich bei kritischer Prüfung als eine leere Fiction zu erkennen giebt.

Die arme Familie in Roavacum hatte Verwandte in Rom, die in besseren Verhältnissen lebten. Einen aus ihrer Sippschaft finden wir später als Befehlshaber einer römischen Burg; ein mütterlicher Oheim Hildebrands war Abt des reichen Klosters der heiligen Maria auf dem Aventin, welches einst der gewaltige Alberich über seiner Geburtsstätte errichtet hatte. Dieser Oheim nahm sich des Knaben an, und in frühen Jahren fand Hildebrand in dem Kloster auf dem Aventin Aufnahme. Er erhielt hier eine gute Erziehung mit vornehmen jungen Römern; er wurde nicht nur im Kloster, sondern wohl vom Anfang an auch für das Kloster und den Dienst der römischen Kirche gebildet. „Von Kindesbeinen an," sagte er später, „hat mich der heilige Petrus auf das Freundlichste ernährt und erzogen."

Das Marienkloster auf dem Aventin, jetzt unter dem Namen des Priorats von Malta bekannt, bietet eine entzückende Aussicht: vor dem Blick liegt die Stadt auf beiden Seiten der Tiber, und zugleich schweift das Auge weithin über die imponirende Oede der trümmerreichen Campagna. Jetzt ist der Aventin verlassen, damals lag er im Mittelpunkt des Verkehrs der großen Stadt; hier drängten sich gleichsam auch alle ihre geistigen Interessen zusammen. Hier hatte Otto III. seine Kaiserburg eingerichtet und mit Gerbert die phantastischen Pläne des neuen

römischen Weltreichs bedacht; von hier waren der Böhme Adalbert und Brun von Querfurt ausgezogen und hatten durch ihren Märtyrertod im fernen Preußenlande eine neue Glorie über Rom verbreitet; hier und gerade im Marienkloster selbst kehrte der große Abt Odilo von Cluny ein, wenn er immer wieder nach Rom wallfahrte, um die sinkende Kraft der Nachfolger Petri durch geistliche Zusprache zu stärken. Ein hochbegabter Knabe, der hier erwuchs, konnte sein Gemüth mit den mächtigsten Eindrücken erfüllen, die sich kaum in einem anderen Gedanken zusammenschließen konnten, als dem der unvergleichlichen Hoheit des ewigen Roms.

Wie dereinst, als die Gründung der Stadt im Rath der Götter beschlossen war, Feuerzeichen das Haupt des Knaben Ascanius umspielt, wie ähnliche Erscheinungen die Größe des Servius Tullius, der die Grundlagen der republikanischen Freiheit legte, vorhergesagt haben sollen, so will man Feuerstrahlen auch aus dem Gewande des kleinen Hildebrand haben hervorleuchten sehen. Die Legende berichtet, Abt Majolus von Cluny habe zuerst diese Strahlen bemerkt und sei in die Worte der heiligen Schrift über Johannes den Täufer ausgebrochen: „Dieser Knabe wird groß sein vor dem Herrn." Majolus ist vor Hildebrands Geburt gestorben und kann dem Knaben solche Weihe nicht gegeben haben. Aber unter den Augen Odilos, seines größeren Nachfolgers, hat sich Hildebrand vom Knaben zum Jüngling entwickelt, und dieser mochte früh den Feuergeist desselben erkannt haben.

Im Marienkloster herrschten die Ansichten Clunys; in ihnen ist Hildebrand erwachsen und auferzogen. Hier verkehrten alle die Männer, die mit Odilo in vertrauten Beziehungen standen. Vor Allen ist der vertriebene Bischof Laurentius von Amalfi zu nennen, der in Rom eine Zufluchtsstätte gefunden hatte: ein Mann der Gerbertinischen Schule, voll Gelehrsamkeit, aber zugleich ganz von den kirchlichen Tendenzen der Cluniacenser durchdrungen. Laurentius wohnte zu Rom in dem Hause jenes Priesters Johann Gratian, der in seiner Einfalt später das Papstthum kaufte, um die Ideen Clunys in das Leben zu führen. Beide standen den Tusculanern nahe genug, nicht minder nahe stand ihnen Odilo selbst, der nicht ohne Einfluß auf ihre Verwaltung des römischen Bisthums blieb. Man weiß, wie tief Benedict VIII., der erste Papst aus diesem Geschlecht, auf die Bestrebungen der französischen Mönche einging. Johann XIX., so unähnlich sonst dem Bruder, blieb doch Odilo

und der Congregation zu allen Zeiten hold, und jener elende Knabe, der sich Benedict IX. nannte, ist eher von sich selbst aufgegeben worden, als von Odilo und seinen Freunden. Wir übersehen den Kreis, in dem Hildebrand seine Bildung erhielt. Es sind hochgestellte Personen, in denen die Ideen Clunys lebendig sind; diese Ideen sind es, die den Kreis zusammenhielten, nicht von Gerbert überlieferte Zauberkünste, wie später die Feinde Hildebrands den Glauben erregen wollten.

Etwa fünfundzwanzig Jahre mochte Hildebrand alt sein, als er im Jahre 1045 auf den Wunsch Gratians, der nun als Gregor VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, das Kloster verließ. Bereits hatte er Profeß gethan, und wohl auch bereits die niederen Weihen erhalten, von denen er selbst behauptet, daß er sie ungern empfangen habe. Immer hat er gemeint, daß er nichts Anderes gesucht habe als das beschauliche Leben in einer Zelle und nur durch unmittelbare Veranstaltung des heiligen Petrus in den Dienst der Kirche von einer Stufe zur anderen geführt sei. Aber wie selten kennt der Mensch das eigene Herz, und wer möchte sich überzeugen, daß Hildebrands Seele hinter Klostermauern wahre Befriedigung gefunden hätte! Was er aus dem Kloster in die Welt mitnahm, war außer den Ideen der Kirchenreform, die hier in ihm angeregt waren und sein ganzes weiteres Leben beherrschten, eine schwärmerische Verehrung der Mutter Gottes, die er nicht allein in sich auch in der Folge nährte, sondern auch in den weitesten Kreisen immer mehr zu verbreiten suchte; es ist weltbekannt, mit welchem Erfolge. Es begleitete ihn ferner in die Welt eine gewisse Vorliebe für gesellschaftliche Ordnungen, die sich auf Gleichstellung gründen. Schon die Gewohnheiten des Klosterlebens konnten sie wecken, und die Erinnerungen an das alte Rom scheinen sie noch besonders befruchtet zu haben. Nur eine Stadtrepublik gab es damals, welche auf dem Grunde der Volksfreiheit ruhte; es war Venedig, und Hildebrand selbst bekennt, daß er Venedigs Freiheit von Kindheit an überaus geliebt und deshalb öfters den Tadel hochstehender Personen erfahren habe. Die bürgerliche Freiheit Venedigs betrachtete er selbst als den letzten Rest der republikanischen Staatsformen Roms. Er blieb wohl immer im Herzen ein Gegner der aristokratischen Institutionen, wie sie Staat und Kirche damals beherrschten.

Gregor VI. machte Hildebrand zu seinem Kapellan und schenkte dem jungen Mann das Vertrauen eines erprobten Freundes. Zum ersten

Mal konnte nun der Mönch jene unermüdliche Thätigkeit und eigenthümliche Gewandtheit in den Weltgeschäften entfalten, die Freund und Feind in gleicher Weise angestaunt haben. Ein kleiner Mensch, mit schwacher Stimme, ohne alle Vorzüge der Geburt und äußerer Verhältnisse, wußte er die Menschen mit unwiderstehlicher Macht zu beherrschen. Hastig wie der Tiger stürzte er sich auf die Geschäfte und trieb sich in ihnen mit eiserner Geduld umher, Alles mit Leichtigkeit überwältigend. Welchen Einfluß er schon damals in der Curie gewann, wie tief er in die Verwickelungen jener Zeit verflochten war, beweist die Thatsache, daß er dem entsetzten Papst in das Exil nach Deutschland folgen mußte.

Die Verbannung führte den jungen Mönch nach Worms, Speier, Köln und Aachen, zu den alten und neuen Sitzen der Kaiser. Er blieb zunächst in der Umgebung des Hofes, und immer hat er bekannt, daß er die größte Güte und Liebe bei Heinrich III. und seiner Gemahlin gefunden. In Köln meinte er wohl wissenschaftlich gefördert zu sein, obwohl er sich niemals einer besonderen gelehrten Ausbildung gerühmt hat und selbst in der Theologie sich keine entscheidende Stimme zutraute. Aber, bewußt oder unbewußt, mußte ein Geist seines Schlages in der Umgebung, in die er nun versetzt war, neue und bedeutende Erfahrungen sammeln. Was Herrschaft und Macht war, konnte ihm hier in der Nähe des Kaisers erst in seiner ganzen Bedeutung aufgehen. Wir sind meist nur zu geneigt, uns epochemachende Persönlichkeiten als lediglich durch sich selbst gebildete, ganz aus sich erwachsene Individualitäten vorzustellen; und doch arbeiten an Jedem die großen Bewegungen der Zeit und Keiner wird allein durch sich selbst ein fertiger Mann. Die Ideen des Kaiserthums haben, wie die Bestrebungen Clunys, auf Hildebrand gewirkt und ihn lange beherrscht. Der Aufenthalt am deutschen Hofe ist ein nothwendiges Glied in seiner Geschichte; selbst die Legende hat ihn nicht entbehren können und mit einer gewissen Vorliebe ausgeschmückt.

Der Kaiser und Cluny begegneten sich damals auf gleicher Straße. Es konnte jenem daher kaum Besorgniß erregen, als nach dem Tode Gregors VI. der junge Hildebrand nach Cluny zu gehen wünschte. Vieles mußte den Mönch hierher ziehen, und als er die Mutterstätte jener Ideen sah, die von früh an sein Herz erfüllt hatten und die er hier im kleinen Kreise verwirklicht fand, fühlte er sich so heimisch, daß er oft später versichert hat, Nichts wäre ihm erwünschter gewesen, als

hinter Clunys Mauern in Gebet und Contemplation seine Tage zu beschließen. Aber sehr bald mußte er in die Welt zurückkehren, wahrscheinlich nach dem Willen seines Abts. Als Leo IX. den schweren Weg nach Rom ging, gab man ihm Hildebrand zum Begleiter. Clunys Wünsche waren nicht minder mit Leo, als die des Kaisers, und der junge Abt Hugo bewies wahrlich keinen geringen Scharfblick, als er Leo die Dienste des Mönchs empfahl. „Widerwillig," sagte Hildebrand in der Folge, „war ich über die Berge gegangen, aber widerwilliger kehrte ich nach Rom zurück." Er hat sein weiteres Leben in der Weltstadt immer als ein qualvolles Dasein betrachtet, aber nichtsdestoweniger fand er jetzt erst die Stelle, wo er seine Gaben frei und weit entfalten konnte.

In dem Kreise hervorragender Vertreter der cluniacensischen Richtung, die Leo IX. um sich versammelte und in das Collegium der Cardinäle brachte, nahm Hildebrand von Anfang an einen hervorragenden Platz ein. In der eigenthümlichen Stellung eines Cardinal-Subdiakon der römischen Kirche wurde ihm im Wesentlichen die Leitung der städtischen Angelegenheiten und der Geldverhältnisse des apostolischen Stuhls übertragen, und der Mönch bewies sich ausnehmend geschickt in diesen Geschäften. Er verband sich mit einem getauften Juden, Benedictus Christianus in der Taufe genannt, und dessen Sohn Leo; beide machten große Geldgeschäfte in der Stadt und waren Hildebrand so förderlich, daß nicht nur die verzweifelten Finanzen des apostolischen Stuhls sich besserten, sondern der Mönch selbst ein reicher Mann wurde. Man hat ihm später oft genug den Verkehr mit diesen Wucherern vorgeworfen; er selbst hat sich auch vor schlimmerer Gesellschaft nicht gescheut, wenn sie seinen Zwecken diente. Man wird kaum bezweifeln können, daß er in Verbindung mit einem gewissen Johannes Braczutus trat, einem Volksführer aus Trastevere, den man jeder Schandthat für fähig hielt. Durch die Bearbeitung der Volksstimmung, durch Anwendung von Geld, durch seine persönlichen Beziehungen mit dem römischen Adel aus früherer Zeit gelang es Hildebrand, die Stadt dem deutschen Papst zu erhalten, obwohl Benedict IX. und die Tusculaner ihre reactionären Pläne niemals ganz aufgaben, wenn sie auch zeitweise sich unter Hildebrands Vermittelung mit Leo aussöhnten.

Man hat später geglaubt, daß Leo nur unter dem Einfluß Hildebrands gehandelt habe. Wem aber Leos Bedeutung klar geworden ist, wird sich davon schwer überzeugen können, und Abt Desiderius von

Monte Cassino, der beide Männer kannte, bezeichnet ausdrücklich Leo als den Erwecker des neuen kirchlichen Lebens und Hildebrand lediglich als seinen Schüler. In der That kann diesem erst die universelle Bedeutung der römischen Kirche und Alles, was ein Nachfolger Petri in Berufstreue vermöchte, in der Wirksamkeit dieses deutschen Papstes aufgegangen sein, welcher den Ideen Clunys gleichsam Fleisch und Blut lieh. Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn Hildebrand später in Klagen ausbrach, daß ein so großer Papst keinen würdigen Herold seiner Thaten gefunden habe. Aber, so groß Leos Autorität auch war, hat er doch Hildebrand so wenig beherrscht, als dieser jenen. An Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden hat es nicht gefehlt. Hildebrand selbst berichtet, wie er durch seine hartnäckige Vertheidigung der Rechte Kölns gegen Trier den Zorn des Papstes erregt habe, und eine alte Sage geht, Leo habe einst, durch einen Traum gewarnt, zu dem Subdiakon die prophetischen Worte gesprochen: „Besteigst du jemals, was Gott verhüte, den apostolischen Stuhl, so wirst du die ganze Welt in Verwirrung setzen."

In Leos letzten Lebenstagen wurde Hildebrand eine Legation nach Frankreich übertragen, zu der er durch sein nahes Verhältniß zu Cluny vor Allem berufen schien. Auf dieser Reise hörte man ihn vielfach in die Worte des Psalmisten ausbrechen: „Wohl denen, die Gottes Zeugnisse halten, die ihn von ganzem Herzen suchen." Aber man vernahm noch ein anderes Wort, welches einen tieferen Blick in seine Seele werfen läßt. „Unbesiegt," rief er oft frohlockend aus, „ist Rom im Glauben und in den Waffen." Die unbesiegten Waffen Roms waren damals keine anderen, als die des Kaisers; den Glauben Roms sah Hildebrand wesentlich in den von Leo ergriffenen und in das Leben geführten Reformbestrebungen Clunys. Denn daß sonst sein dogmatisches System keineswegs fest begründet war, zeigt sein damaliges Verhalten gegen den von Leo verurtheilten Berengar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er Berengar nicht nur persönlich zugethan, sondern auch von dessen freierer Abendmahlslehre überzeugt war. Man hat es ihm deshalb als Kleinmuth ausgelegt, daß er sich auf einer Synode zu Tours damals nicht offen für die erkannte Wahrheit erklärte. Aber konnte er es, ohne sich mit dem Papst in einen nimmer auszugleichenden Gegensatz zu bringen? Was in seiner Macht stand, that er. Er bestimmte Berengar sich persönlich nach Rom zu begeben und versprach ihm dort seinen

Beistand. Nur deshalb unterblieb Berengars Reise, weil Leo bald nach jener Synode starb.

Wenn trotz mannigfacher und großer Differenzen der Meinung Leo sterbend die Cardinäle auf den Rath Hildebrands verwies, so mochte ihn dazu vor Allem die Lage der Stadt bestimmen. Schon regten sich aufs Neue die Tusculaner, und die Verhältnisse Italiens schienen ihnen überaus günstig: kaum ein Anderer als Hildebrand konnte ihnen mit Erfolg begegnen. Wahrscheinlich hätte er schon damals den Stuhl Petri besteigen können, wenn er es auf einen Bruch mit dem deutschen Hofe ankommen lassen wollte. Nichts zeigt deutlicher, wie eng sich die reformatorische Richtung noch immer mit den Ideen des Kaiserthums bei ihm verband, als daß er Alles daran setzte, die Wahl des Kaisers auf dessen vertrautesten Rathgeber, den Eichstädter Bischof, zu lenken. Die Römer unterscheiden religiöse und politische Päpste, je nachdem in deren Amtsführung der kirchliche oder politische Gesichtspunkt überwiegt. War jenes bei Leo IX. der Fall gewesen, so war dessen Nachfolger Victor II. ein politischer Papst im eminenten Sinne. Man weiß, in welchem Umfange er die Verhältnisse Italiens leitete, und wie nach Heinrichs III. Abscheiden geradezu die Verwaltung des Kaiserreichs auf ihn überging. Wer möchte sich überreden, daß das Beispiel dieses kaiserlichen Papstes auf einen Hildebrand ohne Einfluß und Belehrung gewesen sei?

Papst Victor liebte die Mönche nicht, die unter seinem Vorgänger eine so eingreifende Rolle in die Geschäfte der Curie gespielt hatten. Auch Hildebrand besaß nicht das besondere Vertrauen des neuen Papstes; aber die Stellung, die er einmal bekleidete, blieb ihm. Die städtischen Angelegenheiten, die Geldverhältnisse der Curie besorgte er nach wie vor, auch alle Verbindungen des apostolischen Stuhls mit Frankreich wurden fortan wesentlich durch ihn vermittelt. Aufs Neue ging er als Legat nach Frankreich und zeigte nun zuerst jene rücksichtslose Strenge in der Durchführung der reformatorischen Ideen, die selbst seinen Freunden oft als tyrannische Härte erschien. Gern hat er später erzählt, wie er damals auf einer Synode in der Lyoner Kirchenprovinz den simonistischen Erzbischof von Embrun mit leichter Mühe zu Fall brachte. Er verlangte von diesem Manne, daß er: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste" sagen solle. Bei den letzten Worten stockte die Zunge des Erzbischofs; er erklärte sich überwunden, legte sein Amt nieder, und mehrere simonistische Bischöfe folgten seinem Bei-

spiel. Aber nicht allein durch moralischen Zwang wirkte Hildebrand, er bekämpfte die Simonie auch mit allen äußeren Mitteln, die ihm seine Stellung bot. Wir wissen, daß selbst dem Abt Hugo öfters sein Verfahren zu gewaltsam erschien; es hatte sich in Hildebrand mehr und mehr ein despotischer Geist entwickelt, welcher den Ueberlieferungen Clunys zuwider war und später auch sein Verhältniß zu Petrus Damiani störte.

Der Tod Heinrichs III. und das bald darauf erfolgte Ableben Victors II. änderten in unerwarteter Weise die Lage Italiens und des apostolischen Stuhls. Wo jene Reformpartei, der Hildebrand angehörte, bisher ihren Rückhalt gehabt hatte, konnte sie ihn nicht mehr suchen: in Deutschland herrschte ein Weib, und man bedurfte eines starken Armes gegen die Normannen und die Faktionen des römischen Adels. Ohne Hildebrand abzuwarten, der bei dem Sterbelager des Papstes in Arezzo gestanden hatte, beschloß man in Rom sich auf das Engste an Herzog Gottfrieds Macht anzuschließen, die sich plötzlich zu erstaunlicher Höhe in Italien emporgeschwungen hatte; man kümmerte sich wenig darum, welches Gottfrieds weitere Absichten sein möchten. Von der bisherigen Wahlordnung abweichend, ohne die Kaiserin zu befragen, wählte man in großer Hast den Cardinal Friedrich von Lothringen, der zugleich Abt von Monte Cassino war, den leiblichen Bruder Gottfrieds. Die Wahl war ohne Hildebrands Rath erfolgt, aber es blieb ihm kein anderer Ausweg, als das Geschehene anzuerkennen. Wieviel ihm auch jetzt noch daran lag, einen Bruch mit dem kaiserlichen Hof zu vermeiden, sehen wir daraus, daß er alsbald selbst nach Deutschland ging, um die Einwilligung der Kaiserin einzuholen. Was er hier erreicht hat, wissen wir nicht; sicherlich nicht Alles, was er wollte. Man mißtraute am Hofe Gottfried, mißtraute seinem Bruder, und nicht weniger Hildebrand, der seit geraumer Zeit zu beiden und Gottfrieds Gemahlin Beatrix in nahen Beziehungen stand: es war das letzte Mal, daß Hildebrand am deutschen Hofe erschien.

Stephan X. — so wurde Cardinal Friedrich als Papst genannt — bestieg als ein todtkranker Mann den römischen Bischofsstuhl; das römische Fieber hatte ihn seit Jahren durchschüttelt. Sein Pontificat war kurz, aber nicht ohne Bedeutung. Alle Gedanken Leos IX. nahm er auf, die politischen und die kirchlichen, und suchte sie mit fieberhafter Erregung in das Leben zu führen. In den kirchlichen Angelegenheiten

zeigte er vor Allem, daß er ein Mönch war. In Monte Cassino bemühte er sich das vergessene Gelübde der Armuth in seinem ganzen Umfange wieder in Geltung zu bringen. Dem Kloster Cluny gab er neue Privilegien. Petrus Damiani, den ebenso wunderbaren als wunderlichen Heiligen von Fonte Avellana, wußte er nach Rom zu ziehen und erhob ihn sehr gegen seinen Willen zum Cardinal-Bischof von Ostia. So wurde Rom gleichsam das Centrum der gesammten mönchischen Bewegung im Abendlande. Einen mönchischen Charakter tragen auch die Maßregeln, die Stephan auf einigen Synoden in Rom gleich nach Antritt seines Pontificats traf. Vornehmlich schritt er hier gegen die verheiratheten Priester und Kleriker, wie gegen die Ehen der Weltlichen in den verbotenen Graden ein; „mit allzugroßem Eifer" sagt die Chronik von Monte Cassino.

Die politischen Absichten des neuen Papstes concentrirten sich in der Aufnahme des Kampfes gegen die Normannen. Jene Geldsummen, die er einst von seiner Gesandtschaft nach Constantinopel heimgebracht und ihm dann Graf Thrasemund entwendet hatte, waren wieder in seine Hand gelangt und sollten nun zu diesem Zwecke verwendet werden; er nahm keinen Anstand für denselben auch den Schatz von Monte Cassino anzugreifen. Des Beistands seines Bruders Gottfried war er sicher. Auch den Beistand des deutschen Hofs scheint er in Anspruch genommen zu haben. Die Verhandlungen Leos mit Constantinopel nahm er von Neuem auf; den jungen Mönch Desiderius von Monte Cassino, den er zu seinem Nachfolger in der Abtei ersehen hatte, beauftragte er mit dem Cardinal Stephan und dem Bischof Mainard von Silva Candida nach Constantinopel zu gehen, wohin sie Argyros von Bari, der griechische Befehlshaber in Apulien, geleiten sollte. Alle Kräfte des Morgen- und Abendlandes wollte er zu einem entscheidenden Kriegszug gegen die Normannen vereinen. Mit ersterbendem Athem müht er sich das Kriegsfeuer anzufachen; aber der Athem stockt, ehe die Flamme aufschlägt.

Schon Weihnachten 1057, als sich der Papst in Monte Cassino aufhielt, glaubte man das Ende desselben nahe. Dennoch begab er sich nach Rom und hielt die gewöhnliche Fastensynode ab. Er wußte wohl, daß ihm nur wenige Tage noch beschieden seien; er sprach deshalb ein feierliches Anathem über Jeden aus, der nach seinem Abscheiden eine Bestimmung über die Besetzung des apostolischen Stuhls treffen würde,

ehe Hildebrand von seiner Gesandtschaft an die Kaiserin zurückgekehrt sei. Gleich darauf begab er sich zu seinem Bruder nach Tuscien; am 29. März 1058 starb er zu Florenz. Die nach Constantinopel bestimmten Gesandten erfuhren zu Bari am Palmsonntag (12. April) den Tod des Papstes. Sie beschlossen die Umkehr, und traten sie in großer Furcht vor den Normannen an. Aber Robert Guiscard nahm sie edelmüthig in Schutz und ermöglichte, daß sie ungefährdet zum Osterfest nach Monte Cassino gelangten, wo sie zu ihrem Erstaunen die Cardinal-Bischöfe Humbert von St. Rufina und Petrus von Tusculum als Flüchtlinge fanden.

Kaum hatte Stephan X. die Augen geschlossen, so war geschehen, was die Cardinäle der Reformpartei lange gefürchtet hatten. Ohne das Anathem Stephans zu beachten, ohne die Kaiserin oder ihren Statthalter zu befragen, hatten die römischen Großen über den päpstlichen Stuhl verfügt. An ihrer Spitze standen die Grafen Gregorius von Tusculum und Girard von Galeria mit den Söhnen des Crescentius von Monticelli. Bei nächtlicher Weile hatten sie die Stadt mit ihren Bewaffneten erfüllt, die päpstlichen Paläste besetzt und einen beschränkten Menschen, den Bischof Johann von Velletri, einen Römer von Geburt, gegen seinen Willen auf den Stuhl Petri erhoben. Ein Priester von Ostia war mit Gewalt gezwungen worden die Weihe vorzunehmen, bei der man dem Papste den Namen Benedict X. mit deutlicher Hinweisung auf die Tusculaner Benedict VIII. und IX. beigelegt hatte. Die überfließende Schale seines gewaltigen Zorns ergoß Petrus Damiani über diese heillosen Vorgänge; er mit allen Cardinälen der strengeren Richtung sprach über Benedict und seine Anhänger den Fluch der Kirche aus. Aber was halfen Flüche und Worte? Bald sahen sich Petrus und seine Freunde zur Flucht von Rom genöthigt. Wie Spreu stoben sie aus einander und wandten sich theils nach Monte Cassino, theils nach Fonte Avellana, theils nach Florenz, wo sie bei Herzog Gottfried eine Zuflucht fanden. Gerade damals kehrte Hildebrand aus Deutschland zurück. Als er die Vorgänge in Rom erfuhr, blieb er in Florenz. Die weitere Entwickelung der Dinge lag abermals, wie bei Leos Tode, in seiner Hand.

Keinen Augenblick konnte ihm zweifelhaft sein, daß vor Allem dem Adelspapstthum in Rom ein Ende gemacht werden müßte, wofern nicht Alles untergehen sollte, was diese letzte Zeit an kirchlichen Reformen hervorgerufen hatte. Auch Herzog Gottfried, so tief in die Reformbe-

strebungen bereits verwickelt, konnte nichts Anderes wollen als die Vernichtung jener den Stuhl Petri beherrschenden Adelsfaktionen, die überdies seinen Einfluß in Rom aufhoben. Aber eine Handhabe zum Eingriff in die römischen Angelegenheiten ließ sich nicht anders gewinnen, als wenn man das Recht der kaiserlichen Ernennung abermals förmlich anerkannte. Nur im Namen der Kaiserin ließ sich Benedict ein Gegenpapst entgegenstellen; nur in ihrem Namen konnte Gottfried gegen das Geschöpf des römischen Adels die Waffen ergreifen. Hildebrand und seine Freunde kamen überein auf den Bischof Gerhard von Florenz die Wahl zu lenken und die Einwilligung der Kaiserin zu dieser Wahl einzuholen.

Gerhard war ein Burgunder von Geburt, am Hofe wohlbekannt, von Heinrich III. in sein Bisthum eingesetzt, welches ihn dann in so enge Beziehungen zu Herzog Gottfried gebracht hatte, daß er als dessen Dienstmann anzusehen war. Sein Lebenswandel galt für untadelhaft, obschon ihm der strenge Petrus Damiani seine Leidenschaft für das Brettspiel zum Vorwurf machte. Durch die Einführung des kanonischen Lebens in Florenz hatte er sich unter der Reformpartei einen Namen gemacht. Wenn nicht Alles trügt, so haftete an ihm der Makel unehelicher Geburt, der selbst seiner geistlichen Stellung bedrohlich werden konnte: aber Hildebrand hat denselben entweder nicht gekannt oder absichtlich übersehen. Im Uebrigen war Gerhard ein Mann lebhaften Geistes und nicht schlecht unterrichtet, doch nichts weniger als ein starker und selbstständiger Charakter. Hildebrand und Gottfried wußten, daß er ein gefügiges Werkzeug in ihren Händen sein werde. Sobald man über seine Person einig war, sandte Hildebrand einige Römer nach Deutschland, die wahrscheinlich Gerhard selbst begleitete, um die Ernennung desselben von der Kaiserin zu erbitten. Sie fanden Pfingsten 1058 den Hof in Augsburg und erreichten, wie es scheint, ohne Schwierigkeit, was sie verlangten. So schien die alte Ordnung eingehalten, und Gerhard war der vom kaiserlichen Hofe designirte Nachfolger Petri; die ganze Reformpartei erkannte ihn als das Haupt der Kirche an. Petrus Damiani schrieb an ihn und Hildebrand: „Ihr seid der apostolische Sitz, ihr die römische Kirche; Rom ist ein Haufe von Steinen, in euch aber ruht das Heiligthum der Kirche."

Aber unendlich viel kam doch darauf an, ob es gelingen würde Benedict aus Rom zu vertreiben. Man rüstete sich lange und mit großer

Vorsicht. Gottfried sammelte ein Heer von 500 Rittern, Hildebrand füllte seinen Säckel. Erst gegen Ende des Jahrs 1058 brach man auf. Indem man vorrückte, sammelten sich auch allmählich wieder die zerstreuten Cardinäle: von ihnen wurde am 28. December zu Siena, der Form zu genügen, Gerhard feierlich in herkömmlicher Weise gewählt. Sogleich berief der Gewählte dann eine große Synode nach Sutri, die im Anfange des Januar 1059 gehalten wurde. Herzog Gottfried war zugegen, wie Wibert von Parma, ein junger Kleriker von vornehmer Geburt, der damals als Kanzler die Reichsgeschäfte in Italien führte. Die Synode entsetzte Benedict und sprach über ihn den Bann aus. Wunderbar, wie sich zu Sutri jetzt unter Hildebrands Einfluß fast dieselben Scenen wiederholten, die zwölf Jahre früher hier gespielt und ihn in die Verbannung geführt hatten.

Hildebrand bekämpfte Benedict mit geistlichen Waffen, aber er verschmähte auch sehr weltliche nicht. Er schickte Geld nach Rom und spaltete durch Bestechung die Bürgerschaft. Besonders waren es die Bewohner von Trastevere, die sich für ihn erhoben. Johannes Braczutus und Leos Wechselbank thaten auch jetzt ihre Dienste. Bald erhielt er die erwünschte Nachricht, Trastevere stehe ihm offen. Ohne Schwierigkeit führte er seinen Papst dorthin und bekam auch die Tiberinsel sofort in seine Gewalt. Es war eine Belohnung für die Trasteveriner, daß Einer aus ihrer Mitte, Johannes Tiniosus, zum Stadtpräfecten eingesetzt wurde, nachdem der bisherige Präfect, Petrus mit Namen, seines Amtes verlustig erklärt war. Einige Tage wurde dann noch mit Benedict und seinen Anhängern gekämpft, bis jener endlich den Lateran räumen mußte. Er suchte erst in Passerano, dann in Galeria eine Zuflucht. Indessen wurde Gerhard am 24. Januar 1059 im Lateran geweiht und empfing den deutungsreichen Namen Nicolaus II. Bald brachte er es durch Geldspenden dahin, daß alle Römer ihm Treue schwuren. Sie thaten es zum Theil mit der linken Hand, weil sie kurz zuvor die rechte zum Eide für Benedict erhoben hatten.

Hildebrand hatte erreicht, was er mit dem Namen der Kaiserin erreichen wollte. Aber schon die nächsten Tage zeigten deutlich, daß er nicht von fern beabsichtige in der Abhängigkeit vom deutschen Hofe die bisherige Politik der römischen Curie fortzuspinnen. Seine letzte Reise nach Deutschland hatte ihn belehrt, wie schwank die Macht der Kaiserin jenseits der Alpen sei; er kannte mehr als zur Genüge die erregte

Stimmung des Volks in der Lombardei gegen die kaiserlichen Bischöfe; er wußte, daß Herzog Gottfried noch andere Interessen kannte als die des Reichs, daß die Normannen in Unteritalien mit jedem Tage ihre Eroberungen ausbreiteten, daß das Kaiserthum in Italien kaum noch irgendwo gesicherten Boden hatte. Man wird es begreifen, wenn er es bedenklich fand, die Zukunft der kirchlichen Reform an den ungewissen Gang des von seiner Höhe sinkenden Kaiserthums zu binden, und ihm in bisheriger Weise dienstbar zu bleiben. Auch ihn hatte ein Jahrzehnt die Idee des Kaiserthums beherrscht, denn auch er hatte die Heilung der kirchlichen Gebrechen von ihm gehofft. Die Freiheit der römischen Kirche schien ihm da vor Allem in ihrer Befreiung von der Tyrannei des römischen Adels zu beruhen und diesen Adel nur der Kaiser bändigen zu können. Aber der Augenblick war gekommen, wo er keine andere Rettung für die kirchlichen Ideen sah, die ihn und seine Freunde erfüllten, als in einer selbstständigen Politik des apostolischen Stuhls, in seiner Freiheit von jeder weltlichen Gewalt, die sich, wie er wußte, nur erreichen und behaupten ließ, wenn es gelänge die Kirche über jede irdische Macht, auch über das Kaiserthum zu erheben. Jetzt erst war der Hildebrand fertig, dessen Bild die Weltgeschichte kennt; sein ganzes System, sein ganzes ferneres Leben sind nothwendige Consequenzen der Ueberzeugung, welche die Zeitverhältnisse in ihm von der Freiheit und Herrschaft der römischen Kirche entwickelt hatten. Aehnliche Verhältnisse hatten Nicolaus I. zu ähnlichen Ueberzeugungen geführt: es war wohl nicht ohne Absicht, daß der neue Papst Nicolaus II. benannt wurde.

Die Umstände brachten es mit sich, daß die neue Richtung der päpstlichen Politik sich zuerst in Italien zeigen mußte. Und unverzüglich trat sie hier an den Tag. Kaum war Nicolaus auf den Stuhl Petri erhoben, so setzte sich Hildebrand mit allen den Mächten in Verbindung, welche in den letzten Jahren in der Halbinsel aufgekommen waren und die mehr oder weniger sämmtlich eine dem Kaiserthum feindliche Richtung nahmen. Es war ein verhängnißvoller Moment in unserer Kaisergeschichte, als sich das Papstthum der nationalen Bewegung Italiens anschloß oder vielmehr in deren Mitte stellte.

2.

Das Papstthum in der Mitte der italienischen Bewegung.

Die Anfänge der Pataria.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß unter dem Druck der Fremdherrschaft das nationale Gefühl am schnellsten erstarkt. Hieraus erklärt sich, daß es in den Italienern damals so mächtig hervortrat und eine unüberwindliche Abneigung gegen die deutsche Herrschaft erweckte. Schon seit einem halben Jahrhundert war sie fast nur mit den Mitteln des Schreckens erhalten worden, und niemals war es geglückt die nationalen Regungen ganz zu ersticken.

Der Herd der Bewegung lag damals in den lombardischen Städten, wo das Bürgerthum bereits bewaffnet war und mehr und mehr Antheil am Regiment gewann. Kaum war Heinrich III. gestorben, so fiel es hier den vom deutschen Hofe eingesetzten Bischöfen überaus schwer, ihre Gewalt und ihr Ansehen zu behaupten. In Pavia wollte man schlechterdings von der Kaiserherrschaft Nichts mehr wissen: man verweigerte dem von der Kaiserin geschickten Bischof jeden Gehorsam, die Bürger wählten einen anderen und wußten ihn zu behaupten. Aehnlich wäre es in Asti ergangen, wenn sich nicht die Markgräfin Adelheid der kaiserlichen Autorität angenommen hätte. Ungemein bedrohlich hätte diese Bewegung für die deutsche Herrschaft werden müssen, wäre sie nicht durch die uralte Rivalität der Städte unter einander gebrochen worden. Gerade inmitten derselben erhob sich ein erbitterter Streit um den Principat zwischen Mailand und Pavia, der zu blutigen Kämpfen führte. Und doch war auch in Mailand nach Heinrichs III. Tode eine Empörung gegen den von ihm eingesetzten Erzbischof ausgebrochen und hatte durch die kirchliche Strömung der Zeit eine sehr eigenthümliche, dem Papstthum günstige Wendung genommen.

Mailand war vor allen Städten des Abendlandes die Stadt der Kirchen und der Klerisei. Der Klerus war zahllos wie „der Sand am Meere“ und lebte im größten Reichthum. Die Kirche hatte alte Ordnungen bewahrt, die von den römischen vielfach abwichen und je heftiger sie von Rom bestritten, desto hartnäckiger festgehalten wurden. Die Selbstständigkeit des heiligen Ambrosius gegen St. Peter war einer der

wichtigsten Glaubensartikel für die Mailänder Geistlichkeit. Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn die jüngsten Reformbestrebungen Roms hier nichts Anderes als Widerspruch erweckten. In den Augen Hildebrands und seiner Freunde galten die Mailänder Kleriker insgesammt als Simonisten und Buhler, wie sie denn in der That für die Ordination feste Taxen bezahlten und meist im ehelichen Stande lebten. Je mehr sich aber die Mailänder Kirche jeder Einwirkung Roms widersetzte, je mehr reizte sie den Zorn des apostolischen Stuhls, zumal er sich in dem Bewußtsein seines unbeschränkten Aufsichtsrechts über die gesammte Kirche immer entschiedener befestigte, und um so schwerer machte sich ihm diese Opposition fühlbar, als von Mailand fast alle lombardischen Bischöfe als Suffragane abhängig waren. Seit geraumer Zeit hatte Rom wenige Zeichen der Ergebenheit von den Mailänder Erzbischöfen erhalten; dagegen hatte es nicht an dem Versuch gefehlt, in Mailand ein Papstthum neben dem Papstthum zu errichten. Man erinnere sich, welche Stellung Erzbischof Aribert auf dem Stuhl des heiligen Ambrosius zu einer Zeit einnahm, wo der Nachfolger Petri alle Achtung verscherzte.

Schon Benedict VIII. und Leo IX. hatten den Kampf mit der Mailänder Geistlichkeit und den lombardischen Bischöfen begonnen, aber sich bald von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt. Denn neben der geistlichen Macht stand eine bedeutende politische diesen Bischöfen zu Gebote. Noch waren überall die Städte von ihnen abhängig, obschon sie bereits den Kapitanen, den Valvassoren und den freien Bürgern, die wesentlich dem reichen Handelsstande angehörten, einen Antheil am Stadtregiment hatten einräumen müssen. Vor Allem war der hohe Adel der Kapitane und der ritterliche Stand der Valvassoren tief in das Interesse der Geistlichkeit verwickelt: sie hatten die großen Kirchengüter zu Lehen und heiratheten am liebsten aus den Familien des reichen Klerus, der sich andererseits wieder vorzugsweise aus ihnen ergänzte. Der Kampf gegen die lombardische Geistlichkeit war deshalb zugleich ein Kampf gegen den städtischen Adel; es handelte sich dabei kaum minder um politische, als um kirchliche Interessen. Die revolutionäre Partei, die diesen Kampf unternahm und endlich mit Erfolg durchführte, hat eben so sehr die bürgerliche Freiheit der Lombarden begründet, wie sie zugleich die Bischöfe derselben Rom unterwarf und die kirchliche Selbstständigkeit vernichtete. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom hier zum Siege gelangen.

Anselm, aus Baggio, einem kleinen Orte im Mailändischen, gebürtig, gab zu dieser Bewegung den ersten Anstoß. Er war einer vornehmen Familie entsprossen und früh in die glänzenden Reihen des Mailänder Klerus aufgenommen; seine Bildung hatte er zum Theil im Auslande gesucht und war zu Bec einer der ersten Schüler Lanfranks gewesen. Hier scheint er sich zuerst mit der Richtung der Cluniacenser befreundet zu haben, in deren Sinne er dann in Mailand gegen Simonie und Priesterehe zu predigen anfing. Die Predigten machten Aufsehen und wurden Erzbischof Wido lästig, der den übereifrigen Priester seiner Kirche alsbald Heinrich III. zur Verwendung im Dienste des Hofes empfahl. So kam Anselm nach Deutschland und diente dann einige Zeit in der kaiserlichen Kapelle, bis er im Jahre 1056 das erledigte Bisthum Lucca erhielt, welches ihn in unmittelbare Beziehungen zu Herzog Gottfried und Beatrix brachte, auch bald dem Cardinal Hildebrand näher und näher führte.

Anselm war aus Mailand entfernt, aber seine Bestrebungen gingen dort nicht unter. Ein Diakon von ritterlicher Geburt, Arialb mit Namen, hatte sich, vom Erzbischof im hohen Maße begünstigt, ernsteren theologischen Studien hingegeben, welche ihn auf die Lehrmeinungen der Cluniacenser führten; wahrscheinlich hatte auch er französische Schulen besucht und war dann Anselm und Hildebrand näher bekannt geworden. Unerschrocken trat Arialb um das Jahr 1056 in seinen Predigten für den Cölibat, die Unentgeltlichkeit der Weihen, das allgemeine Bisthum Roms in die Schranken und machte, obwohl ihm eine geläufige Zunge fehlte, durch die Leidenschaftlichkeit seiner Angriffe Aufsehen. Bald fand er einen sehr eifrigen Genossen an einem jungen Kleriker, mit Namen Landulf, dem höchsten Adel der Stadt verwandt, überaus beredt, die Gunst der Masse ebenso suchend, wie sie ihm schnell entgegenkam. Landulf, dem noch die höheren Weihen fehlten, war zur Predigt nicht berechtigt, aber er setzte sich über die Vorschriften der Kirche weg und predigte mit unglaublichem Erfolg. Was der Erzbischof auch thun mochte, der Anhang der neuen Prediger war in stätem Wachsen, und schon im Anfange des Jahrs 1057 kam es zu einem förmlichen Aufstand gegen die geordneten Kirchengewalten. Die Prediger mit ihren Volkshaufen brachen eines Tages in die Kathedrale und verjagten den Erzbischof mit den Domherren aus dem Chor, dann stürmten sie die Häuser der Geistlichen, plünderten sie und trieben die Weiber hinaus.

So ging es in der Stadt, so auf dem Lande, und nicht eher fanden die Priester Ruhe, als bis sie sich durch Unterschrift dem ehelichen Leben zu entsagen verpflichteten.

Die Beschlüsse, welche Stephan X. gleich im Anfange seines Pontificats gegen die verheiratheten Kleriker auf mehreren römischen Synoden veranlaßt hatte, konnten Arialb und Landulf in ihren Bestrebungen nur ermuthigen. Dennoch wagte sich Erzbischof Wido klagend an den apostolischen Stuhl zu wenden, und der Papst befahl über seine Beschwerden auf einer Provinzialsynode zu verhandeln, auf der sich auch Landulf und Arialb stellen sollten. Die Synode wurde gehalten, aber beide stellten sich nicht und veranlaßten so, daß die versammelten Bischöfe über sie das Anathem aussprachen. Die Gebannten schäumten vor Wuth gegen die Bischöfe und Priester; sie umgaben sich mit dichten Schwärmen von Laien, namentlich aus den niedrigsten Klassen des Volks, bei Tag und bei Nacht, und beherrschten mit diesen Banden die Stadt. Die Gegner nannten den Anhang Landulfs spöttisch die Pataria, d. h. das Lumpengesindel, aber bald sah die fanatisirte Masse in diesem Namen eine Ehre. Denn nach ihrer Meinung war nur in ihrer Armuth die Kirche Gottes. Jene reichen Priester schalten sie insgesammt verbuhlte Weiberknechte, ihr geweihtes Sacrament „Hundemist", ihre prächtigen Kirchen „Pferdeställe": eidlich verbanden sie sich zum Kampf auf Leben und Tod gegen alle verheiratheten Priester.

Nicht lange danach ging Arialb nach Rom, um hier sein und seiner Genossen Treiben in ein günstigeres Licht zu stellen, als es der Erzbischof that. Es gelang ihm um so leichter, als er vor Allem vollständige Unterwerfung der Mailänder Kirche unter Rom versprach. Anselm von Lucca und Cardinal Hildebrand wurden darauf nach Mailand geschickt, um die Sachen friedlich zu ordnen. Sie suchten zu begütigen. Aber den Aufruhr auf die Dauer zu stillen vermochten sie nicht; auch konnte es kaum in ihrem Willen liegen, da sie selbst eine lebhafte Theilnahme für die Volksbewegung empfanden. Und schon verbreitete sich die Pataria auch nach anderen Städten der Lombardei; namentlich fand sie in Brescia, Cremona und Piacenza Anhang, obwohl die Patarener hier noch nirgends durchdringen konnten, sondern vielmehr einem sehr hartnäckigen Widerstand aller Orten begegneten. Als Landulf einst nach Piacenza kam, wurde er zum Krüppel geschlagen und längere Zeit seiner Thätigkeit entzogen. Der Bischof von Brescia wurde später, weil

er ein römisches Decret im Sinn der Pataria zu veröffentlichen wagte, von seinem eigenen Klerus beinahe ermordet.

Man sieht, es sind die kirchlichen Fragen der Zeit, von denen die Pataria ausgeht: aber unverkennbar ist zugleich in ihr eine feindselige Richtung gegen die deutsche Herrschaft. Je mehr sie an Kraft und Bedeutung gewinnt, je mehr treibt sie deshalb die Bischöfe und den städtischen Adel zum engsten Anschluß an den kaiserlichen Hof. Andere Standesinteressen, völlig entgegengesetzte Ansichten über die kirchlichen Fragen führten zu derselben Zeit, wie wir wissen, zu einer neuen Erhebung des römischen Adels: aber in der Abneigung gegen die kaiserliche Gewalt begegneten sich doch die Grafen von Tusculum mit dem lombardischen Pöbel. Und indessen hatte sich Unteritalien schon so gut wie ganz von der deutschen Herrschaft befreit. Zwei eben so kühne, als verschlagene normannische Ritter waren es, die hier den Dingen eine Wendung gaben, welche nicht allein die Verbindungen dieser Länder mit dem Kaiserreiche auf lange Zeit löste, sondern auch zu der Entwickelung einer neuen Macht führte, welche oft genug den Aufschwung der kaiserlichen Macht in der Folge gehemmt hat.

Das Auftreten Richards von Aversa und Robert Guiscards.

Kurz vor der Zeit, als Heinrich III. Raidulf mit Aversa, Drogo mit Apulien belehnte, waren zwei junge Normannen, Richard Asclittins Sohn und Robert, ein Sohn Tancreds von Hauteville aus zweiter Ehe, nach Italien gekommen. Sie waren Schwäger; Richard war mit einer Schwester Roberts vermählt. Es lockte diese jungen Ritter die Lust nach Abenteuern, es lockte sie das glänzende Loos, welches ihre Brüder in dem fernen schönen Lande gefunden hatten. Aber es lächelte ihnen im Anfange nicht das Glück, wie einst ihren Brüdern; ihre Angehörigen selbst sahen sie mit scheelen Blicken an und wollten die gewonnene Macht nicht mit ihnen theilen. Als Wegelagerer mußten sie eine Zeit lang ihr Leben fristen, wie jene ersten Normannen, die sich in dem reichen Campanien festgesetzt hatten.

Richard war ein Neffe Rainulfs, des ersten Grafen von Aversa, ein Bruder jenes „schönen jungen Grafen" Asclittin, der auf kurze Zeit in Aversa befehligt und der Abgott seines Volkes gewesen war. Auch ihn hatte die Natur mit allen ihren Reizen ausgestattet, mit einer ritter-

lichen Gestalt, einnehmenden Gesichtszügen, hellem Auge: „er strahlte von Schönheit." Niemand konnte ihn sehen, ohne von ihm gefesselt zu werden; die Erinnerungen an seinen Oheim und seinen Bruder gewannen ihm ohnehin zu Aversa, wo er zuerst auftrat, Aller Herzen. Bald hatte er ein stattliches Gefolge, und man jubelte, wenn er in Mitte desselben mit großer Geschicklichkeit sein kleines Roß tummelte, auf dem er mit den Füßen fast die Erde berührte. Aber die Zuneigung des Volks erregte in seinem Vetter Raidulf, der damals Aversa regierte, die Besorgniß aus der Grafschaft verdrängt zu werden. Er vermochte deshalb Richard Aversa zu verlassen und nach Apulien zu seinem Freund Humfred, dem jüngeren Bruder Drogos, zu ziehen. Hier fand Richard freundlichere Aufnahme und zeichnete sich bald als ein tüchtiger Degen aus.

In der kleinen Burg Genzano bei Venosa saß damals ein Ritter Namens Sarulo, der einst des jungen Asclittin Vasall gewesen war. Kaum hörte er, daß der Bruder seines in schönster Jugendblüthe gestorbenen Herrn in Apulien sei, so lud er ihn dringend ein seine Burg zu besuchen. Als Richard dort erschien, übergab er ihm ohne Weiteres Genzano; er selbst wollte von dannen ziehen und konnte nur mit Mühe zu bleiben bewogen werden. So faßte Richard zuerst festen Fuß in Italien. Aber noch in derselben Nacht nahm er mit seinen neuen Getreuen eine andere Burg in der Nähe und brachte reiche Beute von dort nach Genzano. Sein Anhang wuchs nun mit jedem Tage; erst hatte er sechszig, bald hundert Ritter am Tische. Und in der That gab es nie einen abenteuernden Herrn, der freigebiger mit seinen gewonnenen Schätzen geschaltet hätte. Tag für Tag ging er auf Beute aus, und Tag für Tag that er mit vollen Händen unter seinen Gesellen aus, was er gewonnen hatte. Schon fürchtete man ihn weit und breit, und selbst mit seinem Vetter in Aversa fing er Händel an, die aber beigelegt wurden.

Es ist sehr begreiflich, wenn das gewaltthätige Treiben Richards in Apulien dem Grafen Drogo in kurzer Zeit unerträglich wurde. Er gerieth mit Richard in Fehde, bekam ihn in seine Gewalt und warf den unruhigen Vasallen in seinen Kerker. Aber nur kurze Zeit lag hier Richard in Banden; sein Schicksal gewann plötzlich eine überaus günstige Wendung. Graf Raidulf von Aversa starb im Jahr 1047, und die Blicke aller Normannen wandten sich sogleich auf Richard. Flehentlich baten sie Waimar von Salerno Richard aus dem Kerker zu befreien

und ihnen zum Grafen zu geben. Unmöglich konnte er ihren Bitten widerstreben. Er erwirkte, daß Drogo Richard entließ und nach Salerno sandte; hier kleidete Waimar ihn in Seide und führte ihn selbst nach Aversa, wo unter allgemeinem Jubel Richard belehnt wurde und Waimar als seinem Lehnsherrn den Huldigungseid leistete *).

Robert mußte länger des Glücks warten. Er, einer der vielen Söhne des mehr kinderreichen als begüterten Herrn von Hauteville, hatte wenig mehr nach Italien als sich selbst gebracht. Aber er glaubte auf die Unterstützung seiner Stiefbrüder Drogo und Humfred rechnen zu können; überdies hatte ihm Gott einen starken Arm, eine donnernde Stimme, ein unverzagtes Herz und einen anschlägigen Kopf gegeben. Von stattlicher Größe, wohl gebaut vom Scheitel bis zur Zehe, blonden Haars und trotzigen Blicks aus den blauen Augen, schritt er einher in dem vollen Gefühl, daß es ihm in der Welt an Macht und Ehre nicht fehlen könne. Aber die Stiefbrüder nahmen ihn in Apulien nicht so auf, wie er erwartet hatte; er mußte um das Brot dort für andere Herren zuerst seine Waffen führen. Es fraß ihm das Herz ab, daß solche, die nicht seines Gleichen, Burgen und Länder hätten, während er, der Bruder des mächtigen Grafen, bei Fremden dienen und keinen Fuß breit Landes sein nennen könnte.

Endlich erschloß sich ihm eine bessere Aussicht. Pandulf von Capua suchte ihn in seine Dienste zu ziehen, als er sich von Waimar bedrängt sah (1047); er versprach Robert eine Burg und seine Tochter zur Ehe. Aber, sobald die Gefahr vorüber, gereute ihn seines Versprechens. Als Robert nach Capua kam, um die Braut heimzuführen, sah er sich betrogen. „Gott vernichte Pandulfs Haus!“ rief er aus, „er hat mir die Tochter versprochen und sein Wort nicht gehalten.“ So zog er von dannen und verlangte nun um so dringender von seinem Bruder Drogo eine eigene Burg in Apulien. Nirgends aber fand dieser hier für Robert Raum, bis er endlich hart an der Grenze Calabriens einen Fels entdeckte, der für eine Burganlage geeignet schien. Hier ließ er eine kleine Feste von Holzwerk erbauen, nannte sie Rocca di San Marco und übergab sie Robert; er überließ ihm zugleich Calabrien, so weit er es erobern könnte.

*) Zwei Knaben, Wilhelm und Hermann, die Söhne Raidulfs, werden Anfangs neben Richard als Grafen von Aversa genannt, nach dem Jahr 1050 aber nicht mehr erwähnt.

Aber Robert hatte weder Geld noch Leute, um Eroberungen zu machen. Von seiner Burg sah er das weite Land, die reichen Städte, die zahlreichen Dörfer, die Heerden auf den fetten Weiden, und fühlte nur um so mehr seine Armuth. Er dachte: was hilft Adel und Ritterthum, vor Allem muß man leben und seinen Beutel füllen. Endlich entschloß er sich heimlich Nachts wie ein Dieb auszuziehen, um ein oder das andere Stück Vieh von der Weide zu treiben. So hatte man in Rocca di San Marco wenigstens Fleisch; der Trank dazu war das Wasser der klaren Quelle. Es dauerte nicht lange, so kehrte Robert zu Drogo zurück und klagte über seine verzweifelte Lage. Sein Aussehen zeigte am besten, wie sehr er ein Recht dazu hatte; denn so hohl sah er aus den Augen, daß Drogo und Alle im Hause entsetzt die Blicke wandten. Wenigstens so viel erreichte er, daß man ihm mehr Leute gab, so daß er nun wenigstens öffentlich sein Raubhandwerk üben konnte. Er trieb fortan bei Tageslicht die Heerden von den Wiesen und verkaufte sie; er griff auf dem Felde die Arbeiter auf, die sich mit Brot und Wein auslösen mußten. Aber es blieb in der Burg ein trauriges Leben, bis Robert durch einen Handstreich, der einem Ritter wenig Ehre machte und den er selbst später oft bereut hat, zu besseren Kräften kam.

In dem nahen Bisignano lebte ein alter reicher Gutsbesitzer, der große Heerden besaß; sein Name war Peter. Er hatte mit Robert, um sein Eigenthum zu wahren, ein gütliches Abkommen getroffen, und beide pflegten sich scherzweise Vater und Sohn zu nennen. Einst verabredeten sie eine freundschaftliche Zusammenkunft, zu der sie mit ihren Leuten erschienen. Sie begrüßten sich, beide zu Roß; Peter ritt nahe heran und bot Richard den Mund zum Kusse; dieser aber legte den Arm um den Hals des Alten und riß ihn vom Pferde, zugleich selbst aus dem Sattel springend und sich auf ihn stürzend, während seine Leute Peters Gefolge in die Flucht wandten. Der alte Mann wurde darauf nach Rocca di San Marco geschleppt und hier in der sonderbarsten Weise behandelt. Robert fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und gestand, daß ihn nur die Armuth zu diesem Frevel verleitet habe. „Du bist mein Vater," sagte er, „und ein reicher Vater muß seinem armen Sohn helfen; so bestimmt es selbst das Gesetz." Peter versprach zu helfen und erbot sich ihm 20,000 Byzantiner zu zahlen. Als er die Summe zahlte, wurde er entlassen und lebte fortan in Friede und Freundschaft mit Robert. Nun ging es lustiger auf Roberts

Burg her, aber zur Eroberung Calabriens war immer noch geringe Aussicht.

Es war bald darauf, daß Robert seinen Bruder in Apulien besuchte. Da traf ihn einer seiner Verwandten, mit Namen Girard und redete ihn an: „Du Schlaukopf," — davon führte er den Beinamen Guiscard d. h. Schlaukopf — „weshalb irrest du so unstät umher? Nimm doch meine Muhme zum Weibe: dann will ich dein Ritter werden und mit dir ausziehen, um dir Calabrien zu unterwerfen. Zweihundert andere Ritter werden uns helfen." Robert war hocherfreut über dies Anerbieten. Obwohl die Dame ihm verwandt war und wohl kaum sonderlich anzog, entschloß er sich schnell zur Heirath und bat seinen Bruder sich mit Alberada — so hieß Girards Tante — vermählen zu dürfen. Nur mit dem äußersten Widerstreben gab Drogo die Erlaubniß; aber die Ehe wurde vollzogen. Girard folgte mit seinen Freunden Robert nach Rocca di San Marco; bald gewannen sie Dörfer und Burgen bis tief in Calabrien hinein und breiteten den Ruf ihrer Tapferkeit eben so sehr, wie ihre Besitzungen aus.

Seitdem spielten Richard und Robert eine sehr bedeutende Rolle unter den normannischen Herren. Nach Drogos Tode (1051) unterstützten sie Humfred, der jenem als Graf von Apulien gefolgt war, auf alle Weise, ohne jedoch dabei ihre eigenen Zwecke zu vergessen. Schon als Pandulf IV. von Capua im Jahr 1050 starb und sein Sohn Pandulf V. allein die Regierung übernahm, hatte Richard seinen Blick auf dieses Fürstenthum gerichtet; zwei Jahre später griff er dann Capua mit Waffengewalt an, zog aber ab, als die Einwohner ihm 7000 Byzantiner als Lösegeld boten. Man weiß, wie zu derselben Zeit die Macht des Fürstenthums Salerno zusammenbrach und Gisulf II. nur durch die vereinte Macht der Normannen den Thron seiner Väter behaupten konnte, wie diese vereinte Macht dann gegen die Angriffe Leos IX. Stand hielt und von Stephan X. alsbald aufs Neue bedroht wurde. Humfred, Richard und Robert hatten zusammen bei Civitate gefochten; sie hatten es gesehen, wie man sie verspottete, weil sie auf ihre Fahnenlanzen wiesen und ihre Länder vom Kaiser zu Lehen zu tragen behaupteten. Das Band, welches sie bisher an den Stuhl Petri und den Thron des Kaisers geknüpft hatte, war zerrissen; nur durch eigene Kraft, sahen sie, konnten sie sich ferner in dem fremden Lande behaupten. Aber sie verzagten nicht, auch in der Stunde der Gefahr

hielten sie treu zusammen, und immer neue Hülfsschaaren stießen aus der Normandie zu ihnen. Zu Richard hatte sich sein Bruder Robert gesellt, der eine Tochter Drogos zur Ehe nahm; zu Humfred zog sein leiblicher Bruder Goffred Ridell und seine Stiefbrüder Mauger, Wilhelm und Roger, von denen Roger zuerst seine Waffen zur Seite Robert Guiscards in Calabrien übte, während Mauger und Goffred sich in der Capitanata Besitzungen erwarben und Wilhelm, der in die Dienste des Fürsten Gisulf von Salerno trat, bald einen großen Theil des Fürstenthums als Lehen gewann. Mit jedem Tag wuchs die Macht der Normannen in den Fürstenthümern, und nur durch eine ränkevolle, treulose Politik konnten sich ihnen gegenüber die langobardischen Herren in Benevent, Capua und Salerno erhalten, da sie jetzt jedes Beistandes der kaiserlichen Gewalt entbehrten.

In dieser Lage der Dinge starb Humfred im Jahre 1057. Er hinterließ zwei Söhne, Abälard und Hermann, die aber nicht in dem Alter waren, um das Regiment zu führen. Sterbend hatte Humfred die Vormundschaft über die Söhne seinem Bruder Robert Guiscard übertragen, und ihn wählten jetzt die Normannen Apuliens zu ihrem Grafen. Gisulf von Salerno erkannte nicht allein die Wahl an, sondern gab Robert sogar seinen Sohn und seinen Neffen als Unterpfand, daß er ihm alljährlich die bedungenen Soldzahlungen leisten würde. So weit war es gekommen, daß Gisulf bereits seinen eigenen Vasallen Tribut zahlen mußte; er zahlte einen solchen nicht allein Robert, sondern auch dessen Bruder Wilhelm und Richard von Aversa. Schon war das ganze Fürstenthum in den Händen dieser Häuptlinge; nur Salerno selbst und die nächsten Burgen behauptete noch Gisulf, aber auch hier lebte man hinter Mauern und Gräben in stätem Belagerungszustand. Einzig und allein, daß die Normannen den Raub sich einander nicht gönnten, schützte die ganz erschütterte Macht des Fürsten.

Indessen fiel Capua in die Hände Richards. Im Jahre 1057 starb Pandulf V. und hinterließ die Herrschaft seinem Sohn Landulf VIII., der nur wenige Tage ihrer froh werden sollte. Richard rückte aufs Neue vor die Stadt und schnitt ihr die Lebensmittel ab; eine Hungersnoth entstand in derselben, und bald sahen sich die Einwohner mit den Normannen ein Abkommen zu treffen genöthigt (1058). Landulf mußte die Stadt verlassen; er und seine Nachkommen irrten nachher in der schwersten Noth im Exil umher und haben niemals die Heimath wieder-

gesehen. Das langobardische Fürstenthum in Capua hatte sein Ende erreicht; Richard nannte sich fortan Fürst von Capua, und die Grafschaft Aversa verlor ihre selbstständige Bedeutung, indem sie in das normannische Fürstenthum aufging. Nur die Stadt Capua selbst bewahrte vier Jahre noch eine gewisse Selbstständigkeit, da Richard die Bewachung der Thore und Mauern der Bürgerschaft beließ. Er gab dies für den Augenblick zu, da er diesen Schein von Freiheit doch zu jeder Zeit vernichten konnte; sein nächstes Augenmerk war seine Macht in Campanien gegen jeden Nebenbuhler zu schützen und sich namentlich auch Salernos zu versichern. Aber hier begegnete er dem Widerstand Robert Guiscards, der um so mehr zu fürchten war, als er inzwischen seine Macht im Süden weiter und weiter ausgebreitet hatte. Schon war er fast bis zu der Meerenge von Messina vorgedrungen und fing an sich Herzog von Apulien und Calabrien zu nennen.

Richard und Robert hatten der normannischen Herrschaft unleugbar eine ganz neue Bedeutung gegeben: wenn die ersten Niederlassungen unter dem Schutz der Kaiser und Päpste Bestand gewannen, so konnte man von den Fürstenthümern, die sie jetzt begründet hatten, ein Gleiches nicht sagen, vielmehr waren dieselben unabhängig von der kaiserlichen Gewalt, die sie in diesen Gegenden geradezu vernichteten, wie im unmittelbaren Gegensatz gegen die Bestrebungen der Päpste entstanden. Hildebrand hat später einmal behauptet, alle weltliche Herrschaft sei von Räubern ausgegangen; diese Normannenstaaten, die er in Unteritalien hatte erwachsen sehen, waren in der That von Abenteurern begründet, die sich in ihren Anfängen wenig von Räubern unterschieden. Wunderbar genug, daß er solchen Männern ohne Bedenken die Hand reichte, als er das Papstthum dem Einflusse des deutschen Hofes entziehen wollte. Kaum war Nicolaus II. in Rom eingesetzt, so eilte Hildebrand zu Richard, um sich seines Beistandes gegen den römischen Adel zu versichern. Er schloß mit dem Normannen einen Bund, in dem er ihn als Fürsten von Capua anerkannte, während dieser Lehnstreue dem apostolischen Stuhle versprach. Richard war der erste Fürst, der in ein klares Vassalitätsverhältniß zum römischen Bischof trat.

Unverzüglich, nachdem dieser Bund geschlossen war, trat Richard als Schutzherr und Vogt der römischen Kirche auf; er übernahm, was bisher die deutschen Kaiser als ihr Recht und ihre Pflicht erkannt hatten, was jetzt Herzog Gottfried als Stellvertreter des Königs hätte auf sich

nehmen müssen, aber entweder nicht leisten konnte oder absichtlich nicht wollte. Dreihundert normannische Ritter zogen gegen Rom, um dem Papste Hülfe zu leisten; sie brachen alle Burgen des römischen Adels, die sie auf ihrem Wege fanden. Tusculum, Palestrina, Mentana konnten ihnen nicht widerstehen, und Nichts hinderte sie durch Rom selbst zu ziehen, um ihr Zerstörungswerk auch im Norden der Tiber fortzusetzen. Sie kamen bis gegen Sutri hin, ohne einem namhaften Widerstand zu begegnen. Nur Galeria, wo Benedict verweilte, hielt sich bei dem ersten Angriff; als aber in Monatsfrist aufs Neue die Normannen anzogen, glaubte Benedict selbst seine Sache aufgeben zu müssen. Er erbot sich das päpstliche Gewand abzulegen, wenn man ihm Sicherheit für sein Leben und seine Person versprach. Als dies geschah, verließ er Galeria und kehrte in das Haus seiner Mutter nach Rom bei Maria maggiore zurück.

So wurden die Burgen des römischen Adels im Februar und März 1059 von den Normannen gebrochen, so die Gewalt Nicolaus II. in Rom und der Campagna gesichert. Und schon war Hildebrand auch Robert Guiscard nahe getreten. Desiderius von Monte Cassino, der sich schnell und ganz das Vertrauen der normannischen Fürsten gewonnen hatte, war zum Cardinal der römischen Kirche und apostolischen Vicar in ganz Campanien, Apulien und Calabrien ernannt worden; fester und fester zog er dann den Bund des apostolischen Stuhls mit den fremden Rittern. Man weiß, die Normannen hatten von Anfang an eine große Verehrung gegen die Nachfolger Petri gezeigt: nur widerstrebend hatten sie gegen Leo IX. die Waffen ergriffen und dem besiegten Papst die Füße geküßt. Es ist keine Frage, daß sie sich gern von dem Fluche der Kirche befreiten, der schwer genug auf ihnen lastete, daß sie lieber für Rom als gegen Rom ihre Waffen führten. Unendlich viel mußte ihnen daran liegen, ihre Eroberungen durch die Autorität der Kirche geheiligt zu sehen; aber auch Hildebrand mochte nicht wenig erfreut sein, in diesen unwiderstehlichen Kriegern so bereitwillige Werkzeuge seiner Absichten zu finden.

Alles ließ sich in der That auf das Glücklichste an. Während Hildebrand die Normannen für Rom gewann, hatte Petrus Damiani die mailändische Kirche dem apostolischen Stuhl unterworfen. Von Anselm von Lucca begleitet, war er als Legat des Papstes in Mailand

erschienen. Seine Gegenwart allein war ein Triumph der Pataria und erfüllte den Erzbischof mit panischem Schrecken. Mit großer Kühnheit trat der römische Cardinal auf. Als er die Synode eröffnete, nahm er den Vorsitz ohne Weiteres in Anspruch, Anselm wies er zur Rechten, dem Erzbischof zur Linken den Platz an. Wido war völlig außer Fassung gebracht: „auch auf meinen Fußschemel," sagte Petrus, „würde er sich gesetzt haben, wenn ich es gewollt hätte." Der Legat des Papstes hielt dann über die mailändische Kirche Gericht, als wäre sie bereits ganz in den Händen Roms. Dennoch hatte er noch einen schweren Sturm zu bestehen. Das Volk zu Mailand war empfindlicher als der Erzbischof; das ganze Auftreten des römischen Cardinals verletzte den mailändischen Stolz auf das Tiefste. Am Tage nach der Eröffnung der Synode brach ein Aufstand aus. Wildes Getümmel erfüllte die Stadt. Petrus fing schon an für sein Leben zu fürchten, und Landulf gelobte in der Angst seines Herzens in ein Kloster zu gehen. Aber der Sturm brauste schnell vorüber. Petrus sprach zu der Menge von der Hoheit und göttlichen Prärogative der römischen Kirche; unerwarteter Weise fand er Gehör und Gehorsam. Obwohl er selbst seinen Worten allein den Erfolg zuschrieb, verlief sich doch die Bewegung so schnell wohl nur deshalb, weil Wido nicht die geringste Neigung zeigte, an ihre Spitze zu treten.

Ungestört konnten am folgenden Tage die Verhandlungen der Synode fortgesetzt werden. Mit voller Strenge durchzugreifen war, wie Petrus einsah, unmöglich. Er begnügte sich Kirchenstrafen leichterer Art — Wallfahrten nach Rom, Tours und St. Jago — über den Erzbischof und alle Kleriker, welche der Simonie oder des Nicolaitismus schuldig waren, zu verhängen und sie bündig zu verpflichten, für alle Folge den Gewohnheiten ihrer Kirche zu entsagen, welche die Gesetze Roms als ketzerisch verurtheilt hatten. Das Ergebniß der Synode wurde dann in der Kathedrale dem Volk verkündigt und die aus der Kirche Ausgeschlossenen wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen, nachdem sie öffentlich jene Eidesformel hatten beschwören müssen, welche Arialb einst seinen Anhängern aufgedrungen hatte; eine Formel, die alle Simonisten und beweibten Priester des Anathems schuldig erklärte.

Dieses Verfahren des Legaten war Arialb nicht entschieden genug; er suchte es später in Rom rückgängig zu machen, obschon ohne Erfolg. Auch Petrus zweifelte Anfangs, ob er Hildebrand ganz genug gethan

hätte; aber nicht mit Unrecht sah er selbst in diesen Mailänder Vorgängen einen der glänzendsten Siege der römischen Kirche. Er erzählt, wie Hildebrand ihn in dieser Zeit öfters aufgefordert eine kurze Zusammenstellung aller Rechte des Stuhls Petri zu machen, die gleichsam als Rüstkammer in den Kämpfen des apostolischen Stuhls dienen könne, er selbst aber eine solche Arbeit als unnöthig angesehen hätte; erst dort in Mailand, als er Roms Prärogative so glänzend zur Geltung gebracht, sei ihm der Nutzen derselben klar geworden und er habe sich an das Werk Hand anzulegen entschlossen. In Mailand selbst fühlte man es recht wohl, daß die Freiheit der Ambrosianischen Kirche einen tödtlichen Streich empfangen. „Wahrlich, wahrlich!" schreibt ein gleichzeitiger Chronist, „diese Begebenheit steht nicht ohne Grund in den Annalen Roms verzeichnet, und immerdar wird es nun heißen: Mailand ist Rom unterworfen." Und in der That erkannte Rom die ganze Bedeutung dieses Sieges und beutete ihn mit großer Eilfertigkeit aus. Binnen kürzester Frist wurde der Erzbischof mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Asti, Alba, Vercelli, Novara, Lodi und Brescia zu einem Concil nach Rom beschieden. Sie erschienen, „diese hartnäckigen Stiere der Lombardei," und versprachen volle Unterwerfung unter Rom. Der Papst investirte Wido dann gleichsam von Neuem mit seinem Erzbisthum durch einen Ring. War der Erzbischof bisher ein Vasall des Kaisers gewesen, so sollte er fortan der Dienstmann des römischen Bischofs werden: wie anders war diese ungewohnte Ceremonie zu deuten? Vor Allem ist klar, daß man die Lombarden eben so fest, wie die Normannen, an den Stuhl Petri zu knüpfen suchte.

Die römische Kirchenversammlung von 1059.

Es war ein für alle Zeiten merkwürdiges Osterconcil, auf dem sich der Mailänder Klerus so tief vor dem Papstthum demüthigte: auf diesem Concil trat zuerst die veränderte Politik Hildebrands — denn er beherrschte durchaus den Papst und die römische Curie — klar an den Tag, und man muß sagen, daß mit demselben das Papstthum und die gesammte geschichtliche Entwickelung in eine neue Phase zu treten begann.

Am 13. April 1059 wurde das Concil im Lateran eröffnet, die stattlichste Versammlung, welche man jemals bisher hier gesehen hatte:

113 Erzbischöfe und Bischöfe waren erschienen, denen sich eine unermeßliche Schaar niederer Kleriker und Mönche angeschlossen hatte. Mustert man die Reihen, so findet man die ganze italische Kirche von den Grenzen Apuliens bis zu den Alpen vertreten; nur der Erzbischof von Ravenna wird vermißt. Nahezu drei Viertel der Bischöfe gehörten Italien an; der Rest war aus Burgund und Frankreich gekommen. Nicht ein deutscher Bischof war unseres Wissens in der Versammlung. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn der deutsche Klerus später eine feindliche Stellung gegen die gefaßten Beschlüsse nahm, bei denen er in keiner Weise mitgewirkt hatte und denen man doch eine allgemeine Bedeutung zu geben versuchte. Eine viel zu einflußreiche Stellung hatte bisher unser Klerus in der abendländischen Kirche behauptet, als daß er sich die Rolle des leidenden Gehorsams so leichthin hätte aufnöthigen lassen.

Das erste und wichtigste Geschäft des Concils war die Erhebung des Florentiner Bischofs auf den päpstlichen Stuhl durch die strenggläubigen Cardinäle, wie sie unter eigenthümlichen Umständen erfolgt war, gegen jeden kanonischen Einwand für alle Folge zu rechtfertigen. Dazu mußte zunächst eine empfindliche Demüthigung jenes unglücklichen Benedict dienen, welchen der römische Adel erhoben hatte. Hildebrand führte ihn in die Versammlung; hier sollte er ein Sündenbekenntniß vorlesen, welches man ihm in die Hand gab. Er weigerte sich, aber man zwang ihn: unter Thränen bekannte er endlich Sünden, die er niemals begangen zu haben glaubte. Als er geendet, rief Hildebrand: „Seht, Bürger von Rom, das sind die Thaten des Bischofs, den ihr euch erwählt habt!" Das Concil begnügte sich nicht damit, Benedict des Bisthums zu entsetzen; es verstieß ihn völlig aus dem geistlichen Stande. Er blieb für die Folge in Rom, gleichsam in der Haft seiner Widersacher. Man wies ihm eine Wohnung in der Kirche der heiligen Agnes an; etwa zwanzig Jahre hat er hier noch gelebt. Allmählich wurde er wieder zum Diakonen und Priester befördert, und als er unter dem Pontificat Hildebrands starb, befahl dieser ausdrücklich ihn im päpstlichen Ornat zu bestatten. „Zu meinem Unglück," soll er gesagt haben, „bin ich diesem Manne begegnet; zu einem schweren Vergehen bin ich dadurch verleitet worden." Es kam ja bald genug die Zeit, wo es in seinen Augen eher ein Verdienst als ein Fehler war, daß Benedict im Widerspruch gegen den deutschen Hof den Stuhl Petri bestiegen hatte.

Der vom römischen Adel erwählte Papst war als Eindringling beseitigt; es galt nun die Wahl der Cardinäle als gesetzmäßig darzustellen. Es geschah dies nicht, indem man sich auf das Heinrich III. zugestandene Ernennungsrecht oder frühere Vorgänge berief, sondern indem man das diesmal eingeschlagene Verfahren als das zweckgemäße und deshalb für die Folge als Norm hinstellte. Denn das ist offenbar die eigentliche Bedeutung der berühmten Wahlverordnung, die auf diesem Concil erlassen wurde. Wenn sie bestimmt, daß die Cardinäle sich über die Person des zu Wählenden einigen, dann aber die Zustimmung des Königs Heinrich vor der förmlichen Wahl einholen sollen, daß sie nicht an einen Kleriker der römischen Kirche gebunden seien, wenn sich der rechte Mann nicht in ihr finde, daß die Wahl, wenn sie unbehindert in Rom nicht stattfinden könne, auch an jedem anderen Ort mit Genehmigung des Königs und selbst von einer Minderzahl der Cardinäle vollzogen werden dürfe, wenn endlich dem Erwählten alle Befugnisse seines Amts auch vor der Inthronisation zugestanden werden, wofern dieselbe nicht sogleich erfolgen könne, — es ist dies Alles nichts Anderes als die gesetzliche Feststellung der thatsächlichen Umstände, die bei der letzten Wahl obgewaltet hatten. Die Stellung des neuen Papstes schien keine festere Grundlage gewinnen zu können, als wenn man seine Wahl gleichsam als Vorbild für spätere Wahlen hinstellte.

Es kann befremden, daß Hildebrand — denn er ist der Verfasser des berühmten Decrets — bei diesem Verfahren dem kaiserlichen Hof einen doch immer noch sehr erheblichen Einfluß auf die Wahl beließ. Aber beruhte denn nicht wesentlich auf diesem Einfluß die eigene Erhebung des Nicolaus? Und war es gerathen unmittelbar die Kaiserin anzugreifen und dadurch Herzog Gottfried in die gefährlichste Stellung zu treiben? Schon die Beschränkung des Einsetzungsrechtes, wie sie aus dem Decret hervorging, hat man am deutschen Hofe sich nicht gefallen lassen wollen; die völlige Beseitigung desselben würde unmittelbar zu einem unheilbaren Bruch geführt haben. So fügte sich Hildebrand den Umständen, aber nichtsdestominder ist deutlich genug, daß er dadurch die Freiheit der römischen Kirche nicht für alle Folge beschränken wollte. Schon die Worte der Wahlordnung lassen nicht den geringsten Zweifel, daß der Einfluß, den man dem jungen König einräumte, nur ein persönliches Zugeständniß war, welches man ihm als dem Kaiser der Zukunft machte; denn als solchen hatte man Heinrich bereits aus-

drücklich anerkannt. Von einem Erbkaiserthum aber oder einem selbstverständlichen Anspruch der deutschen Könige auf die Kaiserkrone und den ihr anhaftenden Einfluß auf das römische Bisthum ist nirgends die Rede, vielmehr weist der ganze Zusammenhang des Decrets darauf hin, daß man einen solchen Anspruch mit Nichten anzuerkennen gesonnen war.

Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß die Wahlverordnung von den französischen Bischöfen nicht unterzeichnet wurde, noch weniger, daß in den Synodalschreiben, welche der Papst gleich darauf erließ, unter den angenommenen Kanones allein der Wahl durch die Cardinäle Erwähnung geschieht, die königliche Einwirkung aber dabei mit Stillschweigen übergangen wird. Offenbar sah man sie nur als ein zeitweises, gleichsam zufälliges Zugeständniß an, welches das innerste Wesen des neuen Wahlverfahrens nicht berührte. Der Kern desselben war die Besetzung des Stuhles Petri nicht durch die Wahl des römischen Adels und des römischen Volks, sondern durch die Wahl des Cardinalcollegiums. Und in der That ist dies, und zwar dies allein durch das Decret erreicht worden; der Einfluß, den es dem deutschen Könige zugestand, hat niemals in solcher Weise wirklich geübt werden können. Schon bei den nächsten Wahlen rissen sich die Cardinäle von dem Einfluß des deutschen Hofes los, und es verursachte große Verlegenheiten, daß man den Wortlaut des Decrets dann von deutscher Seite als Waffe gegen die Cardinäle benutzte. Die Anhänger Hildebrands konnten ein Actenstück, das seine eigene Unterschrift trug, nicht verläugnen; sie fingen deshalb an Abschriften zu verbreiten, in welchen durch eine Umstellung der betreffenden Worte der Sinn so geändert war, daß dem Könige nach ihr nur der Schein einer Einwirkung blieb. In dieser gefälschten Gestalt ist die Wahlverordnung des Nicolaus später in die anerkannten Gesetzbücher der römisch-katholischen Kirche übergegangen.

Wie man das Decret des Nicolaus auch ansehen mag, es bezeichnete unverkennbar einen namhaften Fortschritt jener Partei, welche das Papstthum dem Einflusse des Kaiserthums entziehen wollte und die Freiheit der Kirche als ihren Wahlspruch im Munde führte: jener Partei, die Hildebrand leitete und gleichsam neu geschaffen hatte. Wie sie diese Freiheit der Kirche aber mit der weltlichen Herrschaft derselben in unmittelbarer Verbindung dachte, zeigte ein Vorgang auf dem Concil, über den wir leider nicht auf das Beste unterrichtet sind, da ein

böswilliger Gegner Hildebrands uns allein von demselben Kunde hinterlassen hat. Es ist der Bischof Benzo von Alba, der selbst auf dem Concil zugegen war, dem man aber auch, wo er als Augenzeuge berichtet, oft den Glauben versagen muß. Er erzählt, Hildebrand habe den Papst mit einer Krone geziert, auf deren unterem Reif die Worte gestanden hätten: Corona regni de manu Dei, d. h. die Krone des Reichs aus Gottes Hand, auf dem oberen: Corona imperii de manu Petri, d. h. die Kaiserkrone aus Petri Hand. Der Anblick des gekrönten Papstes habe die Versammlung, berichtet Benzo, so in Verwirrung gesetzt, daß sie sich gar nicht wieder habe fassen können. Man hat allen Grund, wie gesagt, Benzos Berichten zu mißtrauen, und doch ist es fast unmöglich, daß er hier eine Erfindung seiner erhitzten Phantasie dem leichtgläubigen Leser als geschichtliche Wahrheit habe aufbürden wollen. Unerhört war bis dahin, daß ein Papst sich mit der Krone schmückte; Benzo fand keinen Anhalt für die Erfindung. Dagegen bestätigt seine Erzählung der Umstand, daß bald nach seinem Tode die päpstliche Krönung als eine übliche Ceremonie erscheint. Auch was er von der Doppelkrone berichtet, wird sich kaum anfechten lassen. Die Päpste legten eine solche um die Mitra, ehe sie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die dreifache Krone annahmen; eine einfache Krone ist von ihnen wohl niemals getragen worden. So vereinigt sich Alles, um Benzos Bericht zu bestätigen, und ist wirklich geschehen, was er berichtet, so steht außer Zweifel, daß Hildebrand bereits damals die kühnsten Folgerungen aus seiner Idee von der Allgewalt des geistlichen Roms gezogen hatte, und keinen Anstand nahm, diese Idee vor der Welt zu enthüllen. Jene Doppelkrone mit ihren Inschriften sprach deutlich genug aus, daß das Imperium von Gott und dem heiligen Petrus unmittelbar den römischen Bischöfen übertragen sei; jede anderweitige Uebertragung nur von dem Stuhle Petri ausgehen könnte. Hatte das Papstthum bisher in Abhängigkeit von dem Kaiserthum gestanden, so brachte das neue System, konnte es durchgeführt werden, das Kaiserthum in unmittelbare Abhängigkeit von dem Papstthum, jede andere weltliche Macht zugleich in die Dienstbarkeit der römischen Kirche.

Kaum ist ein schrofferer Gegensatz denkbar, als zwischen den neuen Ansprüchen Roms und den durch Verjährung geheiligten Machtbefugnissen der deutschen Krone bestand. Wie schwach auch im Augenblick das Kaiserthum in dem Knaben Heinrich sich darstellte, wie gebunden

die Reichsgewalt durch das Mitregiment der Fürsten war, Hildebrand mußte sich doch auf einen Kampf gefaßt machen und die Kräfte überschlagen, auf die er sich in demselben stützen konnte. Die Beschlüsse des Concils zeigen, auf welche er da innerhalb der Kirche selbst rechnete. Es war weniger der deutsche Klerus, als die Geistlichkeit Italiens, Frankreichs und Burgunds; es war vor Allem Cluny mit seinem weitreichenden Einfluß und die fanatische Schaar der Patarener. Wie mußte es den Muth aller derer beleben, welche den Kampf gegen den Nicolaitismus bisher zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten, wenn die schärfsten Maßregeln gegen die Priesterehe jetzt vom Stuhl Petri ergriffen wurden! Es ist ein merkwürdiger Kanon dieses Concils, welcher den Laien die Messe eines verheiratheten Priesters zu hören verbietet, welcher zugleich jeden verheiratheten Priester, Diakon und Subdiakon seiner Einkünfte beraubt und vom Chor ausschließt, bis Rom über ihn geurtheilt hat. Das Papstthum konnte sich nicht bestimmter für die Pataria erklären, und es ist kein Wunder, wenn sie bald überall in der Lombardei festeren Bestand gewann. Und so lag es andererseits ganz in den Tendenzen der Cluniacenser, wenn ein nicht minder bedeutsamer Kanon auf die Herstellung des kanonischen Lebens in seiner alten Strenge bei den bischöflichen Kirchen drang, wenn man die Domstifte geradezu in Mönchsklöster verwandeln wollte, ein vollständiges Zusammenleben und die Aufgabe alles eigenen Vermögens von den Domherren verlangte. Hildebrand selbst veranlaßte, daß einige mildernde Bestimmungen, welche die deutsche Kirche in der Regel Chrodegangs von Metz eingeführt hatte, beseitigt wurden; was die gesammte Kirche bisher für Recht gehalten habe, müsse nicht, meinte er, in dem „kleinen Winkel Deutschlands" anders gehalten werden. Und welche Aussicht eröffnete es allen Geistlichen, die in den Grundsätzen des Pseudoisidor erzogen waren, wenn von dem Stuhle Petri aufs Neue in schneidender Schärfe die Forderung ausgesprochen wurde, daß kein Laie über einen Kleriker richten dürfe.

Man kennt die nahen Beziehungen Hildebrands zur französischen Kirche: Nichts mußte ihm mehr am Herzen liegen, als sie zu erhalten und die gesammte gallicanische Kirche auf das Engste an Rom zu ketten. Er wußte nur zu gut, daß dieser Kirche durch Berengars Lehren ein gefährliches Schisma drohte, um jeden Preis suchte er es zu verhindern, selbst der Preis der eigenen Ueberzeugung war ihm nicht zu theuer. Berengars Freunde hatten mit großer Freude gesehen, wie Hildebrands

Einfluß jetzt die römische Curie beherrschte; Nichts kam ihnen willkommener, als eine Aufforderung des Cardinals, Berengar solle auf dem römischen Concil persönlich erscheinen. Berengar trat die Reise mit den besten Hoffnungen an; er baute auf seinen Freund, den mächtigen Cardinal. Aber er mußte bitter empfinden, wie sehr er sich in ihm getäuscht hatte. Hildebrand hinderte nicht, daß der Cardinal Humbert jenem ein Glaubensbekenntniß abpreßte, in dem er alle seine bisherigen Lehren widerrufen und sich für die allerrohste Auffassung des Abendmahldogmas aussprechen mußte: ein Glaubensbekenntniß, welches lediglich der Zwang dem in seiner Ueberzeugung sich immer mehr befestigenden Manne aufbürden konnte, welches er aber von sich warf, sobald er der beängstigenden Luft Roms entrann. Wenn Hildebrand Berengar so seinen Gegnern preisgab, so konnte ihn nichts Anderes bestimmen, als die Besorgniß, durch einen dem freidenkenden Lehrer günstigen Spruch die strengere Geistlichkeit Frankreichs von Rom abzuwenden; vornehmlich nahm er dabei wohl auf Lanfrank Rücksicht, der in Frankreich bereits eine Macht geworden war. In der That gestalteten sich die Beziehungen des Papstthums zur französischen Kirche in sehr befriedigender Weise: der Papst dachte schon daran, selbst nach Frankreich zu gehen, um hier ähnliche Triumphe wie einst Leo IX. zu feiern.

Die politische Stellung des Papstthums.

Unfraglich waren die Streitkräfte, welche die Kirche unmittelbar dem Papstthum darbot, selbst für die politische Stellung desselben von größtem Belange. Auch die Kirche trug ja das Schwert, dessen man in den bevorstehenden Kämpfen bedurfte. Aber Hildebrand übersah sehr wohl, daß man gegen das Kaiserthum nicht allein mit den kirchlichen Mächten streiten könne, sondern auch des Beistandes der weltlichen Gewalthaber bedürfe. Auch hier rechnete er weniger auf Deutschland, als auf Italien und Frankreich.

An allen Höfen Frankreichs war Hildebrand bekannt; überall hatte er Verbindungen angeknüpft, die sich nun fester und fester zogen. Mit dem Grafen von Poitiers und Anjou stand er längst in den vertrautesten Beziehungen, welche ihm jetzt vortrefflich zu Gute kamen. Der Herzog Wilhelm von der Normandie, dessen Ehe der Papst Anfangs als blutschänderisch verurtheilt hatte, wurde durch Lanfrank alsbald mit

Rom ausgesöhnt und galt dann als ein gehorsamer Sohn der Kirche. Auf alle Weise bewarben sich Hildebrand und der Papst um die Freundschaft König Heinrichs I., und mit dem besten Erfolg. In Anwesenheit zweier päpstlicher Legaten wurde der siebenjährige Philipp am 23. Mai 1059 zum Nachfolger seines Vaters zu Reims geweiht; die Vorgänge bei dieser Feierlichkeit stellten König Heinrich in das Licht eines Vorfechters der Kirchenreform. Für die Pläne Roms starb Heinrich viel zu früh, im August des Jahres 1060. Daß nun auch in Frankreich eine vormundschaftliche Regierung eintrat, mochte Hildebrand weniger als eine Förderung seiner Absichten ansehen, als die schwache Regentschaft in Deutschland. Aber der Vormund des jungen Philipp wurde zu Hildebrands Glück Graf Balduin V. von Flandern, der alte Bundesgenosse Herzog Gottfrieds, derselbe Mann, der so manchen Strauß gegen Kaiser Heinrich III. ausgefochten hatte. Ob die Kaiserin Agnes von der Loire stammte, sie übte damals kaum den leisesten Einfluß auf die Entwickelung der französischen Angelegenheiten, die indessen Rom für seine Interessen zu nutzen nicht ohne Erfolg bemüht war.

Aber so groß die Theilnahme Hildebrands und seines Papstes an dem Gang der französischen Politik war, vor Allem beschäftigten sie doch die Verhältnisse Italiens selbst. Auf das Engste war man durch die ganze Lage der Dinge an Herzog Gottfried gebunden. Für die Abhängigkeit der römischen Curie von ihm ist es sehr bezeichnend, daß Ancona, weil es sich nicht dem Herzog unterwerfen, sondern nur dem Papst die Thore öffnen und unterthan bleiben wollte, damals von dem Banne Roms getroffen wurde. So wenig nun Hildebrand die Verdienste entgingen, welche sich Gottfried um das reformirte Papstthum erworben hatte, so wenig verkannte er doch die Gefahren, welche der kirchlichen Partei in der Abhängigkeit von einem Manne drohten, dessen Politik wesentlich durch die deutschen Verhältnisse bestimmt wurde und der in Italien als Statthalter des deutschen Königs dastand. Man bedurfte, um sich freier zu stellen, gegen ihn eines Gegengewichts in Italien, und dies konnte man nur in den normannischen Rittern, welche den Süden eingenommen hatten, finden. Nichts war deshalb dringender, als den Bund mit den Normannen, den Hildebrand bereits geschlossen hatte, zu befestigen und zu verstärken.

Bald nach dem Schluß des Concils begaben sich der Papst und Hildebrand nach Monte Cassino, und gleich darauf nach Melfi mitten

unter die Normannen Apuliens. Eine große Synode wurde hier gehalten, deren Beschlüsse den Cölibat der Priester in den südlichen Landschaften Italiens durchzuführen bezweckten. Der Bann, den Leo IX. einst über die Normannen ausgesprochen hatte, scheint damals erst völlig zurückgenommen und dadurch eine vollständige Aussöhnung zwischen ihnen und dem Stuhle Petri herbeigeführt zu sein. Bei weitem aber das Wichtigste war, daß der Papst hier mit Robert Guiscard und Richard von Capua persönlich zusammentraf und von ihnen die Huldigung empfing. Robert, der eben damals seine Eroberungen in Calabrien glücklich fortsetzte, eilte nach Melfi, sobald er die Ankunft des Papstes erfuhr. Willig erkannte er den Nachfolger Petri als seinen Lehnsherrn an, und der Papst nahm keinen Anstand ihn als Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien zu belehnen, obgleich er die beiden ersten Länder nicht vollständig in Händen hatte und in Sicilien keinen Fußbreit Landes besaß. Es blieben ihm sogar Besitzungen im Fürstenthum Benevent, welche einst dem Stuhle Petri gehört und die er jetzt eingenommen hatte. Ebenso erkannte der Papst Richard als Fürsten von Capua an und beließ auch ihm die von den Normannen besetzten Theile des Patrimonium Petri; wogegen ihm Richard Lehnstreue gelobte. Seitdem nannten sich die normannischen Gewalthaber Fürsten und Herzöge durch die Gnade Gottes und des heiligen Petrus. Sie hatten einen neuen Rechtstitel auf ihre Besitzungen gewonnen, und wie das Papstthum jetzt eine nationale Stellung einnahm, schien es die Normannen gleichsam den nationalen Interessen Italiens einzuverleiben. Mindestens der Klerus hörte allmählich auf die Normannen als Fremdlinge zu betrachten, ja sah sie wohl als Befreier von dem Joche der Fremden an.

Der Lehnseid, den Robert zu Melfi dem Papste leistete, ist erhalten. Es ist ein Vasalleneid in der üblichen Form, der aber überdies sehr bestimmte Verpflichtungen dem Herzog auferlegte. Er verpflichtete ihn alle Hoheitsrechte und Besitzungen des heiligen Petrus zu vertheidigen, den Papst in seiner Gewalt zu schirmen, das Patrimonium Petri und das Fürstenthum Benevent nicht anzugreifen oder in Besitz zu nehmen, es sei denn mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes, und abgesehen von dem, was ihm der Papst jetzt oder in der Folge einräume, von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die er in seinem Besitz habe oder bekommen werde, jährlich einen festen Zins zu zahlen, alle Kirchen mit ihren Besitzungen in seinen Ländern dem Regiment des Papstes zu

unterwerfen und in der Treue gegen Rom zu erhalten. Robert verpflichtete sich ferner keinen Lehnseid zu leisten, als vorbehaltlich seines Lehnsverhältnisses gegen die römische Kirche, und versprach endlich auf Erfordern die Einsetzung jedes kanonisch gewählten Papstes mit allen seinen Kräften zu unterstützen. In einem zweiten Eide, der ebenfalls erhalten ist, wird der erwähnte Zins näher bestimmt. Er soll mit zwölf Denaren von jedem Joch Ochsen in allen den Besitzungen, die Robert noch selbst in der Hand hat, erhoben und alljährlich zu Ostern in Rom eingezahlt werden. Die Formeln der damals von Richard geleisteten Eide sind nicht auf uns gekommen; wir wissen aber, daß sie denselben Inhalt hatten.

Von Melfi begab sich der Papst nach Benevent, wo er im Anfang des August ebenfalls eine zahlreich besuchte Synode hielt. Die Stadt war damals noch in den Händen des Langobarden Landulf VI.; wie weit dieser die Oberhoheit des Papstes anerkannte, läßt sich nicht ermitteln. Aber aus den Verhandlungen mit den Normannen ist klar, daß Rom seine Ansprüche auf das Fürstenthum Benevent mit Hartnäckigkeit festhielt, und diese gewannen eine ganz neue Bedeutung, seit der Papst als der Oberlehnsherr Apuliens, Calabriens und des Fürstenthums Capua von den Normannen anerkannt war.

Es ist klar, das römische Bisthum hatte im südlichen Italien eine Stellung gewonnen, wie es niemals zuvor besessen, und die Erweiterung seiner Macht erfolgte auf Kosten des morgen- und noch mehr des abendländischen Reichs. Wir sahen, wie das Papstthum zu derselben Zeit, mit den bewegenden Mächten Norditaliens in der engsten Beziehung stand und auch hier einen immer tiefer greifenden Einfluß entfaltete. Als Lehnsherr der Normannen, als Schutzherr der Pataria und Bundesgenosse Herzog Gottfrieds und der Beatrix stand der Papst offenbar in der Mitte der gesammten italienischen Bewegung: die Geschichte der Halbinsel gewann wieder einmal ihr Centrum in Rom. Es waren nicht geringe Erfolge für den römischen Bischof, daß er die Burgen des tyrannischen Stadtadels gebrochen und die hartnäckigen Stiere der Lombardei gebändigt hatte, daß der Erzbischof von Mailand und die normannischen Herren von ihm die Investitur hatten nehmen müssen. Nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Macht in Italien schien ihm wie von selbst zuzufallen, während sich zugleich die Verhältnisse Frankreichs in günstiger Weise entwickelten und von dem schwachen Regiment in Deutschland

augenblicklich kaum ein nachhaltiger Widerstand zu erwarten war. Die Angelegenheiten der römischen Curie hatten in dem ersten Jahr des Nicolaus eine so günstige Wendung genommen, wie sie Hildebrand kaum jemals erhoffen konnte.

Hildebrand als Archidiakon der römischen Kirche.

Im Herbst 1059 kehrte der Papst nach Florenz zurück, wo er sich das Bisthum erhalten hatte und auch bis an sein Ende bewahrte. Hier lebte er meist in der Folge und pflegte nur um die Osterzeit Rom zu besuchen, um dort die großen Synoden zu halten. Sonst scheint die Geschäfte der Stadt und der Curie meistentheils Hildebrand geführt zu haben, der, von Anbeginn dieses Pontificats an die Triebfeder aller Dinge, nun auch öffentlich ausgezeichnet wurde und eine hervorragende Stellung erhielt.

Es war im Sommer oder Herbst 1059, daß der bisherige Archidiakon der römischen Kirche, Mancinus mit Namen, zurücktrat und Hildebrand in dessen Stelle einrückte, die ihm auf die weltlichen Geschäfte der Curie den wesentlichsten Einfluß gewährte und recht eigentlich seinen Fähigkeiten entsprach. Etwa um dieselbe Zeit wurde ihm auch die große Abtei von St. Paul bei Rom übergeben, eben so wichtig durch ihren Reichthum, wie durch die seit mehr als einem Jahrhundert gepflegten Beziehungen zu Cluny.

Als Abt von St. Paul trat Hildebrand wieder dem mönchischen Leben näher, dem er seit mehr als einem Jahrzehnt sich unter der Mißbilligung Vieler entfrembet hatte. Aber man glaube deshalb nicht, daß das Kloster ihn den weltlichen Geschäften und dem Weltleben entzogen habe. Kaum sah man die Kutte unter seinen reichen Gewanden; kaum ahnte man den Klosterbruder, wenn er inmitten der tosenden Menge zu Gericht saß und die mächtigsten Herren in seinem Gefolge nach sich zog. Als er einst so auf einer Reise allen Glanz eines höfischen Mannes entfaltete und Hugo von Cluny ihm zur Seite ritt, beschlichen diesen doch wunderliche Gedanken. Ein Mensch, dachte er, von so niederer Geburt und unbedeutender Persönlichkeit, gebietet er jetzt über alle diese vornehmen Leute; er wird sicherlich noch nach Höherem trachten. Hildebrand bemerkte, was in der Seele des Abts vorging. „Du hast von mir arge Gedanken; ich schreibe diese Ehre nicht mir, sondern den

heiligen Aposteln zu." So sprach er zum Abt und gab seinem Pferde die Sporen.

Den inneren Widerspruch dieses höfischen Mönchsthums und mönchischen Welttreibens, wie er in Hildebrands Leben und in seinen Ideen hervortrat, fühlte wohl Niemand tiefer als Petrus Damiani, der kaum noch in dessen Nähe ausdauern konnte. Den alternden Eremiten verlangte nach Bußübungen, nach Contemplation, nach Ruhe für Leib und Seele; aber der Archidiakon trieb ihn immer wieder in jene weltlichen Kämpfe und Mühen, die ihm ebenso mißbehagten, wie sie Hildebrands Geist entsprachen. Schon gleich nach Stephans Tode hatte er Alles gethan, um seines Cardinalats und des Bisthums Ostia entledigt zu werden. Er wußte wohl, daß Hildebrand in Schmähungen ausbrechen werde; er hörte ihn sprechen: „Sieh, er will sich verkriechen und unter dem Schein der Buße sich Rom entziehen; während wir die Hitze des Kampfs tragen müssen, sucht er die Kühle des Schattens." Dennoch hoffte er „seinem von freundlichen Worten überfließenden Tyrannen, der ihn mit der Liebe eines Nero hegte, mit Adlerskrallen streichelte," „seinem heiligen Satan," wie er später einmal Hildebrand nannte, zu entgehen. Aber er hoffte umsonst. Wohl wurde ihm gewährt dann und wann nach seinem Kloster zurückzukehren, auch nahm man ihm die Einkünfte seines Bisthums; aber den bischöflichen Titel und seine Stellung als Cardinal mußte er behalten und mit seinen großen Gaben den Plänen Hildebrands widerstrebend dienen. Er wußte es recht wohl, daß er nur ein Werkzeug eines Mannes war, von dem er selbst sich kaum sagen konnte, ob er ihn mehr liebte oder haßte; es verfing wenig, daß er zuweilen sich und Andere bereden wollte, daß er allein den Alles Bezwingenden zu leiten wisse. „Dein Wille," schrieb er in einer Stunde, wo der Unmuth überströmte, an Hildebrand, „hat für mich immer schlechthin kanonische Autorität gehabt, und nie habe ich so geurtheilt, wie es meine Meinung war, sondern nur wie dir es beliebte. Möchte ich doch, seit ich der römischen Kirche verbunden bin, so Gott und dem heiligen Petrus gedient haben, wie ich alle deine Bestrebungen stets zu unterstützen bemüht war!" Er bat Gott, den armen Petrus aus den Händen Hildebrands zu befreien, wie er einst den großen Apostelfürsten Petrus aus dem Kerker des Herodes erlöst habe. Man begreift den inneren Zwang dieses Herzens und versteht, wie es sich immer von Neuem aus der heißen Fieberatmosphäre Roms nach der reinen Bergluft von Fonte

Avellana sehnte. Gerade im Gegensatz gegen Petrus Damiani tritt die eigenthümliche Natur Hildebrands recht deutlich hervor.

Verwandtere Geister fand Hildebrand in den weltgewandten Mönchen von Monte Cassino, namentlich in Männern von fürstlicher Abkunft, wie der Abt Desiderius und dessen Freund Alphanus waren. Von dem Letzteren, der erst vor Kurzem das Kloster mit dem erzbischöflichen Sitz von Salerno vertauscht hatte, ist uns ein merkwürdiges Gedicht erhalten, in dem der Archidiakon den alten Staatsmännern Roms an die Seite gestellt, oder vielmehr über sie erhoben wird, weil er nicht gleich ihnen den bedenklichen Weg der Gewalt, sondern den sicheren Pfad des Rechts einschlage. Das Recht und der Bann, meint Alphanus, seien die geeignetsten Waffen, um die wilde Barbarei, bei der noch die Königsherrschaft stehe, endlich dauernd zu unterwerfen. So redet er in seinen Versen Hildebrand an:

Nimm des ersten Apostels Schwert,
Petri glühendes Schwert, zur Hand!
Brich die Macht und den Ungestüm
Der Barbaren: das alte Joch
Laß sie tragen für immerbar!

Sieh, wie groß die Gewalt des Banns:
Was mit Strömen von Kriegerblut
Einstmals Marius Heldenmuth
Und des Julius Kraft erreicht,
Wirkst du jetzt durch ein leises Wort.

Ja, nicht Scipios Thatenruhm,
Nicht den andern Quiriten bot
Rom verbienteren Dank als dir,
Das aufs Neue durch dein Verdienst
Die gebührende Macht errang.

Es ist unverkennbar, daß sich in Alphanus und gleichgestimmten Seelen die Vorstellungen von der einstigen Weltherrschaft des kriegerischen Roms unmittelbar mit den neuen Erfolgen des Papstthums verbanden, daß die politischen Anschauungen der alten Welt gleichsam aus der Nacht der Vergessenheit wieder in das Weltleben eintraten und die ruhmreichsten Erinnerungen Italiens auflebten. Wir wissen, daß diese Erinnerungen auch auf Hildebrand selbst von Jugend an ihren Zauber übten. Aber man darf die Macht dieser Reminiscenzen auf ihn und seine Freunde doch nicht überschätzen. Zunächst gingen diese Mönche von den kirch-

lichen Gesichtspunkten ihrer Zeit aus, von den reformatorischen Ideen Clunys und von der Forderung absoluter Freiheit der Kirche, wie sie im Pseudoisidor begründet; von der Idee der kirchlichen Freiheit mußten sie dann mit Nothwendigkeit zu der Vorstellung einer hierarchischen Theokratie geführt werden, in der am wenigsten Analogien mit dem heidnischen Alterthum Raum fanden und sich auch die nationalen Unterschiede eher verwischten als scharf hervortraten. Das Ideal ihres Gottesreichs bildete sich bei weitem mehr nach den Formen der jüdischen Theokratie und der Karolingischen Monarchie, als nach irgend welchen staatlichen Einrichtungen der italienischen Vorzeit.

So unleugbar dies ist, hat doch Nichts das Emporkommen der Hierarchie mehr begünstigt, als daß sie mit den nationalen Regungen Italiens gegen das Kaiserthum im entscheidenden Augenblick sich verbinden und gleichsam an die Spitze der bewegenden Kräfte in der Halbinsel treten konnte. Diese Gunst der Verhältnisse erkannte Hildebrand mit scharfem Blick und zeigte, wie sie zu nutzen. Es war dies ein ungemeines Verdienst um die römische Curie, welches ihm unmittelbar ihre Leitung und zugleich die italienische Politik jener Zeit in die Hand gab: eine Politik, die sich nur gegen das deutsche Kaiserthum richten konnte. Man weiß, welche Thätigkeit er da in dem Glauben an einen von Gott gegebenen Beruf entfaltete, wie weit er seine Pläne anzulegen, wie klug er seine Widersacher zu behandeln wußte. Aber den Starrsinn des Mönchs hat er doch als Staatsmann nie ganz verläugnen können, und seine Entwürfe, so kolossal sie waren, behielten immer etwas von der Enge der Klosterzelle. Es ist wahrlich nicht von Ungefähr, wenn Rom und Italien ihn zuletzt verließ und er an seinem eigenen Werke zu Grunde ging.

3.

Die Regentschaft der Kaiserin Agnes.

Die inneren Zustände Deutschlands.

Indem das Papstthum unter der Leitung eines so energischen Leiters, wie Hildebrand war, eine feindselige Richtung gegen das Kaiser-

thum einschlug, schien dieses in der Hand eines schwachen Weibes kaum eines erfolgreichen Widerstands fähig. Die glorreiche Regierung Heinrichs III. hat auf das Regiment seiner Wittwe freilich noch einen lichten Abglanz geworfen, und in den späteren Wirren konnten die Zeiten der Agnes selbst als beneidenswerthe gelten: hieraus begreift sich, daß man sie nach einem Jahrzehnt wohl als glücklich zu preisen anfing. Aber in der That waren sie traurig genug, und alle Zeugnisse, die unmittelbar jener Zeit entstammen, lassen daran nicht den mindesten Zweifel. Nicht von fern hat die Französin die Kraft und Tüchtigkeit gezeigt, welche einst in ähnlichen Verhältnissen die griechische Theophano an den Tag gelegt hatte.

Agnes von Poitiers war schön, überaus reich, von guter Bildung, sie stand noch in den Jahren der Blüthe: man erwartete kaum anders, als daß sie mit ihrer Hand zum zweitenmal einen Sterblichen beglücken würde. Wenn sie dennoch im Wittwenstande beharrte, geschah es unfraglich im Interesse ihres Sohns und des Reichs. Sie hätte Besseres verdient, als die üblen Nachreden, welche ihre Keuschheit antasteten. „Ihr Geschlecht ist verdächtig," schreibt ein Bamberger Kleriker, „wie ihr Naturell, ihr Naturell wie ihre Heimath. Ihre Mutter zählt so viele Buhlen, wie Geburtstage." Namentlich hegte man bei Agnes vertrauten Beziehungen zu Bischof Heinrich von Augsburg die schlimmsten Hintergedanken. Wie wenig sie begründet waren, zeigt Petrus Damiani, in dessen Augen es doch keine schlimmeren Sünden als geschlechtliche gab. Als ihm einige Jahre später Agnes beichtete und mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die ihr eigen war, ihr ganzes Leben vom fünften Jahr an darlegte, konnte er sie nur fortzufahren auffordern, wie sie begonnen hatte; nicht einen Fasttag legte er, der strengste Sündenrichter, ihr als Buße auf. Man kann nach solchem Zeugniß kaum bezweifeln, daß Agnes, in den Unterweisungen Clunys erzogen, durch das Andenken an einen religiös tief erregten Gatten getragen, mitten in aller kaiserlichen Pracht rein wie eine Nonne lebte und von den Geboten der Religion um keinen Fuß breit wich.

Aber ihr war eine Aufgabe gestellt, die sie in tausend weltliche Sorgen versenkte, sie mit Nothwendigkeit in die härtesten und schwierigsten Conflicte versetzte, und ihr gebrach es durchaus an der Schärfe des Blicks und der Willenskraft, ohne welche kein Regiment bestehen kann, und am wenigsten diese kaiserliche Gewalt zu bewahren war, die sie ihrem

Sohne erhalten sollte und wollte. Denn der gute Wille, die Zukunft ihres Sohns und des Reichs sicher zu stellen, beseelte sie ohne Frage. Aber die besten Absichten können ohne Festigkeit des Charakters in Verhältnissen, wie die ihren waren, nicht fruchten. Ein schwaches Regiment hat in seinem Gefolge zu allen Zeiten die Willkür, und Agnes Schwachherzigkeit verdarb mehr, als selbst die launenhafteste Tyrannei hätte verderben können.

Die deutschen Fürsten hatten bei des Kaisers Tode den übermäßigen Zwang der Herrschaft abgeschüttelt: sie fühlten sich einmal wieder frei und als Herren ihrer Entschlüsse, sie beanspruchten einen Antheil am Reichsregiment, der ihnen auch schwer bestritten werden konnte. Sie waren einig, wie sie es selten gewesen, und ihre Einigkeit diente in den gefahrvollen Zeitumständen Anfangs zur Stütze für den Thron des kleinen Heinrich. Aber ihre Eintracht währte nur so lange, als es galt ihre Stellung gegen die Krone zu sichern. Bald war es keinem dieser angesehenen Herren genug, seine Selbstständigkeit gewahrt zu wissen, jeder wollte vielmehr mächtiger werden als der andere, jeder den günstigen Zeitpunkt benutzen, um an Besitz und Ehren zu wachsen. Man suchte emporzukommen durch die Gunst des Hofes; gelang dies nicht, durch eigene Kraft und die Gewalt der Waffen. Parteiungen entstanden aller Orten. Intriguen beherrschten den Hof, Fehden erfüllten das Reich; dort waren die Günstlinge und das Gold mächtig, hier die Vasallenschaaren und das blanke Eisen. List galt gegen List, Gewalt gegen Gewalt. „Das Recht hatte seine Schrecken verloren," sagt der alte Biograph Heinrichs IV.

Bei dem Entwickelungsgange, den das Kaiserreich genommen hatte, mußten auch die Bischöfe in diese Wirren hineingezogen werden. Gerade auf ihren Beistand war die Krone hauptsächlich verwiesen; gerade sie waren mit dem Wachsthum des Reichs mächtig geworden, und zum großen Theil auf Kosten der weltlichen Fürsten. Ihre Gewalt herabzudrücken, schien der günstige Augenblick gekommen, den der Adel nicht unbenutzt lassen wollte. Je näher ein geistlicher Herr der Kaiserin stand und je mehr er solche Stellung zu seinem Gunsten auszubeuten suchte, desto verhaßter war er bei dem Adel, der ihn zu verfolgen nicht müde wurde.

Erzbischof Adalbert von Bremen hatte am Hofe Heinrichs III. eine so einflußreiche Rolle gespielt, daß die Kaiserin seines Raths nicht entbehren konnte; auch gab es kaum einen aufrichtigeren und ergebeneren

Diener des Kaiserhauses. Agnes erkannte seine Treue und belohnte sie reichlich. Aber alle Gunst des Hofs konnte ihn nicht vor den Gewaltthaten der Billinger schützen, unter denen seine Diöcese auf das Furchtbarste litt. Noch bei Lebzeiten seines Vaters, des alten Herzogs Bernhard, verheerte Ordulf die Güter der Bremer Kirche mit Feuer und Schwert, und schlimmer noch wurde es, als er nach des Vaters Tode (29. Juni 1059) selbst das Herzogthum antrat. Was half es dem Erzbischof, daß er über ihn und seinen Bruder Hermann den Bann aussprach, daß er sich mit den dringendsten Beschwerden an den Hof wandte? Man achtete den Bann nicht, man verspottete die Kaiserin und ihren Sohn. Adalbert blieb zuletzt kein anderes Mittel, als den Grafen Hermann durch große Lehen für den Schutz der Kirche zu gewinnen und so von dem Bruder zu trennen.

Besser wußte sich Anno von Köln zu helfen, der wohl absichtlich allzu nahe Berührungen mit der Kaiserin mied. In den lothringischen Verhältnissen hielt er eng zu Herzog Gottfried. Wir hören von Zusammenkünften, die er mit Gottfried, mit dem Erzbischof Eberhard von Trier, einem Schwaben gleich ihm, und dem Pfalzgrafen Heinrich zu Andernach hatte. Mit dem letztgenannten Fürsten zerfiel er indessen nach kurzer Zeit. In den Händen des Pfalzgrafen befand sich nämlich eine feste Burg auf einer Anhöhe an der Sieg, von deren Mannen die Besitzungen der Kölner Diöcese gebrandschatzt wurden. Anno, entschlossen wie immer, sprach über die Kirchenräuber den Bann aus und ergriff zugleich gegen den Pfalzgrafen die Waffen. Der Erfolg war für ihn: gefangen wurde Heinrich nach Köln gebracht und übergab hier den Siegberg dem Erzbischof, der später auf demselben ein Kloster erbaute. Der Unmuth über diesen Verlust und die schimpfliche Niederlage trübten den Geist des Pfalzgrafen; die Welt ekelte ihn an, er trennte sich von seiner Gemahlin Mathilde, einer Tochter Herzog Gozelos von Lothringen und Nichte Gottfrieds, und ging in das Kloster Gorze, wo er die Mönchskutte anzog (1059). Aber es duldete ihn nicht lange fern von der Gattin: nach kurzer Zeit verließ er das Kloster und kehrte in ihre Arme zurück. Zugleich bot er seine Mannen zu einem neuen Kampf gegen den Erzbischof auf.

„Wie ein wüthender Eber" verheerte Heinrich nun die Umgegend von Köln; ringsum sah man die brennenden Dörfer, und schon zog er gegen die Stadt selbst an. Als ihm aber die Kölner hier entgegen-

traten, kehrte er nach seiner Burg Kochem an der Mosel zurück, wohin ihm alsbald Annos Vasallen folgten und die Burg umstellten. Eben rüstete man sich zu einem entscheidenden Kampfe, als eine furchtbare That Freund und Feind gleichmäßig verwirrte. Als der Pfalzgraf in einem Burggemach traulich neben seiner Gemahlin saß, sprang er auf, riß in einem Anfall von Raserei eine Art von der Wand und spaltete ihr das Haupt. Unter wahnsinnigem Lachen trat er dann unter seine Mannen und berichtete ihnen, was geschehen war. Man band ihn und brachte ihn in das Kloster Echternach (1060), wo er seine Tage beschloß; den Sohn Heinrichs ließ Anno erziehen und stattete ihn später mit Lehen aus. So ging der Pfalzgraf unter, ein Mann, der den mächtigsten Kaisern verwandt und einst zum Nachfolger Heinrichs III. bestimmt war. Es war wenig später, daß auch sein Bruder Konrad starb (1061), nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte sich des Herzogthums Kärnthen, von dem er den Namen trug, zu bemächtigen. Dieses ruhmreiche Geschlecht eilte auf das Kläglichste seinem Verfalle entgegen. Die Pfalzgrafschaft in Lothringen kam an einen Grafen Hermann, welcher dem Gleiberger Zweige der Luxemburger angehört zu haben scheint, aber sie verlor viel von ihrer bisherigen Bedeutung.

Niemand hatte durch den Fall des angesehensten Geschlechts in Lothringen mehr gewonnen als Anno. Mit gewaltigem Selbstbewußtsein trat er, der Sohn eines armen schwäbischen Ritters auf, der sich jetzt den ersten Fürsten des Reichs zur Seite stellte: er wollte der Welt zeigen, daß er wisse, wie große Dinge Gott an ihm gethan habe. Größeres sollte ihm Köln zu danken haben, als einst den Söhnen von Königen und Kaisern, und wenn irgend einer, glaubte er der Mann zu sein, das Reich in diesen schwierigen Zeiten zu leiten. Ein entschiedener, rücksichtsloser Charakter mit allen Härten eines Emporkömmlings, konnte er unmöglich der Kaiserin gefallen. Aber seine Stimme war dennoch bei Hofe von großem Einfluß, wie sie es aller Orten war und bei dem unleugbaren Gewicht des Mannes überall sein mußte. Als im Jahre 1059 der alte Bischof Burchard von Halberstadt starb, bewirkte es Annos Einfluß, daß einer seiner Neffen, ein anderer Burchard, das reiche Bisthum erhielt: ein so ehrgeiziger und hochfahrender Priester, als jemals in Schwaben geboren. Auch war es wohl hauptsächlich Annos Werk gewesen, daß schon zwei Jahre zuvor das erledigte Bisthum Bamberg einem seiner Vertrauten, dem Kanzler Günther, zufiel.

Günther stammte aus einer sehr vornehmen, in der Mark Oestreich angesessenen Familie, war in Bamberg erzogen und hatte dann Heinrich III. als Kanzler Italiens gedient; schon in Bamberg und dann in der Kanzlei war er Anno nahe getreten und hat sich trotz des Gegensatzes ihrer Naturen ihm befreundet. Selten hat der Himmel mehr für einen Sterblichen gethan als für ihn. Mit Glücksgütern übermäßig gesegnet, von stattlichstem Körperbau und solcher Schönheit, daß auf seiner Reise nach dem Orient die Araber von weither zuströmten, um ihn zu sehen, von leichter Fassungsgabe und größter Anziehungskraft im Umgange schien er Allen, die ihm näher standen, gleichwie ein besonderes Geschenk des Himmels. Meinhard, der damalige Lehrer der Bamberger Domschule, tadelt wohl, daß Günther zu viel Zeit dem Schlafe gönne, daß er lieber von Etzel und Amalung und anderen Helden der Sage lese, als von Gregor dem Großen und Augustin, daß ihn der Kriegslärm mehr beschäftige, als einem Bischof zieme; aber aus jeder dieser Rügen, halb scherzhaft halb im Ernste vorgetragen, sieht doch die zärtlichste Liebe zu dem leutseligen, klugen und schönen Bischof hervor. So bequem Günther auch sein mochte, war er doch nicht ohne Ehrgeiz. Im Anfange seiner Amtsführung besuchte er fleißig den Hof und dankte werthvolle Geschenke für seine Kirche der Gunst der kaiserlichen Frau; bald gerieth er aber in schlimme Händel mit den ihm benachbarten Grafen Gozwin und Hermann, endlich mit der Kaiserin selbst, da er mehrere Güter und Privilegien zurückforderte, welche Heinrich III. Bamberg entzogen hatte. Auch mit dem vielvermögenden Heinrich von Augsburg lebte er nicht in dem besten Vernehmen.

Wie Bischof Heinrich seinen großen Einfluß bei der Kaiserin gewann, wissen wir nicht; vielleicht hängt er damit zusammen, daß er die Verwaltung des Herzogthums Baiern, welches man ihr belassen hatte, für sie führte. Heinrich war ein Schwabe und hatte bereits am Hofe Heinrichs III. eine Rolle gespielt. Auf der ersten, so denkwürdigen Romfahrt des Jahres 1046 hatte er den Kaiser als Kanzler Italiens begleitet und unmittelbar darauf das wichtige Bisthum Augsburg erhalten. Für den Glanz seines Stifts hatte er dann reichlich gesorgt, aber mit den benachbarten baierschen Großen in stäten Händeln gelebt. So gerieth er in Fehde mit dem Grafen Dietbold wegen einer Grafschaft, die früher der Augsburger Kirche aufgetragen war. Im Jahre 1059 kam es zu einem heißen Streit zwischen den Augsburgern und

Rapoto, Dietbolds Sohn, in welchem die Augsburger Sieger blieben. Aber der Kampf war damit nicht zu Ende. Rapoto steckte Schwabmünchen in Brand und äscherte andere Orte bei Augsburg ein. Endlich kam die Kaiserin selbst nach Augsburg (1. November 1059) und legte den Streit bei. Heinrich scheint sich nachgiebiger gezeigt zu haben, als man erwartete; denn Günther wünschte ihm Glück, daß er „obwohl ein Schwabe von Geburt, Erziehung und Sitten, der Vernunft Gehör geschenkt habe.“ In der Gunst der Kaiserin stieg er seitdem nur höher und höher, doch mit der Gunst wuchs der allgemeine Haß, welcher dem Günstling nie fehlt. Nicht allein die weltlichen Großen bürdeten ihm die Mißstände der Zeit auf, sondern nicht minder seine geistlichen Brüder, vor Allen Anno und Günther.

Und wären die geistlichen Herren sonst nur einig gewesen! Aber wie sie meist mehr sich und ihr Bisthum, als das Reich bedachten, waren ihre Interessen in stätem Conflict. Dazu kam ein erbitterter Streit, welchen der deutsche Episcopat seit geraumer Zeit gegen die großen Reichsabteien führte und der jetzt neue Nahrung gewann. Die Selbstständigkeit dieser Abteien, ihr großer Reichthum, die Befreiung von der bischöflichen Jurisdiction war den Bischöfen verhaßt; völlig unerträglich aber schien, daß viele Klöster, auf kaiserliche Privilegien sich stützend, von ihren Besitzungen die Zehnten zu leisten verweigerten. Längst war deshalb ein hartnäckiger Streit einerseits zwischen Hersfeld und Halberstadt, andererseits zwischen Mainz und den Klöstern Fulda und Hersfeld geführt. Es ließ sich erwarten, daß Abt Siegfried von Fulda, als er gegen Ende des Jahres 1059 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestieg, schon um seiner Vergangenheit willen die Klöster schonend behandeln würde. Aber kaum hatte er sein neues Amt angetreten, so verlangte er von Widerad, seinem Nachfolger in der Abtei, die Zehnten von den Gütern Fuldas in Thüringen, und stellte dasselbe Verlangen an das Kloster Hersfeld, wie an die Thüringer überhaupt, die niemals dem Erzbischof gezehntet hatten. Der Streit wurde um so bitterer, als Siegfried ein Mann von den übelsten Eigenschaften war: ebenso wetterwendisch und treulos, wie geldgierig und ränkesüchtig. Die großen Erfolge Kölns ließen seiner eitlen Seele keinen Augenblick Ruhe, so wenig er auch der Mann war, der einem Charakter wie Anno das Widerspiel zu halten vermochte.

Wahrlich die Kaiserin war schlimm berathen, indem sie auf die Unterstützung der Bischöfe vor Allem verwiesen war. Und welchen Bei-

stand konnte sie sich von den weltlichen Großen des Reichs, zunächst von den Herzögen versprechen? Wo das Herzogthum noch einen nationalen Charakter bewahrt hatte, wie es in Sachsen der Fall war, stand es jetzt in entschiedener Opposition gegen das kaiserliche Geschlecht. Die elsasser Familie, erst seit Kurzem zum Besitz Oberlothringens gelangt, fing kaum an, sich durch Gerhard dort zu befestigen. In Niederlothringen konnte Friedrich von Luxemburg niemals recht heimisch werden; schon wartete Gottfried auf dessen Erbschaft, wie er denn überhaupt in diesen Gegenden ein viel größeres Ansehen genoß, als die von Heinrich III. eingesetzten Herren. Das Kaiserhaus war in Lothringen so wenig beliebt, wie in Sachsen. Mehr galt es im oberen Deutschland. Aber doch mußte die Kaiserin das Herzogthum Baiern nach wenigen Jahren aufgeben, und in Kärnthen konnte Konrad, der von ihr belehnte Herzog, selbst mit einem Heer nicht Eingang gewinnen; sein Herzogthum blieb nur ein leerer Titel. Kein Land hatte sich dem Kaiserhause ergebener als Schwaben gezeigt, welches in Heinrich III. und seinem Sohne die Nachkommen Giselas verehrte. Nichts schien leichter, als dieses Land unmittelbar an die kaiserliche Familie zu bringen, wie es bereits Konrad II. versucht hatte. Es war deshalb schwerlich eine richtige Politik, daß Heinrich III. zweimal nach einander Schwaben an fremde Herren verlieh, die sich niemals aufrichtig den Interessen des Landes hingaben. Dem Lothringer Otto war ein anderer Otto gefolgt, der sich von Schweinfurt nannte und seine Tage meist auf seinen Burgen am Main verlebte. Als er am 28. September 1057 ohne männliche Nachkommen starb, war es eine für die Zukunft des kaiserlichen Regiments fast entscheidende Frage, wem die Kaiserin das erledigte Herzogthum übertragen würde.

Heinrich III. hatte bereits eine Anwartschaft auf das Herzogthum dem Grafen Berthold von Zähringen eröffnet. Einer alten schwäbischen Familie, die seit mehr als einem Jahrhundert die Grafschaft im Breisgau verwaltete, entstammte Berthold; das Vertrauen des Kaisers hatte er sich, wie es scheint, besonders durch sein Verhalten gegen die verschworenen Fürsten im Jahre 1055 erworben. Damals wird er als Rath des Kaisers genannt, und damals scheint ihm auch Schwaben versprochen. Der Kaiser soll ihm seinen Siegelring als Unterpfand des Versprechens übergeben haben. Der Tod des Kaisers gab dann freilich den Dingen eine völlig veränderte Richtung: deshalb mochte die Kaiserin

sich scheuen den Willen ihres Gemahls in Ausführung zu bringen. Aber die Wahl, die sie selbst traf, konnte ihr unmöglich Freunde erwerben: sie fiel auf einen jungen Mann, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er bei Hofe glänzte und von der Kaiserin besondere Gunst genoß. Es war Rudolf von Rheinfelden. Die Burg, nach der er genannt wird, ist am linken Rheinufer zwischen Basel und Sickingen, die Güter seines Geschlechts lagen großentheils zwischen dem Jura und Genfersee: es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß die bisher wenig genannte Familie aus dem Königreiche Burgund stammte und Rücksichten auf die gefährdeten Zustände dieses Landes auf die Wahl der Kaiserin wirkten. Auch wurde die Verwaltung Burgunds Rudolf zugleich mit dem schwäbischen Herzogthum übertragen.

Alles setzte Agnes daran, diesen Mann ihres Vertrauens so eng wie möglich an das Interesse ihres Hauses zu fesseln: sie verlobte ihm ihre älteste Tochter, die zwölfjährige Mathilde, die sie sogleich nach Schwaben bringen und dort der Obhut des Bischofs von Konstanz übergeben ließ. Zwei Jahre später (1059) wurde das kaum mannbare Mädchen dem Herzog von Schwaben vermählt, aber schon im ersten Jahre löste der Tod Mathildens die Ehe. Rudolf wurde bald darauf mit Adelheid, einer Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin, verheirathet; sie war eine Schwester jener Bertha, die man Heinrich IV. verlobt hatte. Man sieht, es geschah Alles, um ihn der kaiserlichen Familie einzuverleiben, und es war nicht zu verwundern, wenn dieser Günstling nicht geringeren Neid zu tragen hatte als Bischof Heinrich. Auch das war nicht zu verwundern, daß er in Schwaben auf vielfachen Widerstand stieß. Der Zähringer war ihm natürlich entgegen, selbst dann noch, als er im Jahre 1061 nach Konrads Tode das erledigte Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona erhielt. Eben damals war Schwaben der Schauplatz einer großen Fehde, in welcher die Brüder Burchard und Wezil von Zollern erschlagen wurden, die ersten Zollern, deren die Geschichte gedenkt.

In dem Herzogthum konnte die Regentin, so viel ist klar, keine Stütze finden; es war ihr feindlich oder, wo dies nicht der Fall war, so schwach befestigt, daß es selbst ihrer Unterstützung bedurfte. In günstigerer Weise lagen für sie die Verhältnisse der Marken. Diese waren von Heinrich III. gegen das Herzogthum augenscheinlich begünstigt worden, und namentlich hatten die Kärnthener Marken eine bestimmtere

Gestalt gewonnen. In Krain und Istrien waltete damals Markgraf Udalrich, aus dem Geschlecht der Grafen von Weimar entsprossen und den Ebersberger Grafen in Baiern verschwägert; in der Mark an der Drau und Sau erscheint 1056 der erste Ottokar aus dem Geschlecht der Steierer Grafen, welche der Mark dann dauernd den Namen gegeben haben. Von den baierschen Marken hatte allein die Ostmark gegen die Ungarn noch Bedeutung, aber eine Bedeutung, die sich von Tag zu Tag vermehrte. Schon sah Markgraf Ernst auf eine lange Reihe von Ahnen zurück, die in diesen Donaugegenden heimisch gewesen waren; von den Billingern abgesehen, wurzelte kein hochfürstliches Geschlecht bereits fester in seinem Territorium, als die Babenberger in Oestreich. Inzwischen erstarb der babenbergische Mannsstamm mit Herzog Otto (1057) in den fränkischen Gegenden, aus welchen das Haus hervorgegangen war. Die Mark auf dem Nordgau, welche dieser Zweig der Babenberger so lange verwaltet, hatte ihre Wichtigkeit schon geraume Zeit eingebüßt und war zersplittert. Mit Ottos Tod löste sie sich völlig auf, wenn auch der markgräfliche Name blieb und auf die Erben Ottos überging. Von seinen fünf Töchtern hatten sich drei an angesehene Herren in Baiern und Franken vermählt; an diese kamen die letzten Bestandtheile der Mark, und sie und ihre Nachkommen nannten sich theils Markgrafen von Vohburg oder Kambe, theils Markgrafen im Banzgau, theils nach einer Besitzung in Schwaben Markgrafen von Giengen.

Unter den nördlichen Marken hatte Meißen damals die größte Bedeutung. Diese Markgrafschaft war in die Hände des jungen Grafen Wilhelm von Weimar gekommen und dadurch abermals jener große Besitz vereinigt worden, der einst Eckard I. mit so stolzen Hoffnungen erfüllt hatte. Die sächsische Ostmark verwaltete der Wettiner Dedi schon seit einem Menschenalter; er hatte sich kürzlich mit Oda, der Mutter des Markgrafen Wilhelm, in zweiter Ehe vermählt, wohl nicht ohne die Absicht, auf diesem Wege eine Vereinigung der Ostmark mit Meißen anzubahnen. Die Nordmark verwaltete Udo II. aus dem Geschlechte der Stader Grafen, ein Verwandter des Königshauses.

Fast alle diese Markgrafen waren der Kaiserin und ihrem Sohne ergeben, namentlich die Babenberger und Wilhelm von Meißen, der bei Hofe in höchstem Ansehen stand. Aber auf die inneren Verhältnisse des Reichs hatten die Markgrafen nach ihrer damaligen Stellung keinen

überwiegenden Einfluß, und die gestörten Beziehungen des Reichs zu den östlichen Völkern gaben ihnen überdies vollauf zu thun. Heinrich III. hatte hier Vieles ungeordnet hinterlassen, und die Stellung der Deutschen zu den östlichen Reichen war in der Folge eher verschlechtert als gebessert worden.

Die auswärtigen Verhältnisse.

Kein geringer Erfolg schien es für die Kaiserin, als im Jahre 1058 König Andreas von Ungarn sich um ihre Gunst bewarb und ein gütliches Abkommen mit ihr suchte. Man weiß, Andreas war recht eigentlich der Mittelpunkt jedes Widerstands im Osten gegen den mächtigen Kaiser gewesen und unbesiegt aus dem Kampf mit ihm hervorgegangen; um so auffallender mußte seine Annäherung an den deutschen Hof erscheinen. Tiefgreifende Zerwürfnisse mit seinem Bruder Bela hatten ihn dazu vermocht. Bela hatte sich nämlich für sich und seine Söhne die Nachfolge im Reiche versprochen, sah sich aber in seinen Hoffnungen betrogen, als Andreas einen spätgeborenen Sprößling, Salomo mit Namen, zu seinem Erben im Reiche bestimmte. Andreas wußte, daß Bela einen bedeutenden Anhang unter den Magyaren hatte: deshalb glaubte er seinem Sohne eine kräftige Stütze in dem deutschen Hofe gewinnen zu müssen, und Nichts schien ihm die Zukunft desselben besser zu verbürgen, als wenn er ihn mit einer Schwester des deutschen Königs verlobte. Seine Werbung fand bei der Kaiserin gute Aufnahme, und im Sommer 1058 traf sie auf seinen Wunsch mit ihm an der Grenze seines Reichs zusammen. Ein Friede wurde geschlossen, und der kleine Salomo mit Sophia, der zweiten Tochter der Kaiserin, verlobt. Sophia, ebenfalls noch im Kindesalter, verließ ihre deutsche Heimath und folgte dem König nach Ungarn.

Große Hoffnungen mochten sich an die neue Wendung knüpfen, welche die Politik des Königs von Ungarn genommen hatte. Aber sie zeigten sich bald als eitel. Die nationale Partei in Ungarn, welche bisher Andreas getragen hatte, wandte sich jetzt ganz von ihm ab und begünstigte fortan auf alle Weise die Bestrebungen Belas. Dieser, der mit Richeza, einer Schwester König Kasimirs von Polen, vermählt war und sich mit seinen Söhnen nach Polen begeben hatte, fand einen anderen nicht minder kräftigen Beistand an seinem Neffen Boleslaw II.,

der eben damals den herzoglichen Stuhl der Piasten bestiegen hatte. Dieser Boleslaw, den man den Kühnen genannt hat, kannte keinen anderen Ehrgeiz, als die Macht seines großen Ahnherrn und Namensvetters herzustellen und Polen wieder auf die Höhe zu erheben, die es unter dem ersten Boleslaw glücklich gewonnen hatte. Nichts mußte ihm da mehr am Herzen liegen, als der deutschen Uebermacht im Osten, wo er sie fand, entgegenzutreten. Von ihm unterstützt, kehrte Bela mit seinen Söhnen Geisa und Ladislaw alsbald nach Ungarn zurück, und sofort erhob sich aller Orten der Aufstand. König Andreas sah kaum noch eine Möglichkeit des Widerstands: seine Gemahlin, seinen Sohn und dessen Braut sandte er nach Mölk, dem Sitze des Markgrafen von Oestreich, und bat dringend die Kaiserin um Unterstützung.

Agnes mußte eilen diese Bitte zu erfüllen, da augenscheinlich der ganze Einfluß der Deutschen auf den Osten in Frage stand. Sie sandte im Jahre 1060 ein bedeutendes Heer, welches in Sachsen, Thüringen und der Mark Oestreich gesammelt und unter den Befehl des Bischofs Eppo von Naumburg und der Markgrafen Wilhelm und Ernst gestellt war, schleunigst nach Ungarn. Ein böhmisches Heer sollte folgen, aber erschien nicht; Herzog Spitihnew scheint eine zuwartende Stellung eingenommen zu haben, obwohl die glücklichen Erfolge Belas und des Polen auch ihn bedrohten. Als die Deutschen in Ungarn erschienen, war bereits Alles verloren. Andreas wollte sie nur noch benutzen, um seine Flucht zu sichern. Er trat mit ihnen sofort den Rückweg an und gelangte ungefährdet bis an die Grenze Oestreichs; hier aber wurde er von Bela angegriffen und fast sein ganzes Heer vernichtet. Er selbst, schon hochbetagt, vertheidigte sich tapfer, bis er endlich vom Pferde sank und im Getümmel der Schlacht ein jammervolles Ende fand. Bischof Eppo, der Führer des deutschen Heeres, gerieth in Gefangenschaft. Auch Markgraf Wilhelm mußte sich den Ungarn ergeben; aber er that es erst nach einem Heldenkampf, der ihm selbst die Bewunderung der Feinde gewann. Bis zum Abend kämpften er und Boto, der Sohn des baierschen Pfalzgrafen Hartwich, gegen eine weit überlegene Zahl von Feinden; wie ein Wall umgaben beide die Leichen derer, welche sie mit ihren Schwertern hingestreckt hatten. Hinter diesem Wall vertheidigten sie sich, rings von Feinden umstellt, die ganze Nacht hindurch: erst am Morgen, vom Hunger ganz erschöpft, streckten sie ihre Waffen. Boto wurde von dieser Heldenthat „der Tapfere" ge-

nannt. Nicht minderen Ruhm gewann Markgraf Wilhelm. Der junge Geisa erwirkte vom Vater nicht allein, daß dem muthigen deutschen Fürsten kein Leid geschah, sondern daß er auch ihrem Hause verbunden wurde. Sophia, Geisas Schwester, verlobte sich mit Wilhelm, und nur der frühe Tod des Markgrafen hemmte die Schließung der Ehe *).

Man erzählt, daß Bela die deutschen Gefangenen ohne Lösegeld freigab, und will darin eine Huldigung der deutschen Tapferkeit sehen. Aber nicht minder zeigt es, wie gesichert Bela seine Stellung schien, die er im Gegensatz gegen die Deutschen und im Anschluß an die polnische Macht gewonnen hatte. So viel war klar, der deutsche Einfluß auf Ungarn war vorläufig durchaus vernichtet. Augenfällige Beweise der erlittenen Niederlage boten der junge Salomo und seine Braut, die jetzt überall den Hof der Kaiserin begleiteten, wie die Wittwe des Andreas in ihrem deutschen Exil. Vielfache Pläne wurden zwar sogleich zur Herstellung Salomos gemacht, aber zur Ausführung gediehen sie nicht; selbst dann nicht, als auf Spitihnew in Böhmen im Jahre 1061 sein Bruder Wratislaw II. folgte, ein tüchtiger und ehrliebender Fürst, der mit einer ungarischen Fürstin, einer Schwester des jungen Salomo, vermählt war und das lebhafteste Interesse hatte, die polnischen Einwirkungen auf Ungarn zu schwächen. Alle Verhältnisse des Ostens verknüpften sich, wie man sieht, in diesen ungarischen Thronhändeln, und die Niederlage der Deutschen wurde deshalb nur um so tiefer gefühlt.

Indessen fingen auch die italienischen Angelegenheiten an sich mehr und mehr zu verwickeln. Wir kennen den Umschwung der Dinge, der sich im Jahre 1059 in Italien vollzogen hatte, und die eigenthümliche Stellung, welche Rom hier inmitten der nationalen Bewegung einnahm. Wunderbar genug, wie wenig Antheil an dieser Bewegung das deutsche Volk nahm, obschon sie eine sehr bestimmte Richtung gegen die Herrschaft desselben zeigte und seine ganze Machtstellung zu erschüttern drohte. Die deutschen Annalisten jener Zeit sind über die Vorgänge in Italien und Rom sehr schlecht unterrichtet und melden kein Wort von dem Widerstande, den Roms Auftreten am deutschen Hofe erweckte. Und doch wissen wir, daß man hier die Gefahr hinreichend erkannte und

*) Als Wilhelm 1062 die Braut aus Ungarn heimführen wollte, starb er; die ungarische Fürstin vermählte sich dann mit Markgraf Udalrich von Krain, einem nahen Verwandten Wilhelms, und nach dessen frühem Tode (1070) mit Magnus von Sachsen.

Hildebrand und seinem Papst mit bemerkenswerther Entschiedenheit begegnete. Namentlich setzten die deutschen Bischöfe den Beschlüssen der römischen Synode von 1059, bei denen sie in keiner Weise mitgewirkt hatten, rückhaltslosen Widerspruch entgegen, wie sie denn auch unfraglich am meisten zu verlieren hatten, wenn es dem Papste gelang sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen. Eine Synode, die Weihnachten 1059 in Worms gehalten werden sollte, scheint bereits in der Absicht berufen zu sein, gemeinsame Beschlüsse des deutschen Klerus gegen den Papst herbeizuführen, aber eine weitverbreitete Seuche hinderte die Versammlung. Dennoch traten nicht viel später die deutschen Bischöfe wirklich zusammen — wir wissen nicht wo — und ihre Gesammtheit vernichtete alle Amtshandlungen des Papstes, verbot seinen Namen im Kirchengebet zu erwähnen, ja sprach sogar Entsetzung und Bann über ihn aus. Man scheint bei diesen Beschlüssen auf den Makel unehelicher Geburt, der dem Papste anhaften sollte, besonderes Gewicht gelegt zu haben.

Bei der Stellung, welche Agnes zu Cluny einnahm, ist an sich wenig wahrscheinlich, daß gerade sie zu so extremen Schritten getrieben habe, wie tief auch Roms Ansprüche in ihre kaiserlichen Rechte eingreifen mochten. Wir haben aber auch das ausdrücklichste Zeugniß, daß nicht sie, sondern Erzbischof Anno als die Seele jener Synode galt. In der That war er als Erzkanzler Italiens und Bibliothekar des apostolischen Stuhls auf das Unmittelbarste von der Entwickelung der italienischen Angelegenheiten berührt; Niemand übersah zugleich besser als er, welcher Verlust dem deutschen Klerus hier drohte. Deshalb hatte ihn auch der Papst zu gewinnen gesucht. Ein am 1. Mai 1059 für die von ihm gebaute Kirche S. Maria ad Gradus zu Köln ausgestellter Schutzbrief ist erhalten, worin ihn der Papst mit den größten Lobsprüchen beehrt. Doch mit so wohlfeilen Gnadenbeweisen war ein Mann wie Anno nicht zu bestechen, vielmehr trat er als der kühnste Vorfechter der deutschen Kirche auf und stachelte mehr die Kaiserin und seine Mitbischöfe gegen Rom auf, als daß er selbst eines Sporns bedurft hätte.

Die Beschlüsse jener deutschen Synode konnten in Rom nicht ohne Wirkung bleiben. Wie sehr sie der Papst und Hildebrand fürchteten, zeigen die Verhandlungen, die sie mit der Kaiserin zu eröffnen sich beeilten. Der Cardinal Stephan, ein Vertrauter Hildebrands, befand

sich damals in Frankreich, wo er den Kampf gegen die Priesterehe eröffnet und auf mehreren Synoden mit großem Erfolge gewirkt hatte: ihn sandte man nun mit apostolischen Briefen nach Deutschland, um mit Agnes zu unterhandeln. Aber er fand am deutschen Hofe den übelsten Empfang; fünf Tage harrte er vergebens um Zutritt bei der Kaiserin und mußte endlich unverrichteter Sache die Rückreise antreten. Und schon rührten sich auch in Italien die Gegner Hildebrands wieder an allen Orten. Die lombardischen Bischöfe schöpften neuen Muth, als sie die Beschlüsse ihrer deutschen Amtsbrüder vernahmen; der römische Adel hatte sich kaum von dem normannischen Streifzug erholt, als er wieder gegen den Papst im Sattel saß. Als Gesandte König Edwards von England gegen Ostern 1061 von Rom heimkehrten, wurden sie bei Sutri vom Grafen Girard überfallen und tausend Pfund Paweser Münze ihnen abgenommen. Sie kehrten nach Rom zurück, und der Papst mußte schlimme Worte von diesen Engländern hören; sie machten ihm bemerklich, daß er erst in seinem Gebiet Ordnung machen müsse, wenn er über die Welt zu herrschen begehre.

Aber so groß die Schwierigkeiten waren, welche sich dem Papste und Hildebrand entgegenstellten, sie beharrten fest auf dem eingeschlagenen Wege. Auf der Ostersynode 1061 wurde über Graf Girard der Bann ausgesprochen und um dieselbe Zeit die Verordnung über die Papstwahl durch die Cardinäle erneuert, doch mit ausdrücklicher Unterdrückung aller Bestimmungen, welche das frühere Decret zu Gunsten des Königs enthalten hatte. Wie bedenklich war es, Bestimmungen zu beseitigen, welche der Papst und Hildebrand durch ihre eigene Unterschrift und Bannflüche bekräftigt hatten! Aber, nachdem die Kaiserin jede Unterhandlung verweigert, scheute sich Rom nicht ihr offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß die Frage, ob freie Wahl der Cardinäle oder königliche Ernennung bei der Besetzung des päpstlichen Stuhls entscheidend sei, schon unmittelbar darauf praktische Bedeutung erhielt. Am 27. Juli 1061 starb Papst Nicolaus II. in Florenz: wer sollte seinen Nachfolger bestellen?

Sobald der Tod des Papstes in Rom bekannt wurde, beschloß der römische Adel sich eiligst an die Kaiserin zu wenden, damit der junge König als Patricius Roms über den Stuhl Petri verfüge. Der Graf Girard selbst ging mit einer Gesandtschaft, in der sich auch der Abt von S. Gregorio am Cölius befand, über die Alpen; sie führten die päpst-

lichen Abzeichen und die Insignien des Patriciats mit sich. Freilich war es auffallend genug, daß jetzt der römische Adel die Bedeutung jenes Patriciats so betonte, den doch einst des jungen Königs Vater im Kampf gegen denselben Adel zur Geltung gebracht hatte; auffallend genug, daß diese Capitane jetzt an dem deutschen Hofe ihre Bundesgenossen suchten. Wie hatte das Auftauchen der hierarchischen Idee alle Verhältnisse Roms und Italiens in wenigen Jahren geändert!

Hildebrand schwankte geraume Zeit, welchen Weg er in diesem gefährlichen Moment einschlagen solle. Schwerlich hat er an eine Verständigung mit den deutschen Bischöfen und der Kaiserin geglaubt, auch hat er keine Schritte gethan, um sie herbeizuführen. Aber bedenklich machte ihn, daß ein innerer Krieg in Rom selbst drohte und er des Ausgangs desselben ohne normannischen Beistand nicht sicher war. So vergingen drei Monate, ohne daß die Neuwahl anberaumt wurde. Endlich entschloß er sich, unbeirrt den betretenen Weg zu verfolgen. Zum Nachfolger des Nicolaus ersah er den Bischof Anselm von Lucca, und diese Persönlichkeit allein bezeichnete scharf die Richtung, die er zu verfolgen gedachte.

Anselm war Mailänder von Geburt, der geistige Urheber der Pataria, und stand seit Jahren mit Gottfried und Beatrix in den vertrautesten Beziehungen. Einst hatte er unter Lanfrank in Bec den Studien obgelegen; dadurch war er in Frankreich bekannt geworden, und es stand zu erwarten, daß die französischen Bischöfe, wie die Mönche von Cluny, seine Erhebung mit Freuden begrüßen würden. Hildebrand kannte ihn überdies genug, um zu wissen, daß er sich willig seinen Absichten hingeben würde. Kaum wird in Erwägung gekommen sein, daß Anselm eine Zeit lang am deutschen Hofe gelebt hatte und zu einer Vermittelung die Hand bieten konnte, obwohl man später auf diesen Umstand hat Gewicht legen wollen. Sollte seine Wahl durchgesetzt werden, so konnten die Cardinäle, das war klar, nur nach der letzten Verordnung Nicolaus II. verfahren und mußten das königliche Recht ganz außer Acht lassen. Und so geschah es. Anselm wurde nach Rom beschieden und zugleich Desiderius von Monte Cassino beauftragt Richard von Capua mit normannischen Schaaren nach Rom zu führen. Unter dem Schutz der Normannen wählten am 1. October 1061 die Cardinäle den Bischof von Lucca, und noch am Wahltage selbst wurde er im Lateran inthronisirt. Am folgenden Tage ließ sich der neue Papst,

der den Namen Alexander II. erhalten hatte, im Hofe des Laterans den Lehnseid von Richard leisten. Es war dann eines seiner ersten Geschäfte, daß er die Mailänder als seine Landsleute begrüßte und sie in der Treue gegen den Stuhl Petri zu verharren ermahnte.

Es ist später vielfach behauptet worden, Hildebrand habe mit Gold den Beistand Richards gewonnen und so sei Alexander gleichsam durch Simonie auf den Stuhl Petri erhoben: eine Behauptung, die weder durch glaubwürdige Zeugen bestätigt wird, noch an sich Wahrscheinlichkeit hat. Richard war durch seinen Lehnseid die Wahl der Cardinäle zu unterstützen verpflichtet, und schon sein eigenes Interesse rieth ihm die Lehnspflicht zu erfüllen. Gleich nach der Wahl verließ er Rom, obwohl dieselbe die Stadt mehr aufgeregt als beruhigt hatte. Denn aufs Neue wandten sich sofort die Unzufriedenen unter den Römern mit den dringendsten Vorstellungen an die Kaiserin, welche ohnehin, der Natur der Dinge nach, die Wahl der Cardinäle und den Antheil der Normannen an derselben als offene Feindseligkeiten gegen das Reich ansehen mußte. Am tiefsten aber wurden durch Anselms Wahl die lombardischen Bischöfe verletzt. Kaum war der Urheber der Pataria auf den Stuhl Petri erhoben, so traten sie unter dem Vorsitz des Kanzlers Wibert von Parma zusammen und beschlossen keinen Anderen als Papst anzuerkennen als Einen aus ihrer Mitte; schon damals scheinen sie ihre Blicke auf den alten Cadalus von Parma gelenkt zu haben. Auch sie bestürmten jetzt die Kaiserin und riethen zu entschiedenen Schritten, und unmöglich konnte sie länger zögern, wenn Italien nicht dem deutschen Einfluß völlig entzogen werden sollte. Sie berief auf die letzten Tage des October eine Synode nach Basel, um über die Besetzung des apostolischen Stuhls Beschluß zu fassen.

Auch die äußeren Verhältnisse des Reichs nahmen, wie man sieht, den übelsten Gang. Auf der Besiegung Ungarns, auf der Verfügung über den Stuhl Petri hatte zum großen Theil die glanzvolle Stellung Heinrichs III. beruht, auf seinen reformatorischen Bestrebungen die geistige Bedeutung seines Regiments. Nun aber sah die Regentin den deutschen Einfluß in Ungarn gebrochen, das reformirte Papstthum gegen sich in der entschiedensten Opposition und war fast wider ihren Willen in Italien die Verbündete der verderblichen Mächte geworden, welche der gewaltige Kaiser einst bekämpft und besiegt hatte. Wie hätte da nicht

ihr Verhältniß zu den deutschen Fürsten, ohnehin bedenklich genug, nur schwieriger und schwieriger werden sollen? Sie fühlte vollauf die Gefahr ihrer Lage und that verzweifelte Schritte, um die Gemüther der Fürsten und des Volks zu gewinnen.

Das Erste war, daß sie das Herzogthum Baiern aufgab und dem Grafen Otto von Nordheim übertrug. Otto stammte aus einer alten Familie Sachsens, deren Stammburg bei Göttingen lag; sein Oheim war jener Siegfried von Nordheim gewesen, der Eckard von Meißen im Jahre 1002 erschlagen hatte. Noch war Keiner seiner Vorfahren zu den höchsten Reichsämtern gelangt, und auch er konnte wie Rudolf als Emporkömmling gelten: aber er war mindestens nicht durch Hofgunst gestiegen und hatte die Meinung der Großen und des Volks für sich. Man rühmte einstimmig seine Tapferkeit, seinen Verstand. Ueberdies war er reich begütert; zu seinen eigenen Besitzungen, die sich durch ganz Sachsen erstreckten, kam das Heirathsgut seiner Gemahlin Richenza, der Wittwe des Grafen Hermann von Werl.

Die Erhebung eines sächsischen Großen auf den baierschen Herzogsstuhl war ein überaus auffallender Schritt der Kaiserin, der allen Traditionen des Hauses widersprach. Aber noch viel befremdender mußte sein, daß sie um dieselbe Zeit das kaiserliche Gewand ablegte und den Schleier der Klosterfrauen nahm. Im Herzen war sie längst der Weltlust abgestorben, doch auch äußerlich erschien sie fortan als eine Nonne und zeigte die Keuschheit ihrer Seele geflissentlich der Welt. Viel mochte ihr daran liegen, durch diesen Schritt den übeln Nachreden, denen ihre Tugend ausgesetzt war, zu begegnen, so wenig es ihr auch gelang; auch konnte ihr Interesse erfordern, in einem Moment, wo das Staatswohl sie von der strengeren kirchlichen Partei trennte, ihre persönliche Devotion recht handgreiflich an den Tag zu legen: aber der wichtigste Beweggrund ihres Verfahrens lag gewiß in dem Wunsch, sich die Gemüther zu versöhnen, indem sie, freiwillig alle irdische Größe aufgebend, zeigte, daß ihr Regiment nicht durch Antriebe persönlichen Ehrgeizes, sondern lediglich durch die Pflichten der Mutter und das Wohl des Reichs bestimmt sei. Aus diesem Motiv erklärt sich in gleicher Weise die Aufgabe des baierschen Herzogthums und der kaiserlichen Auszeichnungen: es waren die letzten Mittel, um ihre von innen und außen gefährdete Stellung zu sichern.

Anfang der Kirchenspaltung.

Gegen Ende des October 1061 begab sich die Kaiserin mit ihrem Sohne nach Basel, um die angekündigte Synode zu halten. Viele der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe erschienen, die Lombarden kamen über die Alpen, auch römische Gesandte stellten sich ein. Als die Synode eröffnet war, erklärte sie zuerst, daß der junge König als Erbe des Reichs auch Erbe des Patriciats sei; er wurde sogleich mit den Insignien desselben bekleidet. Alsdann verwarf sie die Wahl des Anselm von Lucca als eines Eindringlings, indem sie sich nicht allein auf das Einsetzungsrecht Heinrichs III., sondern auch auf das Wahldecret Nicolaus II. in seiner ursprünglichen Fassung stützte. Endlich wurde auf den Wunsch der lombardischen Bischöfe Cadalus von Parma als Papst vom König designirt; besonders waren es die Bischöfe von Piacenza und Vercelli, die seine Sache betrieben.

Cadalus *) gehörte einer sehr reichen, im Veronesischen angesessenen Familie an. Im Jahre 1041 wird er als Diakon und Vicedominus der Kirche von Verona genannt; wenige Jahre später erhielt er das Bisthum Parma und stiftete dann (1046) auf seinem Grund und Boden das Kloster des heiligen Georg in Braida bei Verona. Als Heinrich III. zuerst in Italien erschien, schloß sich Cadalus ihm an, gewann des Kaisers Gunst und behauptete sie, obwohl er den Eifer der von demselben eingesetzten Päpste für die Kirchenreformation nicht theilte. Auf den Synoden zu Pavia (1049), Mantua (1052) und Florenz (1055) wurden sogar über Cadalus Verhalten starke Rügen ausgesprochen und nur durch die Nachsicht der Päpste soll er der Absetzung entgangen sein; vielleicht geschah es mehr durch sein nahes Verhältniß zum Kaiser, der sich der Dienste des geschäftskundigen Mannes vielfach bediente. Als sich dann die Pataria in der Lombardei aufthat, muß Cadalus von Anfang an zu den entschiedensten Gegnern derselben gehört haben. Denn die Widersacher jener fanatischen Volksprediger verehrten in dem alten Bischof von Parma ihr Haupt, zumal er mit Wibert von Parma, dem Kanzler der Kaiserin, in vertrauten Beziehungen stand.

*) So oder Cadelous ist die zu jener Zeit übliche Schreibweise.

Da die Zeitumstände die Wahl eines Italieners zu fordern schienen, mochte Manches gerade diesen Mann empfehlen. Cadalus Treue gegen das Kaiserhaus konnte man für bewährt halten, überdies war er geschäftskundig, und auch das fiel in die Wage, daß er ein großes Vermögen für seine Sache aufwenden konnte. Aber demungeachtet war es die übelste Wahl. Die deutschen Erzbischöfe und die Mehrzahl der deutschen Bischöfe hatten sie, wie wir wissen, von vorn herein und mit gutem Fug widerrathen. Auch der römische Adel hegte, wie die Folge zeigte, nur geringes Interesse für diesen Lombarden. Seine Erhebung war lediglich eine Parteisache des lombardischen Klerus und setzte überdies die Kaiserin in den schneidendsten Widerspruch mit der von ihrem Gemahl begünstigten Kirchenreform, wie mit ihren eigenen religiösen Ueberzeugungen. Es wird ausdrücklich berichtet, daß ihre Umgebungen durch Bestechungen gewonnen waren, und nur hieraus wird das Verfahren der schwachen Fürstin erklärlich.

Nachdem die königliche Ernennung erfolgt war, schritt man sogleich zur förmlichen Wahlhandlung, die ungewöhnlich genug war. Eine Anzahl lombardischer Bischöfe, denen sich einige deutsche anschlossen, gaben zu Basel am 28. October — es war der Geburtstag Heinrichs III. — einmüthig Cadalus ihre Stimme; kein römischer Cardinal war bei der Handlung zugegen. Schon vor der Inthronisation, die überhaupt nie erfolgt ist, legte man dann dem neuen Papst den Beinamen Honorius II. bei, dessen er sich aber selten bedient zu haben scheint. Uebrigens dachte die Kaiserin nicht daran, ihn mit der Macht des Reichs nach Rom zu geleiten. Sie überließ ihm selbst sich den Weg dorthin zu bahnen: ein schwieriges Unternehmen, da nicht anders zu erwarten stand, als daß Gottfried sich nicht allein des Geleits entziehen, sondern Alles aufbieten würde, um Anselm zu schützen, so wenig Neigung offen mit der Kaiserin zu brechen er auch sonst haben mochte.

Während des folgenden Winters rüstete sich Cadalus mit großem Fleiße. Zugleich sandte er heimlich den Bischof Benzo von Alba nach Rom, um den römischen Adel zu gewinnen und das Volk gegen Hildebrand und seinen Papst aufzuwiegeln. Benzo, ein junger Mann von nicht geringen Kenntnissen, einer sehr beredten Zunge, voll des giftigsten Hasses gegen die Pataria und Hildebrand, und kein Mittel scheuend, um diesen Haß zu befriedigen, war ganz für die Sendung geeignet, die man ihm ertheilte. Die Stadt war längst in Parteien gespalten, und

Benzo unterließ Nichts, um die Kaiserlichen zusammenzuhalten und zu verstärken. So sehr er selbst in seinen durchaus unzuverlässigen Darstellungen die Erfolge seiner Thätigkeit übertreiben mag, scheinen sie doch in der That erheblich gewesen zu sein. Und indessen hatte Cadalus auch ein namhaftes Heer in der Lombardei zusammengebracht. Die Patarener erschraken und ergriffen aller Orten die Flucht. Beatrix öffnete ihnen ihre Städte und trat offen gegen Cadalus auf: aber sie konnte nicht hindern, daß er sich heimlich Bolognas bemächtigte und hier sein Heer noch verstärkte. Bald ging dasselbe über den Apennin, von einem Grafen Pepo geführt, und kam ungehindert bis Sutri, wo es am 25. März 1062 ein Standlager bezog. Merkwürdig ist die Beschreibung, die Petrus Damiani von diesem Heere giebt. Mehr mit Gold, sagt er, als mit Eisen sei es gerüstet; wenn sonst die Schwerter zum Streit aus der Scheide führen, so hier das Gold aus dem Kasten; hier riefen nicht die Tuba und die Drommete zur Schlacht, sondern das Klappern der Münzen; mit goldenen Fingern breche Cadalus eherne Mauern, und dieses Gold habe er zum Theil durch Verschleuderung der Kirchengüter von Parma gewonnen, zum Theil bereits das Eigenthum der römischen Kirche dafür verschrieben.

Aber wie unkriegerisch Petrus auch die Schaaren des Cadalus schildert, er fürchtete sie und ihn trotzdem gewaltig. Ein Brief, den er in diesen Tagen an den Gegenpapst schrieb, legt seine Besorgnisse deutlich an den Tag. Nichts läßt er ungesagt, was irgend Eindruck auf ein solches Gemüth zu machen im Stande sein mochte. Er stellt ihm vor, in welche Unruhe er sich gestürzt habe, wie viel Geld er verschwende, wie seine Vergehen, bisher der Welt verborgen, jetzt an das Licht treten würden, er droht ihm endlich mit dem Tode, der ihn noch in dem begonnenen Jahre ereilen werde. Ueber den König und die Kaiserin drückt er sich milde aus; jenen entschuldigt er mit der Unmündigkeit, diese mit der Schwäche ihres Geschlechts. Alle Anderen aber, die an der Wahl des Gegenpapstes betheiligt, verflucht er mit den stärksten Verwünschungen; die Wahl scheint ihm unerhört in allen Jahrhunderten. Aber auffällig ist doch, daß er, indem er bei dieser Gelegenheit auf die Bedingungen einer ordnungsmäßigen Besetzung des apostolischen Stuhls zu sprechen kommt, die königliche Zustimmung vor der Weihe des Papstes als durchaus erforderlich ansieht und es nur mit dem Drang der Umstände entschuldigt, wenn man diese einzuholen bei der letzten Wahl in

Rom unterlassen habe. Noch deutlicher spricht seine Befürchtungen Petrus in einem gleichzeitigen Brief an den Bischof Olderich von Fermo aus. Er sieht das Ende der Welt nahe; zum völligen Ruin der Kirche, sagt er, trennten sich Papstthum und Kaiserthum; es sei eine Verhöhnung des allmächtigen Gottes, daß, während ein Papst auf dem apostolischen Stuhl sitze, ein anderer vom Norden heranzöge. Sehr bedeutsam ist, wie gerade in dieser Lage der Dinge Petrus den Bischöfen den leidenden Gehorsam gegen die staatlichen Gewalten predigt, wie er zu beweisen sucht, daß es ihnen unter keiner Bedingung erlaubt sei ihre Sache mit dem Schwert zu vertheidigen; die kirchlichen Angelegenheiten seien niemals, meint er, durch Waffengewalt, sondern allein durch die weltlichen Gesetze und Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu entscheiden.

Anders dachten der Papst und Hildebrand. So verlassen von Hülfe sie waren — Gottfried konnte nicht gegen den Erwählten der Kaiserin die Waffen ergreifen; Richard unterwarf sich damals die kleinen Fürsten des nördlichen Campaniens und begann die Belagerung Capuas, wo die Einwohner ihm die Mauern und Thore noch immer nicht übergeben wollten —, so groß der Abfall in der Stadt selbst, wo die Engelsburg bereits in die Hände des aufständigen Adels gerathen war: sie rüsteten sich dennoch zum Widerstande und vereitelten die Hoffnungen des Cadalus, welcher schon ohne Kampf in Rom einzuziehen erwartete. Es war Leo, des getauften Juden Benedict Sohn, der auch diesmal Hildebrand die besten Dienste leistete; hauptsächlich durch seine Hülfe brachte der Archidiakon ein Soldheer zusammen. Indessen rückt Cadalus bereits von Sutri heran; mehrere Grafen der Campagna stoßen zu ihm, Girard von Galeria an der Spitze; das Heer lagert sich auf den Neronischen Wiesen am Fuße des Vatican. Hier wagte Hildebrands Heer am 14. April einen Ueberfall, der aber vollständig mißglückte. Das schwache, kriegsunkundige Volk — so nennt es Petrus Damiani — wurde in die Flucht gejagt und massenweis niedergemacht; bis zum Tiber sahen sich die Flüchtigen verfolgt, und Viele fanden in seinen Wellen ihr Grab. Unmittelbar nach der Schlacht drang Cadalus in die Leosstadt ein und besetzte den Vorhof der Peterskirche. Seine Anhänger haben ihm später oft zum Vorwurf gemacht, daß er hier seine Inthronisation nicht sogleich bewirkt habe. Aber er ahnte wohl kaum, wie viel sich am folgenden Tage bereits geändert haben würde.

Während Cadalus bei einbrechender Nacht in sein Lager zurückkehrte, sparten Hildebrand und Leo kein Geld, um neue Streitkräfte aufzubringen und die Leosstadt zu vertheidigen. Es gelang ihnen: in der Frühe des folgenden Tages konnte Cadalus nicht mehr zur Peterskirche gelangen. Fünf Tage — wenn man Benzos Bericht trauen darf — blieb der Gegenpapst noch bei Rom in seinem Standlager, ging dann aber bei dem Flaminischen Thore über den Tiber und zog in die Gegend von Tusculum, wo er abermals ein Lager aufschlug. Alle Grafen der Umgegend unterwarfen sich ihm, und da er einen großen Anhang in der Stadt hatte, konnte er die Bezwingung derselben mit Sicherheit erwarten, wenn auch der erste Angriff nicht sogleich geglückt war. In dieser Zeit schrieb Petrus Damiani einen zweiten Brief an Cadalus, in dem er ihn mit den größten Vorwürfen überhäuft, mit den rohsten Flüchen belastet. Der Schluß des Schreibens zeigt, daß ihm die Sache Alexanders bereits für verloren galt. „Wenn Gott," redet er Cadalus an, „nicht der Welt mehr achtet und du den apostolischen Stuhl besteigst, dann werden alle Gottlosen sich erheben und frohlocken, alle Feinde der christlichen Kirche werden triumphiren, die Gerechten und Frommen aber an den Untergang der Kirche glauben." Und kaum läßt sich leugnen, nicht allein die Pläne Hildebrands, sondern alle jene Reformbestrebungen, welche von Rom seit funfzehn Jahren ausgegangen waren, standen in diesem Moment auf dem Spiele.

Aber Cadalus erreichte sein Ziel nicht, so nahe er ihm war. Unerwartet erschien Herzog Gottfried mit einem starken Heere vor Rom, nicht um den Erwählten der Kaiserin zu unterstützen, sondern ihn mitten in seinem Erfolge zu hemmen. Er trat zwischen die streitenden Parteien und gebot ihnen ihre Sache dem Könige zur Entscheidung vorzulegen; bis diese erfolgt sei, solle sich Cadalus wieder nach Parma, Alexander nach Lucca begeben. Beide Theile mußten sich fügen, so widerwillig beide es thun mochten. Denn Hildebrand, so gewiß allein Gottfrieds Einschreiten ihn rettete, mußte es doch als eine Niederlage ansehen, daß die Sache der Kirche abermals von einem Richterspruch des Königs abhängig gemacht werden sollte. Und Cadalus gab nicht allein den sicheren Sieg aus den Händen, sondern wurde auch an ein Forum gewiesen, das ihm wenig geneigt war. Denn, als er etwa um die Mitte des Mai nach Parma zurückkehrte, herrschten am deutschen Hofe nicht mehr die Günstlinge der schwachen Kaiserin, sondern jene

Erzbischöfe, welche sich seiner Wahl von Anfang an widersetzt hatten. Während er vor Rom Alexander das Papstthum bestritt, war am Rhein eine für das Kaiserthum folgenreiche Entscheidung eingetreten, die auch sein Schicksal in sich schloß. Wenn Herzog Gottfried, der Statthalter des Königs, dem zu Basel von der Kaiserin ernannten Nachfolger Petri hemmend in den Weg trat, so wußte er ohne Zweifel, was zu Kaiserswerth inzwischen geschehen war.

Der Sturz der Kaiserin.

Was die Kaiserin auch versucht hatte, um sich die Gemüther zu versöhnen, Alles war vergeblich gewesen. Den Fürsten schien es unerträglich, daß Heinrich von Augsburg, der Günstling der Kaiserin, die Geschäfte des Reichs fast allein in Händen hatte; sie wollten nicht mehr von ihm und den Launen einer Betschwester abhängen, und ihre Klagen schienen um so gerechter, als die Macht des Kaiserthums sichtlich unter diesem Regiment tiefer und tiefer sank. Alles deutete auf eine nahbevorstehende Aenderung der Dinge. Häufig hielten die Fürsten geheime Zusammenkünfte und beriethen die Lage des Reichs, im Dienste der Kaiserin zeigten sie sich säumig und erhitzten die Stimmung des Volks gegen sie und den Augsburger Bischof. Zu den Unzufriedenen gehörten vor Allen Erzbischof Anno, der nicht galt, was er werth zu sein meinte, und sich die Kraft zutraute das sinkende Reich aufzurichten; gehörte Otto von Nordheim, eben erst durch die Kaiserin zum Herzog von Baiern erhoben, ein tüchtiger Mann, zu dessen Tugenden aber Dankbarkeit am wenigsten zu rechnen war; gehörte endlich jener Ekbert von Braunschweig, der im Jahre 1057 für die Kaiserin in Sachsen so muthig eingetreten war, der nächste Verwandte des jungen Königs. Es scheint fast, als habe er, ein leidenschaftlicher und ehrgeiziger Mensch, für seine Dienste nicht den beanspruchten Lohn erhalten: er hatte sich nach dem Tode Ottos von Schweinfurt mit dessen Wittwe Irmingard vermählt und mochte sich auch auf dessen Herzogthum Schwaben Aussicht gemacht haben, welches Rudolf von Rheinfelden, wie wir wissen, davontrug.

Es waren die ersten Männer des Reichs, welche der Kaiserin entgegenarbeiteten, aber ihre Feindseligkeiten traten Anfangs nicht an das Tageslicht; dagegen kam es im Anfange des Jahrs 1062 zum offenen Bruch zwischen der Kaiserin und dem Bischof Günther von Bamberg.

In einem Brief Günthers an Anno, der etwas früher geschrieben ist, vernehmen wir die bittersten Klagen über die Härte der Kaiserin: sie sei nicht allein ungebührlich streng gegen ihn, sondern ihr Verfahren fast unerträglich, in seiner Abwesenheit taste sie seinen guten Namen vor den Reichsfürsten auf alle Weise an und beschuldige ihn sie vielfach beleidigt zu haben; vergebens habe er sich bei seiner letzten Anwesenheit bei Hofe erboten seine Unschuld darzuthun oder, wenn er etwas gefehlt haben sollte, es nach dem Willen der Kaiserin gut zu machen; man habe ihn nicht einmal gehört. Günther wünscht deshalb eine Zusammenkunft mit Anno, um sich mindestens in seinen Augen zu rechtfertigen, und bittet ihn sich seiner vor den Fürsten anzunehmen, wenn die Rede auf seine Person fallen sollte. Günther mied seitdem den Hof; er verließ auch Bamberg, vielleicht wegen der gewünschten Zusammenkunft mit Anno. Ein Bamberger Domherr, der damals den Hof besuchte, meldete ihm das Befremden daselbst über sein Ausbleiben. „Als alle Hoffnung," schreibt er, „auf euer Erscheinen verschwunden war, riefen Alle mit einem Munde, ihr schnaubtet schon voll Waffenlust und dächtet nur an Krieg, nichts Anderes sännet und betriebet ihr als die Vertreibung der wüthenden Furie, oder vielmehr nach ihrer Redeweise die unverdiente Erniedrigung der besten Kaiserin. Sie sagten noch Anderes, was ich besser euch in das Ohr raune, als dem Blatte vertraue." Günthers Zorn war auf das Höchste gereizt und brach los. „Großer Hader war zwischen der Kaiserin und Bischof Günther," berichten alte Annalen zum Jahr 1062; spätere fügen hinzu, daß sie gegen einander mit Raub und Brand gewüthet hätten.

Anno kann diesem Zwist nicht gleichgültig zugesehen haben. Täuscht nicht Alles, so hat er ihn weit näher berührt, als der Streit zwischen den beiden Päpsten vor Rom. Denn schwerlich nahm er ein näheres Interesse an Cadalus, und mit Hildebrands Partei war er geradezu in Zerwürfnisse gerathen. Ueberdies hat jener Kampf um den Stuhl Petri, so sehr er Italien in Bewegung setzte, damals die Gemüther in Deutschland weniger aufgeregt, als man gemeinhin annimmt. Wie dem auch sei, es war um Ostern 1062, daß Anno den Entschluß faßte, durch einen Gewaltstreich die Regentin und ihren Günstling zu stürzen. Die erforderlichen Maßregeln verabredete er mit Otto von Nordheim und Ekbert; Niemand anders läßt sich mit Sicherheit als unmittelbarer Theilnehmer der Verschwörung nachweisen, deren ganzer Plan ohnehin auf die Mit-

wissenschaft weniger, durchaus zuverlässiger Männer berechnet war. Wenn eine spätere, an sich wenig glaubwürdige Quelle Erzbischof Siegfried von Mainz als Mitverschworenen nennt, so entbehrt diese Angabe nicht nur jeder anderweitigen Stütze, sondern hat auch an sich geringe Wahrscheinlichkeit. Dagegen ist kaum anders anzunehmen, als daß Gottfried um Annos Vorhaben gewußt hat: seine Stellung war auf beiden Seiten der Alpen so gewaltig, daß Anno es nimmer darauf ankommen lassen konnte, welche Partei der Lothringer ergreifen würde. Benzo sagt, daß Gottfried mit Anno vereint auch gehandelt habe, ja sieht ihn recht eigentlich als den Urheber der Verschwörung an. Aber Benzo ist der parteiischste Zeuge gegen Gottfried, und soviel mindestens ist klar, daß dieser, der damals in Italien verweilte, keinen unmittelbaren Antheil an der Ausführung des Anschlags nehmen konnte. Alle zuverlässigen Quellen bezeichnen Anno als die Seele der Verschwörung und messen ihm den Hauptantheil bei dem Gewaltstreich bei.

Die Kaiserin hatte mit ihrem Sohne den Anfang des Jahrs 1062 in Goslar verlebt; erst gegen Ostern brach sie von dort auf, von Bischof Heinrich begleitet. Am 19. März war sie in Paderborn, wo der Bischof noch einmal reiche Gunstbeweise erhielt; dann wurde die Reise nach Utrecht fortgesetzt, wo der Hof am 31. März das Osterfest feierte. Nach dem Fest begab sich Agnes mit ihrem zwölfjährigen Sohn nach der Pfalz auf St. Swibertswerth, welche erst Heinrich III. von den lothringischen Pfalzgrafen gewonnen hatte und auf der die kaiserliche Familie wegen der angenehmen Lage inmitten des Rheins gern verweilte. St. Swibertswerth ist das heutige Kaiserswerth zwischen Duisburg und Düsseldorf am rechten Ufer des Rheins, der sein früheres Bett hier bedeutend geändert hat, so daß jetzt außerhalb des Flusses liegt, was einst Insel war. Es war der Kaiserin um einen Lustaufenthalt zu thun, und nur ein geringes Gefolge scheint sie nach der Insel begleitet zu haben.

Die Umstände waren den Verschworenen überaus günstig einen Anschlag gegen die Kaiserin auszuführen. Sie glaubten ohne Gefahr ihr den jungen König rauben und mit dessen Person sich der Regierung des Reichs bemächtigen zu können. Unerwartet erschienen daher eines Tages in Kaiserswerth Anno, Otto und Ekbert; sie kamen mit zahlreichem Gefolge, ohne jedoch dadurch, wie es scheint, der Kaiserin besondere Besorgnisse einzuflößen. Denn man ging fröhlich zur Tafel

und sprach reichlich dem Weine zu. Als nun der königliche Knabe in heiterer Laune war, lud ihn Anno freundlich ein, eines seiner Schiffe zu besehen, welches er mit besonderer Pracht ausgestattet hatte. Leicht überredete er dazu den arglosen Knaben. Aber kaum steigt dieser in das Schiff, so umdrängen ihn die Verschworenen mit ihrem Gefolge; die Ruderknechte stoßen vom Lande und treiben mit Macht das Schiff in die Mitte des Stroms. Der Knabe erschreckt, schon den Tod vor Augen sehend, wie von Sinnen, stürzt sich in die Fluthen: sie würden ihn begraben haben, wenn ihm nicht Graf Ekbert nachgesprungen wäre und unter eigener Lebensgefahr ihn mit starken Armen der Gefahr entrissen hätte. Nur mit großer Mühe brachte man den widerstrebenden Knaben in das Schiff zurück, wo man ihn mit Schmeichelreden allmählich beruhigte. So führte man ihn nach Köln, während das Volk in großer Aufregung am Lande dem Schiff folgte, welches die Königsräuber und den gefangenen König trug. Man hörte von ihm laute Verwünschungen, daß man die Majestät des Königs in so schmählicher Weise anzutasten wage.

So erzählt Lambert von Hersfeld den Königsraub, und wir haben allen Grund seinem Bericht zu trauen. Er konnte die Wahrheit erfahren, denn wenige Wochen nach der That sah er den jungen König und Anno in seinem Kloster, und jedes Blatt seiner Annalen bezeugt, daß er nichts weniger als den Ruf des Kölner Erzbischofs anzutasten beabsichtigte. Aber gerade dieses Blatt seines Buchs beweist zugleich, daß ihm die Wahrheit mehr galt als Anno und daß er, obschon von mönchischem Parteigeist nicht frei, sich doch eine absichtliche Verdunkelung ihm bekannter Thatsachen nicht erlaubt hat. Was die anderen Annalisten seiner Erzählung hinzufügen, ist unbedeutend bis auf den einen Umstand, daß die Verschworenen auch die heilige Lanze und die anderen königlichen Insignien in Kaiserswerth raubten und mit sich nahmen. Aber das ist nicht unbedeutend, daß Keiner von ihnen ein Wort der Billigung oder Rechtfertigung für den Priester hat, welcher der Mutter den Sohn entführte, der Regentin des Reichs das Scepter entwandte. Als ein Menschenalter nach Annos Tode ein Abt von Siegburg den Gründer seines Klosters als Heiligen darzustellen bemüht war, schwieg er mit guter Absicht von dem Tage von Kaiserswerth; er begriff nur zu gut, daß die Erinnerungen an denselben die Glorie um das Haupt seines Helden verdunkeln würden. Erst dem Parteigeist unserer Zeit

war es vorbehalten, auch in dieser That einen Beweis für Annos Heiligkeit zu finden.

Niemanden traf dieser unerhörte Frevel schwerer als die Kaiserin. Aber auch in dieser Lage zeigte sie, wie wenig Thatkraft ihr eigen war. Jede Gegenwehr gegen die Räuber war ihr nach göttlichem und menschlichem Recht erlaubt, ja geboten, aber nicht einmal den Gedanken daran scheint sie gefaßt zu haben. Unter Thränen sah sie den Sohn ihren Armen entrissen, in tiefer Bekümmerniß verließ sie die Swibertsinsel, doch über Thränen und Klagen erhob sie sich nicht. Die Last des Regiments sah sie wohl nicht ungern ihren Schultern entnommen, schwerer bedrückte sie das Schicksal des Sohnes in den Händen ihrer Feinde, aber am schwersten peinigten ihre Seele Gewissensscrupel. Eine Frau ihrer Art mußte in dem furchtbaren Schlage, der ihr ganzes Leben verwirrte, eine unmittelbare Strafe des rächenden Gottes sehen, aber sehr ist zu bezweifeln, ob sie die Schuld in ihrer unglücklichen Schwäche fand.

Ein Brief, den Agnes wenig später an die Mönche von Fructuaria schrieb, läßt einen tiefen Blick in ihr Inneres werfen. Sie, „die Kaiserin und Sünderin,“ entbietet den Mönchen „die Dienstwilligkeit einer Magd, deren Augen auf den Händen ihrer Herrin ruhen“. „Mein Gewissen,“ schreibt sie, „schreckt mich mehr, als finstere Geister und Phantome vermöchten. Deshalb irre ich an den heiligen Stätten umher und suche eine Zuflucht vor meiner Angst. Nicht mein geringster Wunsch wäre auch zu euch zu kommen, da ich vernehme, daß euer Gebet sichere Bürgschaft des Seelenheils giebt. Aber meine Wege stehen in der Hand des Herrn, nicht in meinem Willen. Indessen werfe ich mich im Geist euch zu Füßen und bitte euch mir Barmherzigkeit vom Herrn zu erwirken, wie Gregor der Trajana. Wenn er allein eine Heidin von den Pforten der Hölle durch sein Gebet befreite, so werdet ihr eurer so Viele leicht die Seele einer Christin erretten können. Was ihr beschlossen habt, bitte ich eure brüderliche Gemeinschaft als Beweis der Liebe mich möglichst bald wissen zu lassen.“ Dieser Brief genügt, um zu begreifen, daß Agnes eben so geeignet war in der Folge Hildebrand zum Werkzeug zu dienen, wie sie sich unfähig gezeigt hatte das deutsche Reich zu regieren.

Agnes begab sich, nachdem ihr das Regiment entzogen war, zunächst auf ihre Wittwengüter, die weitzerstreut in Deutschland lagen. Sie irrte dann, wie sie selbst sagt, an den heiligen Stätten umher und

sprach wohl die Absicht aus, ganz in ein Kloster zu gehen; nur mit Mühe hielten sie besonnene Freunde von einem übereilten Entschluß zurück. Schon nach wenigen Monaten sah man sie indessen wieder am Hofe ihres Sohnes, und sie gewann es ihrem weichen Herzen ab, selbst Anno und seinen Genossen zu verzeihen. Auf das Gemüth ihres Sohnes behielt sie immer einen nicht geringen Einfluß, aber eine tiefer in die Staatsgeschäfte eingreifende Rolle hat sie nie wieder gespielt.

Daß die fünfjährige Regentschaft dieser Frau an ihr Ende gelangt war, mochte an sich nicht sonderlich zu beklagen sein. Aber ein unheilbarer Schaden blieb, daß sich deutsche Fürsten, und ein Erzbischof an ihrer Spitze, die Majestät in so ruchloser Weise zu beschimpfen erdreistet hatten. Es war so endlich gelungen das vielgefürchtete, vielgeschmähte Kaiserthum ganz in die Macht der Fürsten zu bringen. Sie hatten jetzt über die gewaltigen Kräfte des Reichs zu verfügen, und man mußte erwarten, ob sie Reich und Kirche mehr fördern würden, als es die Kaiserin gethan, ob das deutsche Volk und die Welt ihnen größeren Dank schulden würde.

4.

Heinrich IV. unter der Vormundschaft der Bischöfe.

Das Gesammtregiment der Bischöfe.

Männer vom Schlage Annos pflegen der eigenen Kraft wohl Gewaltiges zuzutrauen, und Nichts ist gewisser, als daß Anno nach Agnes Sturz allein das Regiment zu übernehmen gewillt war. Aber nicht minder gewiß ist, daß seine Absicht auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht zu bewältigen vermochte. So schlecht wir über den Gang, welchen die Dinge nach dem Tage von Kaiserswerth nahmen, unterrichtet sind, mindestens hierüber bleibt kein Zweifel. Und konnte es anders sein? Siegfried von Mainz hätte schlecht in der Geschichte seines Erzbisthums bewandert sein müssen, wenn er jetzt nicht daran gedacht hätte, daß einst nach Theophanos Tode sein Vorgänger Willigis die Regierung des Reichs überkommen hatte. Ueberdies wäre er der sorgloseste aller

Menschen gewesen, wenn er nach so vielen Triumphen Kölns über Mainz auch noch die Reichsverweserschaft Anno willig eingeräumt hätte.

Siegbert von Gemblour berichtet, und seine Angabe verdient allen Glauben, daß Anno vor den versammelten Fürsten des Reichs über sein Verfahren Rechenschaft abgelegt habe. Vieles macht wahrscheinlich, daß diese Versammlung der Fürsten zu Köln um die Pfingstzeit des Jahrs 1062 stattfand. Wenn dann Siegbert aber weiter angiebt, daß der Erzbischof wieder vom König zu Gnaden angenommen sei, so will dies nichts Anderes sagen, als daß Agnes Entsetzung und die Art, wie sie herbeigeführt war, die allgemeine Zustimmung der Fürsten fand. War unter ihnen Niemand, der das Reich und den Knaben in Agnes Hand zurückgeben wollte, so blieb dem Knaben keine Wahl als sich zu fügen: niemals, niemals hat er deshalb des Tags vergessen, an dem ihn Anno den Armen der Mutter entriß. Aber wie allgemeine Beistimmung auch des Kölners That bei den Fürsten finden mochte, sie waren deshalb nicht gewillt, ihm allein die Leitung des Reichs zu überlassen. Man beschloß vielmehr, daß die Vormundschaft über den König und die Reichsregierung auf die Gesammtheit der Bischöfe übergehen und zeitig immer von dem Bischofe geführt werden sollte, in dessen Sprengel der König Hof hielt. Eine geistliche Vielherrschaft war bestimmt an die Stelle des einheitlichen Kaiserregiments zu treten. Man sieht, die Richtung, welche die Dinge diesseits und jenseits der Alpen einschlagen, ist nicht so durchaus verschieden: überall drängt ein geheimnißvoller Zug der Zeit den Klerus zur weltlichen Herrschaft und spielt sie ihm in die Hände.

Anno hatte geschehen lassen müssen, was er nicht ändern konnte: aber daran fehlte viel, daß dieses vielköpfige Regiment hätte wirklich Bestand gewonnen. Wesentlich blieb die Regierung ihm, dem Manne der entscheidenden That, und neben ihm Siegfried, dessen Ansprüche sich nun einmal nicht leichthin beseitigen ließen. Im Juli 1062 begab sich der König nach dem Mainzer Sprengel, aber er war von Anno begleitet und kehrte dann doch bald wieder in die Kölner Diöcese zurück. Aus den Urkunden dieser Zeit sieht man, daß es meist nur Annos Freunde waren, die den König umgaben. Häufig fand man am Hofe Bischof Günther von Bamberg, und willig wurde ihm jetzt zugestanden, was ihm Agnes verweigert hatte. Aber auch Adalbert von Bremen sehen wir dort nicht ohne Befremden bald nach dem Tage von Kaisers-

werth neben Anno und seinen Genossen erscheinen. Mit ganzer Seele hing er an den glänzenden Erinnerungen des Kaiserthums, stolz sah er, ein Mann höchsten Adels, auf Anno den Emporkömmling herab, oft genug lieh er über den frechen Königsraub seinem Unmuth Worte: aber seine Eitelkeit bedurfte der Hofluft, und er konnte gegen die Billinger den Rückhalt des Reichsregiments nicht entbehren. Nichts zeigt besser die Gefahren seiner Lage, als daß er selbst damals Schritte that, um die Feste Ratzeburg durch königliche Schenkung Herzog Ordulf zuzuwenden.

Der Kölner theilte mit dem Mainzer dem Anschein nach das Regiment, aber der letztere fühlte bald, wie ungleich die Theilung. Als daher schon im Sommer 1062 neue Umtriebe das Reich in Unruhe versetzten und Annos Stellung bedrohten, sah man allgemein Erzbischof Siegfried als den letzten Urheber dieser Bewegungen an, und man wird sich darin kaum geirrt haben. Täuschen wir uns nicht, so gaben die Verhältnisse der Mark Meißen den nächsten Anlaß, daß sich eine Parteiung im Reiche gegen Anno bildete. Markgraf Wilhelm von Meißen war gestorben, als er eben die Braut aus Ungarn heimführen wollte, und seine Mark an seinen Bruder Otto von Orlamünde gekommen. Ohne Zweifel hatte Otto Annos Einfluß die Belehnung mit der Mark seines Bruders zu danken; so wenig war sie nach Siegfrieds Sinn, daß er ihm entschieden die Mainzer Lehen in Thüringen verweigerte, welche Wilhelm gehabt hatte. Aber nicht minder als Siegfried verletzte Ottos Erhebung den Markgrafen Dedi von der Ostmark, den Stiefvater Wilhelms, der sich selbst wohl auf die Mark desselben Rechnung gemacht hatte. Auch Otto von Nordheim war unzufrieden und ließ sich mit Siegfried und Dedi in verdächtige Verbindungen ein. Die weltlichen Großen wollten sich, wie man sieht, dem starren Anno nicht beugen und zogen es vor, sich Siegfried, dem gefügigeren Manne, anzuschließen.

Wie weit die Anschläge der Mißvergnügten gediehen, wissen wir nicht; nur so viel wird berichtet, daß Anno sie schnell zu Schanden machte. Waren sie, wie doch sehr wahrscheinlich ist, auf eine Herstellung früherer Zustände gerichtet, so mußte ihre Kraft gebrochen werden, sobald es Anno gelang, eine Verständigung mit der Kaiserin herbeizuführen. Und in der That berichtet Siegbert von Gemblour, daß Anno damals durch den jungen König Agnes Gunst wiedergewonnen habe.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieser Aussöhnung den Sieg Annos über seine Widersacher sehen, die sich nun wohl oder übel fügen mußten. Otto von Nordheim suchte sich zu rechtfertigen; Dedi verbiß seinen Ingrimm; Siegfried gab dem Markgrafen Otto die Mainzer Lehen, und es war ihm genug, daß Otto nicht allein von seinen Besitzungen in Thüringen die Zehnten zu zahlen, sondern auch die anderen Thüringer mit Gewalt dazu zu zwingen versprach. Mindestens hatte er so einen Zugang zu den thüringischen Zehnten gewonnen und konnte es ruhig ansehen, daß der neue Markgraf den Haß der Thüringer auf sich lud.

Anno hatte die Anschläge Siegfrieds und seiner Genossen glücklich vereitelt: wie bedenklich aber noch immer die Lage der Dinge seinen Freunden erschien, zeigt ein Brief, den damals Günther von Bamberg an ihn richtete und dem wir allein die Nachrichten über diese Wirren verdanken. Er rieth Anno den trügerischen Versicherungen Ottos und Siegfrieds nicht zu trauen. „Nichts," schreibt er, „lege ich euch dringlicher an das Herz, als nach allen Seiten wachsam zu sein und in eurem bisherigen Eifer nicht nachzulassen. Ihr kennt die Menschen und unsere Zeiten: Niemand weiß, was und wem er glauben soll. In solchen Verhältnissen ist Sorglosigkeit gefährlich, Leichtsinn schädlich, Leichtgläubigkeit verderblich." Er bittet ihn schließlich in seinen persönlichen Händeln mit der Kaiserin sich seiner anzunehmen. Es wird hieraus klar, daß Anno der Kaiserin bereits näher getreten war, so daß ein alter Widersacher derselben Besorgniß vor der Herstellung ihres Einflusses auf die Reichsgeschäfte hegen konnte, so wenig derselbe auch in Wahrheit zu fürchten war.

In dieser Lage der Dinge versammelten sich im October 1062 die deutschen Bischöfe zu Augsburg, um eine wichtige Entscheidung zu treffen. Schon seit mehreren Monaten war hierher eine Synode berufen, auf welcher über die Kirchenspaltung berathen und jene königliche Entschließung herbeigeführt werden sollte, an welche Herzog Gottfried die beiden Päpste verwiesen hatte. Wie man die Verhältnisse im Kreise der römischen Cardinäle ansah, zeigt eine damals verfaßte, höchst merkwürdige Schrift des Petrus Damiani, in welcher er ahnenden Geistes ein Bild der zu erwartenden Verhandlungen zu entwerfen sucht. In einem fingirten Gespräch zwischen dem Anwalt des Königs und dem Anwalt der römischen Kirche legt er die obwaltenden Streitpunkte dar

und entwickelt vor Allem die Gründe, welche die Cardinäle für ihr Verfahren geltend machen konnten. Man erstaunt über die sophistische Advokatenkunst, die er aufbietet, und Nichts verräth deutlicher als sie, wie unsicher sich die römischen Cardinäle in ihrer Stellung fühlten.

Die erste Streitfrage, welche Petrus aufwirft, ist die: Darf der Papst ohne den König gewählt werden? Nachdem sie im Allgemeinen bejaht ist, kommen die Verhandelnden doch überein, daß vermöge eines besonderen Privilegiums die königliche Gewalt ein bestimmtes Recht der Einwirkung auf die Papstwahl besitzen könne. Dies führt unmittelbar auf das Heinrich III. zugestandene Recht den päpstlichen Stuhl zu besetzen und auf die berühmte Klausel, welche das Wahldecret Nicolaus II. in seiner ursprünglichen Fassung zu Gunsten Heinrichs IV. enthielt. Letzteres läßt Petrus von dem Anwalt des Königs in keiner Weise antasten, sondern vielmehr durchgängig als die schärfste Waffe gegen den Widersacher gebrauchen; dagegen wird andererseits der späteren, veränderten Wahlverordnung des Nicolaus vom Anwalt der Kirche nirgends bestimmte Erwähnung gethan. So stellt Petrus das Decret von 1059 von vorn herein als den Punkt hin, in dem sich die entgegenstehenden Ansichten begegnen können. Je weniger danach der Anwalt der Kirche das Recht des Königs bestreiten kann und will, je mehr ist er genöthigt zu Scheingründen seine Zuflucht zu nehmen, um die Rechtsgültigkeit der Wahl Alexanders zu erweisen. Nichts ist zum Beispiel sonderbarer als die Behauptung, bei dieser Wahl habe die römische Kirche als die Mutter des Königs, die sie in viel höherem Sinne als die leibliche sei, vormundschaftliche Pflichten gehabt und das ihm zustehende Recht für ihn geübt. Und wer möchte sich von der weiteren Beweisführung überzeugen lassen, die von dem Satze ausgeht, daß die Gültigkeit jeder rechtlichen Bestimmung durch Umstände und Verhältnisse bedingt sei? Unbedingt, meint der Anwalt der Kirche, sei keine Satzung bindend, selbst nicht die des Papstes; jede menschliche Verordnung werde durch die Verhältnisse modificirt, ändere doch wohl Gott selbst seine Beschlüsse.

Nachdem so die Rechtsbeständigkeit der Wahl Alexanders II. erwiesen sein soll, wird die zweite Streitfrage behandelt, ob durch jene dem Könige eine Beleidigung zugefügt sei. Der Anwalt der Kirche stellt dies in Abrede, indem man nicht aus feindlicher Gesinnung gegen den König, sondern nur um den Gefahren eines Bürgerkriegs zu entgehen, die königliche Zustimmung einzuholen versäumt habe. Auch hier

wird die Gewalt der Umstände mit allem Nachdruck betont und hervorgehoben, wie selbst die Apostel Petrus und Paulus ihr nachgegeben hätten. Der Gegner wirft ein, diese Nachgiebigkeit dürfe doch nie so weit getrieben werden, daß sie zur ewigen Verdammniß führe, wie dies hier der Fall, da die Uebertretung des Wahldecrets von Papst Nicolaus selbst mit dem fürchterlichsten Anathem belegt sei. Die eigenthümliche Antwort darauf ist, daß die römische Kirche aus Liebe zu den Brüdern so und nicht anders verfahren wäre, die Liebe aber, welche Gott selbst sei, sie von der Verdammung löse, mit welcher sie der Spruch eines Menschen bedroht habe. Endlich macht der Anwalt des Königs den gewichtigen Einwand, daß man bei einer Sedisvacanz von drei Monaten es mit der Dringlichkeit der Umstände wohl unmöglich entschuldigen könne, die Stimme des Königs nicht eingeholt zu haben. Und hier tritt der Gegner nun wirklich einmal mit wesentlichen Argumenten hervor, die er aus Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Hof, wie er sagt, ursprünglich nicht habe benutzen wollen. Er erwähnt die Verdammung des Nicolaus durch ein deutsches Concil, die Vernichtung seiner Beschlüsse und die Gesandtschaft des Cardinals Stephanus; hierdurch sei offenbar das dem Könige eingeräumte Privilegium erloschen, und es könne der römischen Kirche nicht zum Vorwurf gemacht werden, wenn sie sich nicht an dasselbe gebunden habe. Aber zugleich erfolgt die Erklärung, man wolle die erlittenen Beleidigungen nicht dem Könige, sondern seinen Räthen zuschreiben, und wünsche, daß es bei jenem Privilegium bleibe, welches die römische Kirche dem Könige gewährt habe.

Es ist klar, daß man von Seiten Roms in dem Drange der Zeit sich noch dazu verstehen wollte, einen Schritt zurück zu thun, wofern man nur andererseits auch einen Schritt entgegenkam und jetzt das erste Wahldecret des Nicolaus anerkannte. So wird dann auch sogleich als der größte Mangel bei der Wahl des Cadalus hervorgehoben, daß sie nicht durch die Cardinäle erfolgt sei. Der Anwalt des Königs gesteht diesen Mangel ein und meint, Nichts stände jetzt der Bestätigung der von den Cardinälen getroffenen Wahl entgegen, als das einmal gegebene Wort seines Herrn. Als der Gegner aber das Bedenken dadurch hebt, daß er auseinandersetzt, wie Gott selbst nach der Schrift öfters Reue empfinde und sein Thun ändere, der König also ohne Bedenken von seiner früheren Entschließung abgehen könne, wird der Friede geschlossen, die Wahl des Cadalus verworfen und Alexander II. als Papst

anerkannt. Die Schrift schließt mit dem lebhaftesten Ausdruck der Freude über die hergestellte Eintracht zwischen Kirche und Reich. Fortan soll, hofft Petrus, der Bund zwischen beiden unauflöslich bleiben, die innigste Liebe Papst und König verbinden; der Papst soll das Vorrecht des Vaters haben, der König aber als sein einziger und theuerster Sohn sicher in den Armen der väterlichen Liebe ruhen. Sonderbar genug ist es, wenn Petrus dabei an die Könige Attalus und Nicomedes erinnert, „welche der römischen Republik so zugethan waren, daß sie sterbend durch Testament das römische Volk zum Erben ihrer Reiche einsetzten." Sollte etwa auch Heinrich aus Kindesliebe die Macht des Reichs dem römischen Papste vermachen?

Wir kennen im Einzelnen die Verhandlungen nicht, wie sie in Gegenwart des Königs zu Augsburg in Wahrheit geführt sind. Schwerlich geschah es in der Weise, die Petrus in seiner Schrift vorgezeichnet hatte; auch war der Erfolg für die Cardinäle nicht ganz so günstig, wie er ihn erwartet. Nicht nur die mangelnde Zustimmung des Königs wurde in Alexanders Wahl angefochten, sondern auch der Beistand der Normannen ihm zur Last gelegt und der Vorwurf der Simonie gegen ihn erhoben. Man hielt es für nöthig einen königlichen Gesandten nach Italien zu schicken, um diese Anschuldigungen zu prüfen. Schon deshalb konnte keine definitive Entscheidung in Augsburg getroffen werden. Aber der vorläufige Beschluß war doch für Alexander von eben so günstiger Vorbedeutung, wie für Cadalus verderblich. Denn der königliche Gesandte wurde angewiesen, wenn seine Untersuchungen ergäben, daß Alexanders Wahl ohne Simonie erfolgt sei, ihn nach Rom zurückzuführen, wo er dann ungehindert sein apostolisches Amt bis zu dem Zusammentritt eines allgemeinen Concils in Italien verwalten solle. So wurde am 28. October 1062, gerade ein Jahr nach Cadalus Wahl, beschlossen: es kam das seiner Entsetzung gleich, obgleich diese noch nicht in aller Form ausgesprochen wurde.

Auf der Synode waren Anno und Siegfried zugegen. Der letztere war es sicherlich nicht, der diese Beschlüsse befürwortet hatte. Er hatte sehr erhebliche persönliche Beschwerden gegen die Cardinäle: sie hatten ihm auf sein und der Kaiserin Ansuchen das Pallium unter dem Vorwande verweigert, daß es dazu einer persönlichen Bewerbung in Rom selbst bedürfe, aber trotzdem war Erzbischof Gebhard von Salzburg vor Kurzem das Pallium übersandt und er zum apostolischen Legaten für

Deutschland ernannt worden. Dagegen hat Anno später behauptet, daß die Augsburger Beschlüsse lediglich sein Werk seien, und gewiß mit dem vollsten Recht. Schon das deutet darauf hin, daß es sein Neffe Burchard von Halberstadt war, dem die wichtige Gesandtschaft nach Italien übertragen wurde. Allerdings war auch Annos Stellung zu den Cardinälen bisher eine feindliche gewesen, und man kann kaum glauben, daß ihn hauptsächlich kirchliche Beweggründe zu einem Verfahren bestimmt haben werden, welches seinem bisherigen Auftreten geradezu widersprach. Wahrscheinlicher ist, daß ihn Rücksichten auf Herzog Gottfried leiteten. Daß Gottfried den bestehenden Zustand in Deutschland anerkannte und durch sein großes Ansehen stützte, schloß gleichsam die Nothwendigkeit in sich, den Bischof von Lucca, für den er deutlich genug Partei ergriffen hatte, als Papst anzuerkennen und mit den römischen Cardinälen ein Abkommen zu treffen.

Indem Anno es dahin brachte, daß das erste Wahldecret des Nicolaus von dem deutschen Hofe jetzt faktisch anerkannt wurde, bahnte er eine Verständigung zwischen dem Reich und der römischen Kirche an, wie sie von den Vorfechtern der kirchlichen Reform damals gewünscht wurde: eine Verständigung, die allein auf diesem Wege zu ermöglichen war. Aber das liegt doch auch auf der Hand, daß die königliche Gewalt hierbei auf eine unberechenbare Weise geschmälert wurde, daß Anno dem Kaiserthum eine seiner stärksten Stützen entzog. Man muß sagen, nicht 1059 auf dem römischen Concil, sondern 1062 zu Augsburg ist die Papstwahl durch das Cardinalscollegium durchgesetzt worden.

Die Augsburger Beschlüsse, eine wie große Niederlage für die kaiserliche Sache sie in sich schließen, waren für Anno nichtsdestoweniger ein großer Triumph. Von diesem Tage an wurde Siegfried mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, während alle Mächte des Reichs sich um seinen glücklicheren Nebenbuhler sammelten. Adalbert von Bremen trat zu dem Kölner in die vertrautesten Beziehungen. Otto von Nordheim schloß sich abermals enger ihm an. Als sich der Hof zu Regensburg aufhielt, wohin er sich von Augsburg begeben hatte, kam nicht allein Agnes wieder in Annos Nähe, sondern auch ihr alter Günstling Heinrich von Augsburg, der ängstlich seinen Bischofsitz gemieden hatte, so lange der Hof dort hauste. Heinrich verglich sich mit seinen alten Widersachern; auch Günther von Bamberg söhnte sich mit der Kaiserin aus, und sein Verhältniß zu ihr wurde so vertraulich, daß einer seiner Freunde

schon ein Zuviel besorgte. Die schlimmsten Gegensätze schienen sich mehr und mehr auszugleichen, und Anno der Glückliche zu sein, der ihre Lösung in Händen hatte.

Bis nach der Mitte des December blieb Anno mit dem König in Regensburg, dem Herzogssitz Ottos. Dann feierten sie das Weihnachtsfest in Freising und kehrten im Anfange des Jahrs 1063 an den Rhein zurück, wo der König einen längeren Aufenthalt nahm und erst gegen das Frühjahr nach Goslar ging, wo er Ostern und Pfingsten feierte. Unablässig war Anno, wie die Urkunden jener Zeit beweisen, in der Begleitung des Königs. Siegfried hat sich, soweit unsere Zeugnisse ein Urtheil erlauben, in dieser Zeit selten oder nie am Hofe blicken lassen. Erst Pfingsten 1063 begegnen wir ihm wieder in der Nähe des Königs, wo er sein sinkendes Ansehen aufzurichten bemüht sein mochte. Schon war Niemandem mehr ein Geheimniß, daß die Regierung des Reichs wesentlich in Annos Händen ruhte und das vormundschaftliche Regiment der Bischöfe, welches die Fürsten eingesetzt hatten, nur dem Namen nach bestand. Die ärgerlichen Scenen, welche man an jenem Pfingstfest zu Goslar erlebte, konnten nur dazu beitragen, dieses Regiment ganz in Mißachtung zu bringen.

Die Veranlassung zu ihnen gab ein Rangstreit zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda. Schon am letzten Weihnachtsfest, als eine Provinzialsynode in Goslar gehalten wurde, war es zu Thätlichkeiten zwischen ihren Leuten gekommen. Als die Diener des Abts den Stuhl desselben zunächst dem erzbischöflichen Sitz aufschlagen wollten, hatten sich dem die Kämmerer des Bischofs von Hildesheim, in dessen Diöcese Goslar lag, zuerst mit Worten, dann mit der Faust widersetzt, und nur mit Mühe war verhindert worden, daß sie nicht zu den Schwertern griffen. Als nun die Gegner zu Pfingsten wieder in Goslar zusammentrafen und Hezilo, in dessen Sprengel jetzt der König verweilte, als nomineller Reichsverweser noch ein besonderes Ansehen beanspruchen mochte, gewann dieser Streit den bedenklichsten Charakter, zumal sich die angesehensten Männer des Hofs unmittelbar an demselben betheiligten. Herzog Otto nahm sich des Abts an, während Graf Ekbert ein hitziger Parteigänger für den Bischof wurde.

Ekbert war es, der diesen Streit zum blutigen Austrag brachte. Als zur Pfingstvesper die Stühle für die geistlichen Herren im Dome auf-

gestellt wurden und sich dabei zwischen den Dienern des Abts und des Bischofs die alten Händel erneuten, brach er unerwartet mit einigen Vasallen aus einem Versteck hinter dem Altar hervor und jagte mit Faustschlägen und Knütteln die Fuldaischen aus der Kirche. Demungeachtet begann der Gottesdienst, wurde aber bald durch ein wildes Kampfgetümmel unterbrochen. Ohne auf die Gegenwart des Königs und so vieler Erzbischöfe und Bischöfe Rücksicht zu nehmen, ohne den heiligen Ort und die heilige Stunde zu achten, brachen die fuldaischen Dienstleute im dichten Haufen in die Kirche und den Chor ein und fielen mit bewaffneter Hand über die Hildesheimer und den Grafen Ekbert her. Kriegsruf erfüllt das Heiligthum des Herrn, am Altare würgt das Schwert, und Blut bedeckt den Boden der Kirche. Bischof Hezilo besteigt selbst einen erhöhten Ort und feuert mit lauter Stimme zum Kampfe an; Niemand solle sich durch die Heiligkeit der geweihten Stätte beirren lassen, ruft er den Seinen zu, mit seiner ganzen Autorität stände er für Alles ein. Der königliche Knabe beschwört dagegen die Wüthenden die Waffen niederzulegen: aber er redet zu tauben Ohren und muß endlich, von seiner Umgebung das Leben zu sichern erinnert, den Kampfplatz verlassen. Nur mit Mühe gelingt es ihm, zwischen den Streitenden sich im Dom Bahn zu machen und nach der Pfalz zurückzukehren. Der Kampf in der Kirche wüthet fort, bis die Hildesheimer endlich den Platz behaupten, die Leute des Abts aus dem Dome drängen und diesen schließen. Indessen hatten sich die Fuldaischen von allen Seiten gesammelt und besetzten den Domplatz; nur der Einbruch der Nacht beugte einem neuen und schlimmeren Kampfe vor.

Ein unerhörter Frevel, welcher die strengste Bestrafung gefordert hätte, dessen Urheber aber leichten Kaufs davon kamen. Wir hören zwar, daß am folgenden Tage eine strenge Untersuchung eingeleitet sei, aber Nichts verlautet von einer Strafe. Bischof Hezilo scheint seine Stellung als Reichsverweser ganz der rächenden Gerechtigkeit entzogen zu haben. Graf Ekberts Entschuldigungen fanden leichten Glauben; denn er war der nächste Verwandte des Königs und hatte sich um Anno große Verdienste erworben. Der Abt Widerad, den unfraglich die schwerste Schuld traf, hatte gute Fürsprecher; überdies bestach er durch große Geschenke den König, die Hofleute und seinen Widersacher Bischof Hezilo selbst. So ging auch er straflos aus, und Fulda, aus dessen Schätzen jene Geschenke bestritten wurden, mußte allein den Frevel

büßen. Widerads Regiment war in Fulda nie beliebt gewesen; es war nicht zu verwundern, wenn er bei seiner Rückkehr jetzt dort die schlechteste Aufnahme fand, so daß täglich ein Aufstand gegen ihn loszubrechen drohte. Besonders waren die jüngeren Mönche auf ihn erbittert, und nur mit Mühe hielten die älteren sie einige Zeit noch im Zaum. Als aber bald darauf der Abt von Neuem an den Hof beschieden wurde, brach die Empörung los: die jungen Mönche zogen feierlich aus, um den König aufzusuchen und die Absetzung ihres Abts als seine gerechte Strafe zu verlangen. Zu seinem Glück fand Widerad gegen diese rebellischen Mönche bei Anno und Herzog Otto Beistand. Sie gaben die Aufrührer in seine Hand, wo sie dann nach dem Urtheil von Laien die strengste Bestrafung fanden.

Nichts erregt größeres Befremden in der ausführlichen, für Widerad sehr parteiischen Darstellung, welche Lambert, der Hersfelder Mönch, von diesen Ereignissen giebt, als daß Siegfrieds von Mainz nirgends in derselben Erwähnung geschieht, obwohl er das allernächste Interesse an diesen Dingen hatte. Wir ziehen daraus die Folgerung, daß sein Ansehen am Hofe bereits ganz erschüttert war und es ihm nicht gelang dasselbe herzustellen. Vieles mußte ihn damals auf das Empfindlichste berühren. Bischof Burchard von Halberstadt war nach Italien gegangen und hatte dort seinen Auftrag ganz in der Weise ausgerichtet, wie es Anno, Gottfried und die streng kirchliche Partei gewünscht. Im Januar 1063 zog Alexander II. wieder in Rom ein, und Burchard kehrte über die Alpen zurück. Er brachte eine Bulle voll der wärmsten Lobsprüche Roms und die Auszeichnung des Pallium heim. Um dieselbe Zeit erhielt auch Günther von Bamberg das Pallium von Rom übersandt. Siegfried mußte nun seine Suffragane sich mit dem Ehrenschmuck brüsten sehen, den ihm noch immer der Papst verweigerte. Wir wissen, daß er darüber gewaltig erzürnt war, aber sich endlich durch Anno beruhigen ließ. Wie es geschah, ist nicht zweifelhaft. Durch eine Urkunde, am 14. Juni 1063 zu Goslar ausgestellt, wurde ihm die Abtei Seligenstadt, welche sein Vorgänger besessen hatte, diesem aber entzogen war, „auf seine beschwerlichen Bitten“ zurückgegeben. Wenn man die Urkunde liest, kann man sich des Verdachts nicht enthalten, daß es sich dabei um eine Abfindung handelte.

Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß dieses Gesammtregiment der Bischöfe, wie es nun seit einem Jahre dem Namen nach

bestand, nicht weiter haltbar war. Wir wissen nicht, wie der Sturz desselben erfolgte, da Lambert, ganz mit seinen Klostergeschichten beschäftigt, eine der wichtigsten Reichshandlungen aufzuzeichnen versäumt hat und alle anderen Annalen über diese Zeit wortkarg ohne Gleichen sind. Aber die Urkunden erweisen, daß entweder Pfingsten zu Goslar oder wenig später im Juni zu Altstädt eine Reichsversammlung gehalten wurde, und die dort vereinigten Fürsten müssen die Erziehung des Königs Anno, das Reichsregiment ihm und Adalbert in Gemeinschaft übergeben haben. Fortan wird Anno urkundlich der Magister, Adalbert der Patron des Königs genannt. Auf diese Reichsveränderung deutet Adam von Bremen hin, wenn er sagt: „sie wurden zu Consuln erklärt und von ihnen hingen fortan alle wichtigen Geschäfte ab." Unter dem Consulat versteht er hier und an anderen Stellen die Stellung eines Beamten, der an Königs Statt mit höchster Gewalt das Reich regiert, den Vicedominat, wie er sich auch wohl ausdrückt.

Das Gesammtregiment der Bischöfe, welches der Regierung der Kaiserin gefolgt war, hatte sich noch bei weitem unfähiger erwiesen das Reich zu regieren. Weder im Inneren noch nach Außen hatte es Achtung gewonnen. Wenn die Besorgnisse vor einer gefährlichen Kirchenspaltung in die Ferne gerückt schienen, so konnte man sie doch noch keineswegs als zerstreut ansehen, und was erreicht war, hatte das Opfer eines der wesentlichsten Rechte des Kaiserthums gekostet.

Anno und Adalbert als Reichsregenten.

Die neuen Reichsregenten traten unter nicht ungünstigen Umständen ein. Die Kaiserin hatte den Hof wieder verlassen, der ihren andächtigen Stimmungen keine Befriedigung gewährte. Sie war jetzt ganz Nonne geworden und hatte zunächst, um den alten Wunsch ihres Herzens zu stillen, die Mönche in Fructuaria aufgesucht, war dann aber nach Rom gegangen. Allen weltlichen Dingen hatte sie von Herzen abgesagt: ihren Einfluß hatten die neuen Regenten wenig zu fürchten. Die alte Zeit schien wie vergessen, als am 3. September dieses Jahrs auch Heinrich von Augsburg, der alte Günstling der Agnes, vom Schauplatz abtrat; er starb, den erneuten Verfolgungen seiner Feinde erliegend.

Adalbert und Anno waren in gleicher Weise hervorragende Naturen, hochbegabte Männer, mit glänzendeu Eigenschaften ausgerüstet.

Aber, ob sie ein gleiches Interesse jetzt eng an einander fesselte, zwischen ihren Seelen bestand keine Eintracht. Wenn sie auch die Maske der Freundschaft annahmen, Jedermann wußte, daß sie Maske war, und sie selbst verbargen sich am wenigsten, wie wenig einer dem anderen zu trauen vermochte. „Ihre Zunge," sagt Adam von Bremen, „sprach Frieden, aber ihre Herzen kämpften gegen einander in tödtlichem Haß." Man hat sich nur diese innerlichst widerstrebenden, durch die Verhältnisse zusammengeketteten Geister zu vergegenwärtigen, um die zwiespältige Natur des neuen Regiments zu erkennen und zu begreifen, daß es auch unter äußerlich günstigen Verhältnissen dauernde Erfolge nicht haben konnte.

Anno, ein Mann von dem stattlichsten Aeußeren, von der Natur mit einem Körper ausgerüstet, der jeder Anstrengung gewachsen war, hatte sein Glück sich selbst und seiner unermüdlichen Thätigkeit zu danken. Großen Leidenschaften unterworfen, wußte er sie zu beherrschen und ungewöhnliche Unternehmungen mit Ruhe und Verstand zum Ziele zu führen. Er brauchte Freunde und verstand es, sie sich zu erhalten; mit größter Rücksichtslosigkeit brachte er seine Verwandten und Genossen in die ersten Bisthümer diesseits und jenseits der Alpen. Klug im Umgang mit seines Gleichen, konnte er herablassend, ja demüthig gegen Niedere, überaus hochmüthig gegen Höhere sein; denn eine Ueberlegenheit der Stellung anzuerkennen fiel ihm, dem stolzen Emporkömmling seiner Thaten, überaus schwer. Er gehörte zu den Menschen, die von der Gerechtigkeit ihrer Ueberzeugungen bis in das innerste Mark durchdrungen jede Opposition gegen sich als ein Verbrechen betrachten, aber gegen entgegengesetzte Meinungen stets zum hartnäckigsten Widerspruch, der ihnen und Anderen als Freimuth erscheint, geneigt sind. In diesem Freimuth war Anno Meister und hatte ihn schon zu Heinrichs III. Zeiten am Hofe bethätigt. Daß er nicht ein höfischer Schmeichler war, wie die meisten anderen Bischöfe, hatte ihm damals den Ruf eines freisinnigen Mannes überall gewonnen, und die That von Kaiserswerth konnte mindestens diesen Ruf nicht erschüttern, wie angreifbar sie nach anderen Seiten war. Auch war er in Wahrheit einem übermächtigen Kaiserthum wenig geneigt; er wollte das Kaiserthum durch die Fürsten, namentlich durch die geistlichen Fürsten beschränkt. Wie er rücksichtslos bisher der Willkür des Hofes begegnet war, so trat er jetzt mit großer Entschiedenheit den Launen des königlichen Knaben entgegen, der

seiner Erziehung anvertraut war und in ihm einen harten, starrsinnigen Lehrmeister fand.

Wie anders hatte Adalbert das Leben geführt! Von vornehmster Geburt, durch Hofgunst erhoben, hatte er früh eine Stellung gewonnen, die ihn zum vertrauten Rath des mächtigsten Kaisers machte und den Königen des Nordens zur Seite stellte, aber dabei mit angesehenen Fürsten des Reichs, seinen nächsten Nachbarn, in die widerwärtigsten, unversöhnlichsten Feindseligkeiten verwickelte. Ein durch seine Persönlichkeit, seinen lebhaften Geist und den Schwung seiner Entwürfe im höchsten Grade anziehender Herr, war er doch nicht der Mann, sich dauernd einen Anhang zu bilden. Er hielt es für seiner unwürdig seine Stellung zu benutzen, um Verwandte und Freunde zu bereichern: das, meinte er, könne er selbst eben so gut, wie der König. Aber auch durch Vertrauen und Wohlwollen wußte er nicht zu gewinnen. Grenzenlose Eitelkeit, die Frucht des Hoflebens, und die Gereiztheit seines Wesens, die aus den stäten Händeln mit den Billingern entsprungen war, verscheuchte jeden aufrichtigen Menschen aus seiner Nähe. Er war hochfahrend gegen seines Gleichen, leidenschaftlich und hart gegen Niedere. Seine Kleriker mißhandelte er wohl mit Schlägen: nie konnte er es vergessen, daß einst ein Bremer Priester seinen Bruder ermordet hatte, und es schien, als ob er diese Schuld an der gesammten Geistlichkeit seines Stifts rächen wolle. Die Eingesessenen des Bisthums sahen unter ihm schlimme Tage. Ihre Trunksucht, ihr Festhalten an heidnischen Bräuchen, ihr Widerstreben gegen die Fastengesetze der Kirche, die unter ihnen noch weitverbreitete Vielweiberei waren ihm in innerster Seele verhaßt; noch mehr aber brachte ihn auf, daß sie so fest an den Billingern, ihren Herzögen, hielten. Er gefiel sich darin, seinen Leuten grausame Strafen aufzuerlegen, die er wohl mit den Worten des Psalmisten begleitete: „Mit Zaum und Gebiß zwänge ihre Mäuler!"

Man hat sich nicht zu verwundern, wenn Jeder gern Adalberts Nähe mied. Und doch bedurfte er eines zahlreichen Gefolges, einer ihn umdrängenden und bewundernden Menge; sie störe ihn nicht, pflegte er zu sagen, sondern gäbe ihm erst die rechte Befriedigung des Daseins. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich einen Schwarm von Gauklern, Schmarotzern und Tagedieben zu erkaufen, den er zu beherrschen glaubte, der aber mehr und mehr ihn von sich abhängig machte. Nie ist ein Herz für leere Schmeicheleien empfänglicher gewesen als das seine. Eben

noch ein Löwe im Zorn, wurde er von dem fadesten Schmeichler im Nu umgestimmt und war wie ein Lamm zu leiten. Die niedrigste Schmeichelei beherrschte seine ganze Umgebung; wer nicht schmeicheln konnte oder wollte, galt da für einen Narren oder Tropf. Im Kreise seiner Schmarotzer, an die er unglaubliche Summen verschwendete, fuhr er gern schonungslos über die ersten Männer des Reichs her: den einen warf er Beschränktheit, anderen Habgier, vielen ihre niedere Abkunft, allen aber Untreue vor. Sie alle, sagte er, hätten ihren König, der sie aus dem Staube erhoben, mit Undank gelohnt; er allein liebe das Kaiserthum, er allein vertheidige den jungen König, nicht um des eigenen Vortheils willen, sondern um der Krone ihr gutes Recht zu bewahren.

Und in der That eine unbegrenzte Verehrung für die Majestät des Kaiserthums erfüllte sein Herz. Wenn irgend einer, hatte er sich in die weltbeherrschenden Entwürfe Heinrichs III. mit allen seinen Gedanken versenkt; seine eigenen kolossalen Pläne für Bremen wurzelten wesentlich in jenen und sind nur aus ihnen verständlich. Er äußerte öfters, zwei Herren erkenne er über sich an, den Papst und den König: aber in der That gab es nur eine Autorität auf Erden, der er sich unbedingt hingab: die der Krone. Sein höchster Stolz war, daß er von Otto II. und der Theophano, von den Kaisern von Rom und Byzanz abzustammen vermeinte; er rühmte sich gern dessen, vielleicht nicht mit dem besten Rechte. Selbst in der Erniedrigung behielt das Königthum noch für ihn seinen alten Zauber, und es ist wahr, daß er nie seinem König die Treue gebrochen hat. Hätte es an ihm gelegen, er hätte die Krone aus der schmählichen Knechtschaft der Fürsten befreit, in welche sie Anno gestürzt hatte; da dies ihm unmöglich war, suchte er dem königlichen Knaben mindestens seine Lage erträglich zu machen. Er sagte wohl, nur deshalb habe er seine Stellung als Reichsregent angenommen, weil er seinen Herrn nicht wie einen Knecht in den Händen der Räuber sehen könne. Das persönlichste Mitleiden, mit allen seinen politischen und kirchlichen Anschauungen innigst verwachsen, machte ihn zum willigsten Diener des Knaben, und er konnte nicht anders, als sich eben so nachgiebig gegen die Neigungen desselben zeigen, wie Anno hart und schonungslos sie bekämpfte. Es lag in der Natur der Dinge, wenn der junge König Adalbert ebenso liebte, wie Anno haßte.

So standen die beiden Erzbischöfe in dem schroffsten Gegensatz gegen einander, und doch gab es eine Seite ihres Wesens, in der sie sich

nahe berührten. Sie vergaßen nämlich über ihrer politischen Thätigkeit nie ihre bischöfliche Stellung, vor Allem nie, daß sie zuerst und zunächst Erzbischöfe von Köln und Hamburg seien. Darüber waren sie beide außer allem Zweifel, daß sie die Gunst der Umstände benutzen müßten, um ihre Erzstifte auf alle Weise zu erhöhen und sich so einen unvergänglichen Namen in ihnen zu machen. Wollte Anno Köln zum deutschen Rom erheben, so Adalbert Bremen zum Rom des Nordens. Es lag tief in dem Wesen der beiden Männer begründet, wenn es Anno gelang Köln auf eine früher nie erreichte Höhe zu bringen, während Adalbert Bremen völlig zu Grunde richtete: aber das Streben beider für den Glanz ihrer Kirchen war durchaus dasselbe. Man hat sehr mit Unrecht sie auch in ihren kirchlichen Grundsätzen in einen schroffen Gegensatz stellen wollen, wenigstens war in der Zeit ihres Reichsregiments ein solcher kaum vorhanden. In gleicher Weise standen sie auf dem Boden der von Heinrich III. und Leo IX. begonnenen Kirchenreform, ohne die politische Richtung, welche Hildebrand jüngst dem Papstthum gegen das deutsche Reich gegeben hatte, zu billigen; mehr der Zwang der Verhältnisse als innerste Ueberzeugung hatte sie auf Alexanders Seite getrieben, ob sie gleich für Cadalus niemals Theilnahme gehegt hatten. Erst mehrere Jahre später warf sich Anno ganz Rom in die Arme und gab mehr und mehr seine ursprüngliche Stellung auf; dann gefiel er sich darin, die Selbstentäußerung des Mönchs zu zeigen, während Adalbert immer der selbstbewußte Kirchenfürst blieb. Die gewohnten Pflichten ihres bischöflichen Amtes haben beide nie versäumt: sie predigten in erbaulicher Weise; sie lasen die Messe mit der tiefsten Devotion und liebten sie mit unglaublicher Pracht zu halten; sie beeiferten sich in guten Werken, indem sie Klöster und Propsteien gründeten, Arme und Pilger aufnahmen und ihnen dienten. Die Sorge für die Mission hat Adalbert bis in seine letzten Tage beschäftigt; auch unter den drängendsten Geschäften des Hofs gedachte er stets der Missionsbischöfe, welche er bis nach Island hin aussandte und mit Rath und That zu unterstützen nicht ermüdete. Sein äußerer Lebenswandel war ebenso unsträflich, wie der des Kölner Erzbischofs. Beide hielten sich keusch und nüchtern; sie blieben es mitten unter den Genüssen des Hoflebens. Im Kreise seiner Schmeichler ließ Adalbert den Wein reichlich umgehen, aber er selbst stand oft ohne einen Trunk vom Mahle auf.

Gleich die ersten Handlungen der neuen Reichsregenten zeigten, wie sehr sie für ihre Kirchen und sich zu sorgen bedacht waren. Am 27. Juni 1063 ließ der König auf Verwendung „seines geliebten Erziehers“, des Erzbischofs Anno von Köln, des Erzbischofs Siegfried von Mainz, des Bischofs Burchard von Halberstadt und des Markgrafen Otto von Meißen Urkunde ausstellen, daß er „seinem Getreuen und seinem Patron“ dem Erzbischof Adalbert und dessen Nachfolgern den königlichen Hof Lesum (an der unteren Weser) geschenkt habe. Wenige Wochen später, am 14. Juli, schenkte der König auf die Fürsprache Adalberts, Burchards und des Erzbischofs Engelhard von Magdeburg den neunten Theil aller königlichen Einkünfte in baarem Geld dem Erzbischof von Köln und seinen Nachfolgern; von der Verwendung desselben sollten sie vor Gott Rechenschaft legen und es so unter die kölnischen Klöster vertheilen, daß in ihnen allen auf ewige Zeiten ein Gedenkfest für den König gestiftet werde. Es war doch wesentlich kaum etwas Anderes, als daß das Reich dem Kölner Erzbisthum zinspflichtig wurde. In der nächsten Zeit folgten dann eine Reihe von Schenkungen an Annos Neffen Burchard von Halberstadt, an Egilbert von Minden, den vertrautesten Freund Annos und dessen stäten Begleiter, wie an Wilhelm von Utrecht, der zu Anno ebenfalls in nahen Beziehungen stand. Der Nepotismus des Kölners trat in das klarste Licht, als er nach Engelhards Tode (31. August 1063) seinem Bruder Wezel das Erzbisthum Magdeburg gegen den Willen der dortigen Geistlichkeit vom Könige verleihen ließ *). Kurze Zeit darauf erhielt Adalbert neue Schenkungen und kam einem Ziele nahe, welches er längst in das Auge gefaßt. Wie der Würzburger Bischof die Grafschaft innerhalb seines ganzen Sprengels an sich gebracht hatte, so daß es in demselben nur ihm zur Treue verpflichtete Lehnsgrafen gab, so wußte auch Adalbert jetzt die meisten Grafschaften in der Bremer Diöcese durch königliche Schenkung zu gewinnen. Die bisherigen Grafen wurden theils durch Geld, theils durch große Kirchenlehen entschädigt und be-

*) Die Domherren hatten einstimmig den Dompropst Friedrich gewählt, aber sie vermochten dessen Investitur bei Annos Absichten nicht durchzusetzen. Wie wenig achtete er doch kanonische Wahlen, wenn sein Interesse in Frage kam! Die Sache wurde gerade damals entschieden, als die deutschen Angelegenheiten ganz in seinen Händen waren, während Adalbert an dem ungarischen Krieg Theil nahm.

hielten zudem meist als Vasallen Bremens die Grafschaft. Unerschwingliche Summen wandte Adalbert für diesen Zweck auf, ohne damit für die Dauer etwas zu gewinnen. „Wir wurden arm," sagt Adam von Bremen, „um der eitlen Ehre willen, reiche Leute unsere Vasallen nennen zu können." Darin waren sich, wie man sieht, Adalbert und Anno völlig gleich, daß sie ihre Stellung im Reiche zuerst und zunächst für ihre besonderen Zwecke ausbeuteten.

So tadelnswerth dieses Verhalten der Reichsverweser war, läßt sich doch nicht verkennen, daß mit ihrem Regiment sich kraftvollere Bestrebungen entwickelten. Die Lage der Dinge in Ungarn war ein offener Hohn gegen das kaiserliche Haus und die Machtstellung des deutschen Volks: hier vor Allem mußte ein entscheidender Schritt geschehen, wenn nicht der Osten ganz dem deutschen Einfluß entzogen werden sollte. Allgemein wurde dies gefühlt und einstimmig auf einem Reichstag zu Mainz ein Kriegszug des Königs gegen Bela zur Herstellung Salomos beschlossen. Alles drängte sich zu den Waffen, um den jungen König auf seiner ersten Heerfahrt zu begleiten.

Bela, durch den Ruf von diesen Rüstungen erschreckt, beeilte sich Unterhandlungen anzuknüpfen. Er erklärte sich bereit die Krone Ungarns niederzulegen und sich mit der Macht zu begnügen, die er einst in den Tagen seines Bruders gehabt; seinen Sohn Geisa wollte er als Geißel für die Erfüllung dieser Bedingungen stellen. Aber seine Vorschläge wurden abgewiesen, und im September 1063 rückte ein deutsches Heer abermals an die Grenzen Ungarns. Inmitten desselben befanden sich König Heinrich, seine Schwester Sophia und deren Bräutigam, dem die deutschen Waffen sein Königreich gewinnen sollten. Erzbischof Adalbert begleitete König Heinrich, während Anno zur Verwaltung der Reichsgeschäfte zurückgeblieben war. Das Heer befehligte Otto von Nordheim; einen tüchtigeren Führer konnte man nicht bestellen, sein Name allein schien für den Ausgang der Sache zu bürgen.

Am 27. September standen die Deutschen an der Fischa, hart an der ungarischen Grenze. Bela suchte sie hier aufzuhalten, aber vergeblich. Die Deutschen überschritten die Grenzscheide, drangen in zwei Tagen bis Mysburg, dem jetzigen Wieselburg, vor und nahmen es ein. Nicht weit davon lagerte Bela, und ein entscheidender Kampf stand bevor. Aber unmittelbar vor demselben ereilte Bela ein jäher Tod, der den Muth der Seinen brach. Geisa verzweifelte und ergriff die Flucht

nach Polen; sein ganzes Heer ergab sich den Deutschen. Herzog Otto blieb nichts übrig, als Salomo nach Stuhlweißenburg zu geleiten, wo er in Gegenwart König Heinrichs die Krönung und Huldigung empfing; auch seine Vermählung mit der deutschen Kaisertochter wird damals gefeiert sein. Salomo bekannte sich als Vasall seines Schwagers. Ein deutsches Heer blieb wohl zum Schutze Salomos zurück; König Heinrich selbst aber verließ nach wenigen Wochen Ungarn. Am 24. October war er bereits nach Regensburg zurückgekehrt.

Die Herstellung Salomos war ein Ereigniß von größter Tragweite und gab allen Verhältnissen des Ostens eine andere Gestalt. Die besondere Rolle, welche Wratislaw von Böhmen bei diesen Vorgängen spielte, kennen wir nicht. Aber sie gingen ihn unmittelbar an, und unthätig kann er sich kaum in ihnen gehalten haben. Wahrscheinlich hatte er Boleslaw und die Polen zu beschäftigen, und gewiß nicht ohne Zusammenhang mit dem Umschwung der Dinge in Ungarn stand, daß noch im Jahre 1063 Boleslaw seine Schwester Swatislawa dem Böhmenherzog, dessen ungarische Gemahlin vor Kurzem gestorben war, zur Ehe gab. Eine allgemeine Pacification des Ostens trat für den Augenblick ein, die freilich bei dem Ehrgeiz des Polen nicht von Dauer sein konnte.

Ein so schnell beendeter und in seinen Folgen so bedeutender Kriegszug mußte Otto von Nordheim eine glanzvolle Stellung unter den deutschen Fürsten geben. Die Mutter Salomos verehrte ihm zum Danke ein Schwert, dem man zauberische Kräfte beimaß; jenes Schwert des Mars sollte es sein, mit dem einst Attila sich die Welt unterworfen hatte. Und mit nicht geringem Stolz sahen die Sachsen auf ihren Landsmann, der die Siegesbahn Heinrichs III. an der Donau aufs Neue verfolgte. Auch Adalbert gewann reichen Lohn aus diesem Kriege, in dem er in der unmittelbaren Nähe des Königs verweilt hatte. Neue und sehr erhebliche Schenkungen erhielt damals seine Kirche, und noch werthvoller als sie mußte ihm die wachsende Gunst des jungen Königs erscheinen. Das neue Regiment hatte mit unleugbarem Glück seine Thätigkeit begonnen, und schon zeigte sich ihm auch nach einer anderen Seite Gelegenheit, das Ansehen des Reichs geltend zu machen. Der Kampf zwischen den römischen Cardinälen und den lombardischen Bischöfen war aufs Neue ausgebrochen und machte ein Einschreiten der königlichen Gewalt erforderlich.

Das Concil von Mantua und Annos Sturz.

Bald nach Ostern 1063 hatte Papst Alexander in Rom eine Synode gehalten, die von mehr als hundert Bischöfen besucht war. In dieser stattlichen Versammlung wurden die früheren Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe auf das Nachdrücklichste eingeschärft, wie auch das kanonische Leben der Weltgeistlichkeit aufs Neue geboten. Vor Allem aber wurde über Cadalus der Bann ausgesprochen, weil er durch Simonie und Waffengewalt sich des apostolischen Stuhls zu bemächtigen versucht habe. Die Cardinäle hielten ihre Sache für völlig gewonnen, und bereits damals mag im Lateran jene Inschrift angebracht sein, welche später dort Otto von Freising las:

„Alexander regiert und Cadalus krümmt sich am Boden."

Aber Cadalus war keineswegs vernichtet: bald genug betrat er wieder den Schauplatz. Der römischen Synode antwortete er auf einer Synode zu Parma, wo er seinerseits den Gegner der frevelhaften Anmaßung des Pontificats beschuldigte, und zögerte dann nicht lange aufs Neue gegen ihn die Waffen zu ergreifen. Noch immer standen die meisten lombardischen Bischöfe auf seiner Seite, auch der Erzbischof von Ravenna hatte sich für ihn erklärt, und der römische Adel seine feindliche Stellung gegen den Papst der Cardinäle noch keinen Augenblick aufgegeben. Selbst Wibert, der kaiserliche Kanzler in Italien, scheint sich trotz der Augsburger Beschlüsse offen auf Cadalus Seite gehalten zu haben. Wenn aber der Lombardenpapst bei seinem neuen Unternehmen auf irgend einen Beistand vom deutschen Hof rechnete, so betrog er sich arg: das neue Regiment war ihm noch weniger geneigt als das alte. Wibert wurde sogar im Sommer 1063 seines Amtes entkleidet und ein gewisser Gregor zum Kanzler Italiens bestellt, den der König einige Jahre später auch zum Bischof von Vercelli ernannte.

Die Streitkräfte, welche Cadalus um sich gesammelt hatte, waren nicht gering. Gottfried und Beatrix versuchten umsonst ihm den Weg zu versperren. Er kam nach der Romagna, verstärkte hier sein Heer, ging über den Apennin und stand bald vor Rom, wo seine Anhänger ihm inzwischen tüchtig vorgearbeitet hatten. Ohne Schwierigkeiten nahm er die Leosstadt ein und bezog die Engelsburg. Diese befand sich in den Händen des Cencius, eines Sohns des kürzlich ver-

storbenen Präfecten Stephanus *), der zu den erbittertsten Widersachern Alexanders und Hildebrands gehörte und willig die Burg dem Cadalus einräumte. Schon hielt Alexander für nöthig das Capitolium zu beziehen, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Tag für Tag wurde in der Stadt zwischen den beiden Päpsten gestritten, und während des ganzen Sommers und Herbstes scheint das Glück des Kampfs unablässig geschwankt zu haben. Als Petrus Damiani gegen Ende des October von einer Gesandtschaftsreise aus Frankreich zurückkehrte, konnte er sich nur mit Mühe durch die Waffen der Feinde hindurchschleichen. Das römische Volk war Cadalus günstig, weil er Geld mitbrachte und reichlich aufwandte; die Grafen der Umgegend stellten sich ihm, weil sie gleiches Interesse mit ihm gegen Hildebrand hatten, willig zu Diensten, obwohl auch sie diese Dienste möglichst theuer verkauften. So hatte er Mittel genug den Kampf fortzusetzen, so lange seine Säckel voll waren. Alexander soll nach den Erzählungen Benzos von Gottfried und den Normannen damals in Rom unterstützt sein. Man kann Benzos Angaben auch hier mit gutem Grund in Zweifel ziehen, und nachhaltig war die Unterstützung, welche Alexander außerhalb fand, unbedingt nicht; denn Cadalus blieb entschieden im Uebergewicht, so lange seine Schätze sich nicht erschöpften.

Wie hätten die Reichsregenten diesen Kämpfen ferner gleichgültig zusehen können, selbst wenn ihr Beistand nicht ausdrücklich in Anspruch genommen wäre! Aber dies geschah in gleicher Weise von beiden Parteien. So lügenhaft Benzo seine damaligen Bemühungen für die Sache des Cadalus darstellt, so wird doch kaum fraglich sein, daß er auf alle Weise bemüht war, den deutschen Hof zu dessen Gunsten umzustimmen, und daß er dabei vorzüglich auf Adalbert seine Hoffnungen setzte. Aber auch Petrus Damiani suchte während seines Aufenthalts in Frankreich für seine Partei die Unterstützung der deutschen Gewalthaber nach. Er wandte sich deshalb in einem noch erhaltenen Schreiben an Anno und stellte ihm vor, wie das von ihm begonnene Werk unvollendet bleibe, wenn nicht das verheißene allgemeine Concil so bald wie möglich berufen werde. Dieser Schritt hatte den gewünschten Er-

*) Stephanus war als Präfect dem Trasteveriner Johannes gefolgt, aber nicht sein Sohn folgte auf ihn, sondern ein Sohn des Trasteveriners, der gleichfalls Cencius hieß. Daher stammte der Haß des im Text erwähnten Cencius gegen den Papst und Hildebrand.

folg. Als sich der Hof Weihnachten 1063 zu Köln befand, setzte Anno durch, daß ein allgemeines Concil nach Mantua auf Pfingsten ausgeschrieben wurde. Der Ort war gut gewählt, da sich die lombardischen Bischöfe, auf die vor Allem einzuwirken war, hier dem Einfluß des Concils am wenigsten entziehen konnten, derselbe überdies den deutschen und italienischen Kirchenfürsten gleich vortheilhaft lag. Allerdings war eine erhebliche Vorentscheidung für Alexander gegeben, indem man in einer Stadt Gottfrieds und Mathildens tagen wollte: aber konnte denn nach den Augsburger Beschlüssen überhaupt ein Zweifel sein, wie die Entscheidung dieses von Anno betriebenen Concils ausfallen würde?

Das Concil beschäftigte die allgemeine Aufmerksamkeit und gab zu den mannigfachsten Berathungen bei Hofe Veranlassung. Schon im Januar 1064 kam die Kaiserin an den Hof zurück und scheint hier die beste Aufnahme gefunden zu haben. Auch Erzbischof Siegfried sah man wieder häufiger neben Anno und Adalbert. Endlich kam um Ostern selbst Herzog Gottfried mit Beatrix über die Alpen. Das Osterfest feierte der junge König zu Lüttich, und die einflußreichsten Personen waren um ihn versammelt. Bald darauf schickten sich die meisten deutschen Bischöfe zu der Reise über die Alpen an. Um den ersten Mai war der Hof an einem Ort, der Werde genannt wird*). Die Erzbischöfe von Köln, Trier, Mainz und Hamburg, Herzog Gottfried und die Herzöge von Ober- und Niederlothringen, die Bischöfe von Halberstadt und Münster waren um den König mit anderen Getreuen. Anno verließ darauf Deutschland und ging mit Herzog Gottfried zum Concil; viele geistliche und weltliche Fürsten des deutschen Reichs schlossen sich ihnen an. Adalbert blieb bei dem König, um die Geschäfte zu führen.

Wunderbar genug, daß gerade in Rom die Einladung zum Concil die übelste Aufnahme gefunden hatte. Die Verhältnisse Alexanders hatten sich um den Anfang des Jahrs wesentlich zu bessern angefangen; man hegte begründete Hoffnung, mit Cadalus ohne fremden Beistand fertig zu werden und dem Gegenpapst eine derbe Lehre zu geben. Als Cadalus das Geld ausging, verließen ihn die Grafen der Campagna; der städtische Adel wandte sich sogar gegen ihn und verlangte Ersatz für die Kosten, die er sich seinetwegen gemacht hatte; Cencius nahm den

*) Es steht dahin, ob Kaiserswerth oder Donauwörth gemeint ist. Das Letztere ist in manchem Betracht wahrscheinlicher.

Gegenpapst endlich in der Engelsburg förmlich gefangen und wollte ihn nicht eher entlassen, als bis er ihn völlig entschädigt habe. Große Freude herrschte unter den Cardinälen. Der Papst beeilte sich das frohe Ereigniß dem Erzbischof von Reims zu melden. „Wir hoffen," schreibt er, „daß es ihm unmöglich sein wird zu entwischen, ehe er nicht für Alles nach Verdienst gebüßt hat, was er in seiner Bosheit gegen den heiligen Petrus gesündigt." Er ermuthigte den Erzbischof, nur um so eifriger jetzt in dem Kampf gegen die Simonie zu beharren. Diese Siegesfreude wurde gestört und herabgestimmt, als die Einladung zum Concil eintraf. Weshalb sollte auch Alexander sich aufs Neue der Entscheidung des deutschen Hofs unterwerfen, nachdem dieser ihn in seiner Noth so gut wie verlassen hatte, er sich selbst hatte durchkämpfen müssen? Vor Allen war Hildebrand zornig und schmähte auf Petrus Damiani, der in seiner Einfalt den ersten Anstoß zum Concil gegeben hatte.

Aber, wie sehr man sich auch sträubte, man mußte der Aufforderung des Königs Folge leisten; um so weniger konnte man sich ihr entziehen, als es Cadalus doch gelang seinen Drängern zu entkommen. Cencius gab ihm, als er mit dreihundert Pfunden Silber befriedigt war, die Freiheit, und in kläglichstem Aufzug unter einer Pilgerschaar gelangte der Gegenpapst glücklich nach Berceto an die Grenzen seines Sprengels. Indem sich aber Papst Alexander und Hildebrand nach Mantua zu gehen endlich entschlossen, verlangten sie von Petrus Damiani, der sich wieder in seine Apenninen-Einsamkeit zurückgezogen hatte, daß er, nachdem er das Concil angeregt, sie nun auch auf dem schweren Wege begleiten solle. Der Papst forderte ihn freundlich auf zuvor nach Rom zu kommen; Hildebrand verlangte dasselbe in der stürmischen ihm eigenen Weise und überhäufte ihn zugleich mit Vorwürfen über das Schreiben an Anno. Bezeichnend genug ist die Antwort des alten Eremiten auf diese Anforderungen. Es fehlt wenig daran, daß er offen mit Hildebrand bricht, den er damals „seinen heiligen Satan" nannte. Nach Rom zu kommen lehnt er entschieden ab, doch zeigt er sich sie nach Mantua zu begleiten bereit, obschon mehr um des Papstes, als Hildebrands willen. Aber auch in Mantua ist er nachher ebenso wenig erschienen, wie Hildebrand selbst.

Als Pfingsten herannahte, füllte sich Mantua mit einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten. Außer den deutschen Herren hatten

sich die lombardischen Bischöfe in der Mehrzahl eingestellt, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mailand. Aufsehen erregte, daß Erzbischof Heinrich von Ravenna sich nicht eingefunden hatte. Papst Alexander war zur Stelle, Cadalus fehlte; nur unter der Bedingung wollte letzterer nach Mantua kommen, daß ihm der Vorsitz in der Versammlung übertragen würde, ein Verlangen, dem Anno nicht von fern zu entsprechen geneigt war. So blieb Cadalus zu Aqua nigra an der Adda, im Gebiet von Cremona; hier in der Nähe wartete er den Ausgang der Dinge ab.

Am Tage nach Pfingsten (31. Mai) wurde das Concil im Dom eröffnet. Nachdem ein feierliches Hochamt gehalten war, sprach zuerst Alexander, dem der Vorsitz sogleich eingeräumt wurde, über den gestörten Frieden der Christenheit. Alsdann hielt ihm Anno die gegen die Rechtmäßigkeit seines Pontificats erhobenen Anklagen vor. Gegen den Vorwurf der Simonie rechtfertigte er sich durch einen Eid; er beschwor, er sei wider seinen Willen und ohne sein Zuthun durch die Cardinäle, denen das Recht der Wahl zustehe, auf den Stuhl Petri erhoben worden. Gegen einen anderen Vorwurf, den Anno abermals verlauten ließ, daß er sich zum Nachtheil des Reichs mit den Normannen verbündet habe, verweigerte er vor dem Concil jede Auslassung: der König möge selbst nach Rom kommen, er werde sich dann überzeugen, daß er Nichts gegen ihn und das Reich im Schilde führe. Diese Rechtfertigung genügte Anno und somit auch dem Concil, welches unter seinem Einfluß stand. Cadalus wurde, weil er sich der Entscheidung der Kirche nicht habe unterwerfen wollen, der päpstlichen Gewalt verlustig erklärt, Alexander dagegen als Nachfolger Petri nochmals anerkannt und aufs Neue feierlich proclamirt. Darauf stimmte man das Te Deum an, um die hergestellte Eintracht der Kirche zu feiern.

Aber schon am folgenden Tage zeigte sich, wie wenig diese Eintracht in Wahrheit bestand. Auffällig genug war, daß Anno selbst nicht in der Sitzung erschien, vielleicht ahnte er, was die Gegner im Schilde führten. Kaum nämlich waren die Bischöfe zusammengetreten, so brach ein Aufstand in der Stadt aus, der ohne Frage von den Anhängern des Cadalus angestiftet war. Tobend durchzog eine bewaffnete Menge die Stadt und brach mit gezückten Schwertern in die Versammlung ein; die furchtbarsten Drohungen verlauteten gegen den Papst und seinen Anhang. Die Bischöfe ergriffen die Flucht, und schon wollte auch der

Papst selbst das Weite suchen. Da hielt ihn der Abt Wenzel von Nieder-Altaich zurück, hieß ihn seinen Sitz wieder einnehmen und stellte sich für ihn der wüthenden Menge entgegen. Die imponirende Erscheinung des baierschen Abts wirkte auf die wilde Rotte, und gerade im rechten Augenblick erschien an der Schwelle des Doms die Markgräfin Beatrix mit bewaffnetem Gefolge. Ihre unerwartete Dazwischenkunft schreckte die Unruhstifter; sie stoben auseinander, und alsbald sammelten sich die Bischöfe wieder. Cadalus wurde allgemein als der Urheber des Tumults bezeichnet und deshalb feierlich das Anathem über ihn ausgesprochen; eine gleiche Strafe traf wohl schon damals den Erzbischof von Ravenna, weil er fest an Cadalus hielt. Hierauf trennte sich die zweite und letzte Versammlung des Concils. Alexander begab sich nach Rom, die Bischöfe und die anderen Fürsten kehrten in ihre Heimath zurück. Anno hatte schon am 11. Juli den königlichen Hof wieder erreicht, der sich damals zu Altstädt in Thüringen aufhielt.

Der Kölner stand im Mittagsglanz seines Ruhms. Er hatte es sicherlich geglaubt, wenn ihm Petrus Damiani einst in stark geschminkter Rede als den Erretter des Reichs gepriesen hatte; nicht minder hielt er sich jetzt für den einzigen Mann, der die Kirchenreform im Augenblick der Gefahr vor dem Untergange bewahrt habe. Und obwohl weder das Eine noch das Andere der Fall war, hatte er sich doch um Kirche und Reich unbestreitbare Verdienste erworben. Das Schisma war zwar nicht beendet, aber mindestens ausgesprochen, daß Cadalus nichts weiter als ein Parteiführer sei. Andererseits hatte das Papstthum dem Reiche einmal wieder Rede stehen müssen, und Roms Verhältniß zu den Normannen war ernstlich in Frage gekommen. So mochte Anno die Grenzen zwischen Reich und Kirche richtig gewahrt zu haben glauben. Aber den Gefahren, welchen jede vermittelnde Stellung unterliegt, entging auch er mit Nichten. Weder Hildebrand hatte er zufrieden gestellt, noch den deutschen Hof. Noch nach Jahren gedachte er mit Schrecken aller jener Widerwärtigkeiten, in welche ihn gerade jene Reise nach dem Concil verwickelt habe. Bald genug mußte er sehen, wie sein Einfluß auf die Reichsgeschäfte mehr und mehr dahinschwand, und zugleich die bittersten Vorwürfe von der römischen Curie vernehmen, um welche er sich unvergleichliche Verdienste erworben zu haben glaubte. Noch im Juli 1064 wird Anno in einer Urkunde vom König als sein theurer Lehrer

genannt; in den späteren Urkunden, die unter der vormundschaftlichen Regierung ausgestellt sind, wird seiner nicht mehr gedacht.

Seit Annos Reise nach Italien war Adalbert in den Besitz aller Geschäfte gekommen. Eine Stütze seines persönlichen Einflusses auf den König fand er, wie es scheint, in der Kaiserin, die während des Jahrs 1064 und bis in den Sommer des folgenden Jahrs unausgesetzt am Hofe war und, so entfernt sie auch den Staatsgeschäften blieb, doch das Herz des Sohns beherrschte. Ihre mütterliche Zärtlichkeit und Adalberts Gefügigkeit mußten dem König die rauhen Lehren Annos immer unbequemer erscheinen lassen, zumal die Zeit seiner Mündigkeit heranrückte. So wurde der Erzbischof von Bremen der allmächtige Mann, obwohl er ohne einen bedeutenden Anhang dastand und selbst unter den Bischöfen wenige Freunde zählte. Hatte sich Siegfried dem Kölner nicht beugen wollen, noch unwilliger stand er dem Bremer nach. Er verließ sogar im Spätjahr 1064 Deutschland auf längere Zeit und stellte sich an die Spitze einer großen Wallfahrt nach dem gelobten Lande.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten sich der Pilger nach Jerusalem im Abendlande viele gefunden, besonders in Frankreich. Auch in größeren Schaaren waren sie dort öfters ausgezogen, während in Deutschland bisher nur Einzelne sich auf die beschwerliche Reise gemacht hatten. So war auch der Geschichtsschreiber Lambert im Jahre 1058 bald nach seinem Eintritt in das Kloster Hersfeld nach dem heiligen Grabe gepilgert. Es war fünf Jahre nach seiner Rückkehr, daß zum ersten Mal von Deutschland aus eine Pilgerfahrt unternommen wurde, welche die Gestalt eines förmlichen Kriegszugs annahm und im ganzen Abendlande das gewaltigste Aufsehen machte. Der Führer des Zugs war Erzbischof Siegfried, den sein Vicedominus, der Bamberger Dompropst Hermann, begleitete. Eine erhebliche Zahl deutscher Bischöfe schlossen sich an — Otto von Regensburg, Günther von Bamberg, Wilhelm von Utrecht werden namentlich genannt —, und große Schwärme von Reich und Arm, von Klerikern und Laien nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus England und Frankreich folgten. Auch den Aachener Dompropst Altmann, den Kapellan der Kaiserin, sah man unter den Pilgern. Es sollen etwa 7000 Mann gewesen sein, die im November 1064 aufbrachen. Sie erreichten das Ziel ihrer Sehnsucht, aber nur nach vielen und gefährlichen Kämpfen. Noch einige Meilen von Jerusalem wurden sie von Beduinenschwärmen überfallen und förm-

lich belagert, bis sie der Emir von Ramleh befreite. Die Meisten fanden auf der Pilgerfahrt ihr Grab: nur etwa 2000 von den Ausgezogenen werden heimgekehrt sein. Bischof Günther ereilte noch nahe der Heimath der Tod. Am 23. Juli 1065 starb er zu Stuhlweißenburg. Der Propst Hermann hörte noch nicht seinen letzten Seufzer, als er Boten an seine Freunde in Deutschland schickte, und sie aufforderte kein Geld zu sparen, um ihm das Bisthum Bamberg zu gewinnen. In der That trug er durch Bestechung der Hofleute die reiche Pfründe davon. Besser noch glückte es Altmann. Während seiner Abwesenheit war Passau erledigt worden, und die Kaiserin erwirkte, daß ihm das Bisthum übertragen wurde, während er noch in der Ferne weilte.

Wer wird in Abrede stellen, daß es vor Allem ein geheimnißvoller religiös-schwärmerischer Zug jener Zeit war, der so buntgemischte Schaaren aus Deutschland nach Canaan führte? Wir wissen überdies, daß der Glaube damals weit verbreitet war, Ostern 1065 werde das jüngste Gericht einbrechen, und solcher Aberglaube hat öfters ähnliche Pilgerfahrten hervorgerufen. „Um meiner Missethaten willen und der Sehnsucht nach droben," schrieb Siegfried dem Papst, „gehe ich das heilige Grab des Herrn zu küssen." Aber Siegfried pflegte doch meist nur dann solche andächtige Anwandlungen des alten Mönchs zu haben, wenn er sich in seinem Stolze als Erzbischof gekränkt fühlte, und gerade in demselben Briefe unterläßt er nicht Roms Beistand gegen den Bischof Burchard, Annos Neffen, anzurufen, der sich mit dem Pallium brüste und einen neuen Papst spielen wolle. Noch weniger war Günther eine devote Natur; ihn mochte vornehmlich die Lust an Abenteuern locken, aber auch er gehörte zu den Mißvergnügten. Weil er, wie es scheint, von Anno nicht nach Gebühr belohnt war, hatte er sich von ihm getrennt und dem Mainzer angeschlossen. Alles in Allem, man wird sich schwer überzeugen, daß die Bischöfe diese Wallfahrt unternommen hätten, wofern sie die Achtung im Reiche gefunden, welche sie beanspruchten; die Wallfahrt erscheint vielmehr als eine Frucht der Unzufriedenheit, welche Anno und wohl noch mehr Adalbert durch ihr Regiment unter den Bischöfen erweckten. Die Kaiserin suchte nach ihrer Entsetzung das Kloster, die vom Regiment entfernten Bischöfe zogen als Pilger zum heiligen Grabe. Und sie waren wundersame Pilger! Nicht mit dem Reisestab, Muschelhut und Kürbisflasche zogen sie aus, sondern hoch zu Roß, mit einer Unlast goldener und

silberner Geräthe, mit einem unermeßlichen Gefolge und allem fürstlichen Prunk.

Ehe noch jene Bischöfe in die Heimath zurückkehrten, hatte die vormundschaftliche Regierung bereits ihr Ende erreicht. Am Dienstag nach Ostern (29. März 1065) wurde der König zu Worms feierlich mit dem Schwerte umgürtet. Zu seinem Schildträger wurde Herzog Gottfried, der mächtigste deutsche Fürst, bestimmt; die religiöse Weihe bei der Schwertleite vollzog Erzbischof Eberhard von Trier. Durch die Schwertnahme wurde der König, der jetzt in seinem funfzehnten Jahre stand, mündig gesprochen. Es war eine Handlung von den wichtigsten Folgen, welche ohne die Einwilligung der Fürsten nicht erfolgen konnte. Aber wir wissen, daß es besonders Adalbert war, der auf diese Maßregel drang, welche Annos Stellung als Magister des Königs ein Ziel setzte. Und wer mochte froher als Heinrich sein, als er endlich eines so lästigen Lehrmeisters enthoben wurde!

Lambert berichtet, wenn den jungen König nicht die Mutter zurückgehalten hätte, so würde er seine erste Waffenprobe an dem Erzbischof von Köln abgelegt haben und mit Feuer und Schwert sogleich über ihn gekommen sein. Der Geschichtsschreiber erwähnt hierbei ausdrücklich, daß es die Erinnerung an den Tag von Kaiserswerth war, welche dem Jüngling, sobald er sich seiner Freiheit bewußt wurde, die Hand an das Schwert führte. Agnes hatte jenen Tag längst verschmerzt; anders fühlte der Sohn Heinrichs III., und niemals ist aus seinem Gedächtniß entschwunden, wie ihn Anno einst gleich einem Gefangenen von der Rheininsel fortschleppte und er nahe daran war den Tod in den Fluthen zu finden.

Und wie hinterließen die Vormünder dem König das Reich, welches sie im Auftrage der Fürsten geleitet hatten? Man wird nicht verkennen, daß manche Schäden gebessert waren, die Agnes Schwäche verschuldet hatte. Aber das Reich war im Innern von Parteiungen gespalten, die Kraft des Fürstenthums zum Schaden der Krone unermeßlich gewachsen; in Italien galt mehr Gottfrieds Name als das Ansehen des Königs; die Eintracht zwischen Kaiserthum und Papstthum war kaum äußerlich hergestellt, und auch das war nicht ohne Schwächung der Krone erreicht. Welche Gedanken mußten in Heinrichs Seele aufsteigen, wenn er von den glanzvollen Tagen seines Vaters erzählen hörte!

5.

Erzbischof Adalberts Macht und sein Fall.

So wenig es möglich war, daß Heinrich nach seiner Schwertnahme, kaum zum Jüngling erwachsen, unmittelbar selbst die Zügel der Herrschaft ergriff, nahmen die Dinge doch sofort eine neue Gestalt an. Mindestens war der König jetzt in der Wahl seiner Umgebung unbeschränkt, und das Reich, das unter der Vormundschaft der Bischöfe ganz in den Händen der hohen Aristokratie gelegen hatte, gewann wieder die alten monarchischen Formen. Dies war um so mehr der Fall, als ein so durch und durch königlich gesinnter Mann, wie Erzbischof Adalbert, unter den Rathgebern des Königs die erste Stelle behauptete und bald jeden anderen Einfluß verdrängte.

Die ersten Regierungshandlungen des mündig gesprochenen Königs waren Schenkungen an Klöster, mehr dem frommen Sinn der Mutter entsprechend, als seiner eigenen Gemüthsart. Zuerst wurde Fructuaria bedacht, dann Lorsch, Hersfeld und andere Klöster. Agnes erscheint in den über diese Schenkungen ausgestellten Urkunden überall als Fürsprecherin; auch sie selbst erhielt im Mai 1065 vom Sohne nicht unerhebliche Schenkungen, um in ihren frommen Werken nicht beschränkt zu sein. Zugleich aber beschäftigten wichtigere Angelegenheiten den König und seine Rathgeber. Wie Otto III. gleich nach der Schwertnahme über die Alpen gezogen war, um die Kaiserkrone zu gewinnen, tauchte auch jetzt sofort der Gedanke der Romfahrt auf. Unmittelbar nach der Mündigkeitserklärung des Königs, vielleicht schon zu Worms, wurde sie beschlossen und, wie wir glauben müssen, ziemlich einstimmig von den Fürsten gebilligt. Wenigstens wissen wir, daß Erzbischof Anno und Herzog Gottfried ihr in keiner Weise entgegen waren.

Und in der That wurde von mehr als einer Seite ein schnelles Einschreiten des Königs jenseits der Alpen und die Herstellung der kaiserlichen Autorität gefordert. Die Macht der Normannen war bereits zu einer gefahrdrohenden Höhe gewachsen; ihr Verhältniß zum Papste war höchst bedenklich und rieth mit der Kaiserkrönung nicht länger zu säumen. Noch bei weitem beunruhigender aber war die Kirchenspaltung, welche in der Lombardei fortdauerte und leicht das nördliche Italien ganz von Rom trennen konnte. Denn Cadalus, der Papst der

Lombarden, hatte auch nach dem Concil von Mantua den Kampf nicht aufgegeben. Noch immer unterzeichnete er sich in seinen Urkunden als erwählten Papst, erließ als solcher Decrete und Privilegien, ordinirte und hielt die Messe mit allem allein dem römischen Bischof zustehenden Prunk. Auch zählte er noch zahlreiche Anhänger. Der Erzbischof Heinrich von Ravenna war ihm zu allen Zeiten treu geblieben, und viele lombardische Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Mailand, wandten sich bald nach dem Concil ihm abermals zu. Selbst einer der römischen Cardinäle, der Lothringer Hugo der Weiße, hatte Hildebrand verlassen und sich auf Cadalus Seite geschlagen. Nichts mußte mehr die Hoffnungen des Gegenpapstes beleben, als daß Anno, die Seele der Beschlüsse von Augsburg und Mantua, so bald nach dem Mantuaner Siege seine Bedeutung verlor. Dazu kam, daß Herzog Gottfried im Winter 1064 Italien auf längere Zeit verließ. Augenscheinlich war hier Alles abermals in Frage gestellt, und nur das persönliche Einschreiten des Königs schien den Streit endlich entscheiden zu können.

Auch fehlte es nicht an Stimmen aus Italien selbst, die den König über die Alpen riefen. Der Partei des Cadalus hatten sich, seit Anno vom Hofe verdrängt war, neue Aussichten beim Könige Unterstützung zu finden eröffnet. Bischof Benzo berichtet, daß er mit einem Hülfegesuch seines Papstes über die Alpen gegangen sei, den König und Adalbert zu Quedlinburg angetroffen habe und mit dem Versprechen, daß der König bald selbst über die Alpen kommen werde, von ihnen entlassen sei. Soviel scheint glaublich, so unglaublich auch alles Andere ist, was der prahlerische Bischof in demselben Athemzuge meldet. Die Gesandtschaft Benzos wird wohl in den November des Jahrs 1064 fallen, wo der König zu Quedlinburg verweilte. Aber auch von ganz anderer Seite sehnte man sich in Italien, daß ein deutsches Heer einmal wieder über die Alpen steige. Selbst in der streng kirchlichen Partei gab es Männer, die ein Ende dieser Wirren nur von der Einsetzung des Königs in seine kaiserlichen Rechte erwarteten und keine andere Möglichkeit sahen, „dem alten Drachen“ Cadalus den Garaus zu machen. Zu ihnen gehörte vor Allen Petrus Damiani. Wie er einst Heinrichs III. Romfahrt als das segensreichste Ereigniß für die Kirche gepriesen hatte, so setzte er jetzt alle Hoffnungen derselben auf den Sohn des großen Kaisers und predigte mit feuriger Zunge dessen Krönung zu Rom. Auch seine und seiner Freunde Stimme muß in Deutsch-

land Wiederhall gefunden haben, wo man indessen eifrigst die Rüstungen zur Romfahrt betrieb.

Schon im Mai wollte man aufbrechen. Herzog Gottfried und Anno waren marschfertig; sie hatten ihren Weg durch Burgund zu nehmen beschlossen, weil sie auf dem Wege über den Brenner, den die Hauptmasse des Heers einschlagen sollte, Mangel an Lebensmitteln fürchteten. Da kam ihnen von Augsburg unerwartet die königliche Botschaft, der Zug sei auf den Herbst verschoben. Wir kennen die Thatsache aus einem Briefe Annos an den Papst, der erst neuerdings bekannt geworden ist. Und obwohl Anno sagt, daß er die Gründe nicht genau wisse, welche den Aufschub veranlaßt hätten, giebt er doch deutlich genug zu verstehen, daß die Rathgeber des Königs selbst den Zug aufgegeben hätten, und deutet deren Beweggründe an. Sie hatten Alles vorher angewendet, um ihn und Gottfried zu Hause zu halten, um selbst freie Hand in Italien zu haben; als dies nicht gelang und sich Anno mit dem Herzog nur um so eifriger im Dienst des Königs zeigte, setzten sie den Zug lieber aus, als daß sie ihn in Gemeinschaft mit jenen Männern ausführten, die bisher einen so gewichtigen Einfluß auf die Angelegenheiten Roms und Italiens ausgeübt hatten. Unter den Räthen des Königs war aber keiner, dessen Stimme gewichtiger gewesen wäre als Adalberts, und keine Frage kann sein, daß er zumeist ein Unternehmen vereitelte, von dem er nur neue Triumphe für Anno und Gottfried erwarten mochte.

Die Hoffnungen, welche Cadalus an die Romfahrt Heinrichs geknüpft hatte, waren zerstört. So schwer er dies empfinden mochte, noch schwerer trug Petrus Damiani, daß der König nicht zur Beendigung des Schisma ausgezogen war. Es war damals, daß er an ihn einen offenen Brief erließ, in dem er seiner Sehnsucht nach einem starken Kaiserthum den lebhaftesten Ausdruck lieh und mit aller Energie die Romfahrt forderte. Die Hitze seiner Worte steigerte sich in diesem Aufrufe bis zur Vermessenheit, und er selbst wußte recht wohl, daß er sich der äußersten Gefahr aussetzte: aber selbst darauf ließ er es ankommen, wenn er nur das Eine erreichte, worin ihm die Rettung von Kirche und Reich beschlossen schien.

„Sollen die Annalen melden," schreibt er, „daß Nerva der Kirche den Frieden gegeben, Constantin sie befestigt, Theodosius sie erhöht habe, wenn sie aber zu deinen Zeiten kommen, berichten: Heinrich hat sie

zersplittert? Das sei ferne.“ Er stellt ihm alle Gefahren vor, welchen die Kirchenspaltung seine Krone bedrohe: die Zersplitter des Reichs werde die unausbleibliche Folge sein, und schon sehe m täglich, wie Städte und ganze Provinzen Italiens von Fremden — meint offenbar die Normannen — an sich gerissen würden, schließ werde so das Kaiserthum an ein anderes Volk kommen, denn sc öfters habe die Weltherrschaft gewechselt. „Verschließe dein Ohr,“ r er ihm zu, „den schlechten Räthen, erhebe dich feurig im Geist zu mä licher Stärke, strecke der sinkenden Mutter die Hand entgegen und v treibe von ihr den bösen Geist, wie der Erzengel Raphael einst v Sara, Raguels Tochter, that (Tobias 8, 3). Dann wirst du, wie e Augustus sagte: Ich habe Rom von Ziegelsteinen gefunden und hin lasse es von Marmor, so von dir und mit viel höherem Ruhme sa können: Ich fand die römische Kirche, als ich ein Knabe war, am Bo danieder liegend, aber ehe ich ein Mann ward, richtete ich sie empo

Ausführlich erörtert Petrus das Verhältniß des Königthums u Priesterthums im christlichen Staate. Er zeigt, wie sie in der eng Verbindung stehen und sich gegenseitig unterstützen sollen: mit d Schwerte werde der König umgürtet, um die Feinde der Kirche bekämpfen. Mit deutlicher Hinweisung auf die vor Kurzem erfol Schwertleite des Königs redet er ihn an: „Weshalb wirst du gewa net, wenn du nicht kämpfst? Weshalb mit dem Schwert umgür wenn du den Feinden nicht entgegentrittst? Wer sorglos im somm lichen Schatten ruht, kann der von Kämpfen reden? Fürwahr ums trägst du das Schwert, wenn du die Feinde Gottes nicht triffst. L also die Hand an den Griff und stürme einher, wie David gegen Amalekiter; mit der Kraft des Blitzes, wie er jene Räuber überwa durchbohre die Feinde der Kirche. Cadalus fühle das Regen der kön lichen Majestät und fürchte den Fürsten der Erde, da er vermessen König des Himmels zum Kampf herauszufordern gewagt hat. D ganze Reich ergreife die Waffen, daß das Priesterthum Bestand gewin und die ganze Priesterschaft erhebe sich zum Gebet, daß das Reich erh werde. Deshalb betet für dich die gesammte Kirche, daß sie durch de Mühen für sich Ruhe gewinne und durch ihre Fürbitten dein Sieg ruhm wachse.“

Zuletzt erinnert Petrus den jungen König an das Beispiel sei Vaters, an „den herrlichen Kaiser glänzenden Andenkens, der die Ki

so hoch erhob"; der Zweig solle nicht von dem Stamme entarten, an dem er entsprossen. Er entschuldigt die Kühnheit seiner Rede, aber der König habe in ihm nicht einen Widersacher, sondern einen ergebenen Rathgeber. Wenn er seinem Rathe folge, Cadalus vernichte und die Einheit der Kirche herstelle, so hoffe er ihn bald in der Kaiserkrone zu sehen; anderenfalls — er wagt nicht auszusprechen, was er dann fürchtet.

Der alte Mönch durchschaute, wie man sieht, mit bewunderungswürdigem Scharfblick die Weltlage. Sein Schreiben enthält große Wahrheiten, und sein Ausdruck, so kühn er ist, trägt den Stempel erhabener Würde. Man hätte wünschen mögen, sein Rath wäre am deutschen Hofe mehr beherzigt worden, als er es wurde. Offenbar wollte Petrus nichts Anderes, als daß die Herrlichkeit des Kaiserthums sich von Neuem entfalte, um Cadalus zu Grunde zu richten und die Einheit der Kirche unter Papst Alexander herzustellen. Man könnte danach wohl meinen, Petrus sei auch hier nur der Anwalt des Papstes und Hildebrands und der Brief lediglich in ihrem Auftrag geschrieben, wie einst die Schrift über den Augsburger Synodalstreit. Aber dem war nicht von fern so. Wir wissen vielmehr mit Bestimmtheit, daß der Papst und Hildebrand der Romfahrt des jungen Königs mit aller Entschiedenheit widerstrebten, und sie werden jetzt dieses Schreiben des Petrus an den König noch entschiedener mißbilligt haben, als einst vor dem Mantuaner Concil seinen Brief an Anno.

In der römischen Curie hatte man es mit Nichten vergessen, in welche abhängige Lage die Romfahrten Ottos III. und Heinrichs III. das Papstthum gebracht, daß sie deutsche Päpste auf den Stuhl Petri geführt hatten. Noch war mit dem königlichen Hofe keineswegs Alles auf das Reine gebracht. Man hatte das Einverständniß mit den Normannen zu rechtfertigen, fürwahr keine leichte Aufgabe. Auch war es nicht in Gegenwart des königlichen Vertreters geschehen, daß man in Mantua über Cadalus und seine Anhänger das Anathem aussprach. Hildebrand konnte nicht entgehen, wie bedenklich sich für ihn und seine Freunde die Dinge gestalten könnten, wenn jetzt wieder einmal das Kaiserthum in seiner ganzen Hoheit mitten in diese Wirren Italiens hineintrat, und selbst im günstigsten Falle ließ sich der kaiserlichen Majestät eine Obedienz nicht verweigern, deren man schon glaubte ledig zu sein. Alles in Allem, die Anhänger Hildebrands fürchteten die Kaiser-

krönung eben so sehr, wie sie Petrus wünschte, und das eigenthümliche Verhältniß des Bischofs von Ostia, der von seinem einsamen Fonte Avellana aus die großen Dinge mit seinen eigenen Augen anzusehen liebte, zu den römischen Cardinälen spannte sich mehr und mehr. Petrus beschwerte sich bald, daß er auf das Unwürdigste vom Papst behandelt werde; er verwünschte das Anathem über Heinrich von Ravenna, unter welchem eine der ersten Kirchen Italiens leide. In seinem Zorn droht er einmal dem Papst ein Geheimniß zu veröffentlichen, welches er kaum noch verschweigen könne. „Noch hat es Rom nicht vernommen, noch Niemand diese Sache von mir gehört, welche den Ruf eurer Heiligkeit vernichten kann." Er macht kein Hehl daraus, daß seine persönliche Zuneigung zum Papst nicht sowohl ermattet, als vielmehr völlig erstorben sei und nur durch bestimmte Beweise seiner Gnade wieder erweckt werden könne.

Sonderbar, daß zu derselben Zeit auch Anno Veranlassung zu den größten Beschwerden wider Rom fand und gegen den Papst eine kaum minder deutliche Sprache als Petrus führte. Daß er zur Romfahrt gerathen, daß er mit Eifer die Rüstungen gefördert hatte, war zu Rom sehr übel vermerkt worden; man besorgte das Aergste von dem Ehrgeiz des Mannes und legte ihm — unglaublich wäre es, wüßte man es nicht aus seinem eigenen Munde — sogar die Absicht unter, den Zug nur zu betreiben, um Alexander zu stürzen und selbst den Stuhl Petri zu besteigen. Der Papst selbst hatte gegen solche Verdächtigungen sein Ohr nicht verschlossen und gab dadurch Anno Veranlassung zu dem bereits erwähnten Schreiben, welches reicher an Beschwerden als an Entschuldigungen ist. „Wenn solche Gerüchte," schreibt Anno dem Papst, „bei euch Eingang gefunden haben, so bedaure ich mehr euch als mich. Denn wie war es möglich, daß ein so heiliger und kluger Mann sich durch die unglaublichste Lüge der sinnlosen Masse verblenden ließ! Habe ich nicht mehr als Alle und in Wahrheit allein bis auf diesen Tag für eure Ehre mit allem Fleiße gearbeitet? Und jetzt sollte ich, was ich vor der gesammten Kirche in Italien und Deutschland öffentlich voll Eifer zu vertreten begonnen habe, selbst angreifen? Wenn ich dies auch nicht in Person thäte, wenn ich es nur durch einen Anderen geschehen ließe, würde ich dann nicht verdammlicher als ein Judas erscheinen? Uebrigens fehlt so viel daran, daß ich dauernd in Rom sein möchte, selbst wenn ich es könnte, daß ich auch nur auf eine Stunde zum Gebet

dorthin nicht gern käme. Daher laßt euch, ich bitte euch, von Niemand solche Dinge über mich einreden. Denn so wahr mir Gott helfe, ich wünsche Roms Macht ungeschmälert, besonders unter euch."

Seine Thätigkeit für die Romfahrt rechtfertigt Anno vor dem Papst durch den Hinweis auf Herzog Gottfried, dessen Treue doch über allen Zweifel erhaben und mit dem er sich auf das Engste habe in dieser Sache verbinden wollen. Sehr bezeichnend sind dann die Ermahnungen, die er an den Papst richtet, und die am besten zeigen, welche Befürchtungen dieser vor Allem hegte. „In dieser gewaltigen Verwirrung und Verwickelung aller Dinge," schreibt er, „müßt ihr den königlichen, den geraden Weg verfolgen, und Nichts, hoffe ich, wird euch eine demüthige Rolle zu spielen zwingen. Denn ihr habt die gewichtige Thatsache für euch, daß ihr zuerst auf den apostolischen Stuhl erhoben seid. Und dann, als man eure Wahl mehr aus Leichtfertigkeit, als um der Gerechtigkeit willen in Frage stellte, seid ihr zweimal und dreimal zu eurem Bischofssitz auf den Befehl des Königs in gebührender Weise zurückgeführt worden; Fürsten, Bischöfe, Herzöge und Markgrafen haben euch dabei das Geleit gegeben. Deshalb laßt alle Besorgniß fahren: so lange Herzog Gottfried und ich leben, werden wir euch niemals verlassen. Hätten wir auch keinen anderen Grund nach Italien zu gehen, der allein würde uns genügen: mit Gottes Beistand für Kirche und Reich Fürsorge zu treffen, damit beide nicht ganz von denen zu Grunde gerichtet werden, die sie jetzt in ihrer Gewalt zu haben meinen und doch am wenigsten haben sollten, oder von anderen Leuten ihrer Art."

So schrieb Anno an den Papst, in seinen Anschauungen sich jetzt, wie früher, mit Petrus Damiani vielfach begegnend. Doch die Stimmung der römischen Curie traf er nicht besser als jener. Der Papst und Hildebrand wollten sich einem neuen Kaiser nicht beugen, noch weniger aber dem Stolz Annos und der Gunst Gottfrieds ihre Stellung verdanken. An die Möglichkeit einer dauernden Ausgleichung zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum glaubten sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht. Alles lag ihnen daher daran, die Romfahrt hinauszuschieben, und diese Bemühungen hatten den besten Erfolg: wie im Frühjahr, kam sie auch im Herbst nicht zu Stande.

Wir wissen, daß es vor Allem Adalbert mit seinen Genossen war, der einem Unternehmen entgegentrat, von dem sich Anno und Gottfried großen Gewinn versprachen. Auch liegt auf der Hand, daß sich seine

Interessen hier mit denen Hildebrands auf das Eigenthümlichste begegneten, so entgegengesetzt sie auch sonst sein mochten. Für den Augenblick waren der Vorfechter des alten Kaiserthums und der Begründer der geistlichen Hierarchie offenbar gleichsam Bundesgenossen. Aber waren sie sich dessen auch bewußt? Standen und handelten sie hier im Einverständniß mit einander? Das sind Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen.

Täuscht nicht Alles, so war in der That ein solches Einverständniß vorhanden. Fest steht, daß gerade zu der Zeit, wo der Römerzug die Gemüther beschäftigte, eine Gesandtschaft vom Könige und Adalbert nach Rom abging; als ihren Zweck erfahren wir allerdings nichts Anderes, als daß sie einen großen Anschlag gegen die Reichsabteien, von dem bald weiter die Rede sein wird, vorbereiten und die päpstliche Einwilligung dazu gewinnen sollte. Zu diesem Schritt ließen sich der Papst und seine Rathgeber freilich nicht verleiten. Aber gewiß ist, daß sich in anderen Dingen um dieselbe Zeit Rom dem Bremer willfährig genug erwies, und so werden jene Gesandten wohl auch andere Aufträge gehabt haben. Adalbert hatte sich über Harald Hardrade, den König von Norwegen, zu beschweren, der die Bischöfe seines Reichs in England und Frankreich weihen ließ: der Papst gebot Harald die Bischöfe nach Bremen zu senden. Die dänischen Suffragane verweigerten ihrem Metropoliten den Gehorsam: der Papst wies sie zu demselben an und gab seine Einwilligung zu einer großen Synode, welche zu Schleswig alle Bischöfe des Nordens vereinigen sollte und zu jenem ungeheuerlichen Plan eines nordischen Patriarchats gehörte, den Adalbert jetzt wieder aufgenommen hatte, da auch Svend Estrithson auf das dänische Erzbisthum zurückgekommen war. Offenbar stand der Bremer mit dem Papst und Hildebrand nicht allein in Vernehmen, sondern in sehr gutem Vernehmen. Und wie anders hätte dies herbeigeführt sein sollen, als indem sie sich über die wichtigsten Angelegenheiten, die sie im Augenblick beschäftigten, zu verständigen wußten?

Man hat oft Adalbert als einen entschiedenen Anhänger des Cadalus und eben so entschiedenen Widersacher Alexanders dargestellt: beides mit Unrecht und ohne einen stichhaltigen Beweis. Adalberts Verhältniß zu den streitenden kirchlichen Parteien in Italien richtete sich, soviel wir sehen, lediglich nach der Politik, die er in Deutschland zur Erhaltung seiner Macht einzuschlagen für nöthig hielt. Deshalb ist auch

nicht zu verwundern, wenn er sich doch bald darauf mit Cadalus und den Lombarden in neue Verbindungen einließ. Es sind nicht leere Worte, wenn Petrus Damiani den König vor seinen allgewaltigen Räthen warnt, die bald sich mit schmeichlerischer Gunstbuhlerei für Gönner Alexanders ausgäben, bald Cadalus die besten Aussichten eröffneten, sich im Stillen aber an der Fortdauer der Kirchentrennung erfreuten und sie zu erhalten suchten. Petrus setzt diese Räthe anderen rechtschaffenen Männern im Rathe des Königs entgegen, und so gewiß er bei diesen an Anno und dessen Freunde denkt, so gewiß bei jenen an Adalbert mit seinen Genossen. So wenig Adalberts Anhänglichkeit an den König zu bezweifeln steht, so unleugbar ist, daß er der kaiserlichen Macht einen unberechenbaren Schaden zufügte, als er die Romfahrt im Jahre 1065 vereitelte. Damals hätte Heinrich als Kaiser ein schwerwiegendes Wort der Entscheidung in den kirchlichen Wirren zu sprechen vermocht; damals hätte Niemand seine kaiserliche Macht ihm ernstlich bestreiten können. Es verstrichen nun noch zwölf Jahre, ehe der König die Alpen überstieg, und dann kam er nach Italien, um in Canossa als reuiger Sünder zu büßen; es vergingen andere sieben Jahre, ehe er die Kaiserkrone gewann, und auch da wurde sie ihm noch von allen Seiten bestritten.

Im Sommer 1065 verließ die Kaiserin Mutter nach mehr als jährigem Aufenthalt am Hofe abermals Deutschland und ging nach Rom, wo sie in dem Kloster der heiligen Petronella nun für gewöhnlich ihren Wohnsitz nahm. Seitdem hatte Adalbert nicht nur auf die Staatsgeschäfte, sondern auch auf die Person des Königs einen unbegrenzten Einfluß. Neben ihm stand als Günstling des Königs ein junger Graf Werner, dessen Charakter als hitzig und gewaltthätig geschildert wird: doch auch Werner war, wie es scheint, ganz von dem Bremer abhängig.

Niemand konnte von Adalbert in seiner Stellung erwarten, daß er den Neigungen und Launen des königlichen Jünglings entgegentreten würde: er gefiel sich eben darin, ihm und gerade ihm allein zu dienen. Aber von einem Manne seiner Denkart und seiner Erfahrungen stand

zu hoffen, er werde das Interesse der Krone nach Kräften wahren, und seine vorgerückten Jahre schienen eine Bürgschaft dafür zu geben, daß er die Gewalt der Leidenschaften einigermaßen zu bezähmen gelernt habe. Aber in beidem täuschte man sich; denn gerade jetzt erst traten die ganze Eitelkeit, die ganze Herrschsucht und Habgier, wie die ganze Härte seiner Natur an den Tag. Es war, als ob das Glück alle besseren Eigenschaften des Mannes zu Grunde gerichtet habe. Der Mißgunst der Fürsten konnte Adalbert nimmer entgehen: aber traurig genug, daß er es in wenigen Monaten dahin brachte, daß ihn mit Recht der allgemeine Haß traf, die Hand Aller sich gegen ihn erhob und die Krone einer neuen schmählichen Demüthigung unterworfen wurde.

Die Unzufriedenheit über Adalberts Verwaltung war bald im Reich allgemein. Für Nichts war er mehr besorgt, als für den Glanz seiner Kirche, und in der That wandte er ihr mehr an Schenkungen und Privilegien zu, als irgend einer seiner Vorgänger: der Reichthum Bremens ließ sich schon mit dem von Köln und Würzburg vergleichen. Auch hatte man dort für den Augenblick vor den Billingern Ruhe. Graf Hermann, der für seine im Ungarnkriege geleisteten Dienste nicht nach Gebühr glaubte belohnt zu sein, hatte zwar im Jahre 1064 eine neue Fehde erhoben, aber seinen Friedensbruch nach dem Urtheil des Pfalzgerichts mit dem Exil büßen müssen. Seitdem verkrochen sich die Billinger scheu vor ihrem mächtigen Widersacher, und Adalbert hatte es selbst geschehen lassen, daß Hermann aus der Verbannung zurückkehrte. Beneidenswerth schien Bremens Lage, während sein Erzbischof das große Kaiserreich regierte: und doch hörte man dort die lautesten Klagen. So viel Schenkungen auch Bremen erhielt, es begann mehr und mehr zu verarmen. Das glänzende Hofleben Adalberts und seine kolossalen Unternehmungen verschlangen alle Einkünfte des Stifts, und die Domherren fingen an zu darben. Nicht allein die kostbaren Kirchenbauten wurden fortgesetzt, sondern auch Burgen rings um die Stadt errichtet, und zum Ueberfluß ließ der Erzbischof Weingärten sogar in dem kalten Lande anlegen. „Alles wollte er haben," sagt Adam von Bremen, „was es irgendwo in der Welt Prächtiges gab." Selten war Adalbert daheim: kam er aber einmal nach Bremen, so war sein Besuch ein Schrecken für Alle, da ein solcher stets neue und drückendere Steuern herbeizuführen pflegte.

Und wie murrte man erst in den Harzgegenden, wo Adalbert mit dem König während des ganzen Herbstes und Winters 1065 Hof hielt,

weil er nur hier sein volles Ansehen behaupten zu können meinte. Schon weigerten sich die Harzbewohner die gewohnte Verpflegung dem Hofe zu geben; die Bedürfnisse desselben mußten gekauft oder erpreßt werden. Alles Unheil des Landes maß man dem Erzbischof bei, der es aussauge, um seine „Alleinherrschaft voll offenbarer Tyrannei", die er sich als Vertrauter des Königs erschlichen, nicht einzubüßen. Wohin man hörte, vernahm man Klagen über die Noth der Zeit und Verwünschungen des Erzbischofs.

Während so der Unmuth des Volks von Tage zu Tage stieg, lebte Adalbert im Kreise seiner Schmarotzer und Schmeichler selige Tage. Sie sprachen ihm davon, daß er keinen seiner Nebenbuhler mehr zu fürchten habe und ihm die Regierung des Reichs auf lange Zeit hin gesichert sei; sie redeten ihn als den Patriarchen des Nordens an, wie er es gern sah; sie prophezeiten ihm, daß er einst auch noch den Stuhl Petri besteigen und dann die goldene Zeit aufs Neue hienieden anbrechen würde. Engel, sagten sie, hätten ihnen das Alles verkündet, und der eitle Mann war schwach genug solchen Reden sein Ohr zu leihen. Er schien sich der Glücklichste aller Sterblichen in dem Glanz, der ihn von allen Seiten umgab und den er mit ungeheuren Kosten aufrecht erhielt. Mit allen seinen Gegnern hoffte er bald fertig zu werden, und die Billinger hörten es nicht ohne Bangen, wie er wohl verlauten ließ, daß er die frechen Verwüster der Kirchengüter bald ganz aus der Welt schaffen werde. Er ahnte nicht, wie nahe sein eigener Sturz war, den ein an sich kaum gefährlich scheinendes Unternehmen herbeiführte.

Um seinen wachsenden Bedürfnissen genügen zu können, war Adalbert schon im Frühjahr 1065 auf den Gedanken gekommen, sich die Einkünfte der reichen Abteien Lorsch und Korvei, die unmittelbar vom Reiche abhängig waren, schenken zu lassen. Der König fügte sich hierin, wie in Allem, seinen Wünschen, und sogleich wurden Boten nach Rom geschickt, um auch den Papst für die Sache geneigt zu stimmen. Die Klöster waren des Schutzes durch Rom damals sicher, und die Antwort, die Adalbert erhielt, entsprach nicht seinen Erwartungen, doch war ein ernstes Auftreten des Papstes gegen ihn bei der Lage der Dinge kaum zu erwarten. Der Plan wurde weiter verfolgt, und Adalbert hoffte auch die Geneigtheit der Fürsten für seine Absicht zu gewinnen, indem er ihnen theils die Schenkung anderer Abteien in Aussicht stellte, theils sie durch andere Wohlthaten sich zu verpflichten bemüht war.

Vom Sommer 1065 an zeigte Adalbert die größte Regsamkeit für die Durchführung seiner Absichten. Zuerst suchte er Anno zu gewinnen, den er am meisten auch hier zu fürchten hatte. Im Juni erhielt der Kölner die reiche Abtei Malmedy, welche bis dahin mit Stablo in enger Verbindung und unter demselben Abt gestanden hatte; dazu kamen Kornelismünster bei Aachen und Vilich bei Bonn, endlich noch im August eine Schenkung an das von Anno begründete und bevorzugte Kloster Siegburg. So sehr sich der Abt von Stablo auch sträubte Malmedy herauszugeben, Anno wußte sich mit Gewalt in den Besitz der Abtei zu setzen und sie zu behaupten; die Verwaltung derselben übertrug er dem Abt von Brauweiler, die fetten Einkünfte flossen in seine eigene Tasche. Wie Adalbert Anno in seinen Plan hineingezogen hatte, geschah es dann auch mit anderen Bischöfen. Der Bischof Einhard von Speier empfing die Abteien Limburg und St. Lambert an der Hardt, Rumold von Konstanz Reichenau, Altwin von Brixen Pollingen, Ellenhard von Freising Benedict-Beuern.

Inzwischen hatte Adalbert auch die einflußreichsten weltlichen Fürsten sich zu verpflichten und in sein Interesse zu ziehen gewußt. Otto von Nordheim erhielt die Abtei Altaich, das reichste und angesehenste Kloster damals in Baiern; Herzog Rudolf von Schwaben die Abtei Kempten an der Iller. Der letztere war seit dem Sturz der Agnes vom Hofe fern gehalten und hatte den Haß eines Günstlings früherer Tage getragen: erst mit der Schwertnahme des Königs kehrte er wieder in die Stellung zurück, welche ihm als dessen Schwager gebührte. Er hatte einen Bruder, Adalbero mit Namen, der wegen eines lahmen Beines unfähig für das Waffenleben schien und in das Kloster St. Gallen getreten war. Die Ruhe und fette Kost des Klosters hatten gut bei ihm angeschlagen: Adalbero kam zu riesiger Körperkraft und gedieh zugleich zu einem Leibesumfang, der Jeden mit Entsetzen erfüllte. Man hätte diesen sonderbaren Mönch hinter den Mauern von St. Gallen belassen sollen, aber im Sommer 1065 wurde er zum allgemeinen Aergerniß auf den erledigten Bischofsstuhl von Worms erhoben. Es war offenbar ein Liebesdienst, den Adalbert Herzog Rudolf erwies, um ihn desto fester an sich zu ketten. Auch auf die Dienstwilligkeit Herzog Gottfrieds glaubte Adalbert zählen zu können. Am 28. August dieses Jahrs starb der alte Herzog Friedrich von Nieder-Lothringen, einer der wenigen Treuen in einer treulosen Zeit, und wenn Gottfried nun das alte Herzogthum seines Hauses,

um welches er zwanzig Jahre geworben und gekämpft hatte, endlich erhielt, geschah es sicherlich nicht ohne Zuthun des allmächtigen Erzbischofs.

Adalbert glaubte jetzt seiner Sache sicher zu sein und ließ sich am 6. September 1065 die Schenkungsurkunden über Lorsch und Korvei ausstellen. Aber unerwarteter Weise begegnete er in diesen Klöstern selbst einem Widerstande, wie er ihn nicht erwarten konnte. Der Abt von Lorsch gebot über eine Schaar von 1200 Vasallen und Ministerialen, und diese zeigten nicht die geringste Neigung die Selbstständigkeit ihres Klosters preiszugeben und sich dem Bremer zu unterwerfen. Sie rüsteten sich ihm in den Weg zu treten, befestigten eine Anhöhe in der Nähe des Klosters und ermunterten den Abt seine Freiheit mit aller Hartnäckigkeit zu behaupten. In der That spottete der Abt aller Drohungen des Königs und des Erzbischofs. Als er nach Goslar beschieden wurde, weigerte er sich zu kommen; als man ihm seinen Stab abforderte, behielt er ihn trotz des königlichen Befehls. Nur mit Gewalt konnte Adalbert, wie er sah, sich der Abtei bemächtigen, und auch gegen Gewalt hatten sich die Ritter des Klosters gerüstet. Ebenso zeigte in Korvei der Abt wenig Neigung, das Kloster dem Erzbischof zu übergeben. Deshalb dachte dieser darauf, wie er den Abt entfernen könnte, und scheute selbst eine plumpe Lüge nicht, um seinen Zweck zu erreichen. Er gab vor, der Bischof von Pola in Istrien sei gestorben, und ließ den Abt zu dessen Nachfolger ernennen. Aber man erfuhr bald, daß der dortige Bischof sich in voller Gesundheit befinde, und der Abt blieb in dem Kloster. Noch andere Listen versuchte Adalbert, um sich in den Besitz von Korvei zu setzen, aber sie hatten um so weniger Erfolg, als sich Otto von Nordheim unerwarteter Weise eifrigst des Klosters annahm. Allerdings hatte dieser die Verleihung von Altaich Adalbert zu danken, aber er war immer der Mann gewesen, der sich dem Zwange der Dankbarkeit am liebsten durch glänzenden Undank entzog.

Ottos Benehmen zeigte, daß Adalbert auch bei den Fürsten seinen Zweck nicht erreicht hatte, und mit der Unbesonnenheit, die ihm eigen war, reizte er ihre Mißstimmung und Eifersucht immer stärker. Im October und November 1065 ließ er sich neue Schenkungsurkunden vom Könige ausstellen und dadurch alte Königspfalzen wie Duisburg und Sinzig am Rhein sich übertragen. Seine Habgier schien kaum noch Grenzen zu kennen, und es im Interesse des Reichs selbst geboten, ihr entgegenzutreten. Alles Danks gegen ihn hielten sich die Fürsten ent-

bunden und sannen nur darauf, wie sie ihn vom Regiment entfernen könnten. Inzwischen war auch Siegfried von Mainz, der alte Ränkeschmied, aus dem gelobten Lande zurückgekehrt: er kam zur rechten Stunde, um sich wieder zur Geltung zu bringen, und ließ sich den günstigen Moment nicht entgehen.

Adalbert hatte sich nicht allein verhaßt, sondern auch ebenso verächtlich gemacht. Die Romfahrt hatte er aufgegeben und führte mit den Mönchen von Lorsch und Korvei kleinliche und ruhmlose Kriege. Obschon er sich für den mächtigsten Mann der Welt hielt und vom König noch immer seinen „Patron" nennen ließ, hatte sich in diesen Streitigkeiten doch die Ohnmacht deutlich genug verrathen. Man konnte beklagen, daß er seine Gewalt nur benutzt hatte, um seinem Namen den guten Klang zu rauben, den er vordem gehabt; aber noch viel bedauernswerther war der Mißbrauch, den er zugleich mit dem Namen des Königs getrieben hatte. Wie viele Sünden der vormundschaftlichen Regierung hatte das Regiment des jungen Königs gut zu machen, und hätte es gut machen können, wenn er recht berathen wurde! Es war Adalberts Schuld, wenn das neue Regiment nicht allein einen unbedeutenden, sondern geradezu verderblichen Gang nahm, wenn der zauberisch wirkende Glanz einer neuen Herrschaft sogleich getrübt und die Majestät in die kleinlichsten Händel verwickelt wurde. Kein Jahr war seit der Schwertnahme Heinrichs verflossen, so stand man vor einer neuen Umwälzung aller Verhältnisse des Hofs und des Reichs. Adalberts Sturz war unvermeidlich und gewiß nicht zu bedauern, aber verhängnißvoll wurde es, daß sich mit ihm eine neue Beschimpfung des jungen Königs verband, die sich noch weniger als die Schmach von Kaiserswerth vergessen ließ.

Das alte Spiel begann nun von Neuem. Die Fürsten tagten mit einander und berietben das Wohl des Staats. Daß der Sturz Adalberts vor Allem nothwendig sei, ehe an bessere Zustände zu denken: darin waren sie alle einig, Anno von Köln und Siegfried von Mainz, Otto von Baiern, Berchthold von Kärnthen und Rudolf von Schwaben, wohl auch Gottfried von Lothringen, obwohl er auch diesmal sich einer unmittelbaren Theilnahme an dem Unternehmen enthalten zu haben scheint. Diese geistlichen und weltlichen Herren waren überhaupt einiger, als man nach ihren früheren Begegnungen hätte erwarten sollen; alle Feindseligkeiten waren vergessen, so lange der Bremer noch in der Macht

stand. Man beschloß endlich auf einem Reichstage, welchen der König auf die ersten Tage des Januar nach Tribur berufen hatte, ihn zur Entlassung Adalberts mit Gewalt zu zwingen.

Der Hof hatte sich über Korvei und Ingelheim nach Mainz begeben, wo er das Weihnachtsfest beging. Es war eine trübe Reise gewesen, die dem Könige seinen vertrautesten Freund gekostet hatte. Graf Werner war seinen Vasallen, als sie zu Ingelheim mit den Einwohnern in Streit geriethen, zur Hülfe geeilt, aber in dem Handgemenge, welches sich entspann, selbst um das Leben gekommen. Den vornehmen jungen Mann, welcher dem Könige so nahe stand, hatte mit einer Keule ein gemeiner Knecht, nach Anderen sogar eine herumziehende Tänzerin niedergehauen: fürwahr ein wenig rühmliches Ende! Und bald gestalteten sich die Verhältnisse um den König und Adalbert immer trüber. Als der Erzbischof den König nach Tribur geleitet hatte, eilte er nach Lorsch. Sein Erscheinen, hoffte er, werde hier sofort jeden Widerstand niederschlagen. Aber wie sehr hatte er sich getäuscht! Er fand in Lorsch die Vasallen und Ministerialen zum Kampf gegen sich gerüstet und mußte alsbald den Rückweg antreten. Wie ein Flüchtling erschien er wieder in Tribur, wo sich inzwischen die Fürsten zum Reichstag sammelten. Und kaum war dieser eröffnet, so stellten sie dem König schlechthin die Wahl zwischen Abdankung oder Entlassung des Erzbischofs vom Hofe und den Reichsgeschäften.

Ein unerhörtes Beginnen, welches jede Faser im Herzen des Königs erbeben machte. Heinrich machte Ausflüchte; er hoffte noch im ersten Augenblick den Fürsten entgehen zu können. Adalbert entwarf einen Fluchtplan, der in der nächsten Nacht ausgeführt werden sollte; aber von den eigenen Dienstleuten des Königs wurde er verrathen und vereitelt. Kaum konnte Heinrich am anderen Tage den Erzbischof noch vor den ärgsten Gewaltthaten in der Versammlung schützen. Schimpflich mußte Adalbert in der nächsten Nacht die Hofburg mit seinen ergebensten Anhängern räumen, doch gab der König ihm eine bewaffnete Mannschaft mit, um ihn vor einem Ueberfall auf der Reise zu sichern. Der Erzbischof nahm seinen Weg nach Bremen, der König blieb in Tribur zurück.

Heinrich war nun abermals gleich einem Gefangenen in den Händen der Fürsten, wie einst am Tage von Kaiserswerth. Aber damals war er ein Knabe, jetzt war er zum Jüngling gereift und mit den

Waffen bekleidet; damals hatte man dem Regiment seiner Mutter ein Ende gemacht, jetzt beraubte man gleichsam ihn selbst der Regierung und unterwarf ihn aufs Neue einer Bevormundung. Denn das war auch diesmal das nächste Resultat des geglückten Anschlags, daß eine Reichsregierung eingerichtet wurde, welche von den Fürsten abhängig und ihnen verantwortlich war. Anno mochte glauben, daß die Zustände sich seit dem Jahre 1062 nicht verändert hätten; in vier Jahren konnte er, der alternde Mann, wesentlich derselbe geblieben sein. Aber Heinrich war in dieser Zeit ein Anderer geworden, und ein Zwang, den er früher schon widerwillig genug trug, wurde ihm jetzt unerträglich. Sein Herz erfüllte sich immer mehr mit Haß gegen Anno und seine Genossen.

6.

Heinrich IV. unter dem Zwange der Fürsten.

Während des Januars 1066 blieben die Bischöfe und Fürsten in Tribur zusammen, um die Lage des Reichs zu berathen. Es lag in der Natur der Dinge, daß sie dem Könige ihren Willen aufzwangen, und die Reichsregierung, die sie einrichteten, wieder völlig den aristokratischen Charakter gewann, den Adalbert zu beseitigen gesucht hatte. Fürstentage folgten in der nächsten Zeit auf Fürstentage, und alle wichtigen Angelegenheiten wurden auf ihnen berathen. Die Verwaltung der laufenden Geschäfte wurde einzelnen Bischöfen in einem gewissen Wechsel übergeben. Der geschäftsführende Bischof wurde von den Fürsten erwählt; wie oft der Wechsel eintrat, ist nicht deutlich. Absichtlich scheint man von der Wahl die Erzbischöfe ausgeschlossen zu haben, um die Rückkehr zu den früheren Zuständen unmöglich zu machen. Im Jahre 1067 führte, wie die Urkunden anzeigen, meist Ebbo von Naumburg die Geschäfte, im October 1069 Hermann von Bamberg, zu anderen Zeiten wohl andere Bischöfe des Reichs. Wie lange diese Einrichtung sich erhielt, läßt sich nicht ermitteln. Wenn sie jemals eine größere Bedeutung gewann, ging sie bereits im Jahre 1069 verloren, als Adalbert an den Hof zurückkehrte. Wie aber das Regiment auch geordnet wurde, die Macht lag wesentlich doch in den Händen der Er-

bischöfe und Herzöge, welche den Umschwung der Dinge herbeigeführt hatten, und Alles kam darauf an, wie weit und wie lange es ihnen gelingen würde den König in ihrer Gewalt zu erhalten.

Eine der ersten Fragen, welche nach Anordnung der inneren Verhältnisse in Tribur zur Sprache kam, war die Stellung zu Rom. Anno erklärte dem König im Rathe der Fürsten: er müsse von allen Unbilden ablassen, die er bis dahin dem apostolischen Stuhl zugefügt, und dem Papst Genugthuung und die ihm gebührende Ehre geben. Ohne Frage hatte Adalbert in der letzten Zeit mit den lombardischen Bischöfen neue Verhandlungen gepflogen: aber Anno meinte wohl nicht allein, daß diese rückgängig gemacht werden sollten, sondern verlangte eine rückhaltslose Anerkennung der Stellung Alexanders, eine förmliche Verwerfung alles dessen, was jemals vom deutschen Hofe zu Gunsten des Cadalus geschehen sein mochte. Er wollte dem apostolischen Stuhl seine geistliche Selbstständigkeit gewahrt wissen: darin sah er dessen Recht und zugleich eine heilsame Schranke der kaiserlichen Gewalt.

Annos Meinung fand bei den Fürsten Beifall; auch der König billigte sie und, wie Allen es schien, von Herzen. Man meinte, als Erzkanzler Italiens sei der Kölner selbst der geeignetste Mann nach Rom zu gehen und in der von ihm angegebenen Weise eine vollständige Verständigung mit dem apostolischen Stuhle herbeizuführen. Der König willigte auch hierein und forderte Anno zu der Reise auf. Aber eingedenk der Fährlichkeiten, welche er auf der Reise nach Mantua ausgestanden hatte, sträubte er sich, bis ihn seine Freunde Herzog Rudolf und Herzog Berchthold bei Seite nahmen und darauf aufmerksam machten, daß er durch seine Weigerung nur dem Könige eine Gelegenheit böte, ihm die Schuld zuzuschreiben, wenn die Angelegenheiten Italiens auch jetzt ungeordnet blieben. Da erbot sich Anno die Reise anzutreten, aber jetzt fand er nicht mehr Gehör. Herzog Otto wurde nach Rom gesandt, um die Aufträge des Königs und der Fürsten zu überbringen. So erzählt Anno selbst in einem Bericht an den Papst den Hergang der Sache.

In der That entwickelte sich jetzt dem Anschein nach das beste Vernehmen zwischen der römischen Curie und den Leitern des deutschen Hofs. Im Mai 1066 wurde durch eine päpstliche Bulle Annos Stiftung des Klosters Siegburg bestätigt und dabei den außerordentlichen Verdiensten Annos um Rom das gebührende Lob gespendet. „Lieb-

reich," sagt der Papst zu Anno, „hast du inmitten deiner Mühen der leidenden Mutter gedacht und sie mit deinen Schultern gestützt, daß sie der Anstrengung nicht erläge und inmitten der vielen Hindernisse nicht vom geraden Wege weiche: deshalb muß ich dir willfahren, selbst wenn du vom apostolischen Stuhl das Schwierigste fordern solltest." Inzwischen hatte sich auch Siegfried in der demüthigsten Weise an den Papst und Hildebrand gewendet. Nie hatte bisher ein Erzbischof von Mainz den Primat Petri so verstanden, wie er es jetzt that, nie ein Nachfolger des Bonifaz sich devoter gezeigt: nur in der Unterwürfigkeit Roms schien Siegfried zu athmen. Aber nach Kurzem vernehmen wir auch den Dank an Hildebrand, wie an den Papst, für erwiesene Wohlthaten. Wenn nicht schon früher, hat er damals auch das so lange entbehrte Pallium erhalten. Nicht ohne Absicht beugte sich Siegfried so tief, und nicht ohne Lohn ist seine Demuth geblieben.

Man weiß, wie bestimmt Konrad II. und Heinrich III. an der Idee des Erbkönigthums und Erbkaiserthums festgehalten hatten, wie dagegen Nicolaus II. die kaiserliche Prärogative Heinrichs IV. aus einem persönlichen, gerade nur ihm vom apostolischen Stuhl ertheilten Privilegium ableiten wollte. Da ist es doch nun auffallend genug, wenn dieser Erzbischof von Mainz an den Papst im Frühjahr 1066 folgende Worte richtet: „Wir flehen euch inständigst an, da die Krone unseres Königreichs und das Diadem des gesammten römischen Kaiserthums durch den heiligen Petrus in eure Hand gegeben ist, euren Sohn, unseren Herrn König Heinrich, immer in gutem Andenken zu behalten und wie ihr ihn bisher mit Rath und That getreulich unterstützt habt, so auch ihm bis zu seiner kaiserlichen Krönung mit apostolischer Standhaftigkeit ferner Beistand zu leisten." Buchstäblich hat diese Worte Siegfried noch einmal im Herbst in einem zweiten Schreiben an den Papst wiederholt. Und wie will man sie anders deuten, denn als die förmlichste Anerkennung des Grundsatzes, den Nicolaus II. aufgestellt hatte, daß dem Papst die freie Disposition über die Kaiserkrone zustehe! Aber das ist zugleich klar, diese geistlichen Herren faßten, sobald sie wieder an das Regiment gekommen waren, auch die Kaiserkrönung abermals in das Auge. Nachdem sie die Freiheit Roms anerkannt hatten, wollten sie andererseits die Anrechte Deutschlands an Italien und das Kaiserthum selbst vom Papste anerkannt sehen, obschon sie behutsamer als ein Jahr zuvor mit ihrer Forderung auftraten.

Und wie gingen die Fürsten mit dem Reichsgut um, welches Adalbert in so unverantwortlicher Weise verschleudert hatte? Es ist anzuerkennen, daß sie der Vergeudung sogleich Einhalt thaten. Im Jahre 1066 ist keine namhafte Schenkung erfolgt, und in den nächstfolgenden Jahren haben mindestens die Erzbischöfe sich nicht sonderlich am Reichsgut bereichert. Auch war es nicht anders zu erwarten, als daß Adalbert das Uebelgewonnene jetzt übel verlieren würde. Noch in Tribur wurde die Schenkung von Lorsch in aller Form aufgehoben, und triumphirend kehrte der Abt am 2. Februar in sein Kloster zurück. Ebenso gingen Korvei, Duisburg, Sinzig Adalbert verloren. Hätten nur auch die Herren dieselbe Strenge gegen sich gezeigt, die sie gegen Adalbert übten! Aber abgesehen von Rumold von Konstanz, welcher Reichenau zurückgab, behielten sie sämmtlich die Abteien, welche sie dem Bremer verdankten. Der Abt von Stablo setzte Himmel und Erde in Bewegung, um wieder zu Malmedy zu gelangen. Aber obwohl ihm der König geneigt war, die Volksstimme die Gerechtigkeit seiner Sache erkannte, blieb Anno allen seinen Bitten unzugänglich. Er suchte und fand tausend Schleichwege, um sich im Besitz zu behaupten, und wo die List nicht reichte, half die Gewalt. Dem König und dem Papst zum Trotz hielt er fast sechs Jahre Malmedy fest. Wenn irgendwo, zeigte sich in diesen Händeln mit Stablo die ganze Habgier, Hartnäckigkeit und Klugheit des Mannes.

Leicht stellt man sich vor, in welcher Lage der junge König sich befand. War er nicht abermals gleichwie unter Vormundschaft gestellt? Wurde er nicht abermals wie ein Gefangener umhergeschleppt? Und mußte er nicht gerade denen sich beugen, die er am tiefsten haßte? Wäre selbst seiner Ahnen heißes Blut nicht sein Erbtheil gewesen, sein junges Herz hätte sich doch gegen die schmähliche Sklaverei auflehnen müssen, in welcher er schmachtete. Nur verachten konnte er jene Bischöfe und Fürsten, die kein Versprechen erfüllten, immer aufs Neue die Treue brachen, längst alle Achtung vor der Majestät aus dem Auge gesetzt hatten und nur den eigenen Vortheil zu kennen schienen. Aber klug, wie der königliche Jüngling war, erkannte er alle Gefahren, die ihn umlauerten, und heuchelte Unterwürfigkeit, wo sein stolzes Herz nur Verachtung fühlte. So bildeten sich Mißtrauen und Verschlagenheit tief seinem Charakter ein, schlimme Eigenschaften, welche für ihn und Andere die Quellen unsäglicher Leiden wurden: Wunder genug,

daß die großen Tugenden, welche ihm als Erbtheil des Vaters zugefallen waren, nicht ganz von ihnen erstickt wurden!

Ein Mönch von Stablo, der damals öfters den Hof besuchte, schildert uns den König im Kreise der Fürsten und Annos Gegenwart. Stumm und wie versteinert saß er auf dem Thron, während der Erzbischof für ihn das Wort führte. Wie ein gemeiner Knecht schien er vom Willen Annos abhängig. Was der Erzbischof auch fordern mochte, Nichts wagte der König ihm abzuschlagen, so tief er ihn haßte. Der Mönch scheint sich diese sklavische Abhängigkeit Heinrichs nicht haben erklären zu können. Er wußte nicht, daß Anno der Aeolus war, dessen Hand die Stürme im Schlauch hält oder entfesselt; Heinrich wußte es nur zu gut und war klug genug einzusehen, daß diese Stürme leicht seine Krone verwehen konnten. Wir hören, daß der König wenige Monate nach den Vorgängen von Tribur zu Fritzlar in eine lange und lebensgefährliche Krankheit verfiel — wir kennen die Ursachen derselben nicht, aber sie lassen sich von Jedem, dessen Blut unter der Zuchtruthe aufwallt, errathen.

Frei fühlte sich der König nur bei seinen jugendlichen Genossen. Er hatte Leidenschaft für das Waffenleben, war zum Kriegsmann geboren. Jede kühne That reizte ihn, und am liebsten zog er unternehmende und verwegene Jünglinge in seine Nähe, meist Schwaben, deren lebhafte Natur sich der seinen leicht anpaßte. An reichem Lebensgenuß fehlte es in diesem Kreise nicht, und am wenigsten war man in der Liebe enthaltsam. Man kann weder den vornehmen Herren noch den Frauen jener Zeit nachrühmen, daß sie ihre Tugend sehr hoch gehalten, und mehr als gewiß ist, daß auch Heinrich sehr früh der Verführung erlegen ist. So übertrieben die Erzählungen sind, die von seinen geschlechtlichen Ausschweifungen umliefen und bis auf den heutigen Tag mit Wohlgefallen nacherzählt sind, entbehren sie doch nicht alles Grundes. Auch hierin war der junge König wohl seinem Vater ähnlich, dessen Neigung zu schönen Frauen manche Rüge erfahren hatte. Es traf ihn daher wie ein Donnerschlag, als die Fürsten auch seinen verliebten Abenteuern eine Schranke zu setzen, auch über sein Herz zu verfügen beschlossen und bald nach seiner Genesung die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit jener Bertha trafen, mit der ihn der Vater vor mehr als zehn Jahren verlobt hatte.

Bertha war die Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin; die Verlobung hatte Heinrich III. mit großem Bedacht geschlossen, um in

der Macht und Thatkraft dieser Adelheid der aufstrebenden Gewalt der Beatrix und Gottfrieds ein starkes Gegengewicht zu geben, und wohl nur die Rücksicht auf Italien konnte die Fürsten bewegen auf diese fast vergessene Verlobung zurückzukommen. Schwerlich geschah dies in Gottfrieds Sinn, der im Anfange des Jahrs 1067 nach langem Aufenthalt in seinen deutschen Besitzungen über die Alpen zurückkehrte, vielmehr war die Verbindung Heinrichs mit einer Tochter Adelheids gegen alle seine Interessen. Dagegen gewann Niemand mehr durch dieselbe als Herzog Rudolf von Schwaben, da sie ihn abermals zum Schwager des Königs machte. Vielleicht mochten die deutschen Fürsten und vor Allen Anno die Macht Herzog Gottfrieds, seit er auch Nieder-Lothringen erhalten hatte, zu fürchten anfangen und sie absichtlich gegen ihn den Schwabenherzog heben, den Anno jetzt seinen Freund nannte.

Welche Rücksichten aber auch die Fürsten leiten mochten, die Ehe war einzig und allein ihr Werk; sie wurde dem Könige aufgezwungen und trug alle Formen des Zwangs. In einer bisher ganz unerhörten Weise fand eine besondere Wahl und Krönung der Bertha durch die Fürsten noch vor der Vermählung mit Heinrich Statt. Wahl und Krönung geschahen zu Würzburg am 29. Juni 1066; erst am 13. Juli folgte dann die Hochzeit zu Tribur. Seitdem hat Heinrich der Italienerin alle Ehren einer Königin erwiesen, aber seine Gemahlin wurde sie deshalb mit Nichten. Er sah in ihr Nichts als ein Geschöpf und Werkzeug der Fürsten; es gehörte mit zu dem Zwange, den er von ihnen tragen mußte, daß er ihr die Seite am Throne gönnte, aber die ehelichen Pflichten konnten sie nicht erzwingen. Bertha war jung, wohlgebildet, von unsträflichem Wandel und liebte den König. Heinrich hat das Alles nicht verkannt, aber eine unüberwindliche Abneigung hielt ihn von ihr fern, so lange er sie als die Genossin derer ansah, die er haßte. Zum zweiten Mal hatten die Fürsten zu Tribur ihren Willen ihm aufgedrungen: im Januar hatten sie ihm sein Reich, im Juli sein Haus wider seinen Willen bestellt.

Aber auch Anno war in jenen Tagen nicht der Glückliche. Sein Selbstgefühl war auf das Empfindlichste verletzt worden, und schon trat Adalberts Sturz mahnend vor seine Seele. Am Ostersonnabend (15. April) war der alte Erzbischof Eberhard von Trier gestorben. Kaum erreichte Anno die Nachricht, so suchte er die Gunst des Augenblicks zu benutzen, um seiner alten Gewohnheit gemäß einen seiner

Verwandten in das erledigte Erzbisthum zu bringen. Es gelang ohne Mühe, da der König seinem Willen nicht widerstreben konnte. Konrad von Pfullingen, ein Neffe Annos, damals Propst zu Köln, wurde ohne Wahl der Trierer zum Erzbischof ernannt und empfing Ring und Stab. Alsbald zog er mit einem stattlichen Gefolge gen Trier, vom Bischof Einhard geleitet, der ihn im Namen des Königs dort einführen sollte. Aber unerwarteter Weise traf man bei Bittburg, vier Meilen von Trier, wo man das letzte Nachtlager genommen hatte, auf bewaffneten Widerstand. Als die Trierer erfahren hatten, daß man ohne ihr Wahlrecht zu achten einen Neffen des Kölners ihnen zum Bischof geben wollte, erhob sich in der Stadt ein Aufstand; der Graf Dietrich, Stifts- und Burgvogt in Trier, stellte sich selbst an die Spitze der Empörung und rückte mit seinen Mannen dem ernannten Erzbischof entgegen. In der Frühe des 18. Mai überfiel diese Schaar bei Bittburg das Gefolge des Erzbischofs, das leicht in die Flucht gejagt wurde. Darauf drangen die Trierer in das Schlafgemach der Bischöfe. Der Speierer wurde ausgeplündert, mißhandelt, dann aber entlassen. Konrad dagegen banden die Trierer und schleppten ihn nach der Burg Urzich. Hier hielt man ihn zwei Wochen gefangen, darauf übergab ihn Dietrich an vier seiner Dienstleute, um ihn zu tödten. Es geschah auf die grausamste Weise. Sie stürzten ihn einen Abhang herab und gaben ihm, als er auch dann noch athmete, den Todesstoß mit ihren Schwertern (1. Juni). Unbeerdigt ließ man den Leichnam modern; erst nach mehr als Monatsfrist gruben ihm einige Bauern aus Lonset an der Mosel vor ihrer Kirche ein Grab. Später brachte der Bischof Dietrich von Verdun die Leiche nach dem Kloster Tholey, wo man sogleich Wunder an dem Grabe Konrads bemerken wollte und ihn als Märtyrer der Kirche zu verherrlichen anfing. Rom sträubte sich diesen Märtyrer anzuerkennen, der wahrlich nicht für die Wahlfreiheit der Kirche geblutet hatte.

Mit Entsetzen vernahm Anno den Tod des Neffen und sah sein Ansehen mitten im Schiffbruch, als er es besser als je geborgen glaubte. Er beschwor den König um Rache, und wie die That denn zugleich ein unerhörter Angriff gegen die königliche Autorität war, brauste Heinrich in heftigem Zorn auf und drohte die Stadt vom Erdboden zu vertilgen. Aber die Trierer fanden Mittel ihn zu besänftigen. Sie lenkten ihre Wahl auf den Domherrn Udo, einen Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg, der am Hofe des Königs lebte und dessen besonderes Ver-

trauen genoß. Die Wahl war an sich untadelig, und der Beifall des Königs ihr sicher. Der König scheint die Trierer dann selbst nach Rom gewiesen zu haben, wohin sie alsbald mit ihrem Erwählten zogen; sie kannten Rom zu gut, um nicht zur Reise ihre Säckel mit Gold zu füllen. Schon wiederholt hatte Anno in dieser Sache einen Nothschrei an den Papst gerichtet, auch Erzbischof Siegfried hatte für Anno den Stuhl Petri zur Strafe über die Uebelthäter aufgerufen: aber Alles war vergeblich gewesen, und Anno fürchtete jetzt vornehmlich die Wirkungen des deutschen Geldes in Rom. In einem neuerdings bekannt gewordenen Brief an den Papst dringt er in ihn, wie ein zweiter Petrus zu den Verführern zu sprechen: „Daß ihr verdammet seiet mit eurem Gelde.“ Bei allen seinen Verdiensten um Rom und Allem, was man noch von ihm hoffe, beschwört er den Papst, Udo das Pallium zu versagen und die Sache zu keiner schließlichen Entscheidung kommen zu lassen. Eine solche ist auch nicht vor dem Jahre 1068 erfolgt, aber dennoch hinderte Rom nicht, daß Udo das Erzbisthum antrat. Die Trierer gingen straflos aus, und selbst Graf Dietrich scheint in seinem Amt geblieben zu sein. Zur Sühne seiner Schuld beschloß derselbe sieben Jahre nach jener Gräuelthat eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande zu machen. Das Schiff, das er bestiegen hatte, ging unter; nach der Meinung der Zeit, weil es den Mörder trug.

Wie schwer Annos Ruf durch die Trierer Vorgänge gelitten hatte, zeigte sich bald aller Orten. Weihnachten 1066 wagte sogar der König dem Abt von Stablo förmlich Malmedy wieder zuzusprechen. Der Abt ging gleich darauf nach Rom und brachte ein Schreiben des Papstes zurück, welches die gerechte Sache Stablos anerkannte und Anno sehr deutliche Rügen ertheilte. So weit war der starre Mann freilich auch jetzt noch nicht gebracht, dem Abt zu weichen, aber bezeichnend genug ist, daß er in dieser Verlassenheit sich brieflich an Erzbischof Adalbert wandte und ihn an den Hof zurückzukehren bat. Er machte ihm in einem von Freundschaftsversicherungen überfließenden Schreiben Vorwürfe, daß er ihn bei dem Tode des Neffen ohne Trost gelassen habe, und ersuchte ihn um seinen Beistand in der Trierer Sache. Wir besitzen Adalberts Antwort. Absichtlich, sagt er, habe er über Konrads Tod nicht geschrieben, denn die Schuld sei auf beiden Seiten gewesen, und die unbedachte Erhebung des Neffen könne Anno nicht rechtfertigen; jeden Beistand in dieser Sache lehnt er ab, ertheilt Anno aber den

wohlgemeinten Rath, Malmedy dem Abt von Stablo zurückzugeben; an den Hof zu kommen sei ihm unmöglich, da die Schwäche des Alters ihm jede Reise verbiete. Und doch dachte Adalbert Tag und Nacht nur an den Hof, sann auf nichts Anderes als auf Mittel, um die verlorene Macht wiederzugewinnen. Wäre er selbst der Hofluft satt gewesen — wie er es nie war —, alle Regungen seiner Seele hätten sich in dem Wunsche zusammendrängen müssen, an die Seite seines Königs zurückzukehren. Aber der sinkenden Macht des Anno wollte er nun und nimmer seine Herstellung verdanken.

Adalberts Lage war furchtbar, und nur ein gewaltiger Umschwung des Glücks konnte ihn vom völligen Untergange retten. Kaum war er nach Bremen zurückgekehrt, so hatten sich frohlockend die Billinger erhoben. Endlich schien ihre Stunde gekommen, die rebellische Kirche zu demüthigen und an dem gehaßten Bischof Rache zu nehmen. Sie griffen unverzüglich zu den Waffen und verheerten ringsum die Güter der Kirche. Vor Allem war Magnus, der Sohn Herzog Ordulfs, auf dem Platz. Der rüstige Kriegsmuth des Ahnherrn loderte noch einmal in diesem Jüngling auf, dessen Thatenlust eines besseren Schauplatzes werth gewesen wäre. Er fing an mit seinen Mannen Adalbert in Bremen zu belagern: wäre der Erzbischof in seine Hände gefallen, es hätte dessen letzte Stunde geschlagen. Aber Adalbert entkam. Heimlich bei Nacht ergriff er abermals die Flucht und suchte eine Zuflucht auf seinem Gut Lochten im Hildesheimschen. Hier hielt er sich ein halbes Jahr verborgen, gleichwie ein von allen Seiten gescheuchtes Wild im Versteck. Indessen wurde aber seine Diöcese verwüstet und seine Lieblingsschöpfung, die wendische Mission, ging zu Grunde.

Man kennt die eigenthümliche Stellung Godschalks, des Abodritenfürsten: sie beruhte auf seinem Waffenglück, mehr noch auf seinem christlichen Eifer, vor Allem auf seinen Verbindungen mit den christlichen Fürsten des scandinavischen Nordens, mit den Billingern und dem lange allgewaltigen Erzbischof von Bremen. Als seine Herrschaft in der Blüthe stand, ließ sich die Hoffnung hegen, daß durch diese Verbindungen ihm gelingen würde alle Wenden zum Christenthum zu bekehren. Aber ein Schlag vereitelte jede Hoffnung. Als die Macht des Erzbischofs dahinschwand und gleichzeitig der Tod Edwards des Bekenners die Könige des Nordens zum Kampfe gegen einander führte, brach Godschalks Herrschaft bei dem ersten Ansturm zusammen, und die neuen Kirchen im

Wendenlande fielen sämmtlich der Verwüstung anheim. Die Wenden haßten die christlichen Priester, sie haßten noch mehr die sächsischen Steuereinnehmer, die in ihrem Gefolge kamen: als sich daher Plusso, Godschalks Schwager, den Abodriten als Befreier darbot, schlug sich Alles zu ihm, und an Unterstützung von den liutizischen Stämmen, die ihre Freiheit und ihren Glauben behauptet hatten, konnte es den aufständigen Abodriten nicht fehlen. Am 7. Juni 1066 wurde Godschalk zu Lenzen erschlagen, und mit ihm bluteten christliche Priester dort als Märtyrer an den Altären. Der Gräuel der Zerstörung ging nun von Ort zu Ort. Am 15. Juli kamen die Wenden über das Kloster zu Ratzeburg. Der dortige Abt Ansverus, ein Sachse von Geburt, und mit ihm 28 Mönche wurden gesteinigt. Zu Mecklenburg wurde dann der Bischof Johannes, ein Ire, mit Godschalks Gemahlin Sigrid und anderen Christen gefangen genommen. Sigrid entließ man nackt und bloß mit ihren Frauen. Johannes aber wurde nach Rethra geschleppt und hier unter grausamen Martern hingerichtet; seinen Kopf steckten die Wenden auf eine Stange und brachten ihn dem Radigast als Opfer dar. Der Bischof von Oldenburg hatte sich, wir wissen nicht wie, zu retten gewußt. Uebrigens erfreute sich Plusso nicht lange seines Sieges; er wurde von den Wenden selbst erschlagen, welche den Cruco, den Sohn des Grin, zu ihrem Fürsten erhoben. Die Söhne Godschalks, Buthue und Heinrich, fanden in diesen Tagen der Verfolgung zu Bardewik bei den Billingern eine Zufluchtsstätte; auch griff Herzog Ordulf für sie zu den Waffen. Doch war er nie ein glücklicher Krieger gewesen und erntete auch diesmal mehr Spott als Ruhm.

So ging die Mission im Wendenlande unter, und zugleich wurde sie in Schweden durch einen inneren Krieg in dem Grade gefährdet, daß die Bischöfe nicht mehr in ihren Sprengeln zu bleiben wagten. Auch in den anderen Reichen des Nordens gerieth die Kirche in Bedrängniß. Harald Hardrade war in England im Kampf gefallen; ein schwaches Doppelregiment seiner Söhne trat ein, welches der Kirche Norwegens wenig Schutz gewährte. Svend Estrithson lag mit Wilhelm dem Eroberer im Streite und hatte drängendere Sorgen, als die Mission des Erzbisthums Hamburg. Adalbert aber war fern und brach zusammen unter der harten Wucht seines Schicksals. Endlich entschloß sich der stolze Mann, sich vor den Billingern, seinen bittersten Feinden, zu beugen, um nur nach Bremen zurückkehren zu können. Er machte den schmäh-

lichsten Vertrag mit Magnus und überließ ihm tausend der Bremer Kirche gehörige Gehöfte zu Lehen. Es war der dritte Theil der Besitzungen der Kirche, ein anderes Drittheil besaß bereits Markgraf Udo, das letzte mußte bald darauf an einige einflußreiche Hofleute ausgethan werden. Nie hat die Bremer Kirche diese Verluste verwinden können. So groß wurde bald der Mangel, daß man die Einkünfte des Hospitals angreifen mußte, um nur den Klerus und den Erzbischof selbst zu unterhalten.

Als Adalbert nach Bremen zurückkehrte, war er ein Anderer geworden, aber die schlimmen Seiten seines Charakters hatten sich in den Tagen des Unglücks nur verschlimmert. Seine Leidenschaftlichkeit kannte keine Grenze mehr. Er tobte in einer ihn und sein Amt entehrenden Weise, im Jähzorn schlug er die Leute blutig, sein Thun war oft das eines Sinnlosen, und der Zweck desselben kaum zu begreifen. Pfalzgraf Friedrich, sein trefflicher Bruder, kam nach Bremen und suchte auf ihn zu wirken, aber er sah, seine Anstrengungen seien vergeblich, und kehrte betrübt in die Heimath zurück. Schon litt Adalberts Körper unter diesen furchtbaren Erregungen der Seele, und man sah voraus, daß sein Ende nicht fern sein könne. Dennoch hielt er unerschütterlich an dem Gedanken fest, es würden wieder bessere Tage für ihn kommen, er würde an den Hof zurückkehren, seine Feinde vernichten, den alten Glanz Bremens herstellen und jenen prächtigen Patriarchat des Nordens aufrichten, an dessen erträumter Herrlichkeit sich vor Allem seine Phantasie weidete. Seine Schmeichler und Schmarotzer, von denen er auch jetzt nicht ließ, hatten ihm jene goldenen Zeiten vorlängst prophezeit, und er glaubte ihnen und den Bilder entschwundener Herrlichkeit zurückführenden Träumen, die ihn dieser trostlosen Wirklichkeit entrückten. Er hat sich in seinen Hoffnungen nicht betrogen, obwohl Jahre vergingen, ehe sie sich erfüllten.

Niemand war in Annos und Adalberts Leidenstagen glücklicher als Siegfried von Mainz. Niemandes Ansehen schien jetzt am Hofe besser befestigt, und zugleich war er auch mit Rom in ein gutes Vernehmen gekommen. Schon hielt er sich des Sieges über die rebellischen Thüringer sicher, die sich noch immer den Zehnten zu zahlen weigerten, und hatte auf Ostern 1067 eine große Synode zu halten beschlossen, um die Sache zu Ende zu bringen. Wir besitzen die Briefe, die er an den Papst und Hildebrand in dieser Angelegenheit sandte; er verlangt, daß

Rom Gesandte schicke, um den Vorsitz in der Synode zu führen und den Bann des apostolischen Stuhls über die Thüringer zu verhängen, sollte dies nicht genehm sein, so möchte der Papst doch durch eine Bulle den Bann androhen und die Beschlüsse der Synode vorweg genehmigen. Eigenthümlich ist, daß Siegfried die Mainzer Synode geradezu als eine päpstliche angesehen wissen will, und noch befremdlicher die Art, wie er sich in dieser Sache an Hildebrand wendet. Er sucht ihn durch Bestechung zu gewinnen. „Obgleich ihr," schreibt er, „in den mannigfachen Geschäften, die ihr täglich zu führen habt, lediglich Gottes Gnade sucht und die irdischen Dinge nur um über sie verfügen zu können, nicht um sie zu besitzen berühret, so muß doch ein fröhlicher Geber, daß er in Gottes Sache viel geben könne, nothwendigerweise viel mit Gerechtigkeit besitzen. Deshalb bitten wir eure Liebe, daß wenn wir etwas unser nennen, das euch gefällig ist, ihr es uns wissen lasset, damit es dann sogleich euch statt uns gehöre. Denn wer möchte einen so großen Mann nicht lieben, wer ihm etwas abzuschlagen wagen!" Man lernt Siegfried hinreichend aus solchen Aeußerungen kennen: aber sehr zu bezweifeln ist, ob sie auf Hildebrand die beabsichtigte Wirkung machten. Wie er und der Papst antworteten, wissen wir nicht.

Die von Siegfried angekündigte Synode trat nicht zusammen. Noch vor Ostern 1067 starb Markgraf Otto zur großen Freude der Thüringer, die es ihm nie vergessen konnten, daß er wegen der Zehnten Verpflichtungen gegen den Erzbischof eingegangen war: sein Abscheiden veränderte die ganze Lage der Dinge. Die Mark Meißen erhielt Graf Ekbert von Braunschweig, der nächste Verwandte des Königs, der auch bald für seinen jungen Sohn die Mitbelehnung erwirkte. Otto war ohne männliche Erben gestorben; seine thüringischen Lehen wurden daher, wie die Hand seiner Wittwe, Adela von Löwen, vielfach umworben. Ekbert wollte sich sogar von seiner Gemahlin Irmingard, einer Tante der Königin Bertha, scheiden, um diese Wittwe zu heirathen: ihre Schönheit reizte ihn, ihr herrischer und trotziger Charakter stimmte zu seiner Gemüthsart, vor Allem aber lockte ihn gewiß ihr Reichthum und der Umstand, daß an ihrer Hand die thüringischen Lehen zu hängen schienen. Ehe aber Ekbert die Scheidung bewerkstelligen konnte, ereilte ihn der Tod (Januar 1068), und Adela reichte dann ihre Hand dem alten Markgrafen Dedi von der Ostmark, der nun abermals von dem Mainzer Erzbischof die thüringischen Lehen beanspruchte, jedoch abermals eine

Zurückweisung erhielt. Er grollte deshalb gewaltig dem Erzbischof, noch schwerer aber dem König, den er für die Hauptursache seiner Zurücksetzung hielt. Diese Verhältnisse waren es ohne Frage, welche die Synode vereitelten und die Zehntenfrage in der Schwebe erhielten: aber deshalb verlor der Erzbischof keinen Augenblick den Muth, daß er mit seinen Ansprüchen durchdringen würde.

Den König beschäftigten damals größere Dinge als diese thüringischen Händel. Die Romfahrt und die Kaiserkrönung waren aufs Neue zur Sprache gekommen, und diesmal hatten Hildebrand und der Papst selbst den Anstoß gegeben. Nur die größte Gefahr konnte sie zu Beförderern eines Unternehmens machen, welches sie wenige Jahre zuvor auf alle Weise zu verhindern gesucht hatten, und in der That war die Bedrängniß Roms im Jahre 1066 auf das Höchste gestiegen. Noch schwankte unentschieden der Kampf mit dem Gegenpapst in der Lombardei, als sich der Bund des Papstes mit den Normannen löste und Richard von Capua Rom selbst mit Krieg überzog.

Man muß bekennen, daß Richard gerechte Beschwerden gegen den Papst zu erheben hatte. Der Fürst von Capua hatte nämlich einen jungen Normannen in seinem Gefolge, dessen kleine Gestalt nicht ahnen ließ, daß er einer der kräftigsten und unternehmendsten Gesellen war, dessen Tüchtigkeit der Fürst aber erkannt hatte, zu seinem Schwiegersohn ersehen. Wilhelm Mostarola war sein Name, der schnell bekannt genug wurde. Denn als Richard dem Herzogthum Gaeta, welches zuletzt unter einer langobardischen Fürstenfamilie gestanden hatte, ein Ende machte, übertrug er es diesem seinem Schwiegersohn und unterwarf ihm zugleich die Grafschaften zwischen dem unteren Garigliano und der Meeresküste bis Terracina. Aber kaum stand Wilhelm Mostarola hier n der Macht, so empörte er sich gegen seinen Lehnsherrn und Wohlthäter, trennte sich von dessen Tochter und bewarb sich um die Hand der Wittwe des letzten Herzogs von Gaeta, dessen Verwandte noch mehrere feste Burgen in diesen Gegenden behaupteten und ihm gern gegen Richard Hülfe leisteten. Ueberall suchte Wilhelm Beistand, namentlich auch bei dem Papst, dem er sich zum Lehnsmann erbot und die Besitzungen des heiligen Petrus nicht nur zu vertheidigen, sondern auch zu erweitern versprach. Seitdem Richard Capua ganz in seine Gewalt gebracht hatte (21. Mai 1062), sahen ihn die Cardinäle nicht ohne Mißtrauen sein Gebiet vergrößern, zumal er das Eigenthum des heiligen

Petrus nicht immer gewissenhaft achtete. Wilhelms Anerbieten kam deshalb erwünscht: der Papst ließ ihn den Lehnseid schwören und gab ihm Geld. Aber die Unterstützung Roms war zu geringfügig, um Wilhelm auf die Dauer zu nützen, zumal es Richard gelang die Herzogin-Wittwe von Gaeta nebst ihren Verwandten von ihm abzuziehen, indem er jener eine Vermählung mit seinem eigenen Sohn Jordan in Aussicht stellte. Wilhelm mußte sich deshalb seinem alten Lehnsherrn von Neuem unterwerfen, der ihm die Tochter zurückgab und ihn seines Fehls vergessend mit neuen Ehren überhäufte. Gemeinsam richteten sie darauf ihre Angriffe gegen das Herzogthum Spoleto und die Campagna. Im Jahre 1066 nahm Richard Ceperano ein und seine Normannen schwärmten bis vor die Thore Roms, wo man nun die Feindschaft und Freundschaft Richards auf gleiche Weise zu fürchten hatte. Denn die Freundschaft desselben war nur mit dem Patriciat zu gewinnen, welches Richard gebieterisch forderte, der Patriciat aber bedeutete nach den Begriffen der Zeit kaum etwas Anderes als die Kaiserkrone selbst. Und was wurde aus allen Plänen Hildebrands für die Kirche, wenn das Kaiserthum in diesem Augenblick in die Hände eines Fürsten von Capua fiel? Dies zu vermeiden mußte man Alles wagen und zögerte nicht gegen Richard den Bannstrahl zu schleudern.

In dieser Lage der Dinge entschlossen sich der Papst und die Cardinäle König Heinrich zur Romfahrt einzuladen. Briefe und Botschaften ergingen an den deutschen Hof, die Kaiserin Agnes selbst eilte im Winter 1066 auf 1067 über die Alpen, mit jedem Tage wurden die Mahnungen dringender. Und schon forderte auch Richard selbst unmittelbar den König heraus. Er richtete an ihn ein spöttisches Schreiben und gab den Fürsten des Reichs die stolzesten Antworten. Ihren Theil Italiens, sagte er, hätten die Normannen den Kaisern des Morgen- und Abendlandes zusammt entrissen, auch der Bannstrahl Leos IX. habe sie nicht geschreckt: sie hätten allen Grund auch ferner ihrer Tapferkeit zu vertrauen. Die Romfahrt war zu einer Nothwendigkeit geworden, und die Umstände schienen ihr günstiger als je: die Furcht vor den Normannen hatte wieder einmal die unmittelbarsten Interessen des Stuhls Petri und des deutschen Reichs verbunden.

Noch im Winter wurde überall in den deutschen Ländern gerüstet. Der König traf im Anfang des Februar 1067 in Augsburg ein, um den Zug über die Alpen anzutreten, die Kaiserkrone in Rom zu

gewinnen und durch einen Krieg gegen die Normannen das Ansehen des Reichs in Italien herzustellen. Ein großes Unternehmen war im Gange, welches dem deutschen Kaiserthum neuen Glanz verhieß. Wer möchte zweifeln, daß alle Wünsche Heinrichs an diesem Zuge hingen? Und wer kann in Abrede stellen, daß die Ehre des Reichs ihn gebieterisch forderte?

Und doch unterblieb die Romfahrt auch diesmal. Aber nicht die römische Curie legte ihm jetzt Hindernisse in den Weg, sondern ein deutscher Fürst, dem Alles daran lag, daß die kaiserliche Macht in Italien nicht aufs Neue erstarkte. Es war Herzog Gottfried, der Waffenträger des Königs, der dessen Waffen hemmte. Vergebens wurde Gottfried auf den bei dem Zuge vornehmlich gerechnet war, zu Augsburg erwartet; man erfuhr alsbald, daß er auf seine eigene Hand über die Alpen gegangen war und seine Sache von der des Königs getrennt hatte. Dieses auffällige Benehmen verwirrte den König und die Fürsten auf gleiche Weise. Offen sprach Heinrich im höchsten Zorne aus, er sei von Gottfried verhöhnt und verrathen worden. Aber wie heiß er den Zug erwünscht haben mochte, er sah sich genöthigt ihn aufzugeben und kehrte nach Sachsen zurück. Das Osterfest, welches er am Fuß der Alpen zu feiern gehofft hatte, beging er wiederum am Rammelsberge zu Goslar. Er hielt im nächsten Sommer einen Umzug in den rheinischen Pfalzen und kehrte zum Herbst nach Goslar zurück. Abermals befiel ihn hier eine schwere Krankheit, und es liegt nahe, die Veranlassung derselben in dem Zwange der Verhältnisse zu suchen, welcher mit jedem Tage drückender auf ihm lasten mußte.

Gottfried hatte verhindert, daß der Kaiser der Zukunft mit der Macht des Reichs die Alpen übersteige, aber es geschah auf Kosten seines guten Namens. Von allen Seiten trafen ihn die schwersten Vorwürfe. „Die Freunde tadelten, die Feinde verhöhnten ihn," sagt ein Zeitgenosse; „man nannte ihn einen Verräther." Er fühlte, daß er den Schaden gut machen müsse, den er angerichtet, und daß nur ein augenfälliges Auftreten gegen die Normannen die Wunden heilen könne, an denen seine Ehre kranke. In großer Hast sammelte er ein Heer von Deutschen und Italienern und brach mit demselben gegen die Normannen auf; es war zahlreich genug, aber schlecht gerüstet und mit Lebensmitteln nur kümmerlich versorgt. Im Mai 1067 zog Gottfried, von seiner Gemahlin Beatrix und seiner Tochter Mathilde begleitet, durch

Rom, der Papst und die Cardinäle schlossen sich dem Heere an, und in der Mitte des Monats stand es am Garigliano den Normannen gegenüber. Man erwartete große Dinge. Richard hatte schon den Entschluß gefaßt, wenn Gottfried den Fluß überschreite, sich ganz nach Apulien zurückzuziehen; er begab sich nach Capua, um dort seine Maßregeln zu treffen. Nur Aquino war noch von den Normannen vertheidigt, wo Jordan, Wilhelm Mostarola und Atenulf befehligten, und dieser Platz wurde sogleich von Gottfried belagert. Aber das Unternehmen hatte den kläglichsten Ausgang. Es kam bei Aquino zu einem Kampf, in dem funfzehn Deutsche blieben: dieser geringe Verlust und die Klagen über schlechte Verpflegung, die schon nach wenigen Tagen unter Gottfrieds Leuten laut wurden, erschütterten seinen Muth, und er fing an mit Richard zu unterhandeln. Achtzehn Tage, nachdem die Belagerung von Aquino begonnen war, kamen Gottfried und Richard am Garigliano bei der abgebrochenen Brücke von Todici zusammen und schlossen den Frieden.

Die Bedingungen des Friedens sind nicht näher bekannt, doch wissen wir, daß der Papst seine Besitzungen in der Campagna zurückerhielt und sich ein besseres Vernehmen zwischen ihm und den Normannen für den Augenblick herstellte. Noch im Sommer dieses Jahrs wagte er eine Reise nach dem südlichen Italien zu machen, die ihn nach Melfi, Salerno und Capua führte. Aber befriedigt durch den Frieden war Rom mit Nichten, und die alten Zerwürfnisse mit Richard erneuerten sich binnen Kurzem. Von Neuem erhob sich Wilhelm Mostarola gegen seinen Schwiegervater und machte sich dann wiederum zum Dienstmann des heiligen Petrus. Zu Rom fand dieser unruhige Mann seinen Tod, nachdem er gegen Richard einen Vasallenaufstand erregt hatte, der dessen ganze Macht bedrohte und ihn bei Robert Guiscard Hülfe zu suchen zwang. Aber auch für seinen eigenen Ruhm hatte Gottfried schlecht durch den Frieden gesorgt. Die öffentliche Meinung war, daß es ihm mit dem ganzen Kriegszuge nicht Ernst gewesen und der Friede erkauft sei. Und allerdings war es nicht unverdächtig, daß schon während der Rüstungen sich Desiderius von Monte Cassino, Richards Vertrauter, bei Gottfried in Pisa eingestellt und ihn dann auf dem weiteren Zuge begleitet hatte, noch verdächtiger war die Hast, mit der dann der Friede geschlossen war. Die lautesten Ankläger fand Gottfried natürlich am deutschen Hofe; denn, wie man sein Verhalten auch beurtheilen mochte,

jedenfalls hatte er die Kaiserkrönung abermals auf unbestimmte Zeit vertagt. Seitdem der Papst und die Cardinäle wieder freier athmeten, hatten sie kein Interesse, neue Einladungen zur Romfahrt an den König ergehen zu lassen und um die Gunst seiner Räthe sich zu bemühen.

Die deutschen Großen begriffen, daß es Italien aufgeben hieß, wenn man nicht mindestens den königlichen Namen dort in Erinnerung brachte. Eine Gesandtschaft wurde deshalb im Frühjahr 1068 über die Alpen geschickt, um die fast vergessenen königlichen Rechte wahrzunehmen. Die Gesandten waren Erzbischof Anno, Herzog Otto von Baiern und der Bischof Heinrich von Trient. Sie hielten in der Lombardei Landtage, sprachen Recht und trieben die rückständigen Gefälle ein. Wir wissen, daß sie sich auch mit Cadalus und dem Erzbischof von Ravenna in persönliche Verhandlungen einließen, deren Zweck kaum ein anderer sein kann, als Cadalus zur Nachgiebigkeit zu bewegen und so dem Schisma ein Ziel zu setzen. Dennoch wurde die Zusammenkunft mit dem Lombardenpapst den Gesandten in Rom sehr übel gedeutet, und Alexander weigerte sich sogar sie zu empfangen, ehe sie gebührende Buße geleistet. Sie mußten sich zu solcher bequemen, und welche empfindlichere Strafe konnte es da für einen Mann, wie Anno, geben, als daß er, der Alexanders Sache in Augsburg und Mantua verfochten, der vor Kurzem noch das erste Reich des Abendlandes regiert hatte, öffentlich barfuß an der Seite der Markgräfin Beatrix, der gehorsamsten Tochter des Papstes, erscheinen mußte. Und auch andere Kränkungen wurden ihm nicht erspart. Er mußte ansehen, wie Erzbischof Udo von Trier, sein Widersacher, von dem Vorwurf der Simonie frei gesprochen wurde und das Pallium erhielt, wie ferner sich der Papst des Abts von Stablo annahm, der die schwersten Anklagen gegen ihn in Rom erhob. Man zwang Anno wegen Malmedy Versprechungen abzugeben, die er nicht von fern zu halten gewillt war. Laut schmähte er auf die Römer, welche in den Gesandten des Königs dessen Majestät beleidigten. Man wußte in Rom recht wohl, was Anno im Rath der deutschen Fürsten zu bedeuten hatte, und Nichts zeigt deutlicher als diese Behandlung des mächtigen Mannes, wie wenig Rücksichten man dem deutschen Hofe schuldig zu sein glaubte, nachdem man im Augenblick der Gefahr von ihm verlassen war.

Während dem Könige Italien verschlossen blieb, wurde seinem Kriegsmuth ein anderer, aber minder glänzender Schauplatz eröffnet.

Wir wissen, wie die gesammten wendischen Nationen damals in unruhiger Bewegung waren. Sie hatten das Christenthum und die Herrschaft der Sachsen abgeworfen und bedrohten nun ihre bisherigen Bedränger mit tausendfachen Schrecken. Schon im Winter 1067 auf 1068, als der König auf dem Siechbett lag, mußte deshalb ein Feldzug gegen die Liutizen unternommen werden. Bischof Burchard von Halberstadt, Annos Neffe, befehligte das ausrückende sächsische Heer und drang glücklich bis Rethra vor, wo er das heilige Pferd aus dem Tempel entführte; auf demselben reitend hielt er bei seiner Rückkehr den Einzug. Der folgende Winter wurde zu einem neuen Feldzug gegen die Liutizen bestimmt, und diesmal sollte der junge König selbst das Heer führen. Das Eis erleichterte das Vordringen desselben: die Burgen, Tempel und Götzenbilder, auf die man stieß, wurden zerstört, die Liutizen unterwarfen sich, mit vielen Gefangenen und reicher Beute kehrte das Heer heim. Vielleicht war es eine Folge des glücklichen Zugs, daß Buthue, Godschalks Sohn, einen Theil der väterlichen Herrschaft zurückerhielt. Aber Cruco blieb neben ihm bestehen und verjagte ihn bald wieder aus dem Lande. Ueberhaupt hatte dieser Krieg keine bleibenden Resultate: das Heidenthum erhielt sich unter den Abodriten und Liutizen, und sie standen den Sachsen weder zu Recht, noch zahlten sie ihnen Tribut. Doch das Selbstgefühl des jungen Königs scheinen diese ersten Waffenthaten nicht wenig erhöht zu haben; denn unmittelbar nach denselben machte er die ersten Versuche die unwürdigen Fesseln zu sprengen, in welchen ihn so lange die Fürsten gehalten hatten.

7.

Die Anfänge selbstständigen Regiments.

Wie Vieles auch den jungen König beengte, Nichts scheint ihn schwerer bedrückt zu haben, als die ihm von den Fürsten aufgezwungene Ehe. Als der Muth zur Selbstständigkeit in ihm erwachte, war sein erster Gedanke, sich von dieser Gemahlin zu befreien, die als eine lästige Genossin alle seine Schritte begleitete und ihm lediglich als ein Werkzeug seiner Dränger erschien. Pfingsten 1069, als er zu Worms er-

Hoftag hielt, eröffnete er im Geheimen dem Erzbischof von Mainz die Absicht, sich von Bertha zu trennen, und bat ihn um seinen Beistand. So auffällig dieses Anliegen des Königs war, lieh ihm der Erzbischof das Ohr, da sich ihm dadurch neue Aussichten auf die thüringischen Zehnten eröffneten. Denn wie einst Markgraf Otto, versprach jetzt der König nöthigenfalls die Thüringer mit Waffengewalt zur Entrichtung der Zehnten zu zwingen, vorausgesetzt daß der Erzbischof ihn von seiner Gemahlin befreie. Die Scheidung des Königs wurde so mit der Sache der Thüringer in einen eigenthümlichen Zusammenhang gebracht, welchen der Erzbischof allen Grund zu verdecken hatte.

Als der König den Erzbischof gewonnen hatte, trug er sofort öffentlich in der Versammlung der Fürsten sein Verlangen vor. Er gab keine bestimmten Gründe für die Scheidung an, wie er denn in der That Nichts seiner Gemahlin zur Last legen konnte. Mit Recht waren die Fürsten aufs Höchste erstaunt; selbst Siegfried von Mainz stellte sich befrembet, machte dem jungen Fürsten die dringlichsten Vorstellungen und bedrohte ihn mit dem Banne, wenn er bei seinem unerhörten Verlangen beharre. Da eröffnete der König, daß er seine Gemahlin niemals berührt habe, weil er eine unüberwindliche Abneigung gegen sie fühle. Weitere Ermittelungen und die eigene Aussage der Königin bestätigten, daß in der That nie eine eheliche Gemeinschaft zwischen ihr und ihrem Gemahl bestanden hatte. Bei dieser Lage der Dinge hielt man die Sache doch weiterer Berathung für werth, und namentlich sprach sich der Erzbischof jetzt dafür aus, den Wunsch des Königs nicht schlechthin abzuweisen. Man beschloß endlich im Herbst auf einer Synode und Reichsversammlung zu Mainz eine schließliche Entscheidung zu treffen und inzwischen die Meinung des Papstes einzuholen. Vorläufig wurden die Ehegatten getrennt und der Königin Lorsch als Wohnort angewiesen.

Nicht lange nach den Verhandlungen in Worms rüstete der König sich zum Kampfe gegen einen aufständigen Großen. Der alte Markgraf Dedi, unaufhörlich von seinem übermüthigen Weibe angestachelt, hatte nämlich zu den Waffen gegriffen, um die thüringischen Lehen dem Erzbischof und zugeich dem König abzutrotzen. Er rechnete dabei auf den Beistand der Thüringer; auch mehrere fränkische und sächsische Herren waren mit ihm im Einverständniß, vielleicht selbst Herzog Otto von Baiern. Die Unzufriedenheit mit den Zuständen im Reiche war allgemein und mußte

es sein, da Niemand wußte, wer eigentlich das Regiment habe. So konnte der Aufstand Dedis leicht zu den größten Verwickelungen führen. Heinrich übersah vollauf die Größe der Gefahr und brachte ein zahlreiches Heer zusammen. Ihn unterstützte mit allen seinen Kräften der Mainzer, welcher das unmittelbarste Interesse an diesem Kriege hatte und bei einem glücklichen Ausgange desselben sich sichere Rechnung machen konnte, daß Heinrich die gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen wegen der thüringischen Zehnten erfüllen würde. Aber auch Anno und andere Bischöfe waren im Heere des Königs.

Die Thüringer erschraken, als sie die Rüstungen des Königs sahen, und schickten Gesandte an ihn. Sie lehnten jede Mitschuld an Dedis Aufstand ab und erboten sich sogar freiwillig zur Hülfleistung gegen ihn, wenn man sie bei ihrer Zehntenfreiheit beließe; dagegen erklärten sie sehr bestimmt, daß sie, wofern der Erzbischof diese Gelegenheit benutzen sollte, um sie wie ein Räuber zu überfallen, sich gegen ihn zur Wehre setzen würden; denn längst hätten sie in einem Landfrieden beschworen, Räuber und Wegelagerer nicht ungestraft im Lande ihr Wesen treiben zu lassen, und besser sei im Kampfe zu fallen als meineidig zu leben und die Rechte der Vorfahren preiszugeben. Der König verhieß ihnen alles Gute, wenn sie in der Treue verharrten, und in der That verhielten sie sich bei seinem Anrücken ruhig. Auch jene fränkischen und sächsischen Großen, auf deren Beistand Dedi gezählt hatte, waren über die Rüstungen des Königs erschrocken und wagten sich nicht hervor; Herzog Otto begab sich sogar zum königlichen Heere, welches er freilich als ein theilnahmloser Zuschauer begleitete. Auffällig war, daß selbst Dedis eigener Sohn, der den Namen des Vaters führte, mit Eifer die Sache des Königs ergriff; ein muthiger und ritterlicher Jüngling, den wohl vor Allem der Haß gegen die Stiefmutter und ihre gefährlichen Rathschläge zu dem unnatürlichen Kampf gegen den Vater verleitete. Nur allein der Graf Adalbert von Ballenstedt erhob die Waffen für Dedi: er that es zu seinem Verderben.

Dedi hatte die Burgen Beichlingen und Scheidungen besetzt, Adalbert Naumburg. Ohne auf Widerstand zu stoßen, drang der König durch Thüringen bis in die Gegenden an der Unstrut und dem Kyffhäuser vor. Beichlingen fiel beim ersten Sturm. Vor Burg-Scheidungen, welches eine starke Besatzung hatte, erlitt der König beim ersten Angriff zwar harte Verluste, aber ein erneuter Angriff hatte besseren

Erfolg, und auch diese Burg mußte sich alsbald ergeben. Dedi und Adalbert verzweifelten nun an ihrem Unternehmen und gaben sich in die Hände des Königs. Sie wurden einige Zeit in Haft gehalten, dann aber entlassen; einen Theil ihrer Besitzungen und Einkünfte mußten sie zur Strafe aufgeben, ihre Reichsämter wurden ihnen belassen. Ueberhaupt zeigte sich der König im Siege schonend. Dedi und Adalbert hatten ihre Mitverschworenen, von denen sie verlassen waren, aus Rachlust verrathen: aber der König machte von ihren Angaben keinen Gebrauch, da er durch die Verfolgung so vieler angesehenen Männer eine zu große Aufregung hervorzurufen fürchtete. Der junge Dedi hatte die Erfolge des Königs wesentlich erleichtert und sich dadurch in nicht geringem Maße die Gunst desselben erworben. Eine glänzende Laufbahn eröffnete sich ihm, doch bald riß ihn der Tod aus derselben; er endete durch einen Meuchelmörder, den Adela gegen ihren Stiefsohn bewaffnet haben soll.

Erst vor Kurzem aus einem glücklichen Krieg gegen die Wenden heimgekehrt, hatte der König einen gefährlichen Aufstand im Inneren durch sein rasches und entschiedenes Auftreten niedergeworfen. Es konnte nicht anders sein, als daß sein Name an Ansehen gewann und die Fürsten, die bisher mit voller Willkür geschaltet, schon für ihre Macht zu fürchten begannen. Die nächste Frage war, ob Heinrich im Stande sein würde die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz auf die thüringischen Zehnten zu befriedigen, mit welcher die andere eng zusammenhing, ob er die Scheidung von seiner Gemahlin durchsetzen könne. Trotz jener den Thüringern kürzlich eröffneten Aussichten glaubte er den Forderungen des Erzbischofs entsprechen zu dürfen. Denn sie hatten zwar gegen den König selbst sich Nichts zu Schulden kommen lassen, aber doch das Heer des Erzbischofs, als es durch ihr Land zog, auf alle Weise belästigt und angesehene Dienstleute desselben ergriffen und aufgeknüpft. Mit Recht erhob der Erzbischof die schwersten Anklagen, und der König glaubte sich jeder früher gegen die Thüringer eingegangenen Verpflichtung entledigt. Er vermittelte zu Mühlhausen einen Vergleich zwischen dem Erzbischof und dem Abt von Fulda und gebot dann den Thüringern insgesammt fortan die Zehnten an Mainz zu entrichten. Aber die Thüringer hielten an dem früheren Versprechen des Königs fest und meinten, es sei ihm mit diesem Gebot kaum Ernst, mindestens werde er sie nicht mit Gewalt zu den Zehnten zwingen. Sie zeigten

sich überaus säumig in der Abtragung derselben, und unerwartet nahmen die Dinge eine Wendung, bei welcher dem König wenig daran gelegen war, ob sich die Thüringer seinem Gebote fügten.

Als der König den Erzbischof befriedigt hatte, machte er sich auf den Weg nach Mainz, wo sich die berufene Synode versammelte: er glaubte, daß ihm Nichts mehr im Wege stehe, um sich Berthas zu entledigen. Da traf ihn die Nachricht wie ein Donnerschlag, daß dort inmitten der deutschen Bischöfe Petrus Damiani als apostolischer Legat erschienen sei und nicht allein die Scheidung hindern werde, sondern auch den Erzbischof von Mainz mit dem Banne bedrohe, weil er zu einem so abscheulichen Vorhaben die Hand geboten habe. Heinrich wußte, wessen er sich vor dem strengen Alten von Fonte Avellana, dem Beichtvater seiner Mutter, zu versehen hatte; er wollte deshalb sogleich nach Sachsen zurückkehren und entschloß sich nur auf die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde die Reise fortzusetzen. Er ging nach Frankfurt und beschied dorthin die Fürsten, obwohl er darüber bereits völlig im Klaren war, daß er seine Absicht nicht erreichen werde.

Wunderbarer Weise war es Siegfried selbst gewesen, welcher diese ihm so nachtheilige Wendung der Dinge herbeigeführt hatte. Wie zu Worms beschlossen war, hatte er sich an den Papst gewendet und ihm die Sache des Königs vorgetragen, zugleich aber, seinen Auftrag überschreitend, die Sendung eines apostolischen Legaten zu der Synode beantragt. Wir wissen, daß er schon längst das Erscheinen eines solchen in Mainz gefordert, um dem Zehntenstreit in seinem Sinne für ewige Zeiten ein Ende zu machen, wie aber Rom bisher seinen Bitten kein Gehör geschenkt hatte; jetzt mochte er hoffen dies leichter zu erreichen und zugleich die Verantwortlichkeit für ein so bedenkliches Verfahren, wie der König von ihm forderte, abwälzen zu können. Uebrigens wird er Nichts unterlassen haben, um in Rom das Verlangen des Königs als ein kaum abzuweisendes darzustellen. Wir kennen seinen Brief an den Papst, nicht die mündlichen Aufträge seines Gesandten, die in diesem Betracht klarer gewesen sein werden: aber schon aus jenem erhellt seine Absicht, und gewiß ist, daß Rom ihn als einen Beförderer der ärgerlichen Scheidung ansah. Daß der Papst eine übermäßige Strenge an den Tag legen würde, mochte Siegfried um so weniger glauben, als Rom sich noch vor Kurzem in der Ehesache Wilhelms von der Normandie nachsichtig genug gezeigt hatte. Aber er hatte sich in den

Ansichten der römischen Curie völlig getäuscht. Man war hier nicht von fern gewillt irgend welche Rücksichten auf den deutschen Hof zu nehmen. Man beschloß allerdings einen Legaten nach Mainz zu schicken, jedoch nicht um dem Erzbischof zu willfahren, sondern um in der entschiedensten Weise ihm und dem unberechtigten Verlangen des Königs entgegenzutreten. Der alte Petrus Damiani übernahm diesen Auftrag, der seiner innersten Ueberzeugung entsprach; noch einmal trat er für den Papst und Hildebrand in die Schranken, und gewiß nie hat er williger seine Kraft ihnen geliehen.

Petrus machte, als er in Frankfurt die Aufträge des Papstes eröffnete, auf Heinrich und die Fürsten den tiefsten Eindruck. Wie hätte es auch den jungen König nicht bewegen sollen, daß der Papst ihn nicht allein mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte, wenn er seine unschuldige Gemahlin verstieße, sondern auch ihm jede Aussicht auf die Kaiserkrone entzog! Die Fürsten bestürmten Heinrich nachzugeben, indem sie zugleich darauf hinwiesen, wie die mächtige Verwandtschaft der Königin in Italien und Burgund dem Reiche schlimme Verwickelungen zu bereiten drohe. Und sie erreichten, was sie wollten: der König gab nach. „Ist es euer Wille," sagte er, „so will ich mir Gewalt anthun und nach Kräften die Last zu tragen suchen, die ich nicht abschütteln kann." Bald darauf kehrte er nach Goslar zurück, die Königin folgte ihm später und fand dann eine unerwartet freundliche Aufnahme. Zwar fiel es Heinrich auch jetzt noch schwer die Abneigung gegen sie zu überwinden, aber je mehr er ihren wahren Werth erkannte und sich von der Meinung losriß, daß sie den Absichten der Fürsten diene, je mehr öffnete sich ihr sein Herz. Sie haben nachher in ehelicher Gemeinschaft gelebt — im August 1071 gebar Bertha ihren ersten Sohn — und in den Tagen der Leiden hat die Königin mit musterhafter, aufopfernder Treue ihrem Gemahl zur Seite gestanden.

Noch einmal hatte sich der König dem Willen der Fürsten gebeugt: doch war er, die Wahrheit zu gestehen, mehr durch den energischen Widerstand Roms und die überwältigende Persönlichkeit des Alten von Fonte Avellana, als durch den Widerspruch der Fürsten zur Nachgiebigkeit bewogen worden. Wer die Ansichten und die ganze Gefühlsrichtung des Petrus kennt, kann darüber kaum in Zweifel sein, daß er die vortheilhafteste Meinung von diesem jungen König heimnahm, der sich selbst zu bezwingen wußte. Aber eben so wenig ist zweifelhaft, daß er die

Zustände des deutschen Reichs und der deutschen Kirche damals im schwärzesten Lichte sah. Die weltlichen Fürsten ließen, ohne Furcht vor einer gebietenden Persönlichkeit, ihren Lüsten den freiesten Lauf. Von Rudolf von Schwaben sagt man, daß er mit drei Weibern im Ehebruch lebe, während er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin, der Schwester der Königin Bertha, unter dem erfundenen Vorwande der Untreue scheiden ließ. Es geschah dies zu derselben Zeit, als die Fürsten sich über Heinrichs beabsichtigte Scheidung so entrüstet zeigten, und es wirft ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Verhältnisse, daß sich Rudolf ohne Mühe der einen Schwester entledigte, während der König die Ehe mit der anderen zu bewahren sich entschließen mußte. Erst zwei Jahre später nahm sich der Papst der verstoßenen Gemahlin Rudolfs an und erzwang die Herstellung der Ehe.

Noch weniger als die losen Sitten der weltlichen Fürsten konnte dem strengen Petrus das Leben der Geistlichkeit in Deutschland behagen. War zur Durchführung des Cölibats in Italien, Burgund und Frankreich Manches geschehen, so war in Deutschland das eheliche Leben unter dem Klerus sogar verbreiteter, als in den Tagen Leos IX. Am gefährlichsten aber mußte dem römischen Legaten erscheinen, daß die Simonie am Hofe ganz offen getrieben wurde. Heinrichs III. Maßregeln gegen den Handel mit den Kirchenämtern waren völlig vergessen; man war zu Zuständen zurückgekehrt, wie sie zu Zeiten Konrads II. geherrscht hatten. Daß es geschehen war, konnte man weniger dem jungen König zur Last legen, als seinen geistlichen Räthen, welche bisher die Geschäfte des Reichs geführt hatten. Daß auch Petrus Damiani die Sache so ansah, zeigte die nächste Folge.

Zur Ostersynode des Jahrs 1070 wurden die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit dem Bischof Hermann von Bamberg nach Rom beschieden, um sich wegen der Anklage der Simonie, die gegen sie erhoben war, persönlich zu rechtfertigen. Es waren gerade die Männer, die seit Adalberts Sturz auf Kirche und Reich den größten Einfluß geübt hatten, denen man die offenkundigen Schäden am meisten zurechnen mußte. Sie erschienen in Rom und erhielten hier öffentlich die stärksten Verweise, daß sie die kirchlichen Grade verkauft und sich die Weihen hätten bezahlen lassen. Auch das blieb Anno nicht erspart, der so viel für den Papst glaubte gethan zu haben und sich so gern besonderer Unbescholtenheit rühmte; nie hat Rom Adalbert ähnliche Censuren ertheilt.

Am schlimmsten stand die Sache Hermanns von Bamberg, der offenkundig sein Bisthum gekauft hatte und sich von der deshalb gegen ihn erhobenen Anklage nicht anders als durch einen Meineid zu rechtfertigen wußte. Das entschiedene Verfahren Roms machte auf diese mächtigen Kirchenfürsten des deutschen Reichs einen gewaltigen Eindruck. Siegfried von Mainz wollte seiner Würde sofort entsagen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückziehen. Aber gerade das bezweckten der Papst und die Cardinäle am wenigsten. Diese Bischöfe sollten viel mehr die Zuchtruthe Roms nur fühlen, um desto gefügigere Werkzeug für dessen Absichten zu werden; man kannte den Hochmuth der deutschen Bischöfe nur zu gut und wollte ihn beugen. Nachdem Anno und Siegfried versprochen hatten, sich in Zukunft der Simonie zu enthalten, wurden sie in Ehren entlassen. Hermann gewann sogar das Pallium und andere stattliche Beweise päpstlicher Gunst; wohl nicht durch Bestechung des Papstes, wie man meinte, sondern weil er als ein besonders brauchbares Werkzeug erscheinen mochte.

Wie verändert waren diese Bischöfe, als sie im Mai in ihre Heimath zurückkehrten! Als Fürsten waren sie ausgegangen, als Betbrüder kehrten sie heim. Schon früher hatte Anno Mönche aus dem Kloster Fructuaria nach Siegburg verpflanzt: die Ordnungen dieser italienischen Mönche übertrug er jetzt auch auf Saalfeld, wo bis dahin eine Propstei bestanden hatte. Zugleich wurde Siegburg mit kostbaren Reliquien ausgestattet, welche Anno selbst aus Rom und St. Maurice mitgebracht. Auf alle Weise wurde fortan dies Kloster von ihm begünstigt. Unter den fremden Mönchen hier verweilte der alternde Bischof am liebsten. „Er verehrte sie," sagt Lambert, der als Augenzeuge das Treiben in Siegburg kannte, „wie seine Gebieter. Wenn sie befahlen, stand er auf und diente ihnen wie ein Knecht; die Speisen die er mit besonderer Sorgfalt für sie bereiten ließ, trug er selbst auf und legte sie selbst ihnen vor; er selbst mischte ihnen den Trunk; das Stillschweigen und alle ihre Observanzen hielt er mit der peinlichsten Genauigkeit." An den Papst schrieb er seitdem als „Anno der Sünder"; er ahmte darin den Brauch des Petrus Damiani und anderer frommer Seelen nach. Gewiß kostete es seinem Herzen einen furchtbaren Kampf Malmedy aufzugeben: aber im Mai 1071, als die Reliquien des heiligen Remaclus noch einmal sich als wunderthätig erwiesen, gewann er selbst dieses Opfer sich ab. Auch Siegfried von

Mainz bekam alsbald von Neuem klösterliche Anwandlungen; er verließ sogar 1072 sein Bisthum und begab sich nach dem Kloster Cluny. Nur die beweglichsten Vorstellungen seines Klerus und der Bürger von Mainz sollen ihn in die Welt zurückzukehren vermocht haben. Am befremdlichsten war wohl die plötzliche Umwandlung Hermanns von Bamberg. Hauptsächlich unter seinem Einfluß wurde im Jahre 1071 das berühmte Kloster Banz auf einer Anhöhe am Main durch den Markgrafen Hermann und seine Gemahlin Alberada gestiftet. Hermann selbst hatte vor Kurzem ein Chorherrenstift zu Bamberg dem heiligen Jakob geweiht: jetzt vertrieb er die Weltgeistlichen dort und setzte Mönche ein. Bald wollte er in seinem Sprengel überhaupt nur Klostergeistliche haben und gerieth darüber mit seinen Domherren hart aneinander. Und das waren dieselben Bischöfe, die so lange mit den Mönchen in ununterbrochenen Streitigkeiten gelebt hatten — man sieht, sie hatten in Rom etwas gelernt.

Wer möchte glauben, daß der Papst diese geistlichen Herren dem König zu Liebe gezüchtigt habe. Aber daß es geschah, veränderte wesentlich ihre Stellung doch auch am Hofe. Unmöglich konnten sie jetzt noch als die strengen Zuchtmeister des Königs auftreten; sie waren, wenn ihre Dienste beansprucht wurden, nicht mehr in der Lage, ihre Meinungen als die allein richtigen, als die unumgänglichen ihm aufzudrängen. Sein Verhältniß zu Anno mußte sich nothwendig ändern, seitdem dieser strenge Sittenrichter in Rom seinen Meister gefunden hatte.

Und schon war auch Adalbert, der alte Widersacher Annos, an den Hof zurückgekehrt. Zu derselben Zeit, als der König den unglücklichen Scheidungsversuch wagte, hatte er den Bremer zurückgerufen, an dem wie an einem väterlichen Freund sein Herz hing. So hatten sich denn doch die Träume des Bremers erfüllt, und abermals konnte er sich im Glanz der Majestät sonnen. War auch seine Macht nicht die frühere, da ihn der König jetzt doch nur als einen vertrauten Freund und Diener ansah, nichtsdestoweniger schwelgte er selig in dem lange erhofften Glück.

Innerlich war Adalbert kaum ein anderer geworden. Es beherrschte ihn die alte Eitelkeit, die alte Ruhmsucht, mit noch leidenschaftlicherem Ingrimm gegen die Billinger hatte er sich gefüllt, und auch sein Trachten nach Erwerb für sich und seine Kirche war nur gestiegen, da der schmähliche, durch ihn verschuldete Verfall Bremens sein Herz zerfraß.

Aber, der Tage von Tribur gedenkend, trat er jetzt mindestens vorsichtiger auf. Namentlich suchte er mit Anno ein leibliches Vernehmen zu erhalten. Nicht selten begegneten sich beide Männer am Hofe, und Annos Neffe Burchard von Halberstadt erfreute sich sogar in dieser Zeit der besonderen Gunst des Königs. Auch Ebbo von Naumburg, Benno von Osnabrück, der berühmte Baumeister, und ein anderer Benno, Bischof von Meißen, sowie Hezil von Hildesheim und Hermann von Bamberg, der als ein geschickter Verwalter die Obhut des königlichen Schatzes hatte, waren stets im Gefolge des Königs und genossen am Hofe große Auszeichnungen. Aber Adalbert stand doch dem Herzen des Königs am nächsten, und nach und nach kamen die wichtigsten Geschäfte in seine Hände. War er auch nicht der Allgewaltige, so konnte er doch es scheinen und galt dafür bei dem Volke.

Unter den weltlichen Fürsten des Reichs hatten vor Allen zwei bisher die freie Entfaltung des Königthums gehindert und Heinrichs Jugend mit Schrecken erfüllt. Beide waren zu einer Macht gediehen, bei der das Königthum kaum auf die Dauer bestehen konnte; beide hatten überdies mehr als einmal bewiesen, daß ihre Treue wesentlich nur durch das eigene Interesse bestimmt wurde. Es waren, wie man weiß, Herzog Gottfried von Lothringen und Herzog Otto von Baiern. Der Tod befreite jetzt den König von dem einen, des anderen wußte er sich selbst zu entledigen.

So nahe Gottfried dem Papste stand und so viel ihm die Cardinäle zu danken hatten, war er schließlich doch mit Rom in bedenkliche Zerwürfnisse gerathen. Schon sein Verhalten gegen die Normannen hatte ihm die Curie, wie es scheint, sehr übel gedeutet, und ihr Mißtrauen stieg auf das Höchste, als Gottfried nicht eben viel später eine Zusammenkunft mit Cadalus hielt. Den Zweck derselben kennen wir nicht, aber ein Brief, den Petrus Damiani darüber an Gottfried erließ, zeigt die Besorgnisse der kirchlichen Partei deutlich genug. Petrus überhäuft den Herzog mit den stärksten Vorwürfen und räth ihm Buße zu thun, um die Gunst des apostolischen Stuhls wiederzugewinnen. Und in der That hat sich Gottfried Bußübungen, welche der Papst ihm auf-

erlegte, in der nächsten Zeit unterworfen. Es gehörte zu ihnen eine zeitweilige Trennung von seiner Gemahlin, eine Strafe, die der Papst dann gegen das Gelübde, ein Kloster in Lothringen zu gründen, aufhob. Bald darauf (1069) verließ Gottfried Italien und begab sich nach Deutschland, wohin ihm Beatrix und Mathilde sogleich oder wenig später folgten.

Krank und innerlich gebrochen war er in das Land seiner Väter gekommen. Bald fühlte er, daß sein Ende nicht fern sei, und beschied nach seiner Burg Bouillon in den Ardennen, wo er damals am liebsten hauste, den Abt Theoderich, einen Mönch der strengsten Richtung, der dem nahen Kloster St. Hubert vorstand. Als der Abt erschien, beichtete er ihm in der beweglichsten Weise seine Sünden und übergab ihm dann unter lautem Schluchzen sein Schwert; es geschah zum Zeichen, daß er für immer dem weltlichen Leben entsage. Darauf ließ er sich nach der bei der Burg befindlichen, dem heiligen Petrus geweihten Kirche bringen und eröffnete hier in Gegenwart seines Sohnes Gottfried dem Abt, wie er hier mit seiner Gemahlin nach einem dem Papste geleisteten Gelübde ein Kloster zu errichten beschlossen habe, übergab ihm einen kostbaren für diese Stiftung bestimmten Reliquienschatz, den einst Markgraf Bonifacius gesammelt hatte, und übertrug ihm zugleich die Ausführung seines Gelübdes. Nur zögernd gab der Abt das Versprechen, da ihm die Abneigung des anders gearteten Sohns gegen das fromme Werk des Vaters nicht entging, doch wurde auch dessen Einwilligung endlich gewonnen. Beruhigt verließ der alte Herzog Bouillon und ließ sich nach Verdun tragen; hier wollte er begraben sein, gleichsam zur Sühne für die Verwüstung, die er einst über die Stadt seiner Väter gebracht hatte. Noch einen Monat schleppte er hier sein sieches Dasein hin; kurz vor Weihnachten 1069 hauchte er den letzten Athem aus. Sein Testament wurde nicht im ganzen Umfange ausgeführt, da der Sohn durch die übergroße Freigebigkeit seines Vaters nicht die Stellung seines Hauses gefährdet sehen wollte.

In Gottfried trat ein Mann von dem Schauplatz, der mehr als dreißig Jahre auf ihm eine hervorragende Rolle gespielt hatte, den Deutschland, Italien und Frankreich als einen der tüchtigsten Degen kannten. Zuerst hatte er seine Waffen für das Kaiserthum geschwungen, dann aber dem mächtigsten Kaiser mit hartnäckiger Erbitterung das Widerspiel gehalten und die Sache des gedemüthigten Fürstenthums zu der seinen gemacht. Er unterlag in dem ungleichen Kampfe und sah

Lage tiefster Erniederung. Aber bald kam eine Zeit, wo ihm ein wunderbares Zusammentreffen glücklicher Umstände die Kaiserkrone fast in die Hand zu spielen schien. Er wagte nicht um diesen höchsten Preis zu werben und zog es vor, der mächtigste Vasall eines gekrönten Knaben zu bleiben. Die glänzende Stellung, die ihm die Hand einer lothringischen Frau jenseits der Alpen bereitet hatte, benutzte er, um im entscheidenden Augenblick die Tendenzen Clunys, denen sich sein Haus früh hingegeben hatte, auf dem Stuhl Petri zu schützen. Wie vorher für das Kaiserthum und das Fürstenthum, hat er dann auch für das reformirte Papstthum sein Schwert gezogen, und der später so folgenreiche Bund zwischen der römischen Hierarchie und den deutschen Fürsten ist, man kann sagen, zuerst von ihm geknüpft worden. Aber auch Rom hat ihn zuletzt nicht ohne Mißtrauen betrachtet. Sein Tod hat auf beiden Seiten der Alpen manche Brust erleichtert; von Wenigen war er geliebt, von Vielen gefürchtet, von Allen beargwöhnt. Ein Mönch, der ihn gekannt hat, versucht uns ein Bild seines Charakters zu entwerfen; er verhehlt nicht die großen und glänzenden Tugenden des Mannes, aber Treue und Aufrichtigkeit rühmt er ihm nicht nach und bezeichnet als den Grundton seines Wesens schließlich die Habgier. Eine Persönlichkeit, wie diese, kann zum großen Theil nur aus den schwankenden Zuständen der Zeit begriffen werden und ist ihr deutliches, nichts weniger als wohlthuendes Abbild. Es waren sehr verwelkliche Lorbeeren, die Gottfried erfochten hatte, und auch die Religiosität, die er zur Schau trug, erkältet mehr als erwärmt unser Gefühl.

Gottfried hinterließ aus seiner ersten Ehe einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, mit dem Vater gleichen Namens und nach seiner verwachsenen Gestalt der Höckerige zubenannt, folgte dem Vater in seinen großen Reichslehen, dem Herzogthum Niederlothringen und der Grafschaft Verdun. Schon seit längerer Zeit war er der Tochter der Beatrix aus erster Ehe, der berühmten Gräfin Mathilde, verlobt und wurde ihr kurz vor oder bald nach des Vaters Tode vermählt; seitdem führte er auch die Titel eines Markgrafen von Tuscien und Herzogs von Spoleto und war unfraglich vom König mit beiden Ländern belehnt. So schien er diesseit und jenseit der Alpen ganz in die Stellung seines Vaters zu treten. Aber der Sohn wandelte nicht in den Wegen desselben, sondern ergriff mit Lebhaftigkeit die Sache des Königs und seiner deutschen Heimath. Weder die Gemahlin, welche ihm nu

politische Interessen zugeführt, noch die fremden Verhältnisse Italiens zogen ihn an, und nie ist er auf längere Zeit über die Alpen gegangen; Beatrix und Mathilde, die bald Lothringen verließen, traten dort in die Macht, die bisher der ältere Gottfried geübt hatte. Ida, die Schwester des jüngeren Gottfried, war dem französischen Grafen Eustach von Boulogne vermählt: ihr zweiter Sohn führte den Namen ihres Vaters und Bruders und brachte ihn zu hohen Ehren. Es war jener Gottfried, dem die Eroberung des heiligen Grabes und die Königskrone von Jerusalem bestimmt waren.

Nach dem Abscheiden des alten Herzogs geriethen Mathilde und Beatrix ganz in die Gewalt des Papstes und Hildebrands; namentlich der letztere wußte sie wie mit Zauberbann an sich zu fesseln. Obschon deutsches Blut in ihren Adern rann und sie dem jungen König durch Verwandtschaft nahe genug standen, trennte sich ihre Politik doch nun immer bestimmter von dem deutschen Interesse, und kein Zweifel waltet darüber ob, daß durch Gottfrieds Tod das Ansehen des deutschen Namens in Italien nicht unerheblich geschmälert wurde. Aber demungeachtet mußte Heinrich diesen Todesfall als ein Glück betrachten; es sprang mit ihm eine der Fesseln, die ihn am stärksten gehemmt hatten, und wohl nur so gewann er den Muth, den Sturz des anderen Fürsten zu betreiben, der noch die freie Entfaltung seiner Macht darnieder hielt. Es war Pfingsten 1070, daß er gegen Herzog Otto von Baiern die Klage des Hochverraths erhob.

Ueber Ottos Schuld ist es schwer ein sicheres Urtheil zu fällen, da wir nur parteiische Berichte über ihn und sein Treiben besitzen. Lambert ist ebenso geneigt die Schuld von ihm abzuwälzen, wie der Altaicher Annalist jeden Verdacht zur Thatsache zu stempeln. Nur so viel ist klar, daß der Herzog nicht minder ehrgeizig, gewaltthätig und rücksichtslos auftrat, als tapfer, entschlossen und klug, daß auf seine Treue sehr wenig Verlaß war, daß er endlich allen Grund hatte die mannbaren Jahre eines Königs zu fürchten, den er als Knaben der Mutter gewaltsam entrissen und der jenes Schreckenstages nimmer vergessen hatte. Andererseits ist nicht minder gewiß, daß Otto unter den nächsten Freunden des Königs persönliche Widersacher hatte und diese die Abneigung desselben gegen den gehaßten Mann geflissentlich nährten. Als solche werden ausdrücklich erwähnt Liutpold von Mörsburg (am Bodensee), der hessische Graf Giso und ein Schwabe, Adalbert mit Namen, der mit seinen vier

Söhnen großer Auszeichnung am Hofe genoß. Sie waren es, wel
in dem König den Argwohn erregten und befestigten, daß Herzog Ot
auf einen neuen Gewaltstreich sinne, durch welchen er den König be
seitigen und sich selbst die Krone gewinnen wolle.

Vieles konnte diesen Argwohn unterstützen. Schon im Jahre 106
war sehr aufgefallen, wie Otto bei einer inneren Fehde, in welche fa
der ganze Adel Baierns verwickelt war, den gleichgültigen Zuschau
machte. Er ließ es sogar ruhig geschehen, daß sich alsbald in der Os
mark die baierschen Herren förmlich in zwei feindlichen Heeren gegen
überstellten, zu einer offenen Feldschlacht bereit. Da aber war es zwische
den Hadernden noch im letzten Augenblick zu einer Verständigung ge
kommen: die Liebe zum gemeinsamen Vaterland ergriff plötzlich mit wun
derbarer Gewalt die Herzen, Alle warfen auf beiden Seiten die Wa
fen weg, mit Thränen in den Augen bot der Feind dem Feinde d
Rechte. Der allgemeine Haß wandte sich nun in Baiern gegen Ott
den sächsischen Fremdling, den man für den Anstifter dieses inner
Zwiespalts hielt, welchen er für selbstische Zwecke ausbeuten wolle. Ni
minder befremdend war im Jahre 1068 sein Auftreten in Italien g
wesen. Auf dem Rückwege von Rom hatte er eine Zusammenkunft m
Gottfried und mehreren italienischen Fürsten zu Piacenza gehabt. Bei d
selben war es zu keinen ordentlichen Verhandlungen gekommen, da sol
die Italiener in der Besorgniß verhinderten, die beiden deutschen Herr
möchten nichts Gutes gegen sie im Schilde führen. Aber Otto hat
darauf sich im Geheimen mit Gottfried verständigt. Worüber? wuß
man nicht, doch seine Widersacher verbreiteten, es habe sich um eine
Anschlag gegen den König gehandelt.

Noch verdächtiger schien Ottos Benehmen, als er im Anfange de
Jahrs 1069 den König auf dem Zuge gegen die Liutizen begleitet
Otto lud ihn damals auf eine seiner Besitzungen in Sachsen ein, un
hier wurde während der Anwesenheit des Königs auf einen gewiss
Konrad, der diesem von den Kindesjahren an mit besonderer Treue g
dient hatte und die Wache vor seinem Schlafgemach zu halten pflegt
ein Mordanschlag bei Nacht gemacht. Der Anschlag mißglückte, ab
beschäftigte lange die Aufmerksamkeit des Hofs; man wollte wissen, d
er nicht sowohl Konrads Leben als dem des Königs gegolten hal
Auch in den Aufstand Dedis glaubte man Otto verwickelt und legte
ihm übel aus, daß er nur wie ein theilnahmloser Zuschauer das geg

Dedi ausziehende Heer begleitet hatte. Wir wissen nicht, ob die Geständnisse Dedis auch Otto belasteten, aber unverkennbar ist, daß sich der Argwohn des Königs gegen ihn schon auf das Höchste gesteigert hatte, als ein gewisser Egino mit der Anzeige hervortrat, daß allerdings bei jenem Anschlag auf Konrad der Mord des Königs beabsichtigt gewesen sei und Herzog Otto ihn selbst zum Mörder gedungen habe. Er zeigte den Dolch vor, mit dem ihn Otto bewaffnet und mit dem er in der Verwirrung jener Nacht den König habe niederstechen sollen, und erbot sich seine Aussage auf jede Weise, auch durch ein Gottesurtheil zu erhärten.

Egino war ein Mann von freier Geburt, aber dem übelsten Leumund. Es lag auf der Hand, daß einem Zeugen, wie er, der sich zum Mörder nach seiner eigenen Aussage hatte dingen lassen, wenig Glauben beizumessen war, zumal die Meinung bestand, daß er von den persönlichen Feinden des Herzogs am Hofe bestochen sei. Aber, so angreifbar sein Zeugniß war, der König glaubte ihm und lud Herzog Otto nach Mainz vor, wohin er im Juni 1070 einen Fürstentag berief, um über ihn das Urtheil zu sprechen. Otto erschien und leugnete nicht allein das ihm beigemessene Vergehen, sondern behauptete auch Egino nie mit Augen gesehen zu haben. Aussage stand gegen Aussage, und nur ein Gottesurtheil schien in der Sache entscheiden zu können, auf welches sich ja auch Egino von Anfang an berufen hatte. Der König forderte ein solches: er gab Otto sechs Wochen Frist, nach Ablauf dieser Zeit solle er sich, wenn er sich unschuldig fühle, zum Zweikampf dem Ankläger in Goslar stellen. Das Verfahren war dem Herkommen gemäß, aber verletzte die öffentliche Meinung. Man fand es unbillig, daß der erste Fürst des Reichs gegen einen so verworfenen Menschen das Leben wagen solle, und maß dem König die Absicht bei, sich eines gefürchteten Nebenbuhlers in der Macht um jeden Preis zu entledigen.

Auch Otto hielt sich überzeugt, daß es lediglich auf sein Verderben abgesehen sei. Als er zur bestimmten Zeit in der Nähe von Goslar sich einfand, brachte er ein großes bewaffnetes Gefolge mit sich und erklärte, daß er nur unter der Zusicherung sicheren Geleits sich vor dem König stellen würde; verbürge man ihm dies, so sei er bereit die Anklage in jeder von den Fürsten beliebten Weise zu widerlegen. Augenscheinlich wollte er sich dem Zweikampf entziehen. Aber der König drang auf denselben und weigerte sich Otto ein Geleit zu verbürgen, wie

er es beanspruchte. Wie zu erwarten stand, entzog sich darauf Otto dem Gericht und eilte aus der Nähe des Königs. Aber dieser ließ sich dadurch nicht beirren gegen den Herzog als Hochverräther zu verfahren. Als die gesetzliche Frist verstrichen war, forderte er die sächsischen Fürsten auf über Otto das Urtheil zu sprechen. Nachdem die Bestimmungen der Karolingischen Gesetzgebung über Majestätsverbrechen verlesen waren, beschwor er die Fürsten bei ihrem Huldigungseid, ein gerechtes Urtheil zu fällen. Ihr Spruch verhängte die Acht über Otto; sein Herzogthum wurde ihm genommen, seine Reichslehen und Allodien eingezogen. Der König hatte erreicht, was er erreichen wollte, und beeilte sich die Acht gegen ihn zu vollstrecken. Die Besitzungen des Herzogs in Sachsen wurden verwüstet, seine Bauern verjagt, seine Burgen zerstört und selbst der Kirchen nicht geschont. Es war sehr von Uebel, daß sich der König selbst an diesem Verwüstungswerk betheiligte. Er zerstörte Ottos Burg Hanstein an der Werra bis auf den Grund, besetzte die Desenburg bei Paderborn, verheerte die Güter der Richenza, Ottos Gemahlin, und zwang die Verwandten und Freunde des Herzogs ihm Geißeln zu stellen. Man sah, daß er ein persönliches Rachegefühl zu befriedigen suchte.

Otto dachte inzwischen auf Vergeltung. Er hatte sich in die Tiefen des Thüringerwaldes verborgen und hier eine große Schaar um sich gesammelt; auf dreitausend Mann wird sie geschätzt und soll aus kriegskundigen, tüchtigen Gesellen bestanden haben. Mit dieser Schaar brach er in die thüringische Niederung ein und verheerte die königlichen Kammergüter, wie die Besitzungen der geistlichen Herren, welche zum Könige hielten. Unermeßliche Beute schleppte er fort und vertheilte sie unter seine Krieger, welche er hauptsächlich durch die Aussicht auf diese Schätze gewonnen hatte. Bei Eschwege an der Werra traten ihm endlich die Thüringer entgegen; nach den Ordnungen ihres Landfriedens hatten sie ein Heer zusammengebracht und unter den Befehl des Grafen Ruotger gestellt. Aber am 2. September jagte Otto dies Heer auseinander; wie die Spreu zerstob es nach allen Seiten. Als dann die strengere Jahreszeit nahte, mußte Otto einen Theil der Seinen entlassen; mit dem Reste begab er sich nach Sachsen, wo er bei den ihm verwandten Billingern und namentlich bei dem jungen Magnus Unterstützung fand, der sich, wie es scheint, von der Unschuld Ottos überzeugt hielt und sich zu ihrem Vertheidiger aufwarf.

Wiederholentlich hatte Otto gedroht, er werde Goslar in einen Schutthaufen verwandeln, und der König hatte allen Grund zu fürchten, es möchte diesem Ort, den sein Vater mit den großartigsten Bauten geschmückt und gleichsam zur kaiserlichen Residenz erhoben hatte, ein ähnliches Schicksal bereitet werden, wie Gottfried einst über Nymwegen gebracht hatte. Er eilte deshalb nach Goslar und setzte es in Vertheidigungszustand. Bis zur Weihnachtszeit verweilte er hier, wo sich nach gewohnter Weise viele Fürsten am Hofe einstellten. Unter ihnen war auch jener Sohn des Markgrafen Azzo von Este, auf den sich der Name und die Macht des alten Welfengeschlechts vererbt hatten. Der junge Welf hatte sich vor Kurzem mit einer Tochter Ottos von Nordheim vermählt und war seinem Schwiegervater, so lange er in der Macht stand, treu und ergeben gewesen. Aber schmählicher Weise war er der Erste, der dem Geächteten den Rücken wandte, ihm die Tochter zurückschickte und dessen eröffnetes Herzogthum umwarb. Und in der That empfing er die herzogliche Fahne von Baiern, besonders auf die Fürsprache Herzog Rudolfs von Schwaben und unter Aufwendung unermeßlicher Geldsummen. Der König wußte recht wohl, daß der Fremdling den baierschen Großen nicht genehm sein werde, zumal er ohne ihre Zustimmung belehnt worden war, und wollte ihn deshalb selbst sogleich in Baiern einführen: aber die Besorgniß vor Otto machte ihm unmöglich Norddeutschland für den Augenblick zu verlassen.

Otto war inzwischen nach Hessen gegangen und befestigte hier den Hasungerberg am Habichtswalde zwischen Diemel und Eder. Hier wollte er sich für alle Fälle eine sichere Zufluchtsstätte bereiten. Der König eilte ihm zu begegnen, ehe er einen solchen Rückhalt gewonnen habe. Er raffte aus Sachsen, Thüringen und Hessen alle vorhandenen Streitkräfte zusammen und stand bald Otto gegenüber. Ein blutiger Kampf schien unvermeidlich, als Graf Eberhard von Nellenburg vermittelnd eintrat. Indem er Otto nicht nur Sicherheit für seine Person, sondern auch Rückgabe seiner Allodien in Aussicht stellte, vermochte er ihn sich auf Verhandlungen einzulassen; diese führten zu einem Waffenstillstand bis Ostern 1071, wo Otto sich zu Köln einzufinden und unter den von den Fürsten gestellten Bedingungen mit dem Könige seine Sache auszutragen versprach. Die Waffen ruhten nun, und Heinrich begab sich nach Baiern, um Herzog Welf dort einzuführen und die verwirrten Verhältnisse des Landes in seinem Sinne zu ordnen. Nach kurzem

Aufenthalt besuchte er Schwaben und die rheinischen Gegenden, wo er damals die von Heinrich II. zerstörte Feste Hammerstein mit großer Betriebsamkeit herstellen ließ. Dem Frieden mit Otto scheint er immer noch wenig getraut zu haben.

Aber Otto hielt Wort. Er stellte sich zur Osterzeit in Köln, freilich nur um eine neue Frist bis Pfingsten zu erbitten, die ihm auch gewährt wurde. Das Pfingstfest feierte der König zu Halberstadt, wo er die Einweihung des neuen, von Bischof Burchard erbauten Doms durch seine Gegenwart verherrlichte. Hier unterwarfen sich Otto, sein Freund Magnus und andere vornehme Männer, welche den Aufstand unterstützt hatten, auf die von den Fürsten gestellten Bedingungen. Sie wurden in leichte Haft gegeben und unter die Obhut zuverlässiger Männer gestellt. Die über Otto verhängte Acht wurde aufgehoben; auch erhielt er auf ausdrückliche Verwendung des Erzbischofs Adalbert seine Allodien zurück. Seine Reichslehen waren zum Theil bereits vergeben, theils kamen sie jetzt in andere Hand.

Welcher Triumph war es für den König, als er den mächtigsten Fürsten des Reichs, den gefeierten Ueberwinder der Ungarn, seinen gefährlichsten Nebenbuhler so gedemüthigt sah! Von diesem Pfingstfest an konnte man meinen, daß er wieder in Wahrheit ein König sei. Der Tag von Kaiserswerth schien gesühnt. Otto war in ähnlichen Banden, wie er einst dem gekrönten Knaben bereitet hatte. Anno suchte jetzt seinen Frieden hinter Klostermauern, wie die Kaiserin Agnes nach ihrem Sturze.

8.

Heinrich IV. und seine Widersacher in Deutschland.

Heinrich IV. hätte nicht seinem Stamme entsprossen sein müssen, wenn er nicht, sobald er die Zügel der Herrschaft in Händen hielt, sie so straff wie möglich angezogen hätte. Wer konnte Anderes von ihm erwarten, als daß er Kaiser und Herr gleich seinem Vater und Großvater sein wollte und jede Auflehnung gegen seine Macht mit rücksichtsloser Strenge züchtigen würde? Und wie mochte man sich der thörichten

Hoffnung hingeben, der zwanzigjährige Jüngling werde Alles, was seine Kindheit von dem Uebermuth der Fürsten geduldet, in das Meer der Vergessenheit senken? Schon hatte man hinreichende Proben seiner Willenskraft und seiner Entschlossenheit, und wahrlich es war nicht ohne Grund, wenn man den königlichen Namen, nachdem man ihn so lange verspottet, nun um so mehr zu fürchten begann.

Wollte der junge König das kaiserliche Ansehen seiner Vorfahren herstellen, so bot sich ihm zunächst in Deutschland eine doppelte Aufgabe dar. Er mußte einerseits die großen weltlichen Fürsten in die Abhängigkeit vom Königthum zurückdrängen, in der sie früher gestanden und deren sie sich unter den Wirren der letzten Jahrzehnde fast ganz überhoben hatten. Andererseits aber mußte er das unruhige Volk der Sachsen zum Gehorsam zwingen, nachdem es seit dem Tode seines Vaters jeden Aufstand bereitwillig unterstützt hatte. Noch lebte in diesem Volk ein starkes Stammesbewußtsein, und nimmermehr hatte es vergessen, daß aus ihm die Fürsten hervorgegangen waren, welche das Kaiserreich Karls des Großen mit ewigem Ruhm herstellten. Nur auf Bedingungen hin hatte es sich Heinrich von Baiern und dem ersten Franken unterworfen, und wenn Konrad dann willigen Gehorsam fand, so verdankte er ihn vor Allem der Ergebenheit des herzoglichen Hauses, in welchem seit dem Aussterben der Ottonen dies Volk seinen Mittelpunkt gefunden hatte. Doch schon Heinrich III. war mit den Billingern in die schlimmsten Zerwürfnisse gerathen, da sie nicht ohne Besorgniß sahen, wie der Kaiser den Sitz seiner Macht mehr und mehr nach Sachsen verlegte und ihrem erbittertsten Gegner, dem Erzbischof von Bremen, ein unbeschränktes Vertrauen zuwandte *). Seitdem betrachtete das Volk die Regierung der Franken als eine Zwingherrschaft und weigerte den Gehorsam, wo es sich ihm entziehen konnte. Andere Gegenden priesen das Erscheinen des Königs als ein Glück; in Sachsen seufzte man, daß Heinrich III. und dann sein Sohn gewöhnlich in Goslar Hof hielten, und verweigerte dem letzteren mehr als ein Mal selbst den erforderlichen Unterhalt. Der Gegensatz zwischen den Sachsen einerseits und den Franken und den vom Hofe begünstigten Schwaben andererseits steigerte sich mit jedem Jahre und gewann die höchste Spannung durch den Sturz Ottos von Nordheim, in welchen auch der Billinger Magnus hineingezogen wurde,

*) Vergl. Bd. II. S. 433. 434.

ein thatkräftiger Fürst, auf welchen die Sachsen nicht geringe Hoffnungen setzten. In der Unterdrückung der Billinger, welche nun seit mehr als einem Jahrhundert das Herzogthum in Sachsen bekleideten, schienen sich zuletzt alle Bestrebungen des jungen Königs zusammenzudrängen: in ihr lag eine Zurückweisung der fürstlichen Uebermacht, in ihr zugleich die Bändigung des trotzigen Sachsenvolks beschlossen. Aber es war unschwer zu erkennen, daß ehe er zu diesem Ziele gelangte, Widerstand über Widerstand sich erheben, Gegner an allen Orten ihm erwachsen würden.

Nicht die Art eines leidenschaftlichen und streitlustigen jungen Königs pflegt es zu sein, alle Bedenklichkeiten seiner Lage zu überschlagen; am wenigsten war es Heinrichs Art. Mit einer Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen trat er gegen seine Gegner auf, mit starrer Hartnäckigkeit verfolgte er seine Pläne; mußte er einer unausweichlichen Nothwendigkeit endlich nachgeben, so vertagte er seine Absichten mehr, als daß er ihnen entsagte. Unerfahren, wie er war, griff er mit leidenschaftlicher Hitze Aufgaben an, welche die Umsicht und Ruhe des erfahrensten Staatsmannes erfordert hätten. Wohl hätte man diese Umsicht von Erzbischof Adalbert erwarten können, aber leider war gegen die Billinger und das sächsische Volk auch er von einem Ingrimm erfüllt, der ihn die Hitze des Königs eher steigern als mäßigen hieß.

Wie groß auch die Abhängigkeit der weltlichen Großen früher von den Königen gewesen war, so waren sie doch immer bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, die bedeutendsten Reichsgeschäfte durch sie erledigt worden; namentlich hatten die Herzöge stets als die ersten Mitglieder des königlichen Raths, als die geeignetsten Vollstrecker eingreifender Maßregeln gegolten. Um so auffälliger war es, daß der König hierin von dem durch Jahrhunderte geheiligten Brauch abging und sich einen eigenen Staatsrath aus jüngeren Männern bildete, die meist weder durch vornehme Geburt noch durch große Reichslehen eine hervorragende Stellung einnahmen. Diese „Räthe des Königs" — diesen Titel führten sie — waren zum Theil aus den Genossen seiner Jugend erwählt, aus jenen munteren und verwegenen Gesellen, die mit ihrer guten Laune ihm über schlimme Tage hinweggeholfen hatten, die ihn auf seinen Jagden und bei seinen Waffenübungen zu geleiten pflegten, mit denen er der Schwelgerei und ungebundener Lust sich nur zu sehr überließ. Ihre Verdienste um das Reich waren oft sehr zweifelhafter Art, aber

Der König glaubte ihrer Treue und persönlichen Anhänglichkeit sicher zu sein, während er jene mächtigen Fürsten des Reichs sämmtlich mit einem tiefen Mißtrauen ansah, zu welchem sie selbst ihn erzogen hatten. Mit den Bischöfen, welche das besondere Vertrauen des Königs genossen, bildeten diese Räthe ein Hofregiment, wie man es in früheren Zeiten nicht gekannt hatte.

Es wäre gegen die Natur der menschlichen Dinge, wenn die Günstlinge des Königs nicht ihre ungewöhnliche Macht vielfach mißbraucht haben sollten. Das Volk klagte über Gewaltthaten, die Fürsten über Stolz und Hoffahrt der Emporkömmlinge; ihnen vornehmlich wurde der Sturz Ottos von Nordheim beigemessen, und Niemand schien vor ihnen sicher, wenn sie einen solchen Mann zu Grunde richten konnten. Bald vermieden die ersten Fürsten des Reichs ganz an den Hof zu kommen oder erschienen nur auf den ausdrücklichen Befehl des Königs; sie wollten mit diesen übermüthigen Hofschranzen keine Gemeinschaft haben. Vor Allen fiel dies Verhalten bei Rudolf von Schwaben auf, dem nächsten Verwandten des Königs, und das schnellfertige Gerücht zögerte nicht, abermals einen hochverrätherischen Anschlag zu wittern. Der König war nur zu geneigt, solchen Einflüsterungen zu glauben, und beschied seinen Schwager an den Hof, um sich zu rechtfertigen. Aber Rudolf leistete weder der ersten noch späteren Mahnungen Folge. Ottos Schicksal schwebte ihm vor Augen; er zitterte vor der Leidenschaftlichkeit des Königs und wollte nicht rettungslos in dessen Hände fallen. Die anderen Herzöge des oberen Deutschlands sahen in Rudolfs Sache ihr eigenes Schicksal. Berchthold von Kärnthen eilte sich mit Rudolf zu verständigen: war es doch, als ob auch die Männer von Tribur beseitigt werden sollten, nachdem der Tag von Kaiserswerth gerächt war. Selbst Welf von Baiern, obschon er erst vor Kurzem sein Fahnlehen vom König erhalten hatte, wandte sich auf Rudolfs Seite. Diese Herzöge bildeten eine geschlossene Opposition gegen den König, obschon sie offen noch Nichts gegen ihn zu unternehmen wagten.

Die Fürsten schwebten in stäter Besorgniß vor dem Könige und seinen Räthen, und nicht minder bebte das Volk der Sachsen. Mit ängstlicher Scheu fingen sie an auf jene gewaltigen Burgen zu sehen, welche der König in den Harzgegenden und in Thüringen anlegen ließ. Schon längst hatte sich Adalbert durch solche Burgen bei seinen Fehden mit den Billingern zu vertheidigen gesucht und die Gegend um Bremen

rings mit ihnen erfüllt. Man erzählt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er dem König zuerst den Gedanken eingegeben habe, auf ähnliche Weise auch Goslar und das umliegende Land gegen die rebellischen Sachsen zu schützen. In der That legte sich Heinrich, seitdem Adalbert wieder in seiner Nähe war, mit besonderem Eifer auf den Burgbau, bei dem ihn Benno von Osnabrück als ein erfahrener Architekt unterstützte. Schnell nach einander erhoben sich nun auf günstig gelegenen Anhöhen Thüringens und Ostfalens starke Burgen mit Brustwehren, Mauern und Thürmen, welche in weiten Bogen viele kleinere Warten umzogen.

Die mächtigste Befestigung war die Harzburg bei Goslar, welche der König mit besonderem Glanz schmückte. Sie enthielt eine stattliche Pfalz und einen Münster, der an Pracht mit mancher Kathedrale wetteifern konnte. War Goslar der Lieblingssitz Heinrichs III., so wurde die Harzburg die bevorzugte Schöpfung seines kriegslustigen Nachfolgers. Hier begrub er seinen ersten Sohn, den im August 107 Bertha geboren hatte, der aber wenige Tage nach der Taufe gestorbe war *). Hierher ließ er bald darauf einen kostbaren Reliquienschatz vo Aachen schaffen. An die Harzburg reihten sich dann andere Festen: di Moseburg bei Schmalkalden, der Sachsenstein bei Sachsa, der Spatenberg bei Sondershausen, die Haimburg bei Blankenburg und die Hasenburg bei Nordhausen. Auch Giebichenstein bei Halle wurde stärker befestigt, wie die Burg Volkerode im Eichsfeld, welche der König vom Pfalzgrafen Friedrich, der sie von Hersfeld zu Lehen trug, nicht ohne Gewalt, wie man sagt, gewonnen hatte.

Eine Zeitlang hatte man den Glauben zu erhalten gewußt, die neuen Burgen seien gegen die Einfälle der Liutizen das Land zu vertheidigen bestimmt, so wenig ihre Lage auch einem solchen Zweck entsprach. Aber bald brach sich eine andere Meinung Bahn, die besser begründet war, und versetzte das Volk in die größte Aufregung. Der König hielt nämlich im Jahre 1071 eine Zusammenkunft mit dem Dänenkönig Svend Estrithson zu Lüneburg, allein von Erzbischof Adalbert und einem seiner Räthe begleitet. Gewichtige Angelegenheiten werden dort verhandelt sein, doch sind wir leider über die gepflogenen Ver-

*) Auch die Gebeine des jüngeren Bruders des Königs, der als Knabe gestorben war, wurden nach der Harzburg gebracht.

handlungen nicht unterrichtet. Adalbert betrieb damals aufs Neue den nordischen Patriarchat mit allem Eifer; die Abodriten waren in Nordalbingien eingefallen und bedrohten das deutsche Reich wie das dänische; der Polenherzog hatte vor Kurzem Svend gegen Wilhelm den Eroberer unterstützt, und viel mußte Heinrich daran liegen, den Bund des Polen und Dänen zu trennen. Was in Betreff aller dieser Angelegenheiten verabredet wurde, verlautete nicht: dagegen hörte man bald, Heinrich habe mit dem Dänen einen Bund zur Unterdrückung der Sachsen geschlossen und zur Befestigung desselben ihm einige Länder des Markgrafen Udo — man meinte wohl Dithmarsen — abzutreten versprochen. Um so leichter wurde das Gerücht geglaubt, als es jener vertraute Rath des Königs, voll Unwillen über das Benehmen desselben, verbreitet haben sollte. Schwerlich war Alles so, wie man erzählte. Aber ganz unbegründet war gewiß nicht, daß Heinrich gegen die Billinger und die Sachsen den Beistand des Dänen in Anspruch genommen hatte. Denn es zeigte sich sogleich, daß er einen Schlag gegen die Billinger im Schilde führte. Als er Lüneburg verließ, blieb dort eine Besatzung des Königs zurück. Es waren nur etwa 70 Mann unter dem jungen Graf Eberhard von Nellenburg, doch reichten sie hin, wie er meinte, die sehr feste Burg zu vertheidigen. Bei dem Schrecken, der bereits die Sachsen erfüllte, mußte es ihre Besorgniß auf das Höchste steigern, als so der König auch die Hauptfeste der Billinger in seine Hände brachte.

Mit größter Rücksichtslosigkeit, wie man sieht, setzte sich der König Allen im Reiche entgegen, die seine Macht zu beeinträchtigen schienen; mit nicht minderer Entschlossenheit trat er nach außen auf, um das Reich zu der Machtstellung zurückzuführen, die es zu den Zeiten seines Vaters gehabt hatte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten damals die flandrischen Wirren, in denen sich die mannigfachsten Interessen verbanden. Die letzten Jahre Balduins V. waren im hohen Maße vom Glück begünstigt gewesen. Nachdem er nicht allein die vormundschaftliche Regierung in Frankreich geführt, sondern auch seine Tochter Mathilde, die Gemahlin Wilhelms von der Normandie, den englischen Thron hatte besteigen sehen, war im Jahre 1067 der alte Markgraf gestorben und hatte nach dem Herkommen des Hauses seine gesammten Länder im blühendsten Zustand seinem älteren Sohn Balduin hinterlassen, der be-

reits den Hennegau als Mitgift seiner Gemahlin Richilde besaß*).
Ein zweiter Sohn, Robert mit Namen, hatte nach manchen wund-
baren Abenteuern, theils in Spanien um im Kampfe gegen die Sa-
zenen eine Herrschaft zu gründen, theils am Hofe zu Constantinopel u
an der Spitze der Vikinger sich in die Höhe zu schwingen, endlich na
der Sitte der Zeit durch die Vermählung mit einer reichen Witt
sein Glück gemacht. Jenem Graf Dietrich von Holland, der im Jahr
1049 im Kampfe umkam**), war sein Bruder Florentius gefolgt, de
im Sommer 1061 bei einem Ueberfall der Friesen den Tod fand un
seine Gemahlin Gertrud, eine Schwester des Herzogs Ordulf, mi
mehreren unmündigen Kindern in schutzbedürftiger Lage zurückließ. Mi
ihr vermählte sich Robert (1063) und warf sich dann in den Kamp
gegen die Friesen, deren Länder am den Rhein- und Waalmündunge
er, ohne die Ansprüche der Bischöfe von Köln und Utrecht zu achten
nach Waffenrecht in Besitz nahm. Diese Eroberung machte ihn zur
unmittelbaren Nachbar seines Bruders, mit dem er jedoch stets ei
gutes Vernehmen erhielt.

Als Balduin schon nach wenigen Jahren (17. Juli 1070) sta
und seine Wittwe Richilde für ihren ältesten Sohn Arnulf die Her
schaft übernahm, gerieth Robert „der Friese“ — so würde er jetzt ge
nannt — mit seiner Schwägerin binnen kürzester Frist in Streitigkeiten,
indem er, wie es scheint, die Vormundschaft für seinen Neffen bean-
spruchte. Die deutschen Vlämingen empörten sich gegen Richilde, deren
Herrschsucht gefürchtet wurde, und riefen Robert in das Land, dem Gent,
Brügge, Ypern und andere Städte sofort die Thore öffneten. Unge-
hindert rückte der Friese bis gegen Cassel, eine feste auf einer Anhöh
belegene Burg, westlich von Ypern, wo sich Richilde und der von ih
gewonnene König Philipp von Frankreich ihm entgegenstellten (Februar
1071). Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher Robert selbst in
die Gefangenschaft des Grafen Eustach von Boulogne fiel, seine Ritte
aber den Sieg erfochten. König Philipp suchte das Weite, das fran-
zösische Heer zerstreute sich, Richilde wurde zur Gefangenen gemacht
und ihr Sohn Arnulf in der Schlacht oder unmittelbar nach derselben
von einem seiner Leute, Gerbod mit Namen, erschlagen. Robert selbst

*) Bergl. Bd. II. S. 471.
**) Bergl. Bd. II. S. 436.

erhielt bald die Freiheit wieder, wie es scheint durch Auswechselung gegen Richilde, und war für den Augenblick Herr in Flandern, obschon seine Schwägerin nun für ihren zweiten Sohn Balduin, dem bereits der Hennegau bestimmt war, Ansprüche auf die ganze Erbschaft des Vaters erhob und an den deutschen Hof eilte, um dort neuen Beistand gegen Robert zu gewinnen.

Als König Heinrich im Mai 1071 zu Lüttich Hof hielt, erschienen Richilde und Balduin vor ihm. Sie sparten nicht Gut und Geld, nicht Versprechungen und Bitten, um den König und seine Großen zu gewinnen; sie übergaben selbst dem Bischof von Lüttich mit Genehmigung des Königs einen großen Theil des Hennegaus, mit dem Balduin dann als Vasall des Bischofs belehnt wurde. So erreichte Richilde ihren Zweck. Der König, der ohnehin an diesen Dingen kein geringes Interesse hatte, gebot Herzog Gottfried, dem Bischof von Lüttich und anderen lothringischen Großen gegen Robert zu ziehen. Aber als das Heer aufbrach, fand es die Lage der Dinge in Flandern geändert. König Philipp hatte sich mit Robert versöhnt, sich mit dessen Tochter Bertha vermählt *) und seinen Schwiegervater mit Flandern belehnt. Ohne Mühe behauptete Robert sich hier und griff selbst den Hennegau an. Den Krieg in Flandern gab Herzog Gottfried unter diesen Umständen auf, griff aber mit Bischof Wilhelm von Utrecht und dem königlichen Heere die friesischen Eroberungen Roberts an und brachte ihm hier eine Niederlage bei. Wie es scheint, wurde bereits 1072 ein vorläufiges Abkommen getroffen **), nach welchem Robert Flandern, seinem inzwischen zu männlichen Jahren erwachsenen Stiefsohn Dietrich Holland verblieb, Gottfried aber die eroberten friesischen Gegenden und der junge Balduin den Hennegau behaupteten. In diesem Abkommen schienen mindestens die Rechte des deutschen Reichs gewahrt, und bei längerer Fortsetzung drohte der Kampf einen unberechenbaren Umfang zu gewinnen. Roberts Schwager war Wilhelm von England, dessen Ehrgeiz man schon in Deutschland zu fürchten begann; ein anderer Schwager des Friesen, Herzog Welf von Baiern, der sich vor

*) War Bertha Roberts und der Gertrude Kind, so konnte sie höchstens sieben Jahre alt sein.

**) Vielleicht Ostern, wo der König in Utrecht war; Herzog Gottfried ging gegen Ende des Jahrs nach Italien.

Kurzem mit dessen Schwester Judith, der Wittwe des im Kampf um die englische Krone gefallenen Grafen Tostig, vermählt hatte, und Roberts Gemahlin gehörte den Billingern an, die auf dem Punkt standen gegen den König die Waffen zu erheben.

Nicht minder drohend als Roberts Auftreten war das Verhalten des Polenherzogs: ihm trat König Heinrich noch weit entschiedener entgegen. Boleslaw hatte neue Streitigkeiten mit seinem Schwager in Böhmen begonnen und bereitete einen Angriff auf ihn vor. Im Herbst 1071 beschied der König die beiden Herzöge nach Meißen und ließ sie, als sie vor seinem Throne erschienen, hart wegen ihres unruhigen Sinnes an; er gebot ihnen sich innerhalb ihrer Grenzen zu halten, sonst würde ihn der als einen Feind und strengen Rächer kennen lernen, der zuerst das Schwert gegen den anderen zöge. Es stand im engsten Zusammenhang mit Boleslaws Absichten gegen Böhmen, daß gleichzeitig dessen Vettern Geisa und Ladislaw nach ihrer ungarischen Heimath zurückkehrten und den Thron König Salomos angriffen. Aber kaum vernahm dies Heinrich, als er von Worms, wo er das Weihnachtsfest des Jahrs 1071 gefeiert hatte, nach Regensburg eilte, um mit einem starken Heere seinem Schwager zur Hülfe zu ziehen. Dies erschreckte Geisa und Ladislaw so, daß sie sich zu einem Abkommen verstanden, welches die Bischöfe Ungarns vermittelten und nach welchem ihnen einzelne Theile des Reichs als Herzogthümer übergeben wurden. Das thatkräftige Auftreten des Königs durchkreuzte die Pläne des Polen in Böhmen und Ungarn. Aber Boleslaw hielt deshalb nicht Ruhe und stand schon im nächsten Jahr aufs Neue gegen Böhmen in den Waffen.

Der junge König ist, wie man sieht, in der lebendigsten Thätigkeit; nahe und fern sucht er den königlichen Namen zu Ehren, sein Ansehen zur Geltung zu bringen. Auch macht unverkennbar dieses kecke Vorgehen aller Orten einen ungewöhnlichen Eindruck und erfüllt die Gemüther mit Schrecken. Die Größe der Gefahren, die man hervorruft, ahnt man am Hofe nicht; man beachtet nur die nächsten Erfolge, und diese scheinen zu ermuthigen. Da stirbt Erzbischof Adalbert, der zwar nicht, wie wohl geglaubt ist, die einzige Triebfeder aller jener Maßregeln gewesen war, aber doch in allen die Hand gehabt, überall den König mit Rath und That unterstützt hatte. Sein Leben hatte vielfach tief in die Geschicke des Reichs eingegriffen, und auch sein Tod gab dem Gange der Dinge noch einmal eine neue Wendung. Es ist

der Mühe werth, der letzten Schicksale des trotz vieler und großer Fehler so anziehenden Mannes zu gedenken, wie sie Adam von Bremen, sein trefflicher Biograph, aus bester Kenntniß uns darstellt.

Adalberts Gesundheit war längst erschüttert, theils durch die gewaltigen Geistesaufregungen während seiner Verbannung, theils in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Schon vor drei Jahren — damals als er an den Hof zurückkehrte — war er einmal in solche Schwäche verfallen, daß man seine letzte Stunde gekommen glaubte. Deutlicher und deutlicher traten die Anzeichen seines nahen Endes hervor, aber er hörte gern auf die Schmeichler, die ihm noch ein langes Leben und unerhörtes Glück verhießen. Unaufhörlich war er trotz der Beschwerden des Leibes auch jetzt in den Staatsgeschäften thätig. In einer Sänfte folgte er dem Könige im Anfange des Jahrs 1072 vom Rhein zur Donau und dann nach Sachsen. Der neue Aufschwung, den der königliche Name gewann, konnte ihn nur befriedigen, aber die Nachrichten, die ihm aus Bremen zugingen, bedrängten um so schwerer sein Herz. Er vernahm, wie die Abodriten Hamburg überfallen und eingeäschert hatten, wie ganz Nordalbingien in ihrer Gewalt und in eine Einöde verwandelt war, wie sie die Vasallen der Bremer Kirche niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft geschleppt hatten. Es waren furchtbare Schläge für Bremen, welches ohnehin ganz erschöpft daniederlag. Aber Adalbert hoffte doch noch alle Verluste seiner Kirche zu vergüten. Schon hatte der König mehrere der königlichen Höfe, die man ihm einst zu Tribur genommen, wieder in seine Hand gegeben; er machte sich Aussicht das Bisthum Verden in seine Kirchenprovinz ziehen zu können; den nordischen Patriarchat hielt er jetzt für gesichert; das Ende der Billinger schien nahe, und ihr Untergang versprach Niemandem mehr Vortheil als ihm, ihrem erbittertsten Gegner. Auch die Abteien Lorsch und Korvei hoffte er wiederzuerlangen; der König mußte ihm bindende Versprechungen geben, die Rückgabe am nächsten Osterfest bei den Fürsten durchzusetzen. So klammerte er sich mit tausend Hoffnungen an das Leben an, und mitten aus ihnen riß ihn der Tod.

In den ersten Tagen des März 1072 befiel ihn die Ruhr. Er wollte kein Heilmittel gebrauchen, in keiner Weise sich schonen, und die Krankheit steigerte sich mit jedem Tage. Schon hing er nur in den Knochen und konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, aber die Angelegenheiten des Staats beschäftigten ihn nach wie vor. Den Erzbischof

Wezil ließ er zwar nicht mehr vor, doch mit dem Könige berieth er noch bis zum letzten Tage die Geschäfte des Reichs: da erinnerte er ihn auch an seine Treue, seine langjährigen Dienste und befahl ihm unter Thränen die Zukunft seiner Kirche. An das Ende dachte er ernstlich auch jetzt noch nicht und verabsäumte die Sterbesacramente zu empfangen. So endete er am 16. März in der Mittagsstunde, gerade als seine Leute bei der Mahlzeit waren. Ihn, der im Leben nicht ohne einen großen Troß dienstbarer Geister sich befriedigt fühlte, hörte Niemand den letzten Athem verhauchen.

In seinen letzten Stunden, erzählt man, habe Adalbert wehklagend ausgerufen, er habe sein Leben verloren. Und es ist wahr, wenn er als seine Lebensaufgaben ansah das Erzbisthum Hamburg-Bremen auf eine nie erreichte Höhe zu heben und zugleich das alte Kaiserthum in seinem Glanz zu erhalten, so hatte er sein Dasein verfehlt. Hamburg lag in Asche, das reiche Bremen war an den Bettelstab gekommen, das Kaiserthum in Mißachtung gerathen, und das Alles zum großen Theil durch seine eigene Schuld geschehen; wenn sich das Königthum in der letzten Zeit von Neuem geregt hatte, so stand es doch noch in den Anfängen einer Entwickelung, deren Ausgang nicht zu berechnen war. Niemand kann Adalbert gerechter beurtheilen, als es Adam von Bremen gethan hat. Er sagt selbst, der Erzbischof habe ihn geliebt, und man fühlt seinen Worten an, daß er Liebe mit Liebe zu vergelten wußte. „Doch es war mir Gewissenssache,“ äußert er, „einen so großen Mann, dem bei seinen Lebzeiten die Schmeichelei geschadet hat, nicht noch im Tode mit eitlen Lobsprüchen zu erheben.“ Er verschweigt nicht die großen Fehler des Erzbischofs mit ihren verhängnißschweren Folgen, und schlimmerer Tadel ist von vielen anderen Seiten in späterer Zeit erhoben. Aber ein Ruhm bleibt Adalbert doch, und wird ihm unter deutschen Männern immer bleiben. Er war der Treuste dem Könige in einer Zeit, wo man nur in der Treulosigkeit zu wetteifern schien, und hing mit unerschütterlicher Festigkeit an den Erinnerungen jener alten glanzvollen Kaiserzeit, deren lebendiges Gedächtniß, man kann es wohl sagen, mit ihm unterging.

„Niemals,“ sagt Lambert von Hersfeld, „war es Adalbert im Leben gelungen, den Haß der Menschen zu versöhnen, aber im Tode erreichte er es.“ Und wohl scheint man bald ihn vermißt und gefürchtet zu

haben, die Leidenschaftlichkeit des Königs und der Uebermuth seiner Genossen möchte nun auch des letzten Zügels entbehren. Als sich Heinrich Ostern 1072 zu Utrecht aufhielt, nöthigten ihn Fürsten und Volk unter vielfachen Klagen über Bedrückung in die durch Adalberts Tod erledigte Stelle Erzbischof Anno zu setzen. Nur ungern, meint Lambert, sei Anno der Einladung des Königs an den Hof gefolgt; theils hätten ihn frühere Erfahrungen geschreckt, theils hätte er dem gottseligen Leben inmitten seiner Klosterbrüder sich schweren Herzens entzogen. Aber wenn sich Anno sträubte, geschah es wohl nur zum Schein. Sobald er die Reichsgeschäfte angriff, zeigte er die alte Energie, die ganze Strenge, die er von jeher gegen Andere geübt, das stolze Selbstbewußtsein früherer Tage und jenen felsenfesten Glauben, daß er allein der Mann sei, die Gegensätze der Zeit zu vermitteln. Es schien als ob er die Demüthigungen Roms und die schmerzlichen Jahre der Zurücksetzung längst vergessen hätte. Vor seinem Richterstuhl galt kein Ansehen der Person; er ließ die Burgen des Adels, die zu Erpressungen dienten, niederreißen und vornehme Herren, die den Landfrieden brachen, in Banden werfen; dem Könige selbst trat er ohne Rückhalt in seinen Lüsten und seiner Willkür entgegen. Mit solcher Autorität trat er auf, daß man ungewiß war, ob er mehr zum König oder zum Bischof geboren sei. Lambert meint, Heinrich hätte von Anno lernen müssen, was ein Herrscher bedeuten solle; nur wollte das Unglück, daß der junge König zu diesem Lehrmeister wenig Vertrauen hegte und andere Ziele verfolgte, als sich der Kölner Erzbischof gesteckt hatte.

Annos Stellung brachte es mit sich, daß er die lautesten Beschwerden der Fürsten gegen den König gütlich zu beseitigen suchen mußte. Wohl nicht ohne seine Einwirkung geschah es, daß Pfingsten 1072 zu Magdeburg Otto von Nordheim seiner Haft entlassen wurde. Vieles mochte zu diesem Entschluß beitragen: wohl weniger, obgleich es Lambert allein geltend macht, daß Otto einen großen Theil seiner Güter dem König und den Hofleuten überließ, als daß die öffentliche Stimme sich immer lauter für Ottos Unschuld erklärte. Die göttliche Rache schien dem Volke schwer auf Allen zu lasten, die zunächst Ottos Verderben herbeigeführt haben sollten. Bei einem Sturze vom Pferde verwundete sich tödtlich Liutpold von Mörsburg mit seinem eigenen Schwerte (1071). Es war jenes verhängnißvolle Schwert des Mars, welches einst Otto selbst von der Ungarnkönigin zum Geschenk erhalten und vor Jahren

dem jungen Dedi als Unterpfand der Freundschaft überlassen hatte; na
dessen Ermordung war es dem Könige zugefallen, der es Liutpold ve
ehrte. Eines der ersten Strafgerichte Annos hatte dann Egino, de
verrufenen Ankläger Ottos, getroffen; wegen Bruch des Landfrieden
wurde er ergriffen, in Fesseln gelegt und dem Volke zu einem ange
nehmen Schauspiel umhergeschleppt*). Bei der Stimmung der Ze
mußte Ottos Befreiung, namentlich in Sachsen, mit lautem Jube
begrüßt werden, doch war die Freude nur halb, da Magnus in
Haft blieb.

Noch wichtiger war, daß eine Versöhnung zwischen dem König un
seinem Schwager Herzog Rudolf zu Stande kam. Wir wissen mit Be
stimmtheit, daß Anno zu derselben mitwirkte, obschon die Kaiserin Agne
die entscheidendsten Schritte that. An sie hatte sich Rudolf in groß
Besorgniß gewandt und ihre Vermittelung erbeten. Noch sprach i
ihrem Herzen eine Stimme für ihren alten Günstling und einstig
Schwiegersohn. Sie entschloß sich über die Alpen zu gehen und tr
am 25. Juli 1072 in Worms ein, wo damals der König verweil
eine endlose Schaar von Aebten und Mönchen umgab sie, unter ihne
der Abt Hugo von Cluny. Auch Rudolf wagte in Worms vor seinen
Schwager zu erscheinen, nachdem ihm Anno und der Erzbischof von
Mainz Sicherheit für seine Person verbürgt hatten. Heinrich hatte ni
die Gefühle des Sohns verleugnet; er gab gern den Bitten der Mutter
Gehör, nahm Rudolf freundlich auf und entließ ihn in Frieden. Es
war zu derselben Zeit, daß Rudolf seine verstoßene Gemahlin, di
Schwester der Königin Bertha, wieder zu sich nahm: es geschah au
Befehl des Papstes und wohl auf den besonderen Betrieb der Kaiserin
die von der schwesterlichen Liebe der Frauen eine Ausgleichung der feind
lichen Männer erwarten mochte. Aber kaum hatte die Kaiserin ihr Ver
söhnungswerk vollendet, so verließ sie den Hof; sie wollte nicht, da
das mütterliche Herz sie tiefer in die Wirren des Reichs hineinzöge, al
es Rom und Hildebrand genehm war.

Herzog Rudolf hatte seinen nächsten Zweck erreicht. Aber er fühlt
als er den Hof verließ, recht wohl, daß das Mißtrauen des König

*) Egino wurde 1073 abermals als Räuber ergriffen, geblendet und suchte dan
bettelnd sein Brod. Auch der Graf Giso und des Königs ehemaliger Günstlin
Adalbert mit seinen vier Söhnen kamen damals in einer Fehde um. Ver
oben S. 151.

gegen ihn nicht überwunden war und daß die Dinge dort trotz Anno kaum eine andere Wendung genommen hatten. Und er täuschte sich darin mit Nichten. Der König verfolgte unbeirrt die Richtung, die er eingeschlagen hatte. Die Burgbauten in Sachsen und Thüringen wurden nur mit noch größerem Eifer betrieben, und Alles wies darauf hin, daß er bald einen Hauptschlag gegen die Sachsen auszuführen gedachte.

Am 28. März 1072 war der alte Herzog Ordulf gestorben. Durch seinen Tod wurde das Herzogthum Sachsen erledigt, und wie es von jeher von Vater auf Sohn vererbt war, betrachtete Jedermann Magnus als den geborenen Nachfolger des Vaters. Aber der König war nicht gewillt die herzogliche Fahne Sachsens in dessen Hand zu legen. Er hatte allen Grund, Magnus zu mißtrauen. Nicht allein daß derselbe Otto von Nordheim in seiner Empörung unterstützt hatte, er stand auch mit Robert dem Friesen in naher Verwandtschaft und hatte seit Jahresfrist sich mit der Wittwe Markgraf Udalrichs, der Schwester Geisas und Ladislaws von Ungarn, der Base des Polenherzogs, vermählt. Das Wichtigste aber war, daß Heinrich nie einen günstigeren Augenblick finden konnte, um das nationale Herzogthum in Sachsen zu brechen, als eben jetzt, wo Magnus wegen Untreue verurtheilt und in Haft war; selbst wenn das Herzogthum als ein erbliches Reichslehen galt, war unter diesen Umständen doch der König zur Einziehung desselben unfraglich berechtigt. Deshalb weigerte sich Heinrich hartnäckig den Billinger zu begnadigen und der Haft zu entlassen; deshalb hielt er Lüneburg noch immer besetzt. Umsonst baten Hermann, der Oheim des Magnus, und Otto von Nordheim um die Befreiung ihres Verwandten und Freundes. Der König erklärte, nur dann werde er Magnus in Freiheit setzen, wenn er dem Herzogthum und seinem väterlichen Erbe in aller Form entsage: Zumuthungen, auf die auch ein weniger ehrliebender Fürst als Magnus nimmer eingegangen sein würde. Eher im Kerker sterben und alle Todesqualen ausstehen, meinte Magnus, als Sachsen aufgeben. Es half Nichts, daß Hermann und Otto dem Könige Geld und einen großen Theil ihrer Besitzungen boten: Heinrich war und blieb unbeweglich. Da stellte endlich Otto sich und alle seine Habe dem Könige zu Gebote, um den Freund zu befreien, der um seinetwillen litte; er erklärte, daß er für ihn gern in den Kerker zurückkehren werde. Aber barsch gab ihm der König zur Antwort, Otto habe sich

selbst von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen noch nicht so gereinigt, daß er frei über sich und seine Güter verfügen könne. Sicherlich war dies nicht die Art, um Otto in der Treue zu erhalten.

Und schon waren die Absichten des Königs in ganz Sachsen kaum noch Geheimniß. Mit immer finstereren Blicken sah man deshalb auf die neuen Festen, eben so viele Zwingburgen; immer schwerer ertrugen sich die Belästigungen der Besatzungen, die Launen der königlichen Günstlinge, die verächtliche Miene und die Schmähungen des Königs. Man hörte wohl ihn sagen, die Sachsen seien ja alle Knechte, weshalb sie ihm denn nicht willig dienen wollten, wie seinen Vorfahren, und ihm die gebührenden Abgaben weigerten. Man verbreitete bald, der König wolle nicht allein Magnus sein Herzogthum nehmen, sondern die Sachsen sämmtlich zu zinspflichtigen Knechten machen oder aus dem Lande vertreiben, um ihre Sitze seinen Lieblingen, den Schwaben, zu geben: unsinnige Gerüchte, wie sie die leidenschaftliche Erregung solcher Zeiten nur allzuleicht der blinden Masse einschmeichelt, die, weil sie die Schranken des Möglichen nicht kennt, in ihren Befürchtungen nur an den äußersten Grenzen der Einbildungskraft stehen bleibt.

Sachsen war in der größten Bewegung, und bald liefen Nachrichten ein, daß auch die Herzöge des oberen Deutschlands abermals in der Treue schwankten. Wir wissen nicht, war es Magnus Schicksal, welches auch sie mit Besorgniß erfüllte, oder hatte sie sonst aufs Neue der König gereizt: aber gewiß ist, daß man schon gegen Ende des Jahrs 1072 eine Schilderhebung im südlichen Deutschland besorgte. Nur mit Mühe hielt man Herzog Rudolf von den Waffen zurück, nur mit Mühe den König von einer neuen Hochverrathsklage. Mehr als gegen Rudolf wagte Heinrich gegen Berchtholb, den Zähringer. Weihnachten 1072 entsetzte er ihn zu Bamberg des Herzogthums Kärnthen; es geschah, wie es heißt, ohne gesetzliches Verfahren und in Abwesenheit des Angeschuldigten. Nicht zu verwundern war, wenn sich Markward von Eppenstein jetzt auch ohne Auftrag des Königs anschickte das erledigte Herzogthum in seine Gewalt zu bringen, welches einst seinem Vater Adalbero entzogen war*).

Mit Schrecken sah Anno, welchen Gang die Dinge nahmen, und fühlte sich nur um so ohnmächtiger ihnen gegenüber, als er hinreichend

*) Vergl. Bd. II. S. 287.

erkannt hatte, wie wenig Gewalt er über den König besaß. Unter dem Vorwande, daß sein Alter ihm nicht mehr den Geschäften zu genügen ermögliche, erbat er damals zu Bamberg seine Entlassung, welche ihm der König gern gewährte. Mit Groll verließ der alte Erzbischof den Hof, jetzt zum dritten Mal von dem Gipfel der Macht gestürzt; die Zustände des Reichs schienen ihm fortan die schmählichsten, bei denen nur der Schmerz den Unmuth überwältige und die selbst die Feinde beklagen müßten. Annos freiwillige Entfernung mußte das größte Aufsehen erregen. Sie konnte allen Unzufriedenen, allen vom königlichen Zorne Bedrohten als ein Zeichen gelten, daß Nichts mehr den Grimm und die Leidenschaft des jungen Königs zurückzuhalten vermöge. Vorzüglich war für Sachsen zu fürchten, wo Erzbischof Wezil und Bischof Burchard bisher fest zu dem Könige gehalten hatten, aber jetzt nur zu geneigt schienen eine Sache aufzugeben, die Anno verlassen. Der König, der Burchard bisher ein besonderes Vertrauen geschenkt hatte, wußte sehr wohl, wie sehr dieser Priester zu fürchten war. Daß er jetzt selbst die Zustände ernster anzusehen begann, zeigte die nächste Folge.

In der Schule des Zwangs und des Mißtrauens, in der Heinrich gebildet war, hatte er eine Kunst bis zur Meisterschaft erlernt: die Widersacher in ihren Interessen zu spalten, aus einander zu halten und, wo möglich, gegen einander zu gebrauchen. Sie wandte er jetzt an und mit dem günstigsten Erfolge. Sobald Anno ihm den Rücken gewandt hatte, fing er an sich mit Siegfried von Mainz zu verständigen. Mißvergnügt hatte der ränkesüchtige Bischof ein Jahr zuvor ganz das Feld geräumt und sich nach Cluny begeben, war aber bald zurückgekehrt und hatte dann mit Anno, der noch in der Macht stand, ein vertrautes Verhältniß einzuleiten versucht. Vereint, meinte der eitle Mann, seien sie stark genug, um das ganze Reich nach ihrem Willen zu lenken. Aber Anno wußte recht gut, daß für die Dauer zwischen Köln und Mainz kein Bund sei, und Siegfrieds Anerbietungen blieben ohne Folgen. Jetzt bot der König selbst dem Mainzer die Hand, obwohl derselbe über die Burgen in Thüringen und ihre Besatzungen viele und gewiß nicht ungerechte Beschwerden erhoben hatte. Aber Siegfrieds Grimm war nie unversöhnlich, und der König kannte das beste Mittel ihn zu besänftigen: er versprach die thüringischen Zehnten. Auf einer Synode zu Erfurt am 10. März 1073 wurde die unglückliche Zehntenfrage, nachdem sie seit drei Jahren geruht hatte, aufs Neue verhandelt; der

König selbst war zugegen und mit ihm die Bischöfe, deren Ansicht er bestimmen konnte. So wurden die Aebte von Fulda und Hersfeld genöthigt einen Vergleich mit Mainz zu treffen, wie er dem Erzbischof genügte, und die ganze Sache schien damit zu Ungunsten der Thüringer entschieden. Ob sich der König selbst einen Antheil an den Zehnten ausbedungen hat, sei dahingestellt; unglaublich ist es nicht, doch ist Lambert hierfür der einzige und er gerade hier ein sehr parteiischer Zeuge. Bei dem Werth, welchen die Thüringer auf ihre Zehntenfreiheit legten, mußte die Erfurter Synode ihre Erbitterung nicht nur gegen den Erzbischof, sondern auch gegen den König steigern; gleich den Sachsen sahen auch sie die Burgen des Königs jetzt als Zwingfesten an, und die Stimmung im Lande wurde schwieriger und schwieriger. Dennoch mochte Heinrich, zumal er jetzt auch als Vorfechter kirchlicher Rechte auftreten konnte, von den Thüringern wenig besorgen: ihm war vor Allem daran gelegen, Siegfried an sich zu fesseln, und diesen Zweck sah er erreicht.

Der König eilte von Erfurt nach dem Süden, um einer Schilderhebung der Herzöge um jeden Preis vorzubeugen. Am Palmsonntag (24. März) kam er mit Rudolf und Berchthold in Eichstädt zusammen und wußte sie für sich zu gewinnen; ohne Frage erhielt hier Berchthold Kärnthen zurück. Noch andere vornehme Männer, die ihm verdächtigt waren, nahm der König zu Gnaden an, und begab sich dann nach Regensburg, wo er das Osterfest feierte. Auch mit Herzog Welf wird damals oder schon früher Alles ausgeglichen sein. Eine große Versammlung der Fürsten des oberen Deutschland umgab dann den König, als er das Pfingstfest in Augsburg feierte. Sein Auftreten hatte hier alle Gefahr beseitigt, seine Autorität schien von Neuem gesichert, und ein großes Unternehmen sollte die hergestellte Eintracht bezeichnen.

Es war damals, daß der König das ganze Reich zu einer großen Heerfahrt gegen den Polenherzog aufrief, der mit Böhmen neue Händel begonnen hatte und dessen Ränke man noch immer in Ungarn spürte. Dieser Krieg war durch das Interesse des Reichs und des königlichen Hauses dringend geboten, und kaum konnte es ein besseres Mittel geben, um aus diesem Gewirr von Rivalitäten, Reibungen und Mißverständnissen herauszukommen, als eine große Waffenthat, welche dem Ehrgeiz der Fürsten freies Feld eröffnete. Im ganzen Reiche sollte gerüstet werden, die Baiern, Schwaben und Lothringer in Mainz, die Franken bei

ersfeld sich sammeln und die große Heeresmasse dann durch Sachsen
r Elbe zuziehen, um am 22. August den Krieg zu eröffnen.

Der König eilte im Juni nach Sachsen, um auch hier die Rüstun-
n zu betreiben. Aber er fand die Stimmung noch um Vieles schlim-
er, als er sie sich vorgestellt. Schon hatten sich Graf Hermann, der
illinger, und Bischof Burchard die Hand gereicht; eine Verschwörung
atte sich gebildet, in die selbst Bischof Hezil von Hildesheim, bisher
ner der vertrautesten Räthe Heinrichs, gezogen war; schon hatte auch
tto von Nordheim seinen Beistand versprochen. Die Verschworenen
atten die ohnehin erregte Volksmasse bearbeitet, die Besorgnisse ge-
härft, die Empfindlichkeit auf das Höchste gereizt. Als man vernahm,
aß unermeßliche Kriegsschaaren in Sachsen sich sammeln würden, fragte
an bestürzt: wozu ein solches Heer gegen den Herzog von Polen? und
ald galt es als eine ausgemachte Sache, daß das Heer zu anderen
wecken bestimmt sei, als der König vorgebe, daß er im Begriff stehe
en lange gefürchteten Streich gegen die sächsische Freiheit zu führen.
Sachsen stand am Vorabend einer allgemeinen Empörung. Der König
kannte die Verschwörung der Fürsten nicht, aber die Mißstimmung des
Volks konnte ihm nicht entgehen, und fast scheint es, als ob er einen Aus-
bruch derselben weniger gefürchtet als gewünscht habe. War es ihm mit
dem Polenkriege auch Ernst, so konnte das versammelte Heer doch auch
in anderer Weise von ihm benutzt werden, wie er es denn wirklich in der
Folge versuchte. Wie weit die Dinge bereits gediehen waren, inmitten
welcher Gefahren er stand, davon freilich hatte er keine Ahnung.

Lambert von Hersfeld, der die Geschichte dieser Wirren mit er-
greifender Energie darstellt, schildert Heinrich zu jener Zeit lediglich als
inen in niedrige Lüste und nichtige Tändeleien versunkenen Wüstling:
ber die Thatsachen, die er selbst anführt, geben ein anderes Bild,
wie mich dünkt, von dem jungen König. Mit größerem Recht wird
man ihm eine leidenschaftliche Betriebsamkeit als Trägheit und Sorg-
osigkeit vorwerfen können. Und kaum läßt sich verkennen, daß er eine
ehr bestimmte Politik verfolgt, für die er seine Mittel und Werkzeuge
mit großer Absichtlichkeit wählt. Was er will, ist im Grunde nichts
Anderes, als was seine Ahnen wollten und worauf ihn die Natur sei-
ner Stellung hinwies: er will die Selbstständigkeit der Großen brechen,
den Trotz der Stämme beugen, um sie dem Königthum und den allge-

meinen Interessen des Reichs dienstbar zu machen; er will die M
des Reichs und vor Allem die eigene. Er ist eifersüchtig auf d
Macht, voll untilgbaren Mißtrauens gegen Jeden, der sie bedroht. Se
Krone, weiß er, wurde ihm bestritten, ehe er ihren Werth schätzen kon
seit er Mann geworden ist, kennt er ihren Preis und wird sie mit
nem letzten Blutstropfen vertheidigen. Rings sieht er sich von Fein
umgeben, überall geräth er mit neu aufstrebenden Mächten in Kan
und bald wird er inne, daß er neuer Mittel bedarf, um sich in d
sem Kampfe zu behaupten: er umgiebt sich mit Dienern, die nur sei
Willen kennen, mit Kriegern, die ihm zu stätem und unmittelbarst
Dienst verpflichtet sind, er schützt sich durch Waffen und Burgen
eigenen Reiche. Dem Gegner gegenüber ist er nicht wählerisch in sei
Mitteln: der Gewalt stellt er Gewalt, der List List entgegen, und
Treue war vielleicht in einer treulosen Zeit der Tugenden schwerste. M
mag ihn einen Tyrannen nennen, und Vielen seiner Zeitgenossen hat
dafür gegolten: aber er war ein Tyrann, der für sein ererbtes Rec
für Deutschlands Einheit und Deutschlands Macht einstand.

9.

Aufschwung Italiens und des Papstthums.

Während der inneren Wirren in Deutschland hatte sich Italien d
fremden Einfluß mehr und mehr entzogen und Raum zu selbstständig
Entwickelung gefunden. Das Sinken der Kaisermacht hatte in den de
schen Landen zu einer Befreiung der bisher gebundenen aristokratischen G
walten geführt, die sich dann theils im Kampfe gegen die Krone, the
in Reibungen unter einander schwächten und lähmten; die alten Z
stände waren in der Auflösung, aber nirgends hatten sich hier aus
Gährung der Dinge bisher deutlich erkennbare Gestaltungen einer ne
Zeit hervorgerungen. Anders jenseits der Alpen. Auch dort war
alte Zeit zu Grabe gegangen und eine neue hatte begonnen, aber i
Zeichen leuchteten schon hell in die Weite. Bei uns Verfall, dort (
hebung; bei uns Alles in das Ungewisse gestellt, dort Ergebnisse ei
neuen Entwickelung, die sich nimmermehr rückgängig machen ließen. D

mitten dieser Entwickelung stand das Papstthum, welches ebenso sie nach allen Seiten kräftigte, als von ihr gekräftigt wurde.

Wir wissen, wie schon im Jahre 1059 das Papstthum sich an die Spitze einer allgemeinen Erhebung Italiens gegen die kaiserliche Macht stellen wollte. Aber es zeigte sich bald, daß die Tendenzen Hildebrands und seiner Freunde Italien noch viel zu wenig durchdrungen hatten, um die Kräfte der Nation verbinden zu können. Sobald sich die deutsche Macht gegen den Papst rührte, erstanden der Curie selbst in Italien aller Orten erbitterte Gegner und schlossen sich den deutschen Herren jenseits der Berge an. Dem von den Cardinälen erhobenen Alexander setzten die lombardischen Bischöfe und der römische Adel einen Gegenpapst entgegen; ein Religionskrieg entbrannte, in dem es lange zweifelhaft blieb, ob die Cardinäle ihren Papst würden behaupten können. Daß es geschah, verdankten sie weniger dem Glück ihrer Waffen, als einer Revolution am kaiserlichen Hofe. Zwei von König Heinrichs Vormündern berufene Synoden befestigten Alexanders Pontificat und sicherten ihm die Anerkennung des Abendlandes. Erst durch die Unterstützung des deutschen Hofs gelangte der Papst, den Hildebrand erhoben hatte, zur Macht; gerade in Italien selbst wurde ihm am längsten die Obedienz verweigert.

Man mochte in Deutschland erwarten, daß sich die römische Curie nun wieder, wie in früheren Zeiten, den Interessen des deutschen Hofs enger anschließen würde; schon die Klugheit schien dies zu gebieten, so lange die Gegner nicht ganz überwältigt waren. Aber Hildebrand war nicht von fern gewillt auf jene alten Bahnen zurückzulenken, die er mit gutem Bedacht verlassen hatte. Er wollte Rom nicht in eine Abhängigkeit vom deutschen Hofe zurückfallen lassen, bei der sein Ideal von Freiheit und Herrschaft der Kirche sich nimmer verwirklichen ließ. Sobald es möglich war, nahm er die Politik des Jahrs 1059 auf, welche er unwillig genug auf einige Zeit hatte verlassen müssen. Aufs Neue belebte Rom die Pataria in der Lombardei, fester und fester zog es Beatrix und Mathilde an sich, die Normannen Unteritaliens erhielt es in Abhängigkeit als Vasallen und begleitete die glorreichen Siege Robert Guiscards in Apulien und Sicilien mit seinen Rathschlägen und seinen Gebeten. Es ist anziehend, den Gang dieser Dinge näher in das Auge zu fassen

Die Pataria unter Erlembald und das Ende der Kirchenspaltung.

Unter Arialb und Landulf schien die Pataria ihr Ziel erreicht und die Mailändische Kirche für immer Rom unterworfen zu haben. Aber sobald das Schisma ausbrach, trat Erzbischof Wido mit seinem Klerus und seinen großen Vasallen unverhohlen auf die Seite des Gegenpapstes und gab der Pataria dadurch eine neue Berechtigung. Landulf hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet, und Arialb stand zunächst allein auf dem Platze. Seine aufregenden Predigten begannen abermals, hatten aber nicht den früheren Erfolg, bis sich der Erzbischof, der sich zu Mantua den Beschlüssen des Concils gefügt hatte, bald nachher aufs Neue an Cadalus anschloß und der Mailänder Klerus ihm folgte. Zu den Anklagen auf Simonie und Nicolaitismus gesellte Landulf jetzt den Vorwurf der Wortbrüchigkeit, und Jegliches schien ihm erlaubt gegen die eidvergessenen Priester.

Von Anfang an hatte die Pataria ihre Hauptkraft in dem Laienvolk gehabt, aber Arialb gab ihr jetzt auch einen Laien zum Führer. Es war Landulfs Bruder Erlembald, einem der ersten Geschlechter der Stadt entsprossen, ein ritterlicher Mann durch und durch, hochangesehen bei allem Volke. „Laß uns die geknechtete Kirche befreien," sagte Arialb zu ihm, „ich durch das Gesetz Gottes, du durch das Gesetz des Schwertes." Und Erlembald weihte sein Schwert der geknechteten Kirche und dem Willen Roms. Hatte sein Bruder den Mailändischen Klerus mit Ruthen gezüchtigt, so wollte er ihn mit Scorpionen geißeln. Kriegserfahren, wie er war, organisirte er die Pataria als eine bewaffnete Macht, und bald war Mailand von Aufruhr und Straßenkämpfen erfüllt. Ein wunderbarer Mann dieser gegen Simonie und Priesterehe streitende Ritter: vor der Welt tritt er prächtig in Waffen und Kleidern auf, aber im Geheimen hüllt er sich wie ein Eremit in ein härenes Bußhemd. Und ebenso wunderbar die ganze Bewegung der Masse, die in dem Erzbischofe nicht nur ihr geistliches, sondern auch ihr weltliches Oberhaupt bekämpft, die Mailands Freiheiten Roms Geboten zum Opfer bringt und, indem sie für die Forderungen des apostolischen Stuhls eintritt, kecklich sich über den ersten Grundsatz desselben erhebt, daß kirchliche Dinge nicht von Laien zu entscheiden sind.

Noch hatte man zu Rom nicht offen gesprochen. Aber im Anfange des Jahrs 1066 begab sich Erlembald dorthin und setzte sich mit dem

Papst, seinem Landsmann, in innige, mit Hildebrand in die innigste Verbindung. Mit einer Bannbulle gegen den Erzbischof kehrte er heim und zugleich mit einer Fahne, welche ihm der Papst übergeben hatte. Jetzt trat er als der bestellte Vorfechter Roms in Mailand auf und geberdete sich als der Herr der Stadt. Er bezog einen neuen geräumigen Palast, wo er die immer wachsende Zahl seiner Anhänger sammeln, in dessen Höfen und Gärten er ihre Pferde und Maulthiere unterbringen konnte. Schon glaubten er und Arialb Alles den Mailändern bieten zu können und versuchten Aenderungen in dem alten Ritus der Ambrosianischen Kirche. Aber hier war der mailändische Patriotismus doch verwundbarer, als sie meinten. Am Pfingstfest kam es zu einem Aufstande gegen sie. Arialb mußte die Stadt verlassen und wurde bald darauf erschlagen. Auch Erlembald räumte Mailand und hielt eine Zeit lang sich ruhig. Der Erzbischof und die Capitane waren einmal wieder Meister der Stadt.

Bald wandte sich das Blatt. Erlembald warb unter dem Landvolk neuen Anhang. Arialds Tod hatte den Zorn der Patarener nur noch mehr gereizt; schon fing man an ihn als einen Märtyrer der reinen Kirche zu feiern, sein Märtyrerblut steigerte den Fanatismus. Eine zufällige Abwesenheit des Erzbischofs von Mailand benutzte Erlembald, um sich mit seiner Schaar dort festzusetzen, und nach kurzer Zeit war abermals die Stadt ganz in seiner Gewalt. Das alte Spiel mit den Eiden wurde erneuert. Die Geistlichen mußten schwören der Simonie und der Ehe zu entsagen, die Laien den simonistischen Klerus bis auf den Tod zu verfolgen. Und inzwischen hatte die Pataria auch in Cremona und Piacenza die Oberhand gewonnen; dort hatte man alle der Simonie und des Nicolaitismus verdächtigen Priester, hier den Bischof selbst verjagt. Cadalus Sache schien in der Lombardei vernichtet, und nicht durch die Waffen des Königs oder seines Statthalters, sondern durch Volkshaufen, welche Hildebrand durch Erlembald zum Kampfe berufen hatte.

Triumphirend schrieb Papst Alexander gegen Ende des Jahrs 1066, die trüben Wolken seien endlich verscheucht und die Sonne leuchte wieder hell am klaren Himmel. Aber er frohlockte zu früh. Unerwartet brach ein anderes Unwetter über Rom ein, und man fühlte sich dort schutzloser als je. Richard rückte mit seinen Normannen im Frühjahr 1067 in das Gebiet des heiligen Petrus, und wie hätte es anders sein kön-

nen, als daß dieser Angriff auch die Hoffnungen des Gegenpapstes und der lombardischen Bischöfe aufs Neue belebte? In solcher Bedrängniß standen die Cardinäle, daß sie die Romfahrt des deutschen Königs, welche sie bisher um jeden Preis hintertrieben hatten, jetzt sehnlichst verlangten. Als sie unterblieb und Herzog Gottfried mit den Normannen einen schwächlichen Frieden schloß, sahen der Papst und Hildebrand ein, daß man eine versöhnlichere Politik einschlagen müsse, als in den letzten Jahren befolgt war. Während sie selbst sich nach Melfi und Capua zu den Normannen begaben und die Eintracht mit ihnen herstellten, gingen der Bischof Mainard von Silva Candida und der Cardinalpriester Johannes nach Mailand, um den Erzbischof zu begütigen und dem Treiben der Pataria ein Ende zu bereiten. Am 1. August 1067 wurden dort Bestimmungen der Legaten bekannt gemacht, welche Simonie und Priesterehe aufs Neue verurtheilten, zugleich aber alle Eidgenossenschaften und Gewaltthaten gegen die Priester untersagten und die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs in ihrem ganzen Umfange erneuerten. Der Erzbischof wurde vom Bann gelöst und gewann für den Augenblick abermals die allgemeine Anerkennung. Zum zweiten Male hatte die Pataria ihre Dienste geleistet; Erlembald wurde zur Ruhe verwiesen, aber bald genug von Neuem in die Waffen gerufen.

Rom konnte mit den Normannen und dem Erzbischof von Mailand verhandeln, aber nimmer mit dem Gegenpapst selbst. Man weiß, in welche Aufregung es die römische Curie versetzte, als Anno und Herzog Gottfried im Jahre 1068 mit Cadalus in Beziehung traten. So lange er aber, „der alte Drache", nicht völlig vernichtet war, schien man auch Erlembalds in Mailand nicht ganz entbehren zu können. Schon 1068 sehen wir ihn wieder an der Spitze bewaffneter Schaaren und mit Hildebrand in der unmittelbarsten Verbindung. Da verließ der Erzbischof, des langen Haders müde, die Stadt und dachte daran, seinem Amte ganz zu entsagen. Erlembald mußte davon unterrichtet sein, denn er suchte persönlich Verhaltungsbefehle in Rom nach, und Hildebrand belehrte ihn, nur durch eine kanonische Wahl seien die Mailänder Wirren beizulegen, eine kanonische Wahl aber sei eine solche, welche der Klerus und das Volk unter Roms Zustimmung vornähmen, die bisher übliche königliche Investitur sei gegen die Vorschriften der Kirche. Wie Hildebrand einst die Einsetzung des römischen Bischofs dem König bestritten hatte, so bestritt er ihm jetzt auch das Recht über den Stuhl

des heiligen Ambrosius zu verfügen. Kaum war Erlembald mit den Weisungen des Cardinals nach Mailand zurückgekehrt, so stiftete er eine neue Eidgenossenschaft zur Durchführung einer kanonischen Wahl. Die Pataria hatte in dem Kampf gegen die königliche Investitur eine neue Aufgabe gewonnen, und sofort sollte sich zeigen, was sie vermöchte.

Wido hatte inzwischen einen Subdiakon, Gottfried mit Namen, der aus einer vornehmen Familie entsprossen war und sein besonderes Vertrauen genoß, an den König geschickt und zu seinem Nachfolger empfohlen. Ohne Bedenken hatte ihm der König die Investitur ertheilt, obwohl Klerus und Volk von Mailand in keiner Weise befragt waren. Dieses Verfahren verletzte den Mailänder Stolz so tief, daß Gottfried nach seiner Rückkehr nirgends Anerkennung als bei seiner eigenen Sippschaft und den Simonisten fand und Wido selbst alsbald seine Unbesonnenheit gereute. Er behauptete von Gottfried überlistet zu sein, verständigte sich mit Erlembald, nahm seine Würde wieder an und kehrte nach Mailand zurück, wo man den wetterwendischen Mann, um seiner sicher zu sein, in einem Kloster so gut wie gefangen hielt. Auch Rom sprach über Gottfried als einen Eindringling den Bann aus. Der Erwählte des Königs mußte in kurzer Frist Mailand verlassen und sich endlich nach seiner Stammburg Castiglione zurückziehen.

Die Mailänder wollten auch hier Gottfried nicht Ruhe gönnen. Das städtische Heer zog aus, an seiner Spitze Erlembald, und umschloß die auf steiler Höhe belegene Burg. Noch lagen die Mailänder hier, als in der Fastenzeit 1071 ein furchtbarer Brand in ihrer Stadt ausbrach, der Viele von ihnen zur Heimkehr nöthigte. Erlembald blieb vor Castiglione liegen, aber Gottfried brachte nun dessen geschwächtem Heere eine Niederlage bei und durchzog dann verheerend die Umgegend. Die Belagerung von Castiglione mußte zuletzt aufgegeben werden, und mit dem Rest des städtischen Heers kehrte Erlembald heim. Gerade damals starb Erzbischof Wido zu Berguli*) (23. August 1071), nachdem ihm seit dem Brande die volle Freiheit zurückgegeben war. Die Frage, ob man jetzt Gottfried als Erzbischof anerkennen oder eine neue Wahl treffen solle, fing die gesammte Bürgerschaft zu beschäftigen an.

Einmüthig beschloß man und beschwor es, Gottfrieds Ernennung sei ungültig und eine neue Wahl zu treffen, die Wahl aber auf die

*) An der Stelle, wo später Alessandria gebaut wurde.

Domherren der Mailänder Kirche zu beschränken. Hierin einig, theilten sich die Meinungen nur darüber, ob man für die Wahl die Zustimmung des Papstes oder des Königs einzuholen habe. Unermüdlich war jetzt Erlembald thätig. Bald unterhandelte er mit dem Volk, bald mit der Geistlichkeit, um eine kanonische Wahl im Sinne Hildebrands durchzusetzen; namentlich suchte er auf die Masse des Landvolks zu wirken. Aber die angesehensten Männer in Mailand hielten doch an dem bisherigen Verfahren fest und wollten die Investitur des Königs aufrecht erhalten. So verging fast ein halbes Jahr, ohne daß es zu einer Wahl kam.

Endlich traute sich Erlembald Kraft genug zu, eine kanonische Wahl nach den Absichten Roms durchzuführen. Der Cardinal Bernhard erschien in Mailand, und in seiner Gegenwart sollte am 6. Januar 107 die Wahl gehalten werden. Erlembald hatte zusammengebracht, worüber er gebieten konnte: Aebte, Mönche, einige Kleriker nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus Cremona und Piacenza, die bunte Masse der Patarener, namentlich zahlreiches Volk vom Lande. Diese mehr vielköpfige als stattliche Versammlung wählte einen jungen Menschen, Atto mit Namen, der erst die niederen Weihen besaß, nicht zu den Domherren gehörte und ohne sonderliches Ansehen war. Die Wahl war gegen das allgemein und auch von Erlembald selbst beschworene Abkommen und rief sofort einen Aufstand in der Stadt hervor. Als sich der Neuerwählte nach dem erzbischöflichen Palast begab und zum Festmahl niedersetzte, wurde er von einer Schaar wüthender Bürger überfallen und auf das Schlimmste mißhandelt. Man schleppte ihn nach der Marienkirche; hier stand er zitternd und zagend am Altare. Das Volk rief ihm zu, er solle das Lesepult besteigen; er that es und entsagte bebend für ewige Zeiten der erzbischöflichen Würde. Der römische Cardinal, dem man die Kleider vom Leibe gerissen hatte, kam kaum mit dem Leben davon.

Erlembalds Bestrebungen in Bezug auf die Wahl waren gescheitert, aber er selbst behauptete sich mit Gewalt in der Stadt, und seine Macht war, da man kein anerkanntes Oberhaupt hatte, fast die einzige daselbst, die sich Geltung verschaffen konnte. Rom ließ ihn nicht in Stich. Kaum hörten der Papst und Hildebrand die Vorgänge bei der Wahl, so erklärten sie Attos Entsagung für erzwungen und nichtig, die Wahl selbst aber für gültig; der Papst wandte sich sogar an König Heinrich

mit der Bitte, Gottfried aufzugeben. Aber Hildebrand sah wohl ein, daß auf eine solche Nachgiebigkeit des Königs nicht zu rechnen war, und auf alle Weise unterstützte er Erlembald. Aus dem römischen Schatz flossen reiche Geldströme in Erlembalds Kasse, sein Anhang wuchs von einem Tage zum anderen, die Capitane wagten keinen Widerstand mehr: die Geistlichkeit beherrschte er „wie ein Papst", die Masse des Volks wie ein König. „Durch Gold, Eisen und Eide," sagt ein mailändischer Chronist, hatte er die Stadt unterworfen und waltete nun über sie wie ein Tyrann; nur einen Befehl erkannte er über sich, das Wort von dem Stuhle Petri. Was auch Attos Schicksal sein mochte, Erlembalds Gewalt schien davon kaum noch berührt zu werden.

Und schon hatte die Pataria auch in Piacenza und Cremona dem bischöflichen Regiment ein Ziel gesetzt. Die bewaffneten Bürgerschaften standen hier in der Gewalt, wie Erlembald in Mailand, und hatten sich Rom in gleicher Weise angeschlossen. Von entscheidender Wichtigkeit war, daß im Anfange des Jahrs 1072 der Gegenpapst starb. Nicht nur daß durch seinen Tod die Kirchenspaltung aufhörte, auch in Parma traten nun andere Zustände ein. Nie war hier die Pataria aufgekommen, vielmehr hatten alle ihre Gegner hier stets eine Zufluchtsstätte gefunden; die Stadt war königlich gesinnt, und der König konnte auch jetzt frei über das erledigte Bisthum verfügen. An den Hof eilte jener Wibert, der als Kanzler der Kaiserin einst so viel zur Kirchenspaltung beigetragen hatte; Alles bot er auf, um das Bisthum in seiner Vaterstadt zu erlangen, und sein Geschlecht, sein Reichthum und seine Weltkenntniß standen dafür ein, daß er in glänzender Weise die Stellung ausgefüllt haben würde. Aber seine Landsleute waren gegen ihn — gerade seine Macht in der Stadt scheinen sie gefürchtet zu haben — und nicht minder gewiß Anno, der ahnen mochte, daß in diesem Wibert mehr als ein Cadalus stecke. Anno lenkte die Wahl des Königs auf einen Kölner Geistlichen, mit Namen Eberhard. Ein Mann von Annos Wahl konnte kein Gegner der kirchlichen Reform sein, und auch die Bürger von Parma hatten nicht zu befürchten, daß ein deutscher Bischof jetzt die Zügel des Regiments allzu straff anziehen würde.

Wibert erhielt eine andere Stellung. Unmittelbar nach Cadalus war auch Erzbischof Heinrich von Ravenna, sein letzter und treuester Anhänger, gestorben, und die Ravennaten hatten Ring und Stab dem Könige übersendet. Es geschah gerade damals, als die Kaiserin zu

Worms bei ihrem Sohne verweilte, und welche Wandlungen auch ihrem Gemüth vorgegangen sein mochten, Wibert wußte sie für sich gewinnen. Sie verwandte sich für ihren alten Günstling, der so Erzbisthum von Ravenna erhielt. Mit großer Pracht hielt Wibert Einzug in seine Residenz, mit nicht geringem Selbstbewußtsein trat sein Amt an: aber nicht von fern war er damals gewillt, in ein Kampf mit Hildebrand zu treten, mit dem er sich zu jener Zeit gut verstan Als er sich zur Fastenzeit 1073 zur Weihe nach Rom begab, ertheilte ihm der Papst nur auf die ausdrückliche und dringende Verwendung allgewaltigen Cardinal-Archidiakonen. Es war auch damals, daß er d römischen Papst und seinen von den rechtgläubigen Cardinälen erwä ten Nachfolgern einen Treueeid leistete, bindender als je einer sei Vorgänger. Seit dem Tage von Basel hatten sich doch auch seine sichten gewaltig geändert.

Das war das Ende der zehnjährigen Kirchenspaltung; so bedroh in ihren Anfängen, so gewinnreich in ihrem Verlauf und Ausgang das reformirte Papstthum. Die bischöfliche Macht in den lombardisc Städten war erschüttert und ließ sich nie wieder in alter Weise her len, mit ihr war das Ansehen des Königs geschwunden. Die Bür schaften gewannen allmählich das Regiment und vergaßen nicht, daß Rom von dem Joche der Bischöfe und der Capitane befreit hatte. Feindschaft von Jahrhunderten lag zwischen den Lombarden und Ro in der kirchlichen Bewegung der Zeit und der Abneigung der Italie gegen die deutsche Herrschaft fand Hildebrand die Mittel, Roms Gebo auch am Po Ansehen zu gewinnen.

Die Markgräfinnen Adelheid und Mathilde.

Die großen Exemtionen, welche die Ottonen und ihre Nachfol den lombardischen Bischöfen ertheilt hatten, waren der Entwickelung fürstlichen Macht hinderlich gewesen. Geschlossene Reichsfürstenthüm wie sie in den Herzogthümern und Markgrafschaften Deutschlands vorhanden waren, kannte man in der Lombardei nicht mehr, sondern Markgrafen, wie man die hochfürstlichen Herren nannte, vereinigten sprengte Reste alter Reichslehen mit einer Menge von Kirchenlehen weitzerstreuten, allmählich gewonnenen Allodialgütern zu einem Te torialbesitz, dessen Entstehung mehr aus den Schicksalen der einzel

Familien als aus der Geschichte des Reichs zu erklären war. Schwer genug fiel es oft zu unterscheiden, was von ihren Besitzungen ursprünglich Reichslehen gewesen war, zumal die Kaiser nicht selten erwiesene Dienste durch die Verwandlung der Lehen in Eigenthum belohnt hatten. Nicht zu verwundern war es deshalb, wenn man sich gewöhnte auch die Reichslehen als Familiengut anzusehen und gleich diesem zu behandeln. Wir sehen die Fürstenthümer vielfachen Theilungen unterworfen und den markgräflichen Titel auf alle Theilenden übergehen; wir finden die Markgrafschaften in den Händen von Frauen, die sie nicht nur in Stellvertretung ihrer Männer oder unmündigen Kinder verwalteten, sondern in selbsteigener Gewalt, selbst wenn sie lehnsfähige Söhne besaßen. So wurden die großen Reichslehen im nördlichen Italien, obschon an sich geringfügiger als in Deutschland, doch noch mehr der Krone entfremdet, zumal bei einem mehr als zwanzigjährigen Interregnum, wie es für Italien nach dem Tode Heinrichs III. eintrat.

In den Gegenden um den oberen Po hatten sich zwei Geschlechter zu namhafter Macht erhoben. Das eine waren die Nachkommen Alerams, den einst Otto der Große begünstigt hatte. Die Besitzungen des Hauses erstreckten sich von der Meeresküste bei Savona über die Seealpen längst beider Seiten des Tanaro bis zum Po hin, waren aber früh unter zwei Linien getheilt. Die eine von ihnen, deren Gebiet im Wesentlichen rechts vom Tanaro lag, nannten sich schon damals die Markgrafen von Montferrat; die andere beherrschte die Länder auf der linken Seite des genannten Flusses, die später die Mark von Saluzzo hießen. Die Markgrafen sorgten für die Erweiterung ihres Gebiets, griffen aber in die Geschichte jener Zeit nicht tiefer ein.

Um so bemerklicher machte sich das andere Geschlecht jener Gegend durch eine Frau starken Geistes. Es war die Markgräfin Adelheid von Susa, die Schwiegermutter des Königs. Ihr Haus, dessen Hauptsitz Turin war, hatte mit König Arduin in naher Verwandtschaft gestanden, war aber erst durch dessen Sturz zu größerer Bedeutung gekommen. Ihr Vater Maginfred oder Manfred beherrschte bereits ein Gebiet, welches sich von der Höhe der Alpen bis zur Dora Baltea und dem Po erstreckte; gegen Kaiser Konrad II. hatte er sich wie die anderen Großen Italiens erhoben, aber besiegt sich ihm in Treue ergeben. Er starb ohne Söhne im Jahre 1035, und seine Wittwe Bertha, dem Geschlechte der Este entsprossen, schloß den engsten Bund mit dem Kaiser-

hause. Sie vermählte ihre Tochter Adelheid dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Stiefsohn Kaiser Konrads, dem damit auch die Mark Susa zufiel. Seit der Gewinnung Burgunds hatte die Mark, das Verbindungsglied zweier von unseren Kaisern beherrschten Reiche, einen kaum zu berechnenden Werth gewonnen, und Berthas Ergebenheit konnte Konrad nicht hoch genug anschlagen. Es verdient erinnert zu werden, daß sie auch ihre andere Tochter an einen deutschen Fürsten, Otto von Schweinfurt, vermählte und daß sie es war, welche Konrad einst aus der größten Gefahr befreite *). Nur wenige Jahre nach ihrem Gemahl scheint Bertha gestorben zu sein. Auch Herzog Hermann starb jung (1038), und Adelheid übernahm nun selbst die Regierung der von ihrem Vater hinterlassenen Länder. Sie vermählte sich bald darauf in zweiter Ehe mit einem Grafen Wilhelm, aber auch diese Ehe war kurz und kinderlos, wie die erste. Erst ihrem dritten Gemahl gebar sie mehrere Söhne und Töchter: es war Odo, der Sohn Humberts aus dem Geschlecht der Grafen von Savoyen, Herr der Grafschaften Maurienne und Tarantaise. Für die Geschichte des Geschlechts wurde es von der größten Bedeutung, daß Adelheid nach Odos Tode (1060) die burgundischen Besitzungen desselben zu behaupten wußte und so die Länder auf beiden Seiten der Alpen in eine dauernde Verbindung brachte.

Weit und breit kannte man die Markgräfin von Susa als eine Frau von eben so großer Entschlossenheit als Klugheit. „Männliche Kraft,“ sagt Petrus Damiani, „wohnt hier in der Brust des Weibes“, und er vergleicht sie, die ohne männliche Beihülfe die ganze Last des Königthums trägt, mit der Deborah, welche als Richterin unter den Söhnen Israels thronte. Nicht unverdiente Lobsprüche spendet er ihr, obwohl das Herrschen ihr nicht eine Last, sondern Bedürfniß war: selbst als ihre Söhne Peter und Amadeus heranwuchsen, überließ sie ihnen nicht die Regierung, sondern gebrauchte sie nur als Gehülfen. Und sie verstand die Kunst des Herrschens in seltener Weise: in ihrem Lande wohnte Ordnung, galt das Recht; Fructuaria und andere Klöster befanden sich vortrefflich unter ihrem Schutze. Sie war habgierig und hart, deshalb wohl nicht geliebt, aber geachtet und gefürchtet von Jedermann. Mit den Städtern stand sie niemals in gutem Vernehmen und ergrif

*) Vergl. Bd. II. S. 321.

mehr als ein Mal gegen sie die Waffen. Mit den Bürgern von Asti führte sie einen langandauernden Krieg; im Jahre 1070 brachte sie die Stadt in ihre Gewalt und zerstörte sie. Kurz vorher (1069) hatte sie auch Lodi belagert und zum großen Theil in einen Schutthaufen verwandelt. Ihre Nachbarn führten, wie man sieht, eben kein leichtes Dasein.

Ihr ganzes Leben wies Adelheid auf die deutsche Seite hin. Sie hatte ihre Tochter Bertha dem König, ihre zweite Tochter Adelheid an Rudolf von Schwaben vermählt, und die mannigfachsten Beziehungen knüpften sie an die deutsche Herrschaft. Und doch würde man irren, wenn man sie für eine Widersacherin der Bestrebungen hielte, die von Rom damals ausgingen. Die kirchliche Richtung der Zeit hatte doch auch sie ergriffen. Sie machte sich viele Sorge um ihr Seelenheil, weil sie mit drei Männern in der Ehe gelebt, in guten Werken suchte sie ihre Sünden abzubüßen und war überaus mildthätig gegen fromme Stiftungen. Von Freiheit des Klerus war in ihrem Lande wohl nicht die Rede, aber sie hörte auf die Erinnerungen des Petrus Damiani, Simonie und Priesterehe abzuschaffen. Die Partei des Cadalus, obwohl sie ihren Beistand in Anspruch nahm, hat sie nicht unterstützt, und Hildebrand wußte recht wohl, weshalb er sie die theuerste Tochter des heiligen Petrus nannte. So stand sie in achtunggebietender Stellung inmitten der widerstrebenden Richtungen ihrer Mitwelt, von allen berührt, von keiner fortgerissen, zu aller Zeit nur durch das Interesse ihres Landes und ihres Hauses bestimmt.

Eine ganz andere Hingabe fand das Papstthum an zwei anderen Fürstinnen des norditalienischen Landes, deren Macht sich weithin nicht allein über die Gegenden am Serchio und unteren Po erstreckte, sondern auch fast ganz Mittelitalien umspannt hielt. Man weiß, wie die Gewalt des Hauses Canossa lawinenartig angewachsen und in die Hand der lothringischen Beatrix und ihrer Tochter Mathilde gekommen war; ehe Robert Guiscard seine Eroberungen vollendet hatte, stand sie in Italien ohne Gleichen da. Am Golf von Genua, in Tuscien, am unteren Po — fast überall berührten sich die Besitzungen dieses Hauses mit den Ländern des Geschlechts von Este, die damals Albert Azzo II. vereinigt hatte. Auch er war ein reicher und mächtiger Fürst, aber keinen größeren Gegensatz gab es, als den zwischen ihm und diesen Frauen. Ihre Brust war ganz von den großen Streitfragen zwischen Staat und

Kirche bewegt; das Wohl und Wehe der römischen Curie und des deu
schen Reichs wurde so zu sagen an ihrem Hofe entschieden, währe
Albert Azzo weder der Unabhängigkeit Italiens gedachte, noch ihn
kirchliche Fanatismus beunruhigte, der die Lombardei durchtobte. J
bekümmerte nur, wie er in der Stille seinen Söhnen neue Fürste
thümer erwerben könnte. Es gelang ihm, wie wir wissen, für seine
ältesten Sohn Welf nicht allein den reichen Besitz der Welfen in Schwa
ben und Baiern, sondern auch das Herzogthum Baiern zu gewinne
Seinem zweiten Sohn Hugo hoffte er mit der Grafschaft Maine i
Frankreich ein gleiches Glück zu sichern, um dann die italienischen Be
sitzungen ungetheilt dem dritten Sohn zu hinterlassen, doch fand er hi
in Wilhelm von der Normandie einen Widersacher, dem er nicht g
wachsen war. So beschäftigten ihn unablässig die Sorgen um sei
Nachkommenschaft, während seine mächtigeren Nachbarinnen sich geflissen
lich dem Ehebett und dem Familienleben entzogen und ihr großes Er
dem Stuhl Petri zu hinterlassen gedachten.

Beatrix war eine deutsche Fürstin von Geburt, dem kaiserlic
Hause nahe verwandt und als Pflegeschwester Heinrichs III. erzog
sie hatte sich in zweiter Ehe einem deutschen Herzog vermählt, und
großer Theil ihrer Güter lag in den deutschen Marken. Die mann
fachsten Bande ketteten sie an ihre Heimath und das Kaiserhaus, al
viel stärker war dennoch der Bann, den Hildebrand und seine Geiste
genossen über sie übten. Jeden Schritt, den seit der Zeit Stephans X
ihres Schwagers, das reformirte Papstthum gethan, hatte sie be
gleitet, und mit jedem dieser Schritte hatten ihr Interesse und das de
römischen Curie sich enger verflochten. Nicolaus II. und Alexander I
hatten als Bischöfe von Florenz und Lucca ihr nahe gestanden, ehe si
den päpstlichen Stuhl bestiegen, und blieben immer mit ihr in den un
mittelbarsten Beziehungen; beide haben auch als Päpste in ihren tusc
schen Bisthümern fast mehr residirt als in Rom, und Hildebrand herrsch
am Hofe der Beatrix so gut, wie in dem Collegium der römischen Ca
dinäle. Mochte Herzog Gottfrieds Stellung zu dem Papstthum oft ei
unklare sein, Beatrix hielt unverwandt zu der Sache, die sie einmal m
ganzer Seele ergriffen hatte. Sie war nicht ohne Herrschsucht, doch au
nicht ohne Herrschergaben. Oft saß sie selbst zu Gericht, bald mit ihre
Gemahl, bald ihn vertretend. Ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Umsic
werden gerühmt. Sicherheit und Ordnung herrschten in ihren Lande

Was sie aber an Macht besaß, stand vor Allem in Hildebrands Dienste. Wohl Niemand hat Cadalus mehr Hindernisse bereitet als sie, mit Erlembald und den Patarenern hielt sie zusammen, die simonistischen und beweibten Priester verfolgte sie mit allem Eifer. Mit den strengen Mönchen von Vallombrosa war sie vertraut; sie waren es, die den milden und gutmüthigen Bischof von Florenz im Jahre 1067 der Simonie anklagten, und einer von ihnen, Petrus mit Namen, ging durch flammende Holzstöße, um die Schuld des Bischofs zu erhärten. Unter Beatrix Augen geschah es, daß der Bischof zu Rom mit dem Banne belegt und genöthigt wurde seinem Amte zu entsagen; jener wunderthätige Mönch wurde später Cardinal und Bischof zu Ostia. Beatrix war stolz auf ihre Ahnen, deren Reihe sie bis auf Karl den Großen zurückführte, doch predigte Petrus Damiani ihr nicht umsonst den Preis der Demuth. Und selbst er war über ihr Gelübde erstaunt, in der zweiten Ehe wie eine Nonne zu leben und dem Segen weiterer Nachkommenschaft freiwillig zu entsagen. Mit ihrem Reichthum zeigte sich Beatrix freigebig gegen die Kirchen; sie gab in dem Sinne des Petrus, der ihr sagte: „Gieb die Erde und nimm den Himmel!"

Seit Gottfrieds Tode theilte Beatrix die Herrschaft mit ihrer Tochter Mathilde, die nun in den Jahren voller Blüthe stand. Was der Haß ihrer Feinde auch ersonnen und die Leichtgläubigkeit oder die Frivolität Späterer nachgesprochen hat, das Herz dieses jungen Weibes war nicht von der Wollust entzündet und scheint selbst für alle Freuden irdischer Liebe unempfänglich gewesen zu sein. Ihre Ehe mit dem jüngeren Gottfried war, wenn nicht Alles trügt, eben so eine Scheinehe, wie eine zweite Heirath, welche sie in späteren Jahren schloß. Sie, gleichwie einst ihre Mutter, bedurfte eines Mannes, der ihre den vielfachsten Angriffen ausgesetzten Besitzungen diesseit und jenseit der Alpen zu schützen wußte: das verlangte sie von ihrem Gemahl und kaum mehr. Und doch beseelte der höchste Enthusiasmus, der je einen weiblichen Busen schwellen machte, diese junge Fürstin — aber dieser ganze Enthusiasmus wandte sich Hildebrands Idealen zu. Seine Gedanken waren die ihren, sein Wille der ihre; gegen Niemand schüttete er freier sein Herz aus, und vielleicht Niemand hatte den weiten Umfang seiner Pläne, die ganze Consequenz seines Systems besser erfaßt als sie. Wenn sein Werk mit ihm nicht unterging, so dankt die römische Kirche es vor Allem Mathilden, und Urban VIII. hat mit gutem Recht ihr in St.

Peter zu Rom ein Grabmal unter den Gräbern der Päpste errichtet und sie auf demselben „die Vorfechterin des apostolischen Stuhls" genannt.

Wie Adelheid von Susa war Mathilde ein Weib männlichen Sinns; auch sie wird der Deborah verglichen. Sie erschien wohl freundlich und milde, ihre Züge ähnelten den zarten Zügen der Mutter: aber die braune Gesichtsfarbe und die hohe Statur erinnerten an ihren Vater. Sie führte selbst ihre Mannen, schwang selbst das Schwert; zuerst als ein zwanzigjähriges Mädchen im Jahre 1067, als Richard von Capua Rom angriff. Ihr Auftreten war imponirend und Achtung erzwingend; sie führte den Titel einer Herzogin und Markgräfin und liebte allen Glanz des Fürstenthums um sich zu verbreiten. Das Volk nannte sie „die große Gräfin", aber sie selbst pflegte sich zu unterzeichnen: „Mathilde, durch Gottes Gnaden, wenn sie etwas ist." Und Alles, was sie war, stellte sie in den Dienst der Kirche und des apostolischen Stuhls. Sie war erwachsen mit den unaufhaltsamen Fortschritten der kirchlichen Ideen, mit dem Wachsthum des Papstthums. Mit der Theologie war sie vertraut — ein Mönch, der sie kannte, nennt sie in der Litteratur bewanderter als ein Bischof — und sie folgte der strengsten Richtung. Der Glaube an Wunder beherrschte sie ganz; sie war glücklich, wenn sie sich von ihnen umgeben wähnte. Religiöse Erregungen, ascetische Uebungen waren ihrem Herzen Bedürfniß. Hildebrand schrieb ihr wenig später einmal, er würde ihr rathen eine Einsiedelei aufzusuchen, wenn sie nicht für den Dienst der Kirche unentbehrlich wäre; täglich rieth er ihr das Abendmahl zu nehmen und zu der heiligen Jungfrau zu flehen. Aber sie war doch etwas anders, als eine theologisirende Betschwester. Nicht nur die kirchlichen, sondern auch die politischen Tendenzen Hildebrands hatte sie in sich aufgenommen, und gerade für diese hat sie am meisten gewirkt und gelebt. Sie fühlte sich trotz ihrer deutschen Mutter und ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserhause ganz als Italienerin und bestritt die deutsche Herrschaft in Italien mit mehr als männlicher Hartnäckigkeit; sie kämpfte zugleich gegen die Weltmacht des Kaisers, um die Weltmacht des Papstes zu gründen. Fast funfzig Jahre hat sie jedem Angriff auf Hildebrands Werk die Spitze geboten; rücksichtsloser als ihr Vater und Stiefvater ist sie, ein Weib, gegen das Kaiserthum in die Schranken getreten.

Die Triumphe Robert Guiscards und die Eroberung Siciliens.

Geistige Bande waren es, welche Erlembald und Mathilde an Rom üpften: die normannischen Fürsten Unteritaliens sahen sich auch durch n äußeres Band der Abhängigkeit an den Statthalter Petri gebunden. ichard von Capua und Robert Guiscard waren in gleicher Weise des apstes Vasallen. Und doch ist ihr Verhältniß zu Rom vielfach der Curie hwerste Sorge gewesen.

Man könnte nicht sagen, daß sie sich gerade als ungehorsame Söhne :r Kirche gezeigt hätten, vielmehr legten sie ihre Devotion recht ge- iffentlich an den Tag. Nirgends fanden die Verordnungen Roms gegen riesterehe und Simonie leichteren Eingang als in ihren Landen; ihre ischöfe schickten sie gern zu den Synoden nach Rom; glanzvoll empfin- en sie den Papst, wenn er nach dem Süden kam; die Kirchen und löster hatten bei ihnen die größten Ehren, und reichlich machten sie ut, was sie in früheren Zeiten gefehlt. Wie dankbar empfing man Robert von Capua, wenn er die Höhe von Monte Cassino bestieg; keinen ertrauteren Freund hatte er als Abt Desiderius, den Freund Hilde- rands und des Papstes. Und Robert Guiscard begann nicht allein ie schlimmen Streiche seiner Jugend zu bereuen, sondern auch Ge- wissensbisse über seine Ehe mit einer Verwandten zu empfinden: er entließ Alberada *) und freite um eine Schwester Gisulfs von Salerno.

Aber diese normannischen Fürsten waren doch noch habgieriger als vot. Auch war die Ausbreitung ihrer Eroberungen fast eine Noth- vendigkeit, um die kriegerischen Vasallen zu beschäftigen und zu belohnen, ie schon mit eifersüchtigen Augen auf die ihnen über den Kopf ge- vachsene Macht des Fürsten von Capua und des Herzogs von Apulien ahen. Weder die Besitzungen der römischen Kirche konnten da ängst- ich geschont werden, noch die Rechte der Fürsten von Salerno und Benevent, die immer aufs Neue den Schutz des römischen Bischofs an- ufen mußten. Wuchs die normannische Macht noch höher, so fürchtete Hildebrand mit Recht, ihr nicht mehr gebieten zu können, und nahm sich

*) Alberada hat Robert lange überlebt, sie war in zweiter Ehe mit einem nor- mannischen Großen, Roger mit Namen, vermählt, und wird als Herrin von Colobraso und Policoro noch in einer Urkunde vom Jahre 1122 erwähnt. Mehrere Klöster Unteritaliens preisen sie als ihre Wohlthäterin.

deshalb der langobardischen Fürstenthümer mit aller Entschiedenheit a
ja er scheute sich nicht aufsässige Vasallen Richards von Capua in
Dienste der römischen Curie zu ziehen. Gisulf von Salerno war
Fürst von der schlimmsten Gemüthsart, von einer Treulosigkeit o
Gleichen, welche sich kaum durch die außerordentlichen Gefahren sein
Lage entschuldigen ließ: dennoch trat Hildebrand mit dem listenreich
Mann in ein so vertrautes Verhältniß, daß dadurch seine Freundscha
mit Abt Desiderius und den Mönchen von Monte Cassino bedenkli
gelockert wurde.

Ueberall sah sich Richard bald von dem Widerstande der römisch
Curie umgeben; sogar sein rebellischer Schwiegersohn, Wilhelm Mostarol
wurde Vasall des Papstes. Die Pläne auf Salerno mußte Richard so au
geben; in Capua selbst wurde er von einem Aufstande seiner Mannen b
droht. Wir haben gesehen, wie er endlich die ihn hemmenden Schra
ken durchbrechen wollte und im Jahre 1067 Rom mit Waffengew
angriff. Damals bequemte sich der Papst zu einem gütlichen Abko
men, aber bald brach der Unfriede aufs Neue aus. Abermals erh
sich Wilhelm Mostarola und nahm Aquino und andere Burgen v
Papste zu Lehen; ein neuer Aufstand der Vasallen bedrohte Rich
von allen Seiten, und er stand in solcher Bedrängniß, daß er R
bert Guiscard mit schwerem Herzen um Beistand bat. Robert ve
sprach Hülfe, weil er das fremde Beispiel auch für seine Vasallen z
fürchten hatte. Zu Richards Glück starb im entscheidenden Augenbli
Wilhelm zu Rom am Fieber (1071), und der Aufstand verlor sei
Haupt. Aber doch hatte Richard noch manchen Strauß zu bestehen
ehe er des nördlichen Campaniens wieder Herr wurde; selbst mit seinem
Sohn Jordan und seinem Bruder Rainulf gerieth er deshalb in Zer-
würfniß. Wie viel Mühe kostete es ihm, ehe er sich des kleinen Aquino
bemächtigen konnte, welches er dann seinem Sohn überließ. Er sah ein,
daß er um jeden Preis sich die Geneigtheit des Papstes gewinnen müsse,
und im Jahre 1072 stand er wieder mit der Curie in Freundschaft; das
Aufgeben seiner Hoffnungen war die Bedingung derselben.

Ein freieres und unbehinderteres Feld kriegerischer Thätigkeit sa
Robert Guiscard vor sich; überdies war er nicht der Mann, seine
Kampfesmuth von priesterlichen Händen zügeln zu lassen. Salerno be
hielt er im Auge und faßte durch die ertrotzte Ehe mit Sigelgaita, G
sulfs Schwester, festen Fuß in dem Fürstenthum. Salerno mochte no

auf unbestimmte Zeit bestehen, aber fiel es, sollte es nur in seine Hände fallen. Und Salerno war nicht der einzige Vortheil, den ihm diese Ehe verhieß; der höhere Gewinn war die Fürstin selbst, ein heldenmüthiges Weib, in der noch einmal der Langobardenname vor seinem Erlöschen im Süden zu Ehren kam. Selten sind Gatten so einer des anderen würdig gewesen, wie Robert und Sigelgaita. „Drei Tugenden" — sagt Amatus von Monte Cassino — „pries man an ihm und drei an seiner Gemahlin. Unter den Reichen war er der reichste, unter den Frommen der frommste, unter den Rittern der ritterlichste, und seine Dame war vornehm von Geblüt, schön von Gestalt, und verständigen Sinnes." An Roberts bewunderten Thaten hat Sigelgaita keinen geringen Antheil.

Mit Calabrien, Apulien und Sicilien war Robert vom Papste belehnt: zum Kampf gegen Griechen und Sarazenen war er damit aufgerufen. Nie hatte man vergeblich ihn zu den Waffen gefordert, und am liebsten ergriff er sie jetzt, wo es den Kampf gegen die Ungläubigen galt. Zur Seite standen ihm sein älterer Halbbruder Goffred Ridell und der junge Roger, dessen Verwegenheit eher eines Zügels als des Sporns bedurfte. Kaum war mit der Eroberung von Reggio und Squillace die Unterwerfung Calabriens vollendet, kaum war in Apulien das feste Troja in seine Hände gefallen (1060), so ging er damit um seine Waffen über die Meerenge zu tragen, und das Glück kam ihm zu Hülfe. Ein verjagter Emir Siciliens wandte sich schutzflehend an ihn und erbot sich ihm die Bahn des Siegs zu öffnen.

Kurze Zeit nach jenem vereinten Angriff des Morgen- und Abendlandes auf die arabische Macht, der zuerst die Normannen nach Sicilien geführt hatte *), war Abdallah, der Sohn des Zeiriden Moezz-ibn-Badîs, aus der Insel geflohen und hatte sie in der äußersten Verwirrung zurückgelassen (1040). Man wählte einen Bruder des ermordeten Akhal zum Emir; er hieß Hasan und führte den stolzen Beinamen Simsâm-ed-Dawla, d. h. Schwert des Reichs. Aber seine Thaten entsprachen dem Namen nicht: weder die äußeren Feinde wußte er abzuwehren, noch den Aufruhr im Inneren zu bändigen. Ueberall stand das Volk auf, und Volksführer erhoben sich in den einzelnen Städten als Tyrannen. Keiner unter ihnen gewann eine größere Bedeutung, als der Kâid Ali-ibn-

*) Bd. II. S. 325—331.

Ni'ma, mit Beinamen Ibn-Hawwâsci, d. h. Sohn des Demagogen; er b
herrschte von Castro Giovanni in der Mitte der Insel aus ein weites G
biet, zu dem auch Girgenti und Castronovo gehörten; sein Schwager wa
der Kâid von Catania Ibn-Meklâti. Der Sammelplatz der arabisch
Aristokratie war dagegen Palermo: aus ihr erhob sich hier Mohammed-ib
Ibrahim-ibn-Thimna als Gegner jener Tyrannen und verjagte Ibn-M
klâti, dessen Stadt und Weib er sich aneignete. Vielleicht entstamm
er der Dynastie der Kelbiten, die seit geraumer Zeit über Sicilien ge
herrscht hatte; jedenfalls trat er auf, als gebühre ihm als Emir d
Herrschaft über die ganze Insel. Bald gerieth er deshalb mit Ibn
Hawwâsci in Streit, zu dem nach den Berichten der Araber die schlimm
Behandlung der Schwester des Herrn von Castro Giovanni die nächs
Veranlassung bot. Im Kampf gegen ihn zog Ibn-Thimna den Kür
ren; Alles verließ ihn, und er sah kein anderes Mittel der Rettung, a
sich den Normannen in die Arme zu werfen. „Und als dies geschah
sagt Amatus, „glaubte Robert darin Gottes Willen zu erkennen u
rüstete sich Sicilien zu nehmen."

Es war in der Fastenzeit 1061, daß Robert Schiffe und ein klei
Heer zusammenbrachte, mit dem Goffred Ridell, Roger und Ibn-Thim
über die Meerenge setzten; Goffred hatte er zu seinem Stellvertreter er
nannt, um den Ungestüm Rogers zu zähmen. Der Angriff war a
Messina gerichtet. Bei Nacht griffen die normannischen Ritter die Stad
an, offenbar in der Absicht, sie zu überrumpeln; aber die Araber trate
ihnen vor den Thoren entgegen, und trotz eines tapferen Kampfes muß-
ten die Normannen nach wenigen Tagen den Rückweg antreten. Di
Beute, welche sie heimbrachten, bestimmten sie, die Kirche des heiligen
Andronius bei Reggio herzustellen. Messina aber suchte nun seinen
Hafen durch eine Flotte zu schützen und wandte sich um Beistand an
Palermo, wo Simsâm inzwischen wieder als Emir anerkannt war. E
gab Schiffe, Geld und Krieger.

Inzwischen schickte sich auch Robert selbst an, nachdem er glücklic
in Apulien gefochten hatte, seine Waffen nach Sicilien zu tragen. „Ic
will die Christen befreien," sagte er zu den Normannen, „die unter de
Joch der Sarazenen seufzen; mich verlangt ihrer Knechtschaft ein En
zu machen und die Gott angethane Kränkung zu rächen." Und kühn
Muths antworteten die Normannen, sie seien bereit den Kampf zu u
ternehmen, und versprachen ihm mit Gottes Hülfe die Sarazenen

unterjochen. Das Heer und die Schiffe der Normannen versammelten sich in Calabrien bei einem Ort S. Maria am Pharus. Die größte Schwierigkeit war, die Aufmerksamkeit der palermitanischen Flotte zu täuschen. Robert ließ deshalb zwei sehr leichte und schnelle Fahrzeuge ausrüsten; das eine bestieg er, das andere Roger, um den Stand der Flotte zu erspähen. Die Schiffe wurden von den Palermitanern bemerkt und verfolgt; aber glücklich kehrten die Fürsten heim und hatten ihren Zweck erreicht. Mit Freude wurden sie von den Rittern begrüßt, die sich nicht mehr vom Kampfe zurückhalten lassen wollten. Aber Robert zwang ihnen seinen Willen auf. Zweihundertundsiebzig erlesene Ritter übergab er seinen Brüdern Goffred und Roger, um sie auf dreizehn Schiffen bei Nacht über die Meerenge zu schaffen. Sie landeten unbemerkt an einem Ort, Calcare mit Namen, nahe bei Messina und schickten sogleich ihre Schiffe zurück. Als es Tag geworden war, stiegen die Normannen zu Roß und ritten gen Messina. Das Glück wollte ihnen wohl. Sie trafen auf eine Karavane von Pferden und Maulthieren, mit welcher der Kâid von Messina bedeutende Geldsummen zur Vertheidigung der Stadt von Palermo brachte. Mit leichter Mühe bewältigten sie den Zug und machten die reichste Beute. Und kaum erhoben sie ihre Blicke nach dem Meere zu, so sahen sie ihre Schiffe abermals auf der hohen See und sich der Küste mit Verstärkung nahen. Robert hatte sie wiederum ausgesandt und mit ihnen hundertundsiebzig Ritter. In der freudigsten Stimmung griffen sie Messina an und fanden hier Alles in Verwirrung. Man wußte das Mißgeschick des Kâid, man sah die normannischen Schiffe auf hoher See, man war auf keinen Angriff von der Landseite gefaßt: im panischen Schrecken verließen die Männer ihre Weiber und Kinder und gaben die Heimath preis. Die einen flohen auf die Schiffe, die anderen längs der Küste. Ohne Kampf betraten die Normannen Messina und theilten unter sich die Weiber und Kinder, die Dienerschaft und alle Habe der Flüchtigen. Nach der ersten Siegesfreude sandten sie sogleich Boten an Robert und luden ihn ein die Stadt in Empfang zu nehmen, welche sie ihm gewonnen hätten. „Als Robert dies hörte, dankte er dem allmächtigen Gott, von dem aller Sieg und alle Siegesfreude kommt, und obwohl sein Herz voll Jubel und Lust war, gedachte er doch der Wohlthat von oben und rechnete nicht seinem Verdienst, sondern Gott den Triumph zu. Er befahl allen Normannen Gott die Ehre zu geben, der so wenige Ritter, als sie ausgesandt, so Großes habe vollführen

lassen und ihnen eine Stadt in die Hände gegeben habe, von der au
alle Ungläubigen verjagt werden könnten." So erzählt Amatus di
Eroberung Messinas, und dieser bisher wenig bekannte Bericht schilder
gewiß am treuesten den Hergang der Sache.

Nach der Eroberung Messinas verließ die Flotte der Palermitane
alsbald den Hafen der Stadt, und der üble Ausgang der Sache schei
Simsâms Herrschaft auch in Palermo erschüttert zu haben. Ungehin
dert konnte Robert mit seinem Heer in Messina landen; er nah
die Stadt in Besitz, befestigte sie und versah sie mit einer Besatzu
Nur tausend Ritter und tausend Mann Fußvolk hatte er bei sich, a
nach der Erfahrung, die er gemacht, hielt er dies Heer für groß ge
um mit Ibn-Hawwasci den Kampf zu wagen. Er drang, von Ib
Thimna geführt, in das Innere der Insel ein. Als man am Aetn
lagerte, kamen die Christen der Umgegend in Masse herbei und bezeug
ten dem Herzog ihre Freude über seinen Sieg, indem sie ihm zugleich Ge-
schenke und Lebensmittel darbrachten. Einige Orte, wie Centorbi, hatte
die Araber so stark befestigt, daß Richard sich auf eine Belagerung nic
einließ; andere, wie Paterno, fand man ganz verlassen, die Einwohn
waren verschwunden, „wie das Wachs im Feuer zerrinnt". Endlich g
langte man vor Castro Giovanni, wo Ibn-Hawwasci sich den No
mannen entgegenstellte. Hier kam es zu dem ersten offenen Kampf,
dem jedoch die Araber nicht lange Stand hielten. Fast ohne Verlu
wurde ein vollständiger Sieg gewonnen, und Ibn-Hawwasci zog sich
die Feste zurück. Zwei Monate lag Robert dann vor Castro Giovann
aber es gelang ihm nicht die feste Burg auf steiler Höhe zu bezwinge
Er zog ab und nahm den Rückweg nach Messina.

Als er zurückkehrte, kamen von allen Seiten die Kâids. Mit g
kreuzten Armen und gesenktem Haupt beugten sie sich vor ihm, bracht
ihm Geschenke und schlossen Frieden, indem sie sich und ihre Stä
dem Herzog unterwarfen. Auch der Emir von Palermo sandte Boten
und schickte Robert Mäntel mit spanischer Stickerei, kostbares Linnen,
goldenes und silbernes Tafelgeräth, mit königlicher Pracht aufgezäumte
Maulthiere und mit Gold verzierte Sättel als Geschenk, zugleich einen
Säckel mit 80,000 Taris*). Der Herzog nahm die Geschenke an und
sandte einen Diakonus, Peter mit Namen, der der arabischen Sprache

*) Eine kleine Goldmünze, etwa ein Thaler zehn Silbergroschen an Werth.

kundig war, nach Palermo, dem Emir zu danken. Er gebot ihm seine Kenntniß des Arabischen sorgfältig zu verhehlen, zugleich aber wohl nach Allem zu horchen, was in Palermo vorginge. Peter fand dort die beste Aufnahme, und noch bessere beim Herzog, als er zurückkehrte und ihm meldete, wie die Stadt völlig entkräftet sei und die Bürgerschaft ihm ein Leib ohne Haupt scheine. Aber die Einnahme der Stadt ohne Flotte schien Robert dennoch unmöglich: er verschob sie auf spätere Zeit und begab sich nach dem Val di Demona, dem nordöstlichen Theile der Insel. Die Christen hier kamen ihm freudig entgegen und brachten ihm willig Tribut dar. Zu ihrem Schutz baute er ein Castell und besetzte es mit normannischen Rittern; er hieß es San Marco zur Erinnerung an jene nach dem heiligen Markus genannte Burg, von welcher aus er Calabrien unterworfen hatte. Als dies geschehen, wandte er abermals nach Messina um, nun der Heimkehr gedenkend; seinen Bruder Goffred sandte er an Sigelgaita voraus mit den fröhlichen Siegesbotschaften. Bald begegnete er ihr selbst in Calabrien, von Roger begleitet. Ibn-Thimna hatten sie in Catania, dagegen in Messina und S. Marco normannische Besatzungen zurückgelassen.

Die Anfänge der normannischen Herrschaft auf Sicilien waren glücklich genug, aber im weiteren Fortgang stieß die Eroberung auf große Schwierigkeiten. Robert mußte in Apulien mit den Griechen kämpfen, die seine Abwesenheit benutzt und ihm manche Städte wieder entrissen hatten. Roger setzte zwar den Krieg in Sicilien fort, aber das Unglück wollte, daß er eben damals mit seinem Bruder in die schlimmsten Zerwürfnisse gerieth. Mitten in seinen Siegen war ihm in wundersamer Weise der Stern der Liebe aufgegangen. Judith von Grentemesnil, eine junge normannische Dame, die er schon in der Heimath gekannt und ihr sein Herz geschenkt hatte, kam mit den Ihrigen nach Calabrien, da ihr Bruder Robert, ein geistlicher Herr, vor dem Zorn Herzog Wilhelms aus der Normandie flüchten mußte. Kaum vernahm Roger von Judiths Ankunft, so eilte er nach Calabrien zurück, warb um ihre Hand und feierte mit ihr auf seiner Burg Melito die Hochzeit. Viel lag ihm daran, das schöne junge Weib mit fürstlichem Haushalt zu umgeben und in glänzender Weise auszustatten: deshalb verlangte er von seinem Bruder jetzt ein eigenes Fürstenthum in Calabrien, wie es ihm früher versprochen war. Robert war freigebig mit Geld, aber sparsam mit Land, und Roger mußte sogar die

Waffen gegen ihn ergreifen, um ihn zur Erfüllung seines Versprechen
zu zwingen: nur so empfing er endlich als Lohn seiner Thaten die Häl
des calabrischen Landes. Indessen war in Sicilien Ibn-Thimna I
einem Ueberfall erschlagen worden; die Normannen hatten in ihm ni
allein ihren treuesten Anhänger unter den Eingeborenen verloren, so
dern sein Tod hatte auch den Abfall von Catania und anderen Ort
nach sich gezogen. Wenn sich auch Messina und Traïna, eine fast ga
von Christen bewohnte Stadt, welche Roger auf einem neuen Zu
genommen und befestigt hatte, noch immer hielten, so war doch
ganze Unternehmen der Normannen damals ernstlich in Frage gest
Als Roger 1062 mit seiner jungen Gemahlin nach Sicilien zurückkeh
geriethen beide in Traïna durch eine Empörung der Einwohnersch
persönlich in die größte Bedrängniß. — Aber Gefahren schienen Roge
Muth nur zu stählen. Wie lange und wie oft auch das Kriegsglü
schwankte, endlich brachte er doch Ibn-Hawwasci bei Cerame wied
eine empfindliche Niederlage bei (1063). Als die Normannen hi
kämpften, fühlten sie ganz, wie viel auf dem Spiel stand, daß sie
Sache der Christenheit mit ihren Schwertern führten. Mit religiö
Begeisterung stürzten sie sich auf die Sarazenen. Es war wohl d
erste Mal, daß ein Christenheer den heiligen Georg als Mitstreiter u
Mitsieger feierte: in der Gestalt eines Ritters mit hellglänzenden Waf
glaubte man den Heiligen mitten im Schlachtgewühl gesehen zu hab
Den Sieg meldete Roger sofort nach Rom, indem er zugleich dem Pa
als Ehrengeschenk aus der Beute vier Kameele übersandte. Der Pa
erwiederte diese Huldigung durch seinen apostolischen Segen und die V
leihung einer geweihten Fahne an Roger, um unter dem Zeichen
heiligen Petrus den Kampf gegen die Ungläubigen fortzusetzen.

Die Vorgänge auf Sicilien beschäftigten bereits, wie man si
die römische Curie — und wie wäre es anders möglich gewesen? A
auch an anderen Orten Italiens nahm man an ihnen Antheil.
war im Jahre 1063, daß die Pisaner ihre Flotte ausrüsteten, um P
lermo zu erobern. Die Stadt war ihnen für ihren Handel wich
sie hatten lange mit ihr in Verbindung gestanden und wollten sich
nicht aus ihr verdrängen lassen, sondern sich entweder mit oder o
die Normannen dort festsetzen. Das Unternehmen mißlang; wohl hau
sächlich deshalb, weil Roger mit den Kaufleuten die Eroberung n
theilen wollte. Aber die Hafenketten, die sie gesprengt hatten,

unermeßliche Beute brachten die Pisaner von Palermo heim. Von der Beute begannen sie den Bau ihres Doms, an dem sie dann ein halbes Jahrhundert arbeiteten, eins der stattlichsten und glänzendsten Gebäude Italiens zu jener Zeit und noch jetzt von den Pisanern als ein Denkmal ihres alten Ruhms in höchsten Ehren gehalten. Auch die Hafenketten von Palermo haben sie immer zu ihren kostbarsten Trophäen gezählt.

Doch nicht Italien allein sah nach Sicilien hinüber, auch die Zeiriden in Afrika wurden inne, daß es sich dort um eine große Entscheidung für den Islam handele. Moezz war im Jahre 1061 gestorben und ihm sein Sohn Tamim gefolgt: dieser rüstete ein großes Heer und sandte es im Jahre 1064 nach Sicilien. Seine Söhne Aijub und Ali führten das Heer: der erstere wandte sich nach Palermo, während der andere Girgenti besetzte. Einer solchen Verstärkung der arabischen Streitkräfte fühlte sich Roger nicht gewachsen und suchte Unterstützung bei Robert. Mit großer Macht kam der Herzog darauf zum zweiten Male nach der Insel hinüber (1065) und ging nun unmittelbar auf Palermo los. Auf dem Monte Pellegrino, damals der Tarantelberg genannt, schlug er ein Lager auf, und lag drei Monate vor der Stadt. Aber er fand, daß ohne eine tüchtige Flotte Palermo nicht zu bezwingen sei, zog ab und wandte sich gegen Girgenti. Doch auch hier war ein schneller Erfolg nicht zu erzielen. Robert verstrich die Zeit in unsicheren Unternehmungen, während die Griechen seine Abwesenheit benutzten, um in Apulien den verlorenen Boden wiederzugewinnen, und manche der wichtigsten Städte, die er bereits gewonnen hatte, an sich rissen. So war Otranto ihnen aufs Neue zugefallen, und Bari, wo die Einwohner früher schon mit den Normannen einen Vertrag geschlossen, hatte sich dem Kaiser aufs Neue ganz in die Arme geworfen. Der Besitz dieser Seestädte war aber Robert um so wichtiger, als ohne dieselben und ihre Schiffe weder Sicilien ganz gewonnen, noch auch der bereits besetzte Theil der Insel dauernd behauptet werden konnte. Deshalb verließ er Sicilien wieder, und Roger blieb die Aufgabe, die von den Normannen eingenommenen Burgen vorläufig zu vertheidigen.

Kein geringes Glück für den Grafen war es, daß die afrikanischen Araber bei ihren sicilischen Glaubensgenossen nicht die beste Aufnahme fanden. Ibn-Hawwasci gerieth bald mit den Söhnen Tamims in Zerwürfnisse und griff endlich sogar gegen sie zu den Waffen. Es kam zu

einem Kampfe, in dem Ibn-Hawwasci, offenbar der mächtigste und ge fährlichste Gegner der Normannen, den Tod fand. Aber weder Palerm noch Girgenti wollte die Herrschaft der Zeiriden anerkennen, und di Söhne Tamims kamen selbst in nicht geringe Noth. Roger wurde des halb allgemach wieder unternehmender: seine Streifzüge gingen wei durch die Insel, und im Jahre 1068 brachte er sogar den Arabern be Michelmir unweit Palermo eine sehr erhebliche Niederlage bei. Da afrikanische Heer räumte wenig später Sicilien, und mit ihm verließe bereits eine große Zahl der einheimischen Muselmänner die Insel, da si den Untergang des Islams in derselben vor Augen sahen und unt christlichem Regiment nicht leben wollten.

Indessen hatte Robert die Griechen in Apulien überall zurück trieben. Im Jahre 1068 nahm er Otranto, und noch in demsel Jahre begann die Einschließung Baris, des letzten Bollwerks der grie schen Macht in Italien. Die größten Schwierigkeiten bot die Bel rung dar, da es Robert an einer ausreichenden Flotte fehlte, währe die Belagerten Unterstützungen von Byzanz erhielten und selbst norman nische Ueberläufer für sie thätig waren. Robert mußte alle seine Streit kräfte aufbieten und auch Roger aus Sicilien zu seiner Unterstützun herbeirufen. Endlich im dritten Jahre der Belagerung am Sonnaben vor dem Palmsonntag (16. April 1071) fiel Bari. Die Eroberu dieser Stadt schloß nicht nur die völlige Unterwerfung Apuliens in sic sondern bahnte auch den Weg zur Einnahme Palermos. Ein Ziel w erreicht, dem die Normannen seit langen Jahren nachgestrebt hatten; e anderes, nicht minder ersehntes schien jetzt ebenfalls erreichbar.

Schon im August 1071 gingen die Brüder mit sehr stattlich Streitkräften nach Messina hinüber. Diesmal begleitete sie auch ei ansehnliche Flotte, meist aus Schiffen von Bari bestehend. Zue wurde Catania von Roger belagert und ergab sich bereits nach v Tagen: dann brach man sogleich gegen Palermo auf. Roberts Flo sperrte den Hafen; zugleich erfolgte die Umschließung der Stadt. der Strandseite schlug Robert selbst ein Lager auf, nach der Landse hin Graf Roger. Die Stadt war mit großer Weitläufigkeit geba Den alten Theil derselben hatten die Araber mit einer neuen St rings umgeben, welche durch Mauern eben so gegen die Altstadt, w nach außen hin abgegrenzt war und viele prachtvolle Gärten einschlo Vor den Thoren lagen anmuthige Landhäuser, mit allem Luxus de

orientalischen Lebens geziert: diese waren sogleich in die Hände der Normannen gefallen und von ihnen vertheilt worden. Der Glanz und die Schönheit, die man hier vereinigt fand, zauberte den normannischen Rittern ein Paradies auf Erden vor und machte nur begieriger auf den Besitz der weiten Stadt, die stolz in der reichen Ebene prangte.

Aber der Umfang Palermos erschwerte die Belagerung. Sie zog sich so in die Länge, daß der Herzog endlich an Richard von Capua sandte und ihn um Beistand bat. Richard hatte nämlich früher Hülfe gegen die Sarazenen versprochen, aber eifersüchtig, wie er immerdar auf Roberts Glück war, gereute ihn bald sein Versprechen, und er blieb daheim. Nun sandte er allerdings seinen Sohn Jordan mit zweihundert Rittern ab. Doch wandte sich abermals seine Meinung, und er rief seinen Sohn mit den Rittern noch vom Wege zurück. So blieben die Normannen vor Palermo ohne Verstärkung, während die Städter von Afrika her wiederholt Unterstützung erhielten. Der Muth der Belagerten war ungebrochen; sogar als eine Hungersnoth unter den Volksmassen ausbrach, wollte sich die Stadt nicht ergeben. Und schon stellte sich auch bei den Normannen der Mangel ein, selbst an der Tafel des Herzogs fehlte der Wein. Naiv genug bewundert Amatus, wie Sigelgaita das Wassertrinken habe aushalten können, da sie am Hofe von Salerno stets reinen Wein zu genießen pflegte; bei Robert schien ihm diese Nüchternheit nicht so erstaunlich, weil in der Normannen Heimath der Rebensaft nicht gedeihe.

Robert beschloß endlich einen Sturm. Er ließ vierzehn hohe Leitern anfertigen und die Hälfte derselben zu Roger schaffen; zugleich wurde ein gemeinsames Vorgehen auf einen bestimmten Tag verabredet. Mit der Morgenröthe desselben legte Roger die Leitern an die Stadtmauer. Ein Normann, Archifred mit Namen, bezeichnete sich mit dem Kreuz und erstieg zuerst die Mauer; einige Andere folgten. Die Araber drängten nach der angegriffenen Seite, und es entspann sich hier ein hitziger Kampf. Indessen hatte aber auch Robert auf der anderen Seite die Leitern anlegen lassen und ohne Gefahr einige seiner Leute über die Mauer gebracht; ihnen gab er Befehl, ein nahe gelegenes Thor zu öffnen, und sofort ergoß sich nun der breite Strom der Ritter und ihrer Knappen in die Stadt. So fiel Neu-Palermo, und auch die alte Stadt ließ sich nun nicht mehr halten. Schon am folgenden Morgen erschienen zwei Kaïds mit mehreren vornehmen Arabern beim Grafen Roger und über-

gaben ihm ohne Bedingung auch die Altstadt, in welche er sogleich mit seinen Rittern den Einzug hielt. Am vierten Tage betrat dann Robert selbst mit seiner Gemahlin, deren Bruder Guido und seinen Söhnen in feierlicher Weise Alt-Palermo und begab sich nach der Marienkirche, der ehemaligen Kathedrale, welche die Araber in eine Moschee verwandelt hatten. Die Zeichen des Islam wurden hier sogleich beseitigt, und der Erzbischof von Palermo, der bisher in der armen Kirche des heiligen Cyriacus sein Dasein gefristet hatte, kehrte in seine Kathedrale zurück und hielt vor den Normannen die erste Messe. Den Christen von Palermo war es, als ob der Lobgesang der Engel vom Himmel ertöne und ein überirdischer Glanz die Kirche umspiele (10. Januar 1072).

Als die Hauptstadt der Insel so in seiner Gewalt war, versammelte Robert seine Ritter und berieth mit ihnen, was mit Sicilien geschehen solle. Sie waren der Meinung, man müsse es Graf Roger übergeben: und so geschah es. Die Hälfte von Palermo, Messina und dem Val di Demona behielt sich Robert vor, alles Uebrige übergab er dem Bruder zu Lehen und bestätigte ihn überdies in dem Theile Calabrien, den er ihm bereits früher gegeben hatte. Sofort zog Roger dann aus, um sich andere Orte der Umgegend zu unterwerfen; Robert blieb indessen in Palermo zurück, die Stadt gegen die Araber in Vertheidigungszustand setzend. Er befestigte den Cassaro, die Burg derselben, und versah ihn mit Lebensmitteln auf lange Zeit. Doch auch der christlichen Kirche gedachte er. Als er neben den stattlichen Palästen der Araber die Dürftigkeit der alten Marienkirche sah, die „wie ein Backhaus“ zu ihrer Seite erschien, seufzte er und befahl sie niederzureißen; mit vielen Kosten ließ er dann eine neue Kirche aus Marmor und Quadersteinen aufführen.

Inzwischen ereilten Robert schlimme Nachrichten aus der Heimath. Die Triumphe Roberts ließen Richard von Capua keine Ruhe. Vor Kurzem hatte er seinen Sohn Jordan mit Gaitelgrimma, einer Schwester Sigelgaitas, vermählt, um so auch sich die Wege nach Salerno offen zu halten; jetzt wiegelte er die großen Vasallen Apuliens gegen den Herzog auf und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Noch bestanden hier die alten zwölf großen Lehen, die um Melfi im Anfang der Eroberung begründet waren *), doch wurden die Inhaber derselben, die sich Grafen nannten, durch die steigende Macht des Herzogthums mehr und mehr

*) Bd. II. S. 420.

beschränkt. Schon früher war deshalb unter ihnen ein Aufstand ausgebrochen und von Robert nur mühevoll niedergekämpft worden. Ein neuer Sturm brach jetzt los, schlimmer als der erste, und Robert mußte die Rückkehr beeilen, um nicht Apulien zu verlieren. Er berief die Bürger von Palermo, berechnete ihnen die großen Verluste, welche er durch die Eroberung der Stadt erlitten, und verlangte Entschädigung und Geißeln. Als er beides empfangen, ging er über das Meer und warf sich in Apulien in den Kampf gegen Richard und die ihm verbündeten Großen, unter denen selbst seine nächsten Verwandten waren. Fast ein Jahr lang war er mit diesem Kampf beschäftigt. Burg für Burg mußte einzeln genommen, ein Gegner nach dem anderen bezwungen werden. Endlich gewann er den vollständigsten Sieg, und Richard sah sich aufs Neue gedemüthigt. Aber der Herzog war durch seine Kämpfe und Siege bis auf den Tod erschöpft, schwer erkrankt lag er zu Bari darnieder. Im Frühjahr 1073 lief die Nachricht durch Italien, daß er seine Heldenbahn vollendet habe.

Es ist nicht dieses Ortes, die Eroberung Siciliens weiter zu verfolgen, obwohl uns die Geschichte der Kaiserzeit noch öfters zu den reizenden Gestaden dieser Insel zurückführen wird. Rogers Waffen ruhten auch in der Folge nicht. Erst im Jahre 1085 gewann er Syracus, 1087 Girgenti und 1090 die letzten von den Arabern vertheidigten Plätze; seitdem war die ganze Insel in den Händen Rogers und seiner Normannen. Eine arabische Bevölkerung blieb in derselben auch in der Folge zurück, obwohl manche Muselmänner auch noch nach den letzten Kämpfen nach Afrika ausgewandert, viele durch die Normannen nach Calabrien verpflanzt waren. Den Zurückbleibenden beließ Roger die Uebung ihrer Religion, ihr Recht und eigene Richter; er störte sie nicht in ihren Sitten, wofern sie sich gehorsam bewiesen und ihm Tribut zahlten. Die letzten Zeiten der Araberherrschaft waren traurig und drückend genug gewesen: die Eroberung der Normannen erschien deshalb nicht allein den Christen, sondern auch den einheimischen Arabern bald in mehrfacher Beziehung als Wohlthat. Gewerbfleiß und Handel, früh von den Arabern hier gepflegt, aber in der letzten Zeit vernachlässigt, blühten wieder auf. Auch die kriegerische Tüchtigkeit der Sarazenen erstarb unter der Fremdherrschaft nicht; fast überall finden wir arabische Krieger später in Rogers und seiner Nachfolger Heeren. Das eigenthümlichste Staats- und Kulturleben entwickelte sich seitdem in Sicilien

aus einer Mischung französischer, italienischer und orientalischer Elemen-
welches auch auf das Festland Italiens nicht ohne tiefere Einwirku-
blieb und selbst Deutschland berührte, indem es den letzten unserer g-
ßen Kaiser von Jugend an umfing.

Gaufred Malaterra, der Geschichtsschreiber Rogers, der ihn kann
und verehrte, sagt: „Die Söhne Tankreds von Hauteville waren v-
Natur so geartet, daß sie voll unersättlicher Herrschbegier, so lange ih
Kräfte reichten, niemals ruhig einen ihrer Nachbarn im Besitz von La-
und Leuten belassen konnten: jeder Nachbar mußte entweder ihnen diene
oder sie nahmen ihm Alles, was er besaß." Vor Allem, meint er, s
das die Art Robert Guiscards gewesen. Und gewiß sind nie au
Gaufreds Feder wahrere Worte geflossen. Nichts wäre daher verkehrte
als Roberts und Rogers Eroberungen allein aus religiösen Beweg-
gründen abzuleiten. Aber doch kämpfte Roger unter der Fahne des h-
ligen Petrus und schrieb um sein Siegel: „Die Rechte des Herrn g-
Macht; die Rechte des Herrn erhöhte mich," und Robert stellt recht -
flissentlich die Befreiung der Christen als sein wesentlichstes Inter-
bei der Eroberung hin. Die eigenthümliche kirchliche Färbung di-
sicilischen Kämpfe ist in der That unverkennbar, und in mehr als e-
Beziehung erscheinen sie als ein Vorbild der Kreuzzüge, die ja in ih-
Anfängen zum großen Theil auch durch das normannische Element bestim-
wurden. Die alte Abenteuerlust ihrer scandinavischen Voreltern erwac-
in diesen streitlustigen französischen Rittern von Neuem, aber nicht m-
dem Bilde des Thor, sondern unter dem Zeichen des Kreuzes ziehen s-
aus, und nicht einen König aus Odins Stamm erkennen sie als ihre-
Oberherrn, sondern den Nachfolger des heiligen Petrus zu Rom. E-
bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Mittelalters, als d-
verwegensten Krieger des Abendlandes sich in den Dienst der römische-
Kirche stellen, als das Abenteuer und die Abenteurer papistisch werden.

Allerdings sah die römische Curie die Siege Roberts, die sie mi-
ihren Gebeten begleitete, doch nicht ohne Besorgniß. Wenn sie sich da-
mals wieder enger an Richard von Capua anschloß, so geschah e-
lediglich aus Furcht vor der Uebermacht, welche Robert in Italien z-
gewinnen drohte. Doch die unermeßlichen Vortheile, die ihr au-
seinen Thaten erwuchsen, konnte sie nicht verkennen. Der lateinisch-
Ritus verbreitete sich nun erst über alle Länder italienischer Zunge; d-
Primat Petri gewann jetzt erst hier allgemeine Anerkennung. Ric-

allein dem Islam, sondern auch der griechischen Kirche war ein weites Terrain abgewonnen. Und wie oft hatten die Päpste vor den Heeren von Byzanz und den Schaaren der Sarazenen mitten in ihrer Hauptstadt erzittern müssen: jetzt schienen sie vor diesen Feinden für alle Folge gesichert. Wenn nach den Kämpfen eines halben Jahrtausends Italien endlich ganz dem Abendlande gewonnen war, dem Nachfolger Petri vor Allem schien der Gewinn dabei zuzufallen.

Läßt man die Blicke von den Höhen des Aetna bis zu dem Fuße der Alpen schweifen, überall gewahrt man kriegerische Bewegung, überall aufstrebendes Leben. Die Lombarden ringen um Befreiung von der bischöflichen Herrschaft, die Pisaner streiten für die Sicherheit ihres Handels, ritterliche Frauen ergreifen das Schwert für die Befestigung ihrer Herrschaften, verwegene Abenteurer aus fernen Landen gründen Reiche, des Neides von Königen werth. Aber welchen besonderen Zielen sie alle auch zustreben, sie stehen doch insgesammt unter dem Einfluß der römischen Kirche. Erlembald und Roger kämpfen unter der Fahne des Papsts, Richard und Robert haben ihm ihren Eid geschworen, Mathilde hat ihr Herz der römischen Kirche ergeben. Die Schwingungen der italienischen Bewegung gehen nach den verschiedensten Richtungen, aber in Rom schließen sie sich endlich alle zusammen. Nicht allein der Sitz der Religion ist die alte Weltstadt, sie ist zugleich von Neuem der Mittelpunkt für Italiens Politik geworden. Und wahrlich nicht ohne Bedeutung ist da, daß nach geraumer Zeit zum ersten Mal wieder ein Italiener auf dem Stuhle Petri sitzt und ein Cardinal die Geschäfte der Curie leitet, der sich vor Allem als Römer fühlt. Wenn Hildebrand jetzt sagte, sein Rom sei im Glauben und in den Waffen unbesiegt, so hatte es einen anderen Sinn, als zwanzig Jahre zuvor.

Neu war das Streben der Päpste nach der weltlichen Herrschaft über Italien mit Nichten. Man kennt die falsche Schenkungsurkunde Constantins und die aus ihr abgeleiteten Ansprüche; man weiß, wie Nicolaus I. und seine Nachfolger beim Verfall des Karolingischen Reichs auftraten; selbst Leo IX. und Victor II. hatten unzweideutig auf eine ausgedehnte fürstliche Gewalt in der Halbinsel hingearbeitet. Aber so lange das Kaiserthum ungebrochen dastand, fruchteten alle solche Bemühungen wenig. Anders war die Lage der Dinge jetzt, wo sich die Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt den Italienern deutlich kundgab und

sie sahen, daß sie von Deutschland wenig zu fürchten, Nichts zu hoff
hatten.

Als die Capuaner von Richard belagert wurden, hatten sie ih
Erzbischof mit dem dringendsten Hülfegesuch an den König gesandt, a
er brachte Nichts zurück als leere Versprechungen. „Denn so," sagt
Italiener jener Zeit, „ist es am deutschen Hofe Brauch, wer statt G
Worte bringt, empfängt auch nur Worte zurück." So fiel Capua, u
wenige Jahre später drohte Rom selbst ein gleiches Schicksal. Auch d
Papst fand da jenseits der Alpen nur Worte; um nicht zu unterliege
mußte er sich zu einem Abkommen mit den Normannen verstehen. U
welchen Eindruck mußte es in ganz Italien machen, daß der deuts
Hof den von ihm eingesetzten Gegenpapst bald selbst aufgab, daß
Erzbischof von Mailand, den der König belehnt, sich in einen Win
verkroch! Man wurde jetzt inne, daß die deutschen Kaiser doch niema
Italien das geleistet hatten, was es erwarten konnte, vor Allem n
mals der äußeren Feinde Herr geworden waren. Amatus von Mo
Cassino weist darauf hin, wie Robert Guiscard einen Kampf durchf cht
in dem Otto II. in seiner vollen Kaisermacht unterlag.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger sein, um die alten Ansprüche des
Papstthums durchzusetzen, und Niemand sah dies befriedigter als Hilde-
brand, dessen Politik nun den vollständigsten Triumph feierte. Seit Jah-
ren hatte er dahin getrachtet, Rom von dem deutschen Einfluß zu be-
freien und alle Kräfte Italiens dem Stuhle Petri dienstbar zu machen
war dies Ziel auch nicht erreicht, so ging doch die ganze Bewegu
augenfällig im beschleunigten Zuge nach dieser Richtung hin.

10.

Die Weltstellung des reformirten Papstthums.

Die Meinung, daß dem Papst die Leitung der gesammten Kir
gebühre, hatte in den pseudoisidorischen Decretalien den bestimmtest
Ausdruck gefunden und mit derselben sich über das ganze Abendla
verbreitet. Das Princip einer oberpriesterlichen Gewalt des Paps
über die gesammte Kirche stand im elften Jahrhundert fast unangefocht
da, und die Kaiser selbst hatten es in ihrem Interesse gefunden, dasse

r Anerkennung zu bringen. So lange der römische Bischof in Ab-
ängigkeit von ihnen stand, hatten sie mehr dabei zu gewinnen als zu
erlieren. Die Anwendung des Princips war allerdings in den meisten
Punkten noch streitig. So lange die einzelnen Kirchen noch Erinnerungen
n ihre ursprüngliche Selbstständigkeit bewahrten und die weltlichen Ge-
walten sich in eigener Kraft aufrecht erhielten, stand nicht zu erwarten,
aß sich alle Consequenzen durchführen ließen, welche Pseudoisidor
ereits gezogen hatte oder welche sich doch mit innerer Nothwendigkeit
rgaben.

Die unzertrennliche Verbindung, in welche Kirche und Staat ge-
reten waren, hätte den Päpsten, selbst wenn sie dahin gestrebt hätten,
unmöglich gemacht, ihr kirchliches Aufsichtsrecht zu üben, ohne das poli-
tische Gebiet zu berühren. Welchem Widerstand sie da auch begegnen
mochten, die Natur ihrer Stellung nöthigte sie immer aufs Neue, die
schwankenden Grenzen zwischen Kirche und Staat zu überschreiten, ihr
Aufsichtsrecht auch auf die weltlichen Angelegenheiten zu erstrecken. Und
schon deshalb konnte ihnen ein Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse
schwer bestritten werden, weil alle Fürsten des Abendlands mehr oder
weniger den Beistand der Kirche, ja wohl den des Papstthums selbst
zur Sicherung ihrer Autorität in Anspruch nahmen. Es ist bekannt,
wie weit schon beim Verfall des Karolingischen Reichs das römische
Bisthum seinen politischen Einfluß ausdehnen, wie es geradezu die Ober-
leitung der abendländischen Welt an sich ziehen wollte. Solche An-
sprüche wurden freilich damals nicht durchgesetzt, aber die Einwirkung
des Papstthums auf die Länder, die zur Karolingischen Monarchie ge-
hört hatten, blieb dennoch keine geringe, und die dem Christenthum neu-
gewonnenen Reiche im Osten und Norden traten von Anfang an zu
Rom in ein engeres Verhältniß, welches sich nicht immer schlechthin auf
die kirchlichen Angelegenheiten bezog. Wie Stephan von Ungarn in
Rom eine Königskrone gewann, so warb um dieselbe dort Boleslaw von
Polen, und auch ein Böhmenherzog hatte dort jüngst eine ähnliche Aus-
zeichnung gesucht und erhalten. In der That wurde den Nachfolgern
Petri kaum irgendwo in den Reichen des Abendlands das Recht der
Beeinflussung des staatlichen Lebens durchaus bestritten, wenn man auch
bestimmte politische Befugnisse noch nirgends aus demselben hatte ablei-
ten lassen, wofern nicht unmittelbar kirchliche Interessen von hervor-
ragender Bedeutung berührt wurden. So bildete sich Rom mehr und

mehr auch zu einem Centrum des politischen Lebens, wo sich die In-
teressen der Nationen begegneten und ihre Ausgleichung suchten.

So lange freilich das deutsche Kaiserthum an der Spitze der allg
meinen Entwickelung stand und das Papstthum selbst in Dienstbark
hielt, konnte Rom trotz der Bedeutung, die ihm zugefallen war, auf de
Gang der großen Dinge nur einen beschränkten Einfluß üben, der übe
dies mehr dem Kaiserreich als der Kirche zu gut kam. Aber kaum zeig
sich nach Heinrichs III. Tode die Schwäche des kaiserlichen Regiment
so trat das Papstthum wie von selbst in die Mitte der Weltverhältniss
und gewann eine so universelle Bedeutung für das abendländische Leben
wie es nie zuvor besessen hatte. Noch vor Kurzem wäre die römisch
Kirche kaum befähigt gewesen eine weltbeherrschende Stellung einzuneh-
men: so tief lag ihr geistiges und geistliches Leben danieder. Aber d
großen Reformen Heinrichs III. und Leos IX. hatten ihr einen Au
schwung gegeben, der ihr jetzt zu ihrer geistlichen Aufgabe die Kräfte li
und die Wege selbstständiger Politik hatte Hildebrands Geist ihr
schlossen.

Es könnte scheinen, als ob der nationale Gedanke, von Hildebr
so energisch erfaßt, die universellen Tendenzen des römischen Bisthu
behindern mußte. Doch war dies so wenig der Fall, daß es diese
vielmehr jetzt mit einer nie zuvor gekannten Lebendigkeit ergriff. Au
wäre eine einseitig nationale Politik Rom kaum möglich gewesen, se
Leo IX. dem Cardinalscollegium den ausschließlich italienischen Charakt
genommen hatte, seit Kleriker aus Deutschland, Frankreich und Burgun
in demselben neben Italienern saßen, so daß es gleichsam als eine Dar
stellung der gesammten abendländischen Kirche erschien. Ueberdies wa
das reformirte Papstthum von Anfang an mit den französischen un
burgundischen Verhältnissen in den nächsten und unmittelbarsten Berüh
rungen gewesen. Dort wurzelten jene Ideen, aus denen es neue Lebens
kräfte gesogen hatte und noch immer sog; dort hatte es offenbar sein
ergebensten und zuverlässigsten Anhänger. Wir kennen die Verbindunge
Roms mit den Cluniacensern, den ununterbrochenen Verkehr mit den Er
bischöfen von Reims, die mannigfachen Beziehungen Hildebrands
den französischen Großen: bei allen Vorgängen im französischen u
burgundischen Reich war die römische Curie unmittelbar betheiligt, w
man andererseits an ihren Schicksalen dort den lebendigsten Anth
nahm. Hildebrand selbst bezeugt, wie einst mehrere große Vasallen je

Reiche — es waren namentlich die Grafen Wilhelm von Hochburgund, Amadeus von Savoyen, Raimund von Sanct Giles, der Schwiegervater Richards von Capua — dem Papst Alexander vor dem Grabe des heiligen Petrus gelobten, ihre Waffen zum Schutze der römischen Kirche zu ergreifen, wann und wo es der Papst verlangen würde. Es waren die Zustände Frankreichs, welche nächst den italienischen damals die päpstliche Curie besonders in Spannung hielten: sie werden deshalb auch hier zunächst unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Die überwuchernde Fülle kriegerischer Kräfte fand in Frankreich, wie wir wissen, nur in den Friedensbestimmungen der Cluniacenser und des von ihnen beherrschten Klerus eine heilsame Regelung. Da das Capetingische Königthum eine durchgreifende Autorität nicht mehr üben konnte, setzte der Gottesfriede fast allein dem Faustrechte Schranken, aber ohne einen starken weltlichen Rückhalt gelang es dem Klerus schwer denselben immer zur Geltung zu bringen. Die Absichten Kaiser Heinrichs III., im Anschluß an Cluny und dessen Bestrebungen sich Frankreich zu unterwerfen, waren vom deutschen Hofe längst aufgegeben, und unter der Mitwirkung Roms hatte die französische Geistlichkeit noch einmal einen Versuch gemacht, durch festere Vereinigung mit ihrer Krone eine leidliche Ordnung im Reiche zu stiften. Doch König Heinrich I. war weder der Mann Großes zu leisten, noch blieb ihm Zeit zu durchgreifenden Maßregeln. Nach seinem Tode trat eine vormundschaftliche Regierung ein, welche die Schäden des Reichs nicht heben konnte, und als dann der junge Philipp I. selbst die Zügel der Regierung ergriff, hatte sich die Verbindung der Krone mit dem strenger gesinnten Klerus bereits gelöst, die Macht und Zügellosigkeit der Vasallen aber ungemein gesteigert. Es fehlte Philipp nicht an dem Willen, seine königliche Gewalt zu gebrauchen: eine nicht geringe Rührigkeit legte er an den Tag und suchte eher den Kampf gegen seine trotzigen Vasallen, als er ihn mied. Aber durch eine ränkevolle und wechselnde Politik verdarb er es mit allen seinen Anhängern, und noch verhängnißvoller war, daß er Cluny und dessen ganzes Gefolge aufbrachte, indem er der reformatorischen Richtung der Kirche sich wenig geneigt zeigte. Bei der völligen Erschöpfung des Schatzes nahm er keinen Anstand die Bisthümer zu verkaufen und Kleriker in dieselben zu bringen, die Rom und Cluny unmöglich genehm sein konnten. So wurde sein Verhältniß zu der

Congregation und dem Papstthum schlimmer und schlimmer, und bei dem großen Einfluß, den beide bereits auf den Adel Frankreichs gewonnen hatten, mußten sich alle Verhältnisse auf das Heilloseste verwirren.

In der Auflösung des Reichs schien ein gemeinsamer Mittelpunkt fast nur in der Autorität des Papstes gegeben, und in der That schloß man sich von vielen Seiten eng an dieselbe an. Damit eröffneten sich der päpstlichen Curie ähnliche Aussichten auf eine Herrschaft über Frankreich, wie sie noch vor Kurzem sich dem Kaiserthum erschlossen hatten. Ein eigenes Spiel des Zufalls war, daß jene Agnes von Poitiers, an deren Person sich vordem die kaiserlichen Hoffnungen zum großen Theil geknüpft hatten, jetzt an der Schwelle der Apostel in Rom verweilte, und gerade ihre Familie, die mächtigste im Süden Frankreichs, hier die kräftigste Stütze des römischen Einflusses wurde. Nicht nur ihre Schwägerin Ermesinda, die Wittwe ihres älteren Bruders, finden wir häufig am Grabe des heiligen Petrus, auch ihr jüngerer Bruder Herzog Wilhelm VIII. zog gern die Straße nach Rom und war ein eifriger Schutzherr der Cluniacenser. Er vereinigte aufs Neue die ausgedehnten Besitzungen seines Hauses und schien in jeder Beziehung in die Stelle einzutreten, die einst sein Vater Wilhelm der Große mit unvergessenem Ruhm eingenommen hatte.

Keinen hartnäckigeren Widersacher hatte Herzog Wilhelm als den Grafen Fulko „den Rauhen", auf den nach dem Tode seines Oheims Gaufred die reichen Lehen von Anjou übergegangen waren. Fulko war an Habgier und Grausamkeit seinem Oheim nur zu ähnlich, aber nichtsdestoweniger beseelte auch ihn ein brennender Eifer für die Reform der Kirche. Wir besitzen einen merkwürdigen Brief desselben an Hildebrand, durch den er recht eigentlich Oel in hochlodernde Flammen goß. Denn was ist es anders, wenn er den Archidiakon zum Kampf gegen Simonie und Investitur aufruft, ihn auf die Schenkung Constantins verweist und so anredet: „Sei du der Matathias, dessen Herz beim Anblick des Götzendiensts bebte und schwoll, der den Feind erschlug und den Altar umwarf." In demselben Briefe spricht er aus, die Könige müßten endlich zu der Einsicht kommen, daß sie in der Kirche nur die Stelle von Vögten einnähmen. Solche Gesinnungen wußte man in Rom zu schätzen und unterließ Nichts, um Fulko in seinem durch manche Gewaltthat erworbenen Besitz zu sichern.

Wie im Süden, hatten sich auch im Norden Frankreichs bereits

die folgenreichsten Verbindungen für Rom eröffnet. Durch Lanfrank war vor Allem Herzog Wilhelm von der Normandie ein Bundesgenosse des Papstthums geworden. Wilhelm war der uneheliche Sohn jenes Robert, den man den Teufel genannt hat, den aber die religiöse Richtung der Zeit ganz beherrschte. Auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem fand Robert den Tod, und in dem zartesten Alter gelangte der Sohn zu dem Herzogthum, auf welches seine Ansprüche sehr zweifelhafter Art waren und erst mit den Waffen durchgesetzt werden mußten. Im Kampf erwuchs Wilhelm, und Kampf blieb die Aufgabe seines Lebens. Mit der Schärfe des Schwerts gewann er Alles, was er besaß: den Beinamen des Eroberers hat er verdient. Nicht allein seinem Könige und seinen Vasallen gegenüber erstritt er sich Anerkennung: durch Hartnäckigkeit und Klugheit brachte er auch Rom dahin, seine Ehe zu dulden und mit ihm Frieden zu schließen. Seitdem trat er der Kurie näher und näher, und es war nicht ohne Grund, wenn sie von einem Mann seiner Willenskraft große Erwartungen hegte. Hildebrand nennt Wilhelm wohl den Edelstein unter den Fürsten der Zeit und bekennt offen, daß er ihn zu allen Zeiten mit besonderer Vorliebe begünstigt habe, weil er sich von seinen Diensten alles Gute für die Kirche versprochen; er verschweigt nicht, wie er sich dadurch dem Tadel ausgesetzt, durch die Begünstigung Wilhelms blutigen Gewaltthaten Vorschub geleistet zu haben.

Man übersieht den durchgreifenden Einfluß, welchen Rom in Frankreich gewann und der schon Cluny mit Neid erfüllte. Es war nichts Geringes, daß sich die gewaltigsten Kriegskräfte des Reichs dem Dienste des heiligen Petrus weihten, zumal sich damit verlockende Aussichten auch nach anderen Seiten dem Papstthum erschlossen. Schon seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten die französischen Ritter, wenn sie daheim keine Gelegenheit zu lohnenden Waffenthaten fanden, das Ausland gesucht; eine große Auswanderung dieses ebenso unruhigen als tapferen Adels hatte begonnen. Nicht allein der Süden Italiens zog ihn an, auch über die Pyrenäen stiegen öfters französische Herren zum Kampf gegen die Ungläubigen, und Edward der Bekenner hatte sich in England wie mit Priestern, so auch mit Rittern von der anderen Seite des Kanals umgeben. Der ganze Westen war mit französischen Abenteurern gleichsam überschwemmt, und das Abenteuer fing damals an, wie wir wissen, die Farbe der Kirche zu tragen. Zu derselben Zeit, als Roger in Sicilien unter der Fahne des heiligen Petrus stritt, kämpften fran-

zösische Ritter, um Rom in Spanien die Wege zur Herrschaft zu bahnen, und ging Wilhelm von der Normandie mit einem Heer nach England hinüber; auch er, wie man in Rom sich überzeugt hielt, als ein Dienstmann des heiligen Petrus und gehorsamer Sohn der Kirche.

Die Herrschaft der Araber war in Spanien in ähnliche Auflösung gerathen, wie in Sicilien. Als im Jahre 1031 das Geschlecht der Ommaijaden erlosch, hörte jede Verbindung der arabischen Staaten in der Halbinsel auf: die Emire standen sich seitdem selbstständig und meist feindselig gegenüber, oft nahmen sie sogar den Beistand der Christen gegen ihre Glaubensgenossen in Anspruch. Ein einmüthiger Angriff der christlichen Fürsten in der Halbinsel hätte die glücklichsten Erfolge erzielen müssen: aber sie waren bisher ohne Zusammenhalt gewesen und nahmen oft eine feindliche Stellung gegen einander, so daß es schwe[illegible] zu einem gemeinsamen Unternehmen kommen konnte. Um so größer[illegible] Hoffnungen knüpften sich an die Macht König Sanchos des Großen[illegible] die sich eben damals erhob und mit Navarra die Grafschaften Castilie[illegible] und Aragon vereinigte, und kein geringes Mißgeschick schien es, daß [illegible] schon mit Sanchos Tode zerfiel (1035). Die Söhne des Königs thei[illegible]ten das Reich, und die Theilung gab ihnen Anlaß zu Streitigkeit[illegible] und Kriegen unter einander. Die größte Macht unter ihnen gewa[illegible]n Ferdinand I., der mit Castilien bald das Königreich Leon verband (103[illegible]7) und später auch einen Theil von Navarra an sich riß. So gefähr[illegible]de Ferdinands Lage auch in jedem Augenblick war, griff er doch sofort [illegible]en Kampf mit den Ungläubigen an und gab ihm zuerst einen höhe[illegible]en Schwung.

In Ferdinands Heer bildete sich jener eigenthümliche Geist sto[illegible]zer Ritterlichkeit aus, der in den Cid-Romanzen seinen Ausdruck gefun[illegible]en hat, und von diesem Geist war der König selbst ganz beseelt. We[illegible] der dem Kaiser wollte er sich unterordnen noch dem Papste gehorsam se[illegible]in: trotz des Anathems Leos IX. sah er den Bischof von Compostella n[illegible]och immer als den Apostolicus an, und nirgends finden sich Beweise nähe[illegible]rer Beziehungen zwischen ihm und der päpstlichen Kurie. Aber demun[illegible]geachtet war er ein ergebener Sohn der Kirche. Schon sein Vater h[illegible]tte die Cluniacenser in das Land gerufen und ihnen nicht allein die Klös[illegible]ter, sondern auch zum Theil die Bisthümer übergeben: so blieb auch er [illegible]en französischen Mönchen hold, begünstigte sie in seinem Reiche und sa[illegible]dte

alljährlich, wie erzählt wird, tausend Goldgulden nach Cluny. Den Kampf gegen die Araber sah Ferdinand als ein Werk des Glaubens an. Man hörte ihn wohl in der Kirche des heiligen Isidorus, die er selbst erbaut, laut in die Gesänge der Priester einstimmen, und dann stürmte er vom Altar unmittelbar in das Kriegslager, um die Ungläubigen anzugreifen. Er war ein glücklicher Krieger. Weiter, als je die Christen vorgedrungen waren, führten ihn seine Streifzüge durch die arabischen Reiche; verheerend durchzog er die Gegenden jenseits des Tajo und gewann dauernd Lamego und Coimbra der Christenheit. Noch in seinen letzten Lebenstagen umlagerte er Valencia, und nur sein Tod rettete die Stadt (1065). Die Fortsetzung dieser Kämpfe wurde durch das unglückliche Testament Ferdinands unterbrochen. Ungewarnt durch sein eigenes Schicksal, hatte er das Reich abermals einer Theilung unterworfen und damit den schlimmsten Zankapfel unter seine Söhne geschleudert. Nur durch ein wunderbares Spiel des Glücks gewann Alphons VI. endlich das ganze Reich des Vaters und nahm dann auch sogleich die Kämpfe gegen die Araber auf. Er war es, der im Jahre 1085 Toledo eroberte und damit einen unersetzlichen Verlust dem Islam beibrachte.

Alphons trat dem Papstthum näher als der Vater, aber behauptete Rom gegenüber doch eine selbstständige Stellung. Eingreifender hatte sich inzwischen der Einfluß des apostolischen Stuhls auf die östlichen Reiche der Halbinsel, auf Aragon und Barcelona, entwickelt. Schon Ramiro von Aragon, der Bruder Ferdinands I., hatte Verbindungen mit Rom angeknüpft, die sein Sohn Sancho Ramirez, ein thatkräftiger Jüngling, unterhielt und befestigte. Der Vater war im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen (1063); der Sohn setzte den Kampf fort und nahm bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte auch auswärtige Hülfe in Anspruch. Ein Heer, aus allen Theilen Frankreichs gesammelt, eilte unter Herzog Wilhelm von Aquitanien ihm zu Hülfe und scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß im Jahre 1065 die wichtige Feste Barbastro in die Hände der Christen fiel. Sancho Ramirez vermählte sich darauf mit einer französischen Dame, einer Schwester des Grafen Ebulo von Roucy*), und blieb in stätem Verkehr mit dem Adel Frankreichs. Cluny und Rom wurden damit tausend Wege nach Aragon erschlossen,

*) Roucy liegt in der Champagne, nicht weit von Reims.

zumal sie gleichzeitig auf die benachbarte Mark von Barcelona einen bedeutsamen Einfluß gewannen.

Der Markgraf Ramon Berenguer I. hatte seinem Lande einen neuen Aufschwung gegeben, indem er es nicht allein nach allen Seiten erweiterte, sondern auch durch heilsame Einrichtungen die Wohlfahrt seiner Unterthanen hob. Er war ein entschiedener Anhänger des Klerus, dessen Autorität er in jeder Weise für seine Absichten nutzte. Schon seit geraumer Zeit waren die Cluniacenser in die Mark eingedrungen: Ramon suchte nun auch mit Rom selbst in unmittelbare Verbindungen zu treten. Im Jahre 1068 hatte er sich mit dem Papste so weit verständigt, daß dieser einen eigenen Legaten abzusenden beschloß, um die kirchlichen Verhältnisse in der Markgrafschaft und in Aragon im Sinne Roms zu ordnen.

Die Legation nach Spanien wurde dem Cardinal Hugo vertraut, demselben Mann, der sich einst auf Cadalus Seite gewendet hatte, aber als reuiger Sünder nach Rom zurückgekehrt war und jetzt Hildebrands besonderes Vertrauen genoß. Die Cluniacenser waren von Hugos Wirksamkeit wenig erbaut, wie sie es denn überhaupt übel empfanden, daß Rom in Spanien, welches Land sie gleichsam als ihre besondere Domäne ansahen, so unmittelbar eingriff. Aber der Papst und Hildebrand zeigten sich durch Hugos Eifer im hohen Maße befriedigt. Auf mehreren Synoden gelang es ihm, die römische Liturgie zur Anerkennung zu bringen und die Beseitigung der alten westgothischen zu bewirken; auch setzte er die Bestimmungen der römischen Kirche gegen Simonisten und verheirathete Priester durch und wirkte dahin, daß mindestens in Ramons Gebieten die Treuga Dei eingeführt wurde. Der Papst sah nicht mit Unrecht in Hugos Erfolgen die glücklichsten Anfänge einer vollständigen Vereinigung des spanischen Klerus mit der allgemeinen Kirche des Abendlands, eine Anerkennung des Primats Petri, wie sie Spanien früher niemals geleistet hatte.

Und bald knüpften sich an Hugos Erfolge noch Hoffnungen anderer Art. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Eroberung Siciliens bildete sich in Rom der Plan, durch einen großen Kriegszug französischer Herren die Araber aus Spanien zu vertreiben und das von ihnen eroberte Land in eine ähnliche Lehnsabhängigkeit vom Stuhle Petri zu bringen, wie Sicilien. Graf Ebulo von Roucy erbot sich zur Führung eines solchen Kriegszugs und schloß einen Vertrag mit dem Papst, worin

er alle Eroberungen, die er machen würde, von ihm zu Lehen zu nehmen versprach. Im Frühjahr 1073 rüstete er; mehrere französische Herren wollten sich ihm anschließen, andere auf eigene Hand über die Pyrenäen ziehen. Zu derselben Zeit schickte sich Cardinal Hugo zu einer neuen Reise nach Spanien an; vor Allem um zu verhüten, daß Jemand sich an dem Kampf betheilige, der sich nicht unzweideutig als Vasall Roms bekennen wolle. Nicht lange währte es, so trat Hildebrand sogar mit der Behauptung hervor, daß ganz Spanien von Alters her ein Eigenthum des heiligen Petrus sei; er wollte auch die einheimischen Herrscher der Halbinsel zwingen die Oberlehnsherrlichkeit des apostolischen Stuhls anzuerkennen. Hildebrand berief sich dabei auf „alte Constitutionen", die aber niemals bekannt geworden sind. Waren solche vorhanden, so gab man ihnen in Rom jetzt eine Auslegung, die ihrem ursprünglichen Sinn nicht entsprechen konnte.

Die weitesten Aussichten erschlossen sich Rom in Spanien durch seine Verbindung mit der Eroberungslust und dem abenteuernden Sinn der französischen Großen. Und inzwischen war diesem Adel bereits eine andere große Erwerbung gelungen, bei der auch das Papstthum nicht theilnahmlos blieb. Im Jahre 1066 hatte Wilhelm von der Normandie mit seinen Rittern England erobert.

Naturgemäß erscheint die Theilnahme Roms an den Kämpfen gegen die Araber, die alten Feinde der Christenheit, und man begreift, daß das Papstthum das Kriegsfeuer hier lieber schürte als erstickte. Aber befremden muß es, daß der Stuhl Petri keinen Anstand nahm den Normannen die Waffen in die Hand zu geben, um ein christliches Volk zu unterdrücken. Denn weltbekannt ist, daß die normannische Eroberung auf fast zwei Jahrhunderte die Sachsen in die Knechtschaft der französischen Ritter brachte und diese Ritter eine viel grausamere und drückendere Herrschaft über die Eingeborenen des Inselreichs übten, als alle früheren Eroberer. Und doch hatte das Volk, welches Rom so knechten half, dem römischen Papst seit Jahrhunderten aufrichtige und hingebende Verehrung gezollt. Schaaren von Pilgern waren Jahr aus, Jahr ein von England nach Rom geströmt; die Angelsachsen zahlten willig den Peterspfennig, den andere Nationen verweigerten; aus ihrer Mitte waren die Missionen hervorgegangen, welche einst das innere Deutschland und noch in der letzten Zeit einen großen Theil des Nordens Rom

unterwarfen. Man hat oft und mit gutem Recht gesagt, daß es den Angelsachsen der Stuhl Petri vornehmlich zu danken hatte, wenn der Primat Petri im Abendlande zu allgemeiner Anerkennung gelangte die Dankbarkeit Roms hat die angelsächsische Kirche mit Nichten zu rühmen gehabt.

Man glaube nicht, daß die Angelsachsen in letzter Zeit den Zorn der römischen Kurie besonders gereizt hätten. König Edward, den man ja den Bekenner genannt hat, war ein bis zur Schwäche devoter Fürst devot namentlich gegen Rom. Von den Söhnen Godwins hatte sich Tostig noch in der letzten Zeit in Rom gezeigt, sein Bruder Harald war mindestens dem Papstthum nie feindlich begegnet. Der Erzbischof Alfred von York hatte von Nicolaus II. persönlich das Pallium erbeten und erhalten. Stigand von Canterbury stand allerdings unter Censur, weil seine Wahl weder kanonisch war, noch es ungestraft hingehen konnte, daß er sich das Pallium von einem Adelspapst hatte ertheilen lassen. Aber Stigand war kein störrischer Charakter, und Rom hatte ihn bisher mit Nachsicht behandelt. Wohl hört man, daß das Leben in den englischen Klöstern manchen Anstoß gegeben habe, die wissenschaftliche Bildung dort in Verfall gerathen sei; auch entsprach der englische Episcopat wenig ganz den Forderungen, welche die Cluniacenser und ihre Freunde stellten, noch leistete er den neuen Ordnungen Roms immer schleunigst Folge. Aber hatte sich denn die englische Kirche nicht von jeher in ihrem Ritus in ihrer Sprache und Litteratur freier entwickelt, und hatte nicht gerade diese Freiheit ihre kräftigeren Regungen begünstigt? Daß solche noch nicht ganz erstorben waren, zeigte mindestens die Mission. Sven Estrithson und Adalbert von Bremen mußten zu derselben zum großen Theil Angelsachsen benutzen, nachdem in der deutschen Kirche der Missionseifer merklich erlahmt war. Waren Reformen in England nöthig, so wären sie bei der Achtung, welche der apostolische Stuhl dort von jeher genoß, gewiß ohne sonderliche Mühe durchzuführen gewesen.

Und in der That nicht sowohl ein hervorragendes kirchliches Interesse machte den Papst zum Bundesgenossen des Normannen, als vielmehr die Aussicht, sowohl ihn selbst zum Dienstmann der römischen Kirche, wie über England die oberlehnsherrliche Gewalt zu gewinnen. Wilhelm leiteten allerdings andere Rücksichten bei diesem Bunde: er suchte ihn vornehmlich, um den englischen Klerus auf seine Seite zu ziehen, von dem er wohl wußte, daß er dem Gebote des heiligen Petrus

keinen dauernden Widerstand entgegensetzen würde. Sein Anrecht an den englischen Königsthron war überaus schwach: nur mit dem Schwerte konnte er es dem Volke, nur mit der Autorität Roms dem Klerus begreiflich machen. Der Archidiakon Giselbert von Lisieur, der ihm den Beistand Roms gewann und die Fahne des heiligen Petrus überbrachte, ist mit dem Bisthum Evreux wahrlich nicht zu reichlich belohnt worden: mit dieser Fahne ist England angegriffen und erobert worden. Auf dem berühmten Teppich von Bayeux sieht man das Kreuzesbanner des Papstes in dem Schiff, welches den Herzog über den Kanal führte, klar bezeichnet; unter diesem Banner und dem Feldgeschrei: Gott hilf! ist der von den Sachsen erhobene König Harald, Godwins Sohn, bei Hastings überwältigt und das traurige Schicksal des Volks für lange Zeiten entschieden worden (14. October 1066). Noch waren nicht drei Monate verflossen, als den Eroberer der Erzbischof von York in London zum König krönte. Ohne Zaudern schloß sich der Klerus dem neuen Herrn des Landes an, der seine Willigkeit nur zu bald vergaß.

Einst hatte Wilhelm, als er in der Normandie mit dem Abt von Ouche in Streitigkeiten gerieth und dieser durch römische Legaten sein Recht durchzusetzen gedachte, dreist erklärt: päpstliche Legaten werde er in Sachen des Glaubens und der Religion willig hören, wenn ihm aber einer von diesen Mönchen in der Regierung seines Landes hindern wolle, würde er ihn an der höchsten Eiche des nahen Waldes aufknüpfen lassen. Größere Achtung vor dem Stuhle Petri hatte seitdem der Eroberer gelernt. Er bot die Hand, daß im Jahre 1070 eine päpstliche Gesandtschaft in England erschien, und ließ sich sogar eine neue Krönung durch dieselbe gefallen. Er bot die Hand, daß die Legaten auf einer Synode zu Winchester eine Reformation der angelsächsischen Kirche vornahmen, die sie fast völlig in die Hand Roms und der französischen Geistlichkeit gab. Die alten Klöster wurden geschatzt und nach gallicanischer Weise reformirt, viele angelsächsische Bischöfe entfernt und normannische Kapellane in ihre Stellen gebracht, das Einsetzungsrecht in die geistlichen Stellen kam an den fremden König, ein Bestätigungsrecht an den römischen Bischof. Es konnte dem Papst nur genehm sein, wenn dann das Erzbisthum Canterbury dem Lanfrank, das Erzbisthum York einem Kapellan Wilhelms zufiel. Beide Erzbischöfe zogen im folgenden Jahre nach Rom, um dort das Pallium zu holen und einen Streit auszutragen, den Lanfrank erhoben hatte. Nicht Minderes beanspruchte

er, als den Vorrang vor York und den Primat in der ganzen englische Kirche. Wie konnte man daran zweifeln, daß Rom diese Ansprüche g recht finden würde? So trat ein Italiener, der eifrigste Vorfechter de reformirten Papstthums, der gefeiertste Vertreter der römischen Kirchen lehre, unmittelbar an die Spitze des gesammten englischen Klerus. Mel und mehr wurden nun die Sachsen aus den kirchlichen Aemtern ve drängt, mehr und mehr verschwanden aus der Kirche der alte Ritus un die Sprache des Landes, die Satzungen der römischen Synoden galte fortan ohne Weiteres in England als Kirchengesetze: nun erst schien d anglikanische Kirche den Römlingen ganz in die Einheit der abendländ schen Kirche gezogen.

Gewiß, eine sehr erhebliche Erweiterung seiner geistlichen Autorit hatte Rom dem normannischen Eroberer zu danken. Und auch in a deren Dingen erwies er sich als ein gehorsamer Sohn des Papstes. ließ den Peterspfennig beitreiben, verpflichtete seine streitlustigen Vasa auf die Treuga Dei und unterstützte die Bischöfe in der Ausführ derselben nachdrücklich; aller Wege zeigte er sich rechtgläubig und eifrig in frommen Werken. Aber sein Gehorsam gegen Rom hatte eine scharf gezogene Grenze. Jede Anforderung, sich als Vasallen d apostolischen Stuhls zu bekennen, wies er mit Entschiedenheit ab. groß Lanfranks Einfluß auf ihn war, dahin brachte er Wilhelm niemal den Lehnseid dem Papste zu schwören. Aber nichtsdestoweniger sah ih die Kurie immer als einen mit der Fahne belehnten Vasallen des hei ligen Petrus an, wenn auch als einen ungehorsamen Dienstmann, un Hildebrand, der ihn so sehr begünstigt, hielt ihn wohl später für de undankbarsten aller Fürsten.

Mit Entrüstung erfüllt es, daß damals Nichts von deutscher Sei geschah, um ein stamm- und blutsverwandtes Volk vor Ueberwältigun zu schützen. Man glaube nicht, daß die Bedeutung des sich in Englan vollziehenden Ereignisses nicht in unseren Ländern gefühlt wurde. selten die Annalisten sonst die Vorgänge außerhalb des Reiches berü ren: hier schweigen sie nicht und verrathen die Erregung, in welc Wilhelms Eroberung die Gemüther versetzte. Nur am königlichen H sah man ihr mit absonderlicher Gleichgültigkeit zu. Und doch war, sel wenn der Hof keine Sympathien für sächsisches Blut hegte — dem ju gen König mindestens waren sie kaum zuzutrauen —, unschwer zu greifen, daß das deutsche Reich seinen ganzen Einfluß auf den We

einbüßte, indem es England den Franzosen zur Beute ließ. Welche Wege einzuschlagen waren, hatte Kaiser Heinrich III. deutlich gezeigt. Nicht nur hatte er sich mit König Edward verbündet, sondern auch die Rückkehr eines Neffen des Königs, der seit langen Jahren im Exil in Ungarn lebte, vermittelt. Dies war Edward, der Sohn König Edmunds, die letzte Hoffnung des absterbenden Königshauses*). Leider war derselbe bald nach seiner Rückkehr gestorben; aber er hatte einen Erben hinterlassen, Edgar mit Namen, den Sohn einer deutschen Mutter, der mehr als sechszig Jahre die Zeit der Eroberung überlebt hat. Obschon Edgar damals minderjährig war, hätte das deutsche Reich sich doch seiner Ansprüche annehmen müssen; sie waren rechtlich begründet, und es fehlte in England selbst nicht an einer Partei, die zu dem jungen Fürsten hielt. Mindestens schien dies das einzige Mittel, um das deutsche Interesse zu wahren, und die Politik Ottos des Großen und Heinrichs III. wäre sonder Zweifel diese und keine andere gewesen.

Der Eroberer war in der That nicht ohne Besorgniß, daß ihm der deutsche Hof in den Weg treten könnte. Er hatte deshalb kurz vor dem Angriff ein Freundschaftsbündniß mit König Heinrich geschlossen, und Anno, der eben wieder zur Macht gelangte, scheint Alles aufgeboten zu haben, das Bündniß zu erhalten und zu befestigen. Aber auch, als Adalberts Einfluß später von Neuem stieg, blieb das gute Vernehmen mit Wilhelm: wissen wir doch, daß der Bremer Erzbischof selbst als Vermittler zwischen dem Normannen und dem Dänenkönig eintrat. In der flandrischen Sache verband dann sogar scheinbar ein gemeinsames Interesse den deutschen Hof mit dem Eroberer, der sich seiner Schwägerin Richilde gegen Robert den Friesen annahm. Aber endlich ergriff Heinrich doch Furcht vor der normannischen Uebermacht. Es war im Frühjahr 1074, als sich das Gerücht verbreitete, daß Wilhelm mit einem großen Heer gegen die deutschen Grenzen anrücke und sich der Kaiserstadt Aachen bemächtigen wolle; man beschuldigte Anno ihn durch große Versprechungen zu einem solchen Unternehmen bewogen zu haben. Das Gerücht erwies sich als unbegründet, aber doch mag damals dem König klar geworden sein, wie gefahrvolle Wege seine Rathgeber ihm gewiesen hatten.

---

*) Edward, Edmunds Sohn, war mit einer Verwandten Kaiser Heinrichs II. vermählt; sie hieß Agathe und war vielleicht eine Tochter Bruns, des nachherigen Bischofs von Augsburg.

Wichtige Ergebnisse der Verbindung zwischen Rom und den fran zösischen Großen standen in Spanien zu erwarten, und die folgenreichste Resultate derselben lagen bereits in England vor. Schon geschah Nicht von Bedeutung im Westen Europas, ohne daß der Papst befragt wurd ohne daß er mitrathend, mithelfend, oft entscheidend eintrat. Es i schwer zu entscheiden, ob sein kirchlicher oder sein politischer Einfluß hi größer war; beide unterstützten einander, hoben sich gegenseitig, steigerte sich in immer wachsendem Maße. Unleugbar hatten einst auch die deu schen Kaiser tief in die Verhältnisse des Westens eingegriffen: niemal aber hatten sie hier eine gleiche Autorität gewonnen, niemals so ene gisch das Leben der romanischen Nationen ergriffen, wie jetzt d Papstthum.

Schon seit einem Jahrhundert waren auch die östlichen Reiche Slaven und Magyaren in den Gesichtskreis der römischen Kurie ge ten, und in den Zeiten Stephans des Heiligen und Boleslaw Ch brys schienen wohl die zuletzt bekehrten Heiden die ergebensten S des Nachfolgers Petri zu werden. Welche Hoffnungen erweckte Czeche Adalbert! Aber sie erfüllten sich nicht. Die großen Erschütter gen, welche alsbald jene Reiche erlitten, lösten auch ihre kirchlichen O nungen auf und stellten selbst den Bestand des Christenthums hier n einmal in Frage. Wenn sich nun auch die christliche Religion endl siegreich behauptete, blieb die kirchliche Organisation doch in gro Verwirrung, und die Verbindungen mit Rom hörten fast ganz au Nirgends war hier der Boden bereitet, um eine Saat zu empfange wie sie das Papstthum im Westen ausgestreut hatte. Hier gab es kei bahnbrechenden Cluniacenser, keine Legaten Roms; hier hörte man w nig oder nichts von den Bestimmungen gegen Simonie und Priesterel hier kannte man keine Treuga Dei. Auch konnte Rom hier kein politischen Einfluß festhalten, so lange der deutsche Hof den Osten herrschte, und mindestens hierin waren die Vormünder des Königs Traditionen früherer Zeiten gefolgt.

Aber so ungünstig die Lage der Dinge der päpstlichen Kurie war, ließ sie den Osten nicht aus den Augen. Die klarsten Beweise lie vor, daß sie sich hier ebenso eifrig bemühte ihren kirchlichen Refor Bahn zu brechen, wie den deutschen Einfluß zu beseitigen. N zum geringsten Theil ruhte derselbe, wie wir wissen, auf der Lehns

hängigkeit, in welche Ungarn gerathen war, und die Verhältnisse dieses Reichs mußten der Kurie, seit ihr die Kaiserin Agnes nahe stand, mehr als hinreichend bekannt sein. Die Kaiserin selbst konnte kaum ein größeres Interesse haben, als die bestehenden Zustände in Ungarn zu erhalten, an denen das Wohl und Wehe ihrer Kinder hing. Trotzdem und trotz ihres Einflusses auf die Cardinäle geschah Alles in Rom, um eine Umwälzung im ungarischen Reiche herbeizuführen. Man machte König Salomo den schwersten Vorwurf daraus, daß er sein Reich von den Deutschen zu Lehen genommen, und trat bald mit der Behauptung hervor, daß der heilige Stephan unmittelbar Ungarn dem Stuhle Petri unterworfen und Kaiser Heinrich III. dies anerkannt habe; man ging sogar mit Herzog Geisa, dem alten Widersacher des Königs, eine vertraute Verbindung ein. Zu verwundern ist nur, daß die Kurie nicht auch Boleslaw von Polen, dem rücksichtslosesten Gegner der Deutschen, sogleich die Hand zum Bunde reichte. Aber der kirchliche Verfall war in Polen so groß und Boleslaw zeigte in seinem kriegerischen Treiben so wenig Neigung zu geistlichen Dingen, daß Rom wohl Anstand nehmen konnte sich ihm zu nähern. Erst im Jahre 1075 schickte der Pole Gesandte nach Rom, und man beeilte sich dann Legaten abzusenden, um die kirchlichen Verhältnisse seines Landes zu ordnen.

Die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen unterhielt Rom damals mit Böhmen, wo die Kirche von den politischen Bewegungen am wenigsten berührt worden war. Die Söhne Herzog Bretislaws hatten immer die Verbindung mit den Päpsten erhalten und Spitihnew sogar bei Nicolaus II. um eine besondere fürstliche Auszeichnung nachgesucht, die er wunderbarer Weise in einer Bischofsmitra erhielt; er hatte sich dafür zu einem Census von hundert Mark Silber verstanden. Herzog Wratislaw wurde derselbe Ehrenschmuck von Alexander II. ertheilt, auch scheint er von Beginn seiner Regierung an denselben Census gezahlt zu haben. Aber trotz dieser Auszeichnungen des Herzogs blieb die unmittelbare Einwirkung Roms auf die böhmische Kirche sehr beschränkt, bis die ärgerlichen Streitigkeiten Wratislaws mit seinem Bruder Jaromir ausbrachen und der Kurie erwünschte Gelegenheit zum Einschreiten boten. Jaromir, ein junger Mann voll Keckheit und Lebenslust, war sehr gegen seinen Willen in den geistlichen Stand getreten. Nur die Aussicht auf das reiche Bisthum Prag hatte ihn endlich dazu vermocht. Um so mehr entrüstete er sich deshalb, als sein Bruder einem deutschen Kapellan das

erledigte Bisthum zuwenden wollte. Die Czechen nahmen sich Jarom
an, und Wratislaw mußte, der Volksstimme gehorchend, Prag schlie
doch dem Bruder überlassen. Jaromir erhielt dann in Mainz
König Heinrich die Investitur, von Erzbischof Siegfried die Weihe,
der man seinen dem Klerus auffälligen slawischen Namen mit dem d
schen Gebhard vertauschte (1067). Es war vorauszusehen, daß
Friede zwischen den Brüdern sich nicht lange erhalten würde, zu
Wratislaw einige Jahre zuvor zum großen Verdruß der Prager K
das Bisthum Olmütz hergestellt hatte, wodurch Prag eine nicht ger
Einbuße an Zehnten und Landbesitz erlitt. Die dafür vom Herzog
währten Entschädigungen schienen an sich Jaromir nicht genügend
wurden überdies nicht genau nach dem Abkommen geleistet. Der
Bischof war nicht der Mann vieler Worte; er liebte und brauchte
walt. Mit bewaffneter Hand besetzte er die Burg Podewin, um w
der Streit sich hauptsächlich drehte, und überfiel dann den Bischof
Olmütz in seiner Stadt, wo er ihn auf die unwürdigste Weise mißl
delte. Inzwischen hatte sich der Herzog mit Beschwerden nach
gewandt und Papst Alexander begierig die Gelegenheit ergriffen, e
Legaten nach Böhmen zu senden (1072).

Das herrische Auftreten dieses Legaten — sein Name war Ru
— machte unter den Czechen das größte Aufsehen. Er berief alle G
ßen des Landes und den gesammten Klerus zu einer Synode, und
sich Jaromir nicht stellte, sprach er ohne Zaudern über ihn den Kirc
bann aus. Die Czechen murrten laut und zwangen den Legaten
Urtheil zu mildern. Aber Jaromir blieb doch vom Amt suspen
Höchlich entrüstet verließ er die Heimath und wandte sich schutzfle
an seinen Metropoliten, den Erzbischof von Mainz, auf dessen und
ner Mitbischöfe Gericht er sich von Anfang an berufen hatte. Siegf
von Mainz, den das unmittelbare Einschreiten Roms in seine Kirc
provinz mit Recht erbitterte, versprach ihm Schutz und trat in der S
mit besonderem Ernst gegen Rom auf. Aber auch diesmal zeigte er im Wi
stande wenig Beharrlichkeit; er ließ sich die stärksten Zurechtweisungen
Rom gefallen und gab seinen Schützling auf, dem nun kein anderer Aus
blieb, als in Rom um Verzeihung zu bitten, um seine Suspension rückgä
zu machen. Die Sache endete mit einem vollständigen Siege der römis
Kirche, und schon im Jahre 1073 fing man an die Verordnungen ge
Simonie und Priesterehe auch in Böhmen zur Anwendung zu brin

Offenbar zeigte sich Wratislaw von Böhmen dem Papstthum in hohem Maße willfährig; wenn er nichtsdestoweniger mit großer Treue zu den Deutschen hielt, so beweist dies, wie wenig die Gegensätze, welche sich zwischen dem Papstthum und Kaiserthum herausbildeten, damals schon in die Augen sprangen. Auch ein König des scandinavischen Nordens, der sich offen dem deutschen Einfluß hingab, trug deshalb nicht das geringste Bedenken der Kurie eine Dienstwilligkeit ohne Gleichen zu zeigen. Es war Svend Estrithson von Dänemark. Wie kampfbewegt war einst seine Jugend gewesen! Wo gab es ein Gestade im Nordland, wo er nicht seine Waffen erprobt hatte! Aber er war jetzt längst des Schwerterspiels müde, und nicht einmal Wilhelms Angriff auf England hatte ihn wieder auf die Dauer in den Harnisch gebracht. Der alternde König lebte am liebsten in den Werken der Mission, und diese seine Thätigkeit war für die Kirche kein geringes Glück, da sie damals bei den anderen Fürsten Scandinaviens kaum irgendwo Schutz fand. Schon um der ihm so theuren Mission willen mußte Svend mit Bremen wie mit Rom ununterbrochene Beziehungen erhalten, und hier wie dort war er gleich geehrt. Die Bremer priesen den kirchlichen und klugen König, so sehr seine Trunksucht und Fleischeslust ihnen auch anstößig war, und nicht minder erhob ihn Hildebrand wegen seiner Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl. Papst Alexander forderte einst ihn auf, den Peterspfennig von seinem dänischen Reiche zu zahlen: wir wissen nicht, ob er dieser schlecht begründeten Forderung Folge gegeben hat. Aber bezweifeln läßt sich kaum, daß Svend zu Zeiten die größte Neigung verrieth, sein Reich ganz dem Schutze des heiligen Petrus zu befehlen und eine förmliche Oberlehnsherrlichkeit Roms über Dänemark anzuerkennen: er hätte schwerlich dadurch gegen König Heinrich und die Deutschen feindlich zu handeln geglaubt.

So wenig der Böhme und Däne ahnen mochten, wie sie Rom vor Allem dem deutschen Einfluß entziehen wollte, so bestand nichtsdestominder die Absicht. Was im Norden und Osten durch Hildebrand und seine Freunde geschah, diente demselben großen Plan, den sie im Westen und Süden verfolgten. Alles lief darauf hinaus, die deutsche Kaisermacht von ihrer Höhe zu stoßen, um an ihre Stelle die Herrschaft der römischen Kirche zu setzen. Mit dem vollsten Bewußtsein, mit scharfer Berechnung und unermüdlicher Thätigkeit verfolgte man in Rom diesen

Plan und errang eben deshalb in so kurzer Frist namhafte Erfolge. Aber Nichts erleichterte Roms Fortschritte mehr als die Sorglosigkeit des deutschen Hofes. So erfahrene Männer, wie Anno, Adalbert und andere Bischöfe waren, sahen sie doch nicht oder wollten nicht sehen, wie alle Fundamente der kaiserlichen Macht allmählich untergraben wurden; überdies waren diese Bischöfe sämmtlich mehr oder weniger in die Netze eines kirchlichen Systems verfangen, aus dem Hildebrands Anhänger nur die letzten Consequenzen zogen. Den weltlichen Großen war jede Schwächung der kaiserlichen Gewalt nur zu erwünscht; in ihrer Kurzsichtigkeit erkannten sie nicht, wie viel sie mit einem starken Kaiserthum für alle Folge aufgaben. Der junge König selbst war in die unklarsten Verhältnisse zu Rom gleichsam hineingewachsen, aus denen er selbst unter günstigeren Verhältnissen kaum einen Ausweg gefunden hätte.

Allerdings scheint ihm schon früh klar geworden zu sein, wie er nicht mehr in der Stellung seines Vaters zum römischen Bisthum stand, wie eine kaum noch zu bewältigende Macht im Papstthum sich gegen ihn erhob. Aber er war selbst schon unter dem Einfluß der kirchlichen Reformen erzogen, und die Autorität des apostolischen Stuhls imponirte ihm nicht wenig, zumal sie mit der Autorität seiner geliebten Mutter im Bunde war. So hemmend die päpstliche Kurie seinen leidenschaftlichen Regungen öfters in den Weg trat, fesselten ihn Bande an sie, die zu zerreißen er kaum den Muth in sich fühlte. Für die Absichten Hildebrands und seiner Anhänger kam Alles darauf an, wie sich ihr persönliches Verhältniß zu Heinrich gestalten würde. Gelang es ihnen des Königs aufstrebenden Sinn niederzuhalten und sich dienstbar zu machen, so war Aussicht, Roms Weltherrschaft auf friedlichem Weg zu begründen; gelang dies nicht, so mußten sie sich in einen Kampf stürzen, dessen Verwickelungen nicht zu berechnen waren, wenn sie auch den schließlichen Sieg für gesichert hielten.

Heinrich hatte sich bisher nichts weniger als störrisch gegen Rom gezeigt. Weil der Papst es verlangte, setzte er eine ihm aufgedrungene Ehe fort. Der Verkehr der Bischöfe seines Reichs mit Rom war ganz unbehindert. Ernsteren kirchlichen Bestrebungen ist er nirgends hemmend entgegengetreten. Wohl hat er sich öfters an Kirchengut vergriffen, auch kirchliche Aemter verkauft — er selbst bekannte es später —, aber die Schuld traf mehr seine Genossen und Rathgeber als ihn persönlich. Und auch bei solchen Ueberschreitungen der kanonischen Bestimmungen

zeigte er sich nachgiebig, wenn er einem entschiedenen Widerstande begegnete. Dies zeigte vor Allem der Konstanzer Handel, der damals das größte Aufsehen machte.

Als im Jahre 1069 das Bisthum Konstanz erledigt wurde, übergab es der König einem Magdeburger Domherrn, Karl mit Namen, der bei ihm besondere Gunst genoß und deshalb schon früher zum Propst auf der Harzburg bestellt war. Die Konstanzer, die gern einen aus ihrer Mitte auf den Bischofsstuhl erhoben hätten, waren unzufrieden und erhoben gegen Karl Beschwerden in Rom. Namentlich beschuldigten sie ihn der Simonie, und in der That hatte er einige Hofleute bestochen, damit sie seine Bewerbung um das Bisthum unterstützten. Als Erzbischof Siegfried Ostern 1070 in Rom war, befahl ihm deshalb der Papst ausdrücklich, Karl die Weihe zu versagen; denselben Befehl wiederholte bald darauf noch einmal eine päpstliche Gesandtschaft. Inzwischen aber drängte der König in den Erzbischof, den von ihm ernannten Bischof zu weihen, und empfand dessen Zögern sehr übel. Eine Synode, welche nach dem Willen des Papstes über Karls Schuld oder Unschuld entscheiden sollte, war wegen der kriegerischen Zustände in der Mainzer Provinz nicht zu Stande zu bringen, und Siegfrieds Lage wurde um so peinlicher, da das Gerücht verbreitet war, der König wolle Karl nach Rom senden und dort vom Papst selbst weihen lassen. Dies mußte Siegfried um jeden Preis abzuwenden suchen und betrieb endlich mit allem Eifer die Synode. Am 15. August 1071 trat sie in Mainz wirklich zusammen. Die Sache hatte schon ein solches Interesse erweckt, daß der Papst die Erzbischöfe Gebhard von Salzburg und Udo von Trier zu seinen Legaten für die Synode ernannte und König Heinrich selbst nach Mainz kam.

Die beiden ersten Tage der Synode verliefen, ohne daß man die Sache Karls angriff; offenbar geschah es auf Betrieb des Königs, der die Bischöfe gewinnen und für Karl stimmen wollte. Am dritten Tage in der Frühe begaben sich endlich die geistlichen Herren zu Heinrich und beschworen ihn der Gerechtigkeit nicht länger hindernd entgegenzutreten. Der König nahm dies gegen seine sonstige Weise ruhig und sogar gnädig auf, versicherte auf das Bestimmteste, daß er seine Hand in dieser Sache rein gehalten, aber nicht wisse, was Karl mit seinen Hofleuten und Vertrauten abgemacht habe; sollte derselbe gefehlt haben, so werde er, der König, das Urtheil der Kirche nicht hemmen. Er besuchte darauf

selbst die dritte Sitzung der Synode, und in seiner Gegenwart erhoben nun die Konstanzer die ärgsten Beschuldigungen gegen Karl. Der Angeklagte suchte sich zu rechtfertigen, und die Verhandlungen dehnten sich so aus, daß sie endlich wegen Eintritts der Nacht abgebrochen werden mußten. Der folgende Tag brachte eine unerwartete Entscheidung. In der Frühe desselben gab Karl freiwillig Ring und Stab dem Könige zurück; wohl weil er den üblen Ausgang seiner Angelegenheit voraussah und einem ihn verurtheilenden Spruch zuvorkommen wollte. Den Bischöfen blieb Nichts übrig als der Triumph, den König und seinen Günstling zur Nachgiebigkeit gebracht zu haben: sie beschlossen durch ein Schriftstück diesen ihren Sieg zur Kenntniß aller folgenden Zeiten zu bringen. Der merkwürdige Synodalbericht ist in der That bis auf unsere Tage gekommen und beweist vor Allem, daß der König nicht in dem Grade ein Verfolger der kirchlichen Reformbestrebungen war, wie seine Widersacher glauben machen wollten. Er gab sogar in einer Sache nach, die ihn persönlich betraf und deren Durchführung er lange mit Eifer betrieben hatte. Allerdings erreichten auch die Konstanzer bei dem Handel nicht, was sie beabsichtigten. Ihr Bisthum übergab der König dem Domherrn Otto von Goslar und sorgte dafür, daß dessen Weihe alsbald erfolgte. Karl kehrte nach Magdeburg zurück und starb bereits nach wenigen Monaten.

Nicht minder nachgiebig zeigte sich der König in der Sache des Bamberger Abts Robert, der sich durch Simonie die berühmte Abtei Reichenau zu verschaffen gewußt hatte. So bestimmt versichert wird, daß der König selbst von dem Abte Geld genommen habe, findet sich dafür kein zuverlässiges Zeugniß, aber die Umgebung des Königs war abermals bestochen. Auch hier gingen Klagen nach Rom. Wiederholt wurde Robert dorthin beschieden, um sich zu rechtfertigen, aber stellte sich nicht. Deshalb traf ihn der Bann des Papstes, der zugleich alle Verfügungen des Abts über die Kirchengüter cassirte. Robert fühlte, daß seine Stellung unhaltbar wurde, zumal der König selbst in ihn drang der Abtei zu entsagen. Im Jahre 1072 gab er den Hirtenstab zurück und kehrte nach Bamberg heim. Zwei Jahre später erhielt er durch den Bamberger Bischof die kleine, von diesem abhängige Abtei Gengenbach an der Kinzig, wo er nach kurzer Zeit bei einem Streit mit einem Ministerialen des Klosters erschlagen wurde. Der Rücktritt Roberts hatte übrigens die Streitigkeiten in Reichenau nicht beendet. Die Herren, welche von dem

gebannten Abt Güter erhalten hatten, wollten dieselben nicht ausliefern, und neue Klagen ergingen aus der Abtei nach Rom; auch wurde für dieselbe vom König kein neuer Abt bestellt. Erst im Jahre 1074 kamen die Sachen zu einem gewissen Abschluß. Damals wurde der Bann über jene widerspenstigen Herren vom Papst ausgesprochen, und er selbst weihte einen neuen Abt. Es war ein Mönch des Klosters, mit Namen Eckard, welcher der strengsten Richtung folgte. Der König legte dem Allen unseres Wissens kein Hinderniß in den Weg.

Und doch kam es zum offenen Bruch zwischen Rom und dem königlichen Hofe. Nicht sowohl die deutschen als die italienischen Angelegenheiten führten ihn herbei, vor Allem der Streit über die Besetzung des Mailänder Bisthums.

Es ist erzählt worden, wie Rom Alles aufbot, die Wahl Attos in Mailand trotz seiner erzwungenen Entsagung durchzusetzen, und Nichts unterließ, um Gottfried, den Ernannten des Königs, zu beseitigen *). Der Papst hatte deshalb selbst an König Heinrich geschrieben und ihn beschworen, den Mailändern einen Bischof „nach göttlichem Recht" zu vergönnen, wie alle Abneigung gegen die Kirche aus seinem Herzen zu bannen. Aehnliche Rathschläge scheint damals auch Hildebrand gegeben zu haben, der später Gewicht darauf legte, daß er schon als Diakon den König von den gefährlichen Pfaden abzubringen versucht habe, auf welche er durch schlechte Rathgeber gekommen. Größere Wirkung als von diesen Ermahnungen mochte man von Erlembalds bewaffneten Schaaren und dem Banne hoffen, welchen der Papst auf einer Synode gegen Gottfried und dessen Anhänger ausgesprochen hatte. Aber diesmal zeigte der König doch auch Rom gegenüber eine ungewöhnliche Festigkeit. Es war gewiß nicht Abneigung gegen die Kirche, wenn er sein Investiturrecht in Mailand mit aller Entschiedenheit festhielt, sondern vielmehr die Einsicht, daß an diesem Recht zum großen Theil seine Macht in der Lombardei hing. Seine Räthe bestärkten ihn in dieser Meinung, und konnten kaum anders. Er gab daher Befehl trotz des Bannes Gottfried zu weihen und sandte einen seiner Vertrauten, Rapoto mit Namen, über die Alpen, um den Befehl zur Ausführung zu bringen. Im Anfange des Jahres 1073 versammelte Rapoto

*) Vergl. oben S. 181.

die lombardischen Bischöfe zu Novara, erklärte ihnen die Absichten de Königs und ließ den gebannten Gottfried weihen.

Ein solches Verfahren des Königs hatte man in Rom nic erwartet. Der Papst und Hildebrand sahen in den Vorgängen vo Novara eine verwegene Herausforderung der Autorität des heilige Petrus und waren entschlossen ihr zu begegnen. Auf der nächsten Faster synode sprach der Papst über mehrere Räthe des Königs den Bann au weil sie ihn von der Einheit der Kirche zu trennen suchten. Wir wisse nicht, welche Räthe der Bann traf: aber offenbar waren es die, weld nach Annos Entfernung den meisten Einfluß am Hofe gewonnen hatte Ausdrücklich wird berichtet, daß die Kaiserin zu diesem Schritte gerath habe, und schwerlich werden auch Herzog Rudolf und Erzbischof An ohne Einfluß auf ihn geblieben sein. Anno stand damals mit Rom ununterbrochenem Briefwechsel, und wir besitzen eines seiner Schreib in welchem er die Zustände des Hofes als die unwürdigsten schildert.

Der Papst kann auch jetzt noch kaum Anderes bezweckt haben, al den König von seinen Rathgebern zu trennen, ihn gefügiger gegen d Vorschriften der römischen Kirche zu machen und namentlich in der mai ländischen Sache zur Nachgiebigkeit zu zwingen; der Papst selbst, Hilde brand und die Kaiserin konnten unmöglich einen offenen Kampf gege den König hervorrufen wollen. Doch ließ der erste Erfolg des Bann keine Nachgiebigkeit des Königs erkennen. Die Räthe blieben in seine Nähe, und er hielt auch an Gottfried fest, der in Mailand sogar wiede weiteren Boden gewann, obschon er niemals der Pataria Herr werde konnte. Schon sah man sich in Rom genöthigt den König selbst hal und halb als einen Gebannten zu behandeln und den Verkehr mit ih zu unterbrechen. Wie wenig man den Kampf auch wünschte, er konnte u vermeidlich werden. Und auf welche Unterstützung hatte dann die röm sche Kirche in Deutschland zu zählen?

Die Lage der Dinge war hier anders als in den romanischen Lä dern. Die deutsche Kirche hatte Rom gegenüber seit einem Jahrhun einen nicht geringen Grad von Selbstständigkeit behauptet. Es lag d theils in der herrschenden Stellung der Deutschen, theils in dem Z sammenhang, in welchem die Bischöfe durch die Investitur und d ganze Lage mit dem Königthum standen. Römische Legaten erschie selten in Deutschland und galten hier wenig. Von den Reformen wa die Bisthümer bisher nicht sehr tief berührt worden. Heinrich III. h

allerdings die Simonie mit Erfolg bestritten, aber gerade unter der Vormundschaft hatte sie wieder gewaltig um sich gegriffen; gegen die Priesterehe war kaum noch ein ernstlicher Angriff gemacht. Ebensowenig war die Reformation des Mönchsthums durchgedrungen. Das alte Mönchswesen hatte sich gegen die neuen Klosterordnungen bisher wacker behauptet und nur in Lothringen Cluny bedeutende Erfolge erzielt. Am wenigsten war der Laienstand von den kirchlichen Vorstellungen der Zeit ergriffen. Die Treuga Dei mit ihren bischöflichen Gerichten und ihren Kirchenstrafen kannte man noch kaum: es galten beschworene Landfrieden, wie sie kürzlich die Thüringer unter sich und in Sachsen der König selbst aufgerichtet hatten. Kirchliche Beweggründe hatten die Deutschen wohl früher in den Kampf geführt, als die Kaiser sich der Mission annahmen: mit dem Missionseifer war auch die Begeisterung für religiöse Kämpfe erlahmt. Man hatte das Heidenthum im Wendenlande nahe genug, aber die Kriege gegen dasselbe erregten wenig Enthusiasmus. So waren die Fundamente für ein päpstlich-hierarchisches Regiment hier noch schwach befestigt.

Rom kannte recht wohl diese Schwäche und suchte festere Grundlagen für seine Herrschaft zu gewinnen. Vor Allem zählte es da auf die reformirten Klöster. Wir wissen, wie Anno italienische Mönche aus Fructuaria nach Siegburg verpflanzte. Sein Beispiel fand Nachahmung: bald wetteiferten die deutschen Bischöfe und Fürsten aus Italien und Frankreich Mönche für die Reformation ihrer Klöster zu gewinnen. Lambert lernte die Ordnungen der fremden Mönche in Siegburg kennen. So sehr er von der Lebensanschauung, auf welcher die Reformen ruhten, selbst ergriffen war, bekennt er doch, daß die alten Bräuche mit der Regel des heiligen Benedict besser übereinstimmten als die Neuerungen. Aber die fremden Mönche gewannen bald die Meinung des Tages für sich. Fürsten und Volk hielten sie für Engel, nicht für sterbliche Menschen, für geistige Wesen ohne die Gebrechen des Fleisches. Durch Franken, Thüringen und Sachsen brachen sich die Klosterreformen Bahn und ergriffen bald auch Schwaben. In dem vom Grafen Adalbert von Calw hergestellten Kloster Hirschau wurde jener Wilhelm zum Abt bestellt (1069), der dann die Ordnungen der Cluniacenser in allen Klöstern am Schwarzwald und weithin über das südliche Deutschland verbreitete. Hirschau wurde das Haupt einer ausgedehnten Klostercongregation, gleichsam ein deutsches Cluny, und in dieser Congregation fand Rom bald seine willigsten Diener.

Niemand war geeigneter eine religiöse Stimmung zu nähren, die Roms Tendenzen entgegenkam, als diese reformirten Mönche. Und nicht weniger wirkte die Wundersucht, welche mehr als je das Volk zu beherrschen anfing. Es hungerte gleichsam nach überirdischen Erweisungen, und sein Hunger wurde gestillt. Zeichen und Wunder folgten sich in Deutschland rascher als jemals. In Lüttich regten sich die Reliquien des heiligen Remaclus; in Tholey geschahen Heilungen am Grabe jenes Konrad, den Laienhände erschlagen hatten; in Nürnberg kam die Verehrung des heiligen Sebald, in Hasungen die des heiligen Hemerad auf. Das Volk strömte zu den wunderreichen Stätten und durchdrang sich hier mit Gefühlen, welche es den hierarchischen Bestrebungen Roms mit Gewalt zutrieben. Diese religiöse Erregung ergriff nicht nur die Massen, sondern auch die Bischöfe, den Adel und den König selbst.

Geistige Strömungen solcher Art lassen sich nicht geflissentlich erzeugen, aber leiten und benutzen: und diese Kunst hat Rom damals, wie oft in der Folge bewiesen. Nur bei einer Stimmung der Gemüther, wie sie sich eben verbreitete, konnte es Angriffe auf die Selbstständigkeit des deutschen Klerus wagen, die in den Zeiten eines Willigis und Aribo unfehlbar zu einer Kirchenspaltung geführt haben würden. Wir wissen, welche Demüthigungen ein Anno erfuhr, obschon er dem Papstthum die wichtigsten Dienste geleistet. Nie hatte ein Mainzer Erzbischof eine unterwürfigere Sprache gegen den Nachfolger Petri geführt als Siegfried, und doch mußte er sich immer neue Eingriffe in seine bisher unbestrittenen Rechte gefallen lassen. Hermann von Bamberg, vor dem Richterstuhl des Papstes verklagt, rettete nur mit genauer Noth seine Stellung. Karl von Konstanz wich dem Zorn Roms und gab seinen Bischofsstab zurück. So wuchs mehr und mehr der kirchliche Einfluß des Papstthums in Deutschland, und dieser kirchliche Einfluß war zugleich ein politischer von unberechenbarer Bedeutung.

Kam es daher zum Kampf mit Heinrich, so konnte es Rom auch in Deutschland an einem Anhang nicht fehlen; um so weniger, als das Regiment des Königs nichts weniger als beliebt war, als die ersten Fürsten des Reichs mit dem Hofe in andauernden Zerwürfnissen lebten, ein Theil der hohen Geistlichkeit mißvergnügt war und ein allgemeiner Aufstand in Sachsen drohte. Von den Fürsten des Reichs stand mindestens einer, Rudolf von Schwaben, der päpstlichen Curie nahe genug, und unter den Bischöfen unterhielt der kräftigste und geachtetste, Anno von

Köln, mit ihr die unmittelbarsten Beziehungen. So hatte sie auch hier bereits Verbindungen geschlossen, an welche sich große Hoffnungen knüpften.

Das Papstthum stand nicht nur inmitten der italienischen Bewegung, sondern beeinflußte auch die gesammte Entwickelung der abendländischen Welt. Was die universellen Tendenzen des Kaiserthums seit zwei Jahrzehnden an Boden verloren, das und mehr hatten die hierarchischen Bestrebungen der römischen Kirche gewonnen. Schon übersah man vom Lateran die Weltlage um Vieles leichter als von dem Kaiserpalast zu Goslar, und Hildebrand hatte für sie einen scharfen, überaus geübten Blick. Nur darin irrte er sich, daß er dem jungen König, auf dem die Erbschaft des Kaiserthums ruhte, weniger Klugheit, Selbstgefühl und Festigkeit zutraute, als er besaß. Wir wissen, der Mönch hatte dem Kaiser der Zukunft, wenn er sich gutwillig der Macht der Kirche beugen würde, eine hervorragende und glänzende, wenn auch dem Nachfolger Petri untergeordnete Stellung zugedacht: aber Heinrich war zu sehr der Sohn seines Vaters, um sich in einer zweiten Stelle zu befriedigen. Mochte seine Erbschaft zerstreut oder bestritten sein, er kannte sie, kannte sein Recht und fühlte sich Mann genug, das Seine nicht in fremder Hand zu belassen. Ohne einen Kampf mit Rom durfte er es freilich nicht zu gewinnen hoffen, und diesen Kampf hat er nicht minder gescheut, als ihn die Curie scheute. Wie man ihm Nachgiebigkeit zutraute, hat er sie auf der anderen Seite von den Priestern erwartet. Man täuschte sich auf beiden Seiten nur allzusehr, wie die Folge zeigte.

Petrus Damiani sah die neuen Zerwürfnisse zwischen Rom und dem Könige nicht mehr. Bei seinen Vorstellungen über das Verhältniß des Kaiserthums zur Kirche hatte ihn der unbeschränkte Einfluß Hildebrands auf die Geschäfte mit Mißtrauen erfüllt; nicht geringe Besorgnisse erregte ihm die politische Richtung, welche der Archidiakon immer bestimmter dem Papstthum gab. Er beklagte die geistige Tyrannei, die Hildebrand über den Papst übte, und machte seinem Unmuth in beißenden Epigrammen wie die folgenden, Luft:

Ehr' ich den Papst nach Gebühr, so beug' ich vor dir mich zum Staube;
Denn ihn machst du zum Herrn, doch er erhebt dich zum Gott.

Willst du leben in Rom, so künde es laut auf den Gassen:
Mehr als des Herrn Papsts Gnade vertrau' ich der Gnade des Papstsherrn.

Auch wohl in schlimmeren Ausfällen, als solchen Geistesspielen, hat er seiner Erbitterung Ausdruck gegeben. Aber wie wenig er Hildebrands Absichten theilte, in seinem Eifer für die kirchlichen Reformen erlahmte er niemals. Gegen Simonisten und verheirathete Priester war er stets auf dem Platze, und noch seine letzte Reise nach seiner Vaterstadt Ravenna hatte die Durchführung der Reformen zum Zweck.

Auf der Rückreise starb Petrus am 23. Februar 1072 zu Faenza am Fieber. Er war ein unvergleichlicher Vorkämpfer des reformirten Papstthums gewesen, durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der römischen Curie. Seine Schriften verrathen Witz, eine sehr lebendige Phantasie, südliches Feuer; es kennzeichnet sie ein genialischer Zug, der wenigen Schriftwerken jener Zeit eigen ist; auf die Litteratur des Mittelalters haben sie eine nachhaltige Wirkung geübt. Dem Schüler des heiligen Romuald folgte als Cardinalbischof von Ostia ein Cluniacenser: es war Gerald, ein Deutscher von Geburt, welcher als Lehrer der Domschule zu Regensburg vorgestanden hatte, ehe ihn sein Lebensgang über Cluny in das Collegium der Cardinäle führte.

Am 21. April 1073 starb auch Alexander II.; er endete in Rom, wenige Wochen nach dem Bannspruch über die königlichen Räthe. Nur elf Jahre saß er auf dem Stuhle Petri, aber sein Pontificat war überaus merkwürdig. Erst wurde ihm die Tiara unaufhörlich bestritten, mehr als ein Mal schien seine Lage hoffnungslos; dann aber befestigte er sich in der Gewalt und gewann größere Erfolge, als alle seine Vorgänger. Unter ihm wurde das reformirte Papstthum eine selbstständige Macht und erlangte bereits eine Autorität, der kaum noch eine andere zu vergleichen schien. Freilich war das Gewonnene weniger ihm, als Hildebrand in Rechnung zu bringen. Mochte der Archidiakon auch klagen, daß Manches wider seinen Willen der Schwäche des Papstes entlockt sei, er war doch die Seele der römischen Politik gewesen, und Niemand konnte läugnen, daß er sie eben so klug wie glücklich geleitet hatte.

11.

Hildebrand als Papst Gregor VII.

Seit die kaiserliche Autorität in Rom geschwunden war, führte die Erledigung des päpstlichen Stuhls fast regelmäßig unruhige Auftritte in

der Stadt herbei. „Der Anstand,“ sagt Amatus von Monte Cassino, „ging verloren in Rom, seit die Macht der Deutschen verfiel, und wollte ich von den Vorgängen bei der Papstwahl reden, so müßte ich entweder lügen oder würde mir, wenn ich die Wahrheit sagen wollte, den Haß der Römer zuziehen.“ Ueberraschend war es daher, daß sich diesmal das Volk ruhig verhielt und Hildebrand die Geschäfte ohne Widerstand fortführen konnte. Unverzüglich ging er mit den Cardinälen wegen der Besetzung des päpstlichen Stuhls zu Rath und bestimmte ein dreitägiges Fasten und Betfest; sogleich nach demselben sollte die Wahl des neuen Kirchenhauptes erfolgen, welche er demnach in das freie Ermessen der Cardinäle stellen wollte.

So Hildebrands Anordnung. Aber die Wahl erfolgte nicht nach derselben, sondern ihr entgegen: schon am Tage nach dem Tode Alexanders II. wurde der Stuhl Petri aufs Neue besetzt, in jeder Beziehung auf ordnungswidrige Weise. Als man nämlich an diesem Tage in der Kirche des Lateran mit der Bestattung des abgeschiedenen Papstes beschäftigt war, entstand plötzlich ein wirres Zusammenströmen von Klerikern und Laien, von Männern und Weibern; man hörte aus der Menge den Ruf: „Hildebrand sei unser Bischof!“ Hildebrand erschrak gewaltig; er wollte auf den Letner eilen, um den Tumult zu beschwichtigen. Aber der Cardinal Hugo der Weiße kam ihm zuvor. „Brüder!“ — so redete er die Menge an — „Ihr wißt, wie seit den Tagen Leos IX. Hildebrand die heilige römische Kirche erhöht und unsere Stadt befreit hat. Da wir nun für das römische Bisthum weder einen besseren Mann, noch einen seines Gleichen finden können, wählen wir ihn, der in unserer Kirche geweiht, euch und uns wohlbekannt und in allen Dingen erprobt ist.“ So sprach Hugo gleichsam im Namen der Cardinäle, und in der That stimmten diese ihm zu mit dem Rufe: „Papst Gregor hat der heilige Petrus gewählt!“ Sofort riß die aufgeregte Menge Hildebrand fort und führte ihn nach der Kirche S. Pietro in Vincoli am Esquilin, wo man ihn trotz heftigen Widerstrebens inthronisirte. Hier wurde auch das Wahldecret aufgesetzt, welches den Vorgang nicht ganz getreu darstellt. In demselben erscheinen die in S. Pietro in Vincoli versammelten Cardinäle als die Wähler, die niedere Geistlichkeit und das Volk als Zustimmende; die Wahl trägt hier einen Schein äußerer Ordnungsmäßigkeit, die ihr in Wahrheit fehlte.

Später ist die Meinung verbreitet worden, Hildebrand habe seine Wahl

durch Bestechung und Waffengewalt durchgesetzt. Man erzählte, es sei gleich nach Alexanders Tode Geld unter das Volk ausgestreut, die Thore, die festen Thürme und Brücken Roms, wie der Lateran seien mit Bewaffneten besetzt und der Hildebrand abgeneigte Theil des Klerus mit blanken Schwertern bedroht worden. Aber Nichts der Art ist geschehen. Diese Erzählungen sind lediglich Erfindungen, die freilich zum großen Theil von demselben Hugo herrühren, der damals der erregten Stimmung der Menge Worte lieh. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wahl, wie sie erfolgte, ein unvorhergesehenes Ereigniß, der plötzliche Ausbruch einer einhelligen, allgemein verbreiteten Stimmung in Rom war. „Die Einmüthigkeit bei der Wahl," schreibt Abt Wilhelm von Metz, „war so groß, daß sich in der ganzen Masse des Volks Keiner fand, der sie nicht billigte." Kaum weniger zweifelhaft ist, daß eine so stürmische Erhebung Hildebrands Wünschen wenig entsprach. Dagegen ist die Frage, ob er nicht bei einem ruhigen Verlauf des Wahlgeschäfts diesmal die Tiara an sich zu bringen ernstlich gewünscht hat. Der Cardinal Hugo stand ihm damals so nahe, daß man sich schwer überzeugt, sein Auftreten habe mit Hildebrands innerster Neigung in schroffem Widerspruch gestanden. Wie dem auch sei, der Archidiakon sah, sobald jene tumultuarische Wahl erfolgt war, in ihr eine unmittelbare Berufung des Apostels, der er sich nicht entziehen dürfe. Er nahm sogleich den Namen Gregor VII. an und zögerte keinen Augenblick das Kirchenregiment in seinem ganzen Umfange zu ergreifen.

Noch erschöpft von den Vorgängen des verflossenen Tages, auf dem Bett liegend, schrieb Gregor am 23. April an den Abt Desiderius von Monte Cassino und den Fürsten Gisulf von Salerno. Er forderte beide auf, nach Rom zu kommen, wo die Kirche ihrer bedürfe; Desiderius solle die Kaiserin Agnes und den Bischof Rainald von Como, die sich gerade in Monte Cassino befanden, beschwören, daß sie jetzt dem neuen Papste ihre Liebe und Anhänglichkeit durch die That bewiesen. Wenige Tage darauf zeigte er in dem Tone vollen Vertrauens die Wahl Wibert von Ravenna an und bat ihn um seinen Beistand; in ähnlicher Weise schrieb er an die Herzogin Beatrix, an den Dänenkönig Svend Estrithson, den Erzbischof Manasse von Reims, die Aebte Hugo von Cluny und Bernhard von Marseille. Vom 29. April ist der erste Brief, der ihn in Ausübung seiner kirchlichen Jurisdiction zeigt. Er betrifft die Aufhebung unkanonischer Ehen und ist an den Bischof Rainer von

Florenz gerichtet; der Papst weist darauf hin, wie er um so sicherer auf schnelle Ausführung dieses Befehls rechne, als es der erste sei, der von ihm ausgehe.

Alles kam darauf an, ob die Wahl, anfechtbar wie sie in mehr als einer Beziehung war, von dem König anerkannt werden würde. Das Decret Nicolaus II., welche Auslegung man ihm auch geben mochte, verlieh Heinrich ein Recht der Einsprache, welches vor Allen Gregor als Urheber des Decrets nur mit Mühe hätte bestreiten können. Aber auffälliger Weise begab sich der König dieses Rechts, wenn er auch nicht, obschon dies gleichzeitige Schriftsteller versichern, die Wahl ausdrücklich anerkannt hat. Schwerlich hat auch Gregor, obgleich es dieselben Schriftsteller meinen, jemals ein solches Anerkenntniß verlangt. Er hätte damit das Papstthum wieder in jene Abhängigkeit von dem Königthum gesetzt, von welcher er dasselbe schon glaubte befreit zu haben; er hätte sich überdies dann zu einer Nachgiebigkeit in den zwischen Rom und dem Könige obwaltenden Streitigkeiten verstehen müssen, wie sie ihm gewiß sehr fern lag. Als man ihn erinnerte, daß die Zustimmung des Königs nach der Bestimmung Nicolaus II. erforderlich sei, soll er geantwortet haben, er wisse Nichts von diesem Recht des Königs und könne Verordnungen seiner Vorgänger rückgängig machen. Schwerlich waren dies seine Worte, aber seine Meinung war keine andere.

Gregors Stellung zum König zeigt am deutlichsten ein Schreiben, welches er am 6. Mai an Herzog Gottfried richtete. Gottfried, der damals in Italien lebte, hatte sich beeilt den Papst zu seiner Erhöhung zu beglückwünschen und zugleich dessen Gesinnung gegen den König zu erkunden. „Unsere Meinung," antwortet Gregor, „und unsere Absichten in Betreff des Königs kannst du vollständig erfahren. Wir glauben, daß Niemand, so weit uns Gott Einsicht gewährt, um des Königs zeitliches und ewiges Glück bekümmerter ist, Niemand größeres Wohlwollen gegen ihn hegt, als wir. Auch ist unsere Absicht, bei erster Gelegenheit ihn durch Gesandte väterlich und dringend auf das hinzuweisen, was nach unserer Meinung zum Nutzen der Kirche und zur Ehre seiner königlichen Würde erforderlich ist. Hört er uns dann, so soll unsere Freude über sein Heil nicht geringer sein, als über unser eigenes, und am sichersten wird er sein Heil begründen, wenn er, um in der Gerechtigkeit zu bleiben, sich in unsere Rathschläge ergiebt. Erwidert er dagegen, wie wir es nicht wünschen, unsere Liebe mit Haß, lohnt er dem

Allmächtigen für so große Ehren, die er ihm dankt, die göttliche Gerechtigkeit mißachtend, wider Gebühr mit Verachtung, so wird das Wort: „Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!“*) über uns, so Gott will, nicht kommen. Denn es steht nicht in unserer Macht, aus persönlicher Vorliebe zu irgend Jemand das Gesetz Gottes zu vernachlässigen und vom Pfade des Rechts um Menschengunst willen zu weichen, da der Apostel sagt: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich der Knecht Gottes nicht.““**) — Wer möchte sich überzeugen, daß bei solcher Gesinnung Gregor seine Stellung von einer Entschließung des Königs abhängig gemacht, ein Einschreiten desselben selbst veranlaßt haben sollte? Er wird Heinrich den Tod des Papstes und seine eigene Erhebung in gleicher Weise, wie anderen Fürsten, angezeigt haben: mehr that er sicherlich nicht.

Aber von anderen Seiten ist allerdings ein Einschreiten des Königs verlangt worden. Die lombardischen Bischöfe versetzte Gregors Wahl in nicht geringere Aufregung, als einst die Wahl seines Vorgängers. Es wird berichtet, daß sie und an ihrer Spitze der eigene Kanzler des Königs, Gregor von Vercelli, sich bemühten, einen Einspruch gegen Hildebrands Wahl bei Hofe zu erwirken. Ebenso sollen auch die deutschen Bischöfe einstimmig Heinrich gerathen haben die Wahl für ungültig zu erklären, indem sie ihm vorstellten, Niemand werde schlimmer als er selbst die Folgen empfinden, wenn er dem Ungestüm des Gewählten nicht rechtzeitig Zügel anlege. Beide Nachrichten verdienen Glauben, und Pfingsten 1073 zu Augsburg werden jene Anforderungen der Bischöfe an den König gestellt sein. Aber damals suchte Heinrich, durch die sächsischen Wirren in Besorgniß versetzt, mit den Herzögen, wie wir wissen, ein gutes Vernehmen herzustellen und das Reich zu beruhigen. Nichts mußte ihm da bedenklicher scheinen, als Rudolf von Schwaben und seinen Freunden einen neuen Anlaß zur Auflehnung zu bieten, Nichts gefährlicher, als den Gegnern, von denen er sich von allen Seiten umgeben sah, einen religiösen Vorwand zur Empörung zu bieten. So wird es erklärlich, daß er trotz der Aufforderung der Bischöfe sein Recht nicht übte, sondern die Wahl der Cardinäle unangetastet bestehen ließ.

---

*) Jeremias 48, 10.

**) Galater 1, 10.

Am Peter-Paulstage (29. Juni) wurde Gregor in der Peterskirche feierlich geweiht. Die Kaiserin Agnes, die Markgräfin Beatrix waren zur Verherrlichung der Feierlichkeit nach Rom gekommen. Auch der Bischof Gregor von Vercelli soll bei der Weihe zugegen gewesen sein. War es der Fall — und wir sehen keinen Grund es zu bezweifeln —, so lag darin allerdings eine stillschweigende Anerkennung der Wahl von Seiten des Königs. Wie wenig sich übrigens Gregors Gesinnung gegen Heinrich inzwischen geändert, zeigt ein Brief, den er wenige Tage zuvor an die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter Mathilde gerichtet hatte. Er wiederholt hierin das Versprechen, bald eine Gesandtschaft an den König abgehen zu lassen, um ihn zur Liebe gegen die Kirche zurückzuführen und über die Form der Kaiserkrönung mit ihm zu unterhandeln. „Hört er uns nicht," fährt Gregor fort, „so können und dürfen wir deshalb von der Kirche nicht lassen. Denn es ist besser für uns im Kampf für die Wahrheit ihm um seines eigenen Heils willen bis auf das Blut zu widerstehen, als ihm den Willen zu thun und der Ungerechtigkeit zuzustimmen, was uns beide — möge es Gott verhüten! — in das Verderben stürzen würde." Offenbar war noch Nichts zwischen König und Papst verhandelt; alle Streitpunkte lagen unangerührt seit dem Tode Alexanders.

Wie hätte es anders sein können, als daß die Wahl Hildebrands aller Orten das größte Aufsehen erregte! War er doch an allen Höfen der Fürsten längst bekannt, mehr als bekannt an jedem Bischofssitz und in jeder Abtei; sein Name stand da, von der Klerisei theils verehrt, theils gefürchtet, seit Jahren der Stolz aller Klosterbrüder. Man wußte, wieviel diesem neuen Gregor in zweiter Stelle gelungen war: was ließ sich nicht von ihm in erster Stelle hoffen oder besorgen! Gleich nach seiner Erhebung schrieb der Abt Wilhelm von Metz an ihn: „Wer deiner Herrschaft zuwider ist, achtet seiner Seligkeit nicht. Du aber gürte das Schwert um deine Lenden und laß dich durch keine Drohungen von dem heiligen Kampfe zurückhalten. Du stehst auf hoher Warte: Aller Augen sind auf dich gerichtet, und Jeder erwartet Großes von dir. Thorheit ist es, dich anzufeuern, da du voll wunderbarer Begeisterung Größeres in das Auge fassest, als unsere Kurzsichtigkeit erreichen kann, und wie ein Adler den Blick der Sonne zurichtest."

So dachten gewiß Viele, und Gregor selbst fühlte mehr als jeder Andere die ganze Schwere der Aufgabe, die er vor Aller Augen über-

nommen hatte und durchführen sollte. Die ganze Welt liege im Arge-, äußerte er oftmals, die Kirche werde von ihren eigenen Würdenträger nicht vertheidigt, sondern angegriffen; für Gewinn und eitle Ehre be-fere sich Alles, aber Niemand zeige Eifer für die Religion und die Sa Gottes: wenn er nicht auf das Gebet der Gläubigen sein Vertrau setzen könnte, müßte er unter der Wucht seiner Bürde verzagen. A er verzagte mit Nichten. Mit jener Rührigkeit, die ihn von jeher a gezeichnet hatte, warf er sich auf die Geschäfte, die geistlichen und n mehr die weltlichen, seines Amtes; mit erstaunlicher Kühnheit trotzte allen Gefahren; er verfolgte die Ideen der Kirchenreform und Kirche herrschaft mit der zähen Hartnäckigkeit des Mönches, wie mit dem scha fen Blick des Staatsmannes. Und die Erfolge dieser Thätigkeit übe trafen im Anfange jede Erwartung.

Gregors erste Sorge war das Patrimonium Petri in seinem alte Umfange herzustellen. Zu dem Ende bildete er ein stattliches Vasallen heer und ließ von demselben die Städte und Burgen, die noch in päpst licher Gewalt waren, besetzen; zugleich aber suchte er Alles, was de Stuhle Petri entfremdet war, mit Waffengewalt wieder beizubringen In wenigen Monaten war dies gelungen. Auch für die Folge schie dies Vasallenheer dem Papste eine gesichertere Stellung gegen sei- Nachbarn zu verbürgen. Einen großen Theil des römischen Adels m- er damals in seine unmittelbaren Dienste gezogen haben, wenigste wissen wir dies von jenem Cencius, der einst so hartnäckig das ref mirte Papstthum bekämpft hatte, jetzt aber sich als ein dienstfertiger V sall des apostolischen Stuhls zeigte. So wurden wohl auch andere a Gegner zu Dienstmannen und Freunden gewonnen.

Aber auch Widersacher erwuchsen dem Papste auf diesem Wege Als derselbe die Huldigung in Imola verlangte, suchte Wibert von Ra venna seine Ansprüche auf die Stadt geltend zu machen. Es geschah ohne Erfolg, und der Erzbischof mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Nichts war jedoch natürlicher, als daß die Freundschaft zwischen ihm und dem Papste, kaum geschlossen, sich bereits zu lockern anfing. Schlimmer noch gestalteten sich die Verhältnisse des Papstes zu den Normannen. Auch ihnen hatte er manche Güter der römischen Kirche entzogen, welche sie wider Vertrag besaßen. Auf sein Heer gestützt, suchte er ihnen gegenüber eine selbstständigere Stellung zu gewinnen, als seine Vorgänger, da ihn Nichts mehr beunruhigte, als der Gedanke, sich dermaleinst

der Willkür dieser gewaltthätigen und habgierigen Ritter preisgegeben zu sehen. Niemanden fürchtete er mehr als Robert Guiscard: er mochte es deshalb als ein besonders günstiges Vorzeichen für sein Pontificat begrüßen, als sich in den ersten Tagen desselben die Nachricht verbreitete, der kühne Normannenführer sei der Welt durch den Tod entrissen.

Wir wissen, wie im Frühjahr 1073 Robert nach der Bewältigung seiner aufständigen Vasallen und Richards von Capua in eine schwere Krankheit verfiel und das Gerücht von seinem Tode durch Italien lief*). Gregor beeilte sich Boten nach Bari zu senden, um Sigelgaita den Schmerz der Cardinäle über das Hinscheiden ihres tapferen Gemahls auszudrücken, zugleich sie aber aufzufordern unverzüglich ihren Sohn Roger zur Belehnung nach Rom zu senden. Herzog Robert, damals schon in der Genesung, scheint über die Eilfertigkeit seines neuen Lehnsherrn nicht sonderlich erfreut gewesen zu sein, doch ließ er ihm für seine Theilnahme danken und versprach ihm die Dienste eines treuen Vasallen. Gregor aber mißtraute den Worten des schlauen Mannes; er befürchtete eine Aussöhnung Roberts mit Richard, dann einen gemeinsamen Angriff beider auf das römische Gebiet. So groß schien ihm die Gefahr, daß er im Sommer 1073 selbst nach Unteritalien ging. Im Juli machte er sich auf den Weg nach Monte Cassino und beschied Robert nach San Germano, um dort die Huldigung von ihm zu empfangen.

Robert beeilte sich nicht sonderlich dieser Aufforderung zu folgen. Er wußte, in welchen Verbindungen der Papst mit Landulf von Benevent und Gisulf von Salerno stand, wie er Richard von Capua mehr als jemals begünstigte: Vorsicht schien ihm geboten. Eine namhafte Zahl seiner Vasallen entbot er und zog dann, von ihnen begleitet, nach Rapolla zwischen Venosa und Melfi. Als er hier stand, erschien Abt Desiderius mit der Botschaft, daß der Papst bereits sich nach Benevent begeben habe und dort den Herzog erwarte. Robert brach mit seinen Vasallen sogleich auf und bezog vor den Thoren von Benevent ein Lager. Gregor forderte ihn auf in die Stadt zu kommen; in der alten Fürstenburg wollte er den Normannen belehnen. Aber Robert weigerte sich, weil er den Beneventanern nicht trauen könne, und lud vielmehr den Papst zu einer Zusammenkunft in seinem Lager ein; „nicht ihm, Herzog Robert, aber einem treuen Vasallen möge der Papst diese Bitte

*) Vergl. oben S. 201.

gewähren." Gregor gewährte sie nicht. Auf keine Weise war er zu b- wegen in das Zelt seines Lehnsmanns und mitten unter die Waff der Normannen zu treten. So zog Robert ohne zu huldigen ab; höchsten Zorn sah der Papst ihn der Stadt den Rücken wenden.

Je bedrohlicher Roberts Stellung wurde, desto mehr suchte Gre die anderen Fürsten Unteritaliens an sich zu fesseln. Am 12. Au traf er mit dem alten Fürsten Landulf von Benevent ein Abkom welches dessen Fürstenthum in dieselbe Abhängigkeit brachte, wie die u mittelbaren Besitzungen der römischen Kirche, und Landulf lediglich einem Verwalter des Papstes herabsetzte. Seitdem wurde in Bene wieder nach den Regierungsjahren der Päpste gezählt, wie es seit Leos I Tode nicht mehr geschehen war. Von Benevent begab sich Gregor na Capua, wo er nahezu drei Monate bei Richard verweilte, der ihm a 14. September den Lehnseid leistete. Es geschah in der hergebracht Form, nur daß sich Richard noch bestimmter zum Schutz der römisch Kirche verpflichtete und auch König Heinrich, sobald der Papst ihn d zu auffordern würde, jedoch vorbehaltlich seiner Lehnstreue gegen d Stuhl Petri, zu huldigen versprach. Denn schon rechnete der Papst a eine Verständigung mit dem Könige, vor Allem auf die Nachgiebigk desselben in der Mailänder Sache.

Niemand hatte den neuen Papst mit größerem Jubel begrüßt, als E lembald und die Patarener in Mailand. Atto, der neue Hoffnungen fa war sogleich nach Rom geeilt und fand dort die beste Aufnahme. N unterließ der Papst, als er den Stuhl Petri bestiegen hatte, Anfa Nichts, um dem Kampf der Pataria gegen Gottfried neues Leben geben: alle Getreuen des heiligen Petrus rief er zu demselben au warnte Beatrix und Mathilde sich mit Gottfried und den lombardisch Bischöfen in irgend welche Verbindungen einzulassen und unterhielt un ausgesetzt die vertraulichsten Beziehungen mit Erlembald. Aber bal fing er selbst an den Eifer der Patarener zu mäßigen. Es geschah weil der König Roms Forderungen Gehör zu schenken schien. Die Kai serin, Beatrix und Mathilde, Rudolf von Schwaben und die ihm ve bündeten Fürsten hatten seit geraumer Zeit keine Mittel unversucht g lassen, um im Sinne des Papstes auf den jungen König zu wirke und Rudolf glaubte sich dem Ziele nahe. Er meldete seine Erfolge de Papst, der seine Bestrebungen in einem Schreiben aus Capua vo 1. September höchlich belobte. Da Gregor vernommen hatte, daß Ri

dolf selbst nach der Lombardei gehen wolle, um die Mailänder Angelegenheiten zu ordnen, bat er ihn nach Rom zu kommen, damit sie beide dort mit Agnes, Beatrix, dem Bischof Rainald von Como und anderen gottesfürchtigen Männern die Bedingungen einer dauernden Aussöhnung zwischen dem Könige und dem Stuhle Petri festsetzten. Er stellte in Aussicht, daß ganz Italien dann leicht Ruhe gewinnen und der König demnächst ohne alle Gefahr seine Romfahrt antreten könne. So viel lag ihm daran, das Friedenswerk zu fördern, daß er den Verkehr mit den schismatischen Bischöfen der Lombardei jetzt frei gab.

Noch stand der Papst in der Erwartung, welchen Erfolg diese Schritte haben würden, als unerwartet ein Schreiben des Königs einlief, „voll Ergebenheit," wie er selbst sagte, „und wie weder Heinrich selbst noch einer seiner Vorgänger es jemals einem römischen Bischof gesandt habe." In den letzten Tagen des September empfing Gregor zu Capua dieses Schreiben, welches in der That an Unterwürfigkeit Alles überbot, aber nur durch den Drang der Verhältnisse Heinrich abgepreßt war. Der König klagt sich in demselben offen an, daß er der kirchlichen Gewalt nicht durchweg nach Gebühr ihr Recht gelassen, ihre Ehre ertheilt habe, daß das Schwert, welches ihm Gott verliehen, nicht immer von ihm gegen die Uebelthäter zur Handhabung der Gerechtigkeit gezückt sei. „Ach! wir sind," fährt er fort, „sündig und elend und haben, theils durch unsere Jugend, theils durch die Freiheit unserer schrankenlosen Gewalt, theils durch die Rathschläge Anderer verführt, im Himmel und vor euch gefehlt: wir sind nicht mehr werth euer Sohn zu heißen. Denn wir haben nicht allein die Güter der Kirchen an uns gerissen, sondern sie auch an unwürdige und simonistische Priester verkauft und nicht nach Gebühr mit ihnen geschaltet. Aber jetzt, weil wir ohne eure Autorität die Kirchen allein nicht in einen besseren Stand bringen können, bitten wir euch uns hierin, wie in allen unseren Angelegenheiten, euren Rath und Beistand angedeihen zu lassen; mit der größten Sorgsamkeit soll euer Befehl in allen Dingen erfüllt werden. Und zwar zuerst ersuchen wir euch die Mailänder Kirche, welche durch unsere Schuld in Verwirrung gerathen ist, durch eure apostolische Entscheidung kanonisch zu reformiren und dann weiter zu der Reform der anderen Kirchen zu schreiten. Wir werden euch in Allem hülfreich zur Seite stehen, andererseits bitten wir aber auch euch in gleicher Weise in Allem um euren gnädigen Schutz." Der König verspricht dann noch

weitere Auskunft in nächster Zeit dem Papste zu geben. Die Wirku[illegible] des Schreibens verstärkte, daß der Papst auch von den ihm befreunde[illegible] deutschen Fürsten, wie von Beatrix und Mathilde die bestimmte[illegible] Zusicherungen erhielt, daß der König in der Mailänder Sache, wie allen kirchlichen Angelegenheiten, sich durchaus willfährig erweisen wer[illegible]

Mehr hatte Gregor erreicht, als er jemals gehofft hatte. Der Tr[illegible] des Königs schien gebeugt; nicht allein in Bezug auf Mailand ha[illegible] Heinrich nachgegeben, nicht allein mit seiner eigenen die Schuld sein[illegible] Räthe bekannt, sondern sich, wie es schien, ganz in die Hände d[illegible] Papstes geliefert. Nichts ist merkwürdiger, als ein Brief, den Greg[illegible] unmittelbar nach Empfang des königlichen Schreibens an Erlembald sandt[illegible] Hier wird Nichts von der geistlichen Phrase umhüllt, die in den Erlass[illegible] der Päpste sonst so Manches versteckt; aus der wortkargen Feder ein[illegible] Politikers scheint er geflossen und ist unfehlbar von Gregors eigen[illegible] Hand geschrieben. „Wisse," sagt er, „wir verweilen gesund und wo[illegible] gemuth in Capua, nicht ohne großen Gewinn für die heilige Kirc[illegible] Denn die Normannen, die sich zum Verderben des Reichs und der Kir[illegible] zu vereinen gedachten, beharren unausgesetzt in der Zwietracht, in [illegible] wir sie fanden, und werden sich nur dann vertragen, wenn wir es wü[illegible] schen. Hielten wir es heilsam für die heilige Kirche, so würden sie [illegible] uns bereits demüthig unterworfen und die gewohnte Huldigung [illegible] leistet haben." Dann erwähnt er voll Freude den unterwürfigen Br[illegible] den er vom Könige empfangen, und fährt fort: „Wieviel wir ihm nü[illegible] oder andererseits ihm schaden können, wenn wir unsere schützende Ha[illegible] von ihm ziehen, wirst du bald, wie wir hoffen, auf das Augenschei[illegible] lichste erfahren und so einsehen, daß Gott mit uns ist und uns sichtli[illegible] unterstützt." Er versichert endlich Erlembald der Treue der Beatrix u[illegible] ihrer Tochter und eröffnet die freundlichsten Aussichten in eine glückli[illegible] Zukunft der Mailänder Kirche.

Aber Robert Guiscard maß der Papst in diesem Briefe andere Ge[illegible] sinnungen bei, als er in Wahrheit hegte. Mit dem tiefsten Mißtraue[illegible] sah der Herzog den Bund Richards mit dem Papste. Schon rüstet[illegible] er sich zum Kampfe und ließ dazu selbst seinen Bruder Roger aus Si- cilien kommen. Unterstützt von den Borellern, einer in den Abruzzen mächtigen Familie, die gegen Richard sich erhoben hatte, griff er alsdann das Fürstenthum Capua von verschiedenen Seiten an. Erst Roberts Anrücken auf die campanischen Gefilde scheint den Papst vermocht zu

haben sich von Richard zu trennen; gegen Ende des November verließ er Capua und trat zögernden Schrittes die Rückreise nach Rom an. Er ging zur rechten Stunde. Schon wurden die Ufer des Garigliano von den Schaaren Roberts überschwemmt; Trajetto und Sujo fielen in Rogers Hände. Auch die Umgebung von Capua litt schwer unter den Verwüstungen der Feinde, doch wußte sich Richard in der Stadt zu behaupten. Bald darauf wurde auch das Beneventanische von den Normannen mit Krieg überzogen. Im Kampfe gegen sie fiel bei Monte Serchio am 7. Februar 1074 Pandulf, des alten Fürsten Landulf Sohn und Mitregent. Ein Angriff auf Benevent war aber damals kaum etwas Anderes, als ein unmittelbares Eindringen Roberts in die Besitzungen des heiligen Petrus.

Man sollte meinen, Nichts hätte dem Papste bei solchen Zerwürfnissen mit Robert mehr am Herzen liegen müssen, als sein Verhältniß zum König zu ordnen, um an ihm einen Rückhalt gegen den schon übermächtigen Normannenfürsten zu gewinnen. Um so befremdlicher ist, daß die so oft verheißene Gesandtschaft noch immer nicht Rom verließ und über die Alpen zog. Zwar hatte der Papst auch die aufständigen Sachsen auf diese Gesandtschaft verwiesen und ihnen unter der Mitwirkung seiner Legaten einen annehmbaren Frieden versprochen. Aber ein Monat nach dem anderen verging, ohne daß die Legaten in Deutschland erschienen, und jener Friede wurde ohne ihre und ohne des Papstes Vermittelung geschlossen. Fast scheint es, als habe Gregor immer noch auf jene weiteren Aufschlüsse gewartet, welche ihm der König versprochen hatte: aber unseres Wissens sind sie niemals gegeben worden. Erst nach der Mitte des März 1074, nach der römischen Fastensynode, in welcher der Papst feierlich den Bann über Robert Guiscard aussprach, traten apostolische Legaten wirklich den Weg nach Deutschland an. Sie hatten die wichtigsten Aufträge: sie sollten alle Streitpunkte zwischen dem apostolischen Stuhl und dem König austragen und zugleich die Verordnungen der letzten römischen Synoden gegen Simonie und Priesterehe zur Durchführung bringen. Zu dem Ende hatte der Papst die Bestimmungen seiner Vorgänger auf der Fastensynode noch einmal erneuert und mit allem Nachdruck eingeschärft.

Die päpstlichen Legaten waren die Cardinalbischöfe Hubert von Palestrina und Gerald von Ostia, der letztere von Geburt ein Deutscher.

Sie begleiteten die Kaiserin Agnes, deren vertrauter Freund Bischof Rainald von Como und der Bischof Heinrich von Chur. Um die Osterzeit kam die Gesandtschaft nach Franken und verweilte in Nürnberg. Der König feierte das Fest in Bamberg in der Nähe des Bischofs Hermann, der wegen Simonie am schlimmsten berüchtigten Persönlichkeit im ganzen Reiche. Die Legaten nahmen Anstand, nach Bamberg zu gehen, um nicht mit diesem Manne in unmittelbare Berührung zu kommen. Aber der König eilte bald nach dem Fest der Mutter entgegen. Er traf zu Nürnberg mit ihr zusammen und empfing hier zugleich die Legaten huldreich und ehrenvoll; in seiner Begleitung waren die Erzbischöfe von Mainz und Bremen nebst mehreren anderen Bischöfen. In Gegenwart dieser Kirchenfürsten erneuerte er das reuige Bekenntniß, welches er dem Papste bereits schriftlich abgelegt hatte, und wurde dann förmlich wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Auch die königlichen Räthe wurden, nachdem sie eidlich gelobt hatten, alle Kirchengüter, die sie durch Simonie gewonnen, zurückzugeben, vom Bann gelöst. So schien der Friede zwischen dem Könige und dem Stuhl Petri glücklich hergestellt.

Hatte der König das Versprechen gegeben, die Reformation der Kirche auf alle Weise zu unterstützen, so wurde er nun sogleich beim Worte genommen. Die Legaten verlangten von ihm ein Nationalconcil, welches unter ihrem Vorsitz die Beschlüsse der letzten päpstlichen Synode durchführen sollte. Der König konnte seine Einwilligung nicht versagen, aber einem über Erwarten hartnäckigen Widerstand begegneten die Legaten dagegen bei dem deutschen Klerus. In vertrauter Besprechung suchten sie die beiden Erzbischöfe zu gewinnen; aber diese verständigten sich sogleich mit ihren anwesenden Amtsbrüdern und erklärten dann, ohne die Einwilligung des gesammten Episcopats könnten sie sich in einer Angelegenheit von so allgemeinem Interesse zu Nichts verstehen. Die Cardinäle wurden zornig und citirten die Erzbischöfe nach Rom, wenn sie von solchen Weiterungen nicht abständen. Namentlich traf ihr Unwille den Erzbischof von Bremen, der sich jeder Einladung seiner Suffragane weigerte: diese hätten ihre Sitze unter den Dänen und im hohen Norden, es berühre deshalb ein deutsches Nationalconcil dieselben in keiner Weise. Die Abneigung der deutschen Bischöfe gegen die Anforderungen Roms war in der That ganz allgemein; sie meinten, wenn auch der Papst in Person ein Nationalconcil versammeln könne, so stehe

dies, als seinem Legaten, doch nur dem Mainzer Erzbischof, nicht aber römischen Cardinälen zu. Das Concil kam nicht zu Stande, und die Legaten mußten Deutschland verlassen, ohne die Reform der Kirche nach ihren Aufträgen angebahnt zu haben. Die Wirksamkeit der Legaten fand, wie man sieht, bei uns einen weit zäheren Widerstand, als in den anderen Ländern.

Ob dem so war, schlug der Papst die erreichte Aussöhnung mit dem Könige sehr hoch an. Reich beschenkt kehrten die Legaten vom Hofe zurück und überbrachten einen Brief Heinrichs, der als ein neuer Beweis seiner Unterwürfigkeit galt; sie bezeugten überdies, daß der König persönlich die besten Absichten gegen die Kirche hege. Das Erreichte maß der Papst besonders der Mitwirkung der Kaiserin bei und stattete ihr, die noch länger in Deutschland zurückblieb, durch ein Schreiben vom 15. Juni seinen Dank ab. Durch die Rückkehr des Königs in die kirchliche Gemeinschaft, schreibt er, sei insofern viel gewonnen, als er nun persönlich mit demselben verkehren könne; bald werde Agnes sehen, wieviel sie ihrem Sohne genützt habe und wie gnädig sich Gott desselben annehmen werde, aus seinem eigenen Munde solle sie das Nähere darüber erfahren. Es war wohl die Kaiserkrönung, auf welche der Papst damit deuten wollte.

Während so Gregor mit dem Erben des abendländischen Kaiserthums in Verständigung trat, hatte er auch die Verhältnisse des östlichen Kaiserreichs in das Auge gefaßt und Einleitungen zu einem gewaltigen Unternehmen getroffen, welches im Fall eines glücklichen Ausgangs allerdings Rom unberechenbare Vortheile geboten hätte. Schon Leo IX. hatte eine nähere Verbindung mit der griechischen Kirche wieder herbeizuführen gesucht, aber dadurch die Entfremdung derselben von Rom nur gefördert. Nichts mußte deshalb dem Papste erwünschter kommen, als daß Kaiser Michael VII., als die Seldschucken tiefer in Klein-Asien eindrangen und er mit den Kräften seines Reichs ihnen zu begegnen verzweifelte, die Hülfe des Abendlandes in Anspruch nahm, namentlich die des römischen Bisthums, dem er eine Wiedervereinigung der Christenheit des Ostens mit der abendländischen Kirche in Aussicht stellte. Begierig ergriff der Papst diese Hoffnungen, die sich gleich im Anfange seines Pontificats eröffneten, und sandte schleunigst den Patriarchen von Venedig nach Constantinopel, um eine Union der morgen- und abendländischen Kirche anzubahnen und zugleich das römische Bisthum mit dem

Kaiserthron von Byzanz zu versöhnen. „Ihr wißt," schrieb er dem Kaiser, „wieviel Anfangs die Eintracht unserer und eurer Vorfahren dem apostolischen Stuhl, wie eurem Reiche genützt hat: aber ebensoviel hat ihnen beiden später geschadet, daß die gegenseitige Liebe erkaltete."

Die Erklärungen, welche der Patriarch in Constantinopel erhielt, müssen Gregor völlig befriedigt haben; denn im Februar 1074 finden wir ihn eifrig beschäftigt ein Heer zu sammeln, um mit demselben dem Kaiser des Ostens zur Hülfe zu ziehen und Constantinopel gegen die Angriffe der Sarazenen zu schützen. Er forderte nicht allein Beatrix, Mathilde und Herzog Gottfried auf, ihm zu einem solchen Unternehmen ihren Beistand zu leihen, sondern rief auch jene französischen und burgundischen Großen zu den Waffen, die einst ihre Dienste seinem Vorgänger angelobt hatten. Zugleich erließ er ein Aufgebot an Alle, die den christlichen Glauben vertheidigen wollten; im Besonderen scheint er noch Herzog Wilhelm von Aquitanien um Unterstützung angesprochen zu haben. An der Spitze eines bedeutenden Heeres, welches sich aus allen Theilen des Abendlandes gesammelt, hoffte er alsbald über das Meer ziehen zu können.

Einen Glanz ohne Gleichen würde in Wahrheit dieser hochstrebende Mann über sein Pontificat verbreitet haben, wenn es ihm gelungen wäre, die Spaltung der orientalischen und occidentalischen Kirche durch sein Ansehen aufzuheben und das Kaiserthum des Ostens von dem Untergange in demselben Augenblick zu retten, wo der Bestand des abendländischen Kaiserthums in seine Hand gelegt schien. So hätte er dem Stuhle Petri die schiedsrichterliche Gewalt über die Reiche der Welt gewonnen, die nach seiner Meinung demselben gebührte. Immer von Neuem ertönten seine Klagen über die Unterdrückung der Kirche: aber konnte sie wirklich so herabgewürdigt und machtlos in einer Zeit sein, wo ihr Oberhaupt den Gedanken fassen konnte, die mächtigsten Herren der Welt von sich abhängig zu machen?

Die Anfänge des neuen Pontificats waren überaus glücklich, und man begreift, wie Gregor mitten in seinen Klagen über die Verderbniß der Zeit in den Triumphruf ausbrechen konnte: „Gott ist mit uns und

unterstützt augenscheinlich unser Werk!" Bald jedoch sollte er erfahren, daß der Kampf mit den Mächten der Welt gefahrvoller war, als er wähnte, und die Durchführung seiner gewaltigen Pläne auf die größten Hemmnisse stieß.

Den Widerstand Robert Guiscards dachte der Papst leicht zu bewältigen, sobald sich die kriegerischen Kräfte, auf die er zum Kampf gegen die Sarazenen rechnete, um ihn sammeln würden. Er hoffte, der Herzog werde sich dann nach seinen Absichten bequemen; wo nicht, konnte er das Glaubensheer zunächst gegen ihn wenden. Doch dieses Heer sammelte sich nicht so schnell, wie er erwartet hatte. Schon am 4. April schrieb der Papst sehr unmuthig über das Ausbleiben der versprochenen Hülfe an Herzog Gottfried; bald sah er sich genöthigt den überseeischen Zug mindestens aufzuschieben und dachte nur daran, wie er schnell aus Italien ein Heer gegen den durch den Bann höchlich erbitterten Robert zusammenbringen könnte. Er zählte dabei außer auf Richard von Capua und Gisulf von Salerno auch auf Wibert von Ravenna und die Pisaner, vor Allem aber auf Beatrix und Mathilde. Diese Frauen, erzählt Amatus von Monte Cassino, hätten dem Papst ein Heer von 30,000 Mann zu stellen versprochen und unter ihnen, um des Sieges ganz sicher zu sein, 500 Deutsche; der Papst aber habe 20,000 Mann für genügend erachtet. Da sollen die Frauen ihm entgegnet haben: „Eine große Schande würde für uns sein, wenn unsere Leute den Kürzeren zögen; denn man würde sagen: die Weiber geben sich mit Dingen ab, die für sie nicht taugen, und wollen die Fürsten spielen, deshalb trifft sie der Spott nach Gebühr. Damit wir also wie Männer die Normannen überwältigen, laß uns soviel Mannen aufbringen, als wir für nöthig erachten: dann werden wir den Ruhm des Sieges, der heilige Petrus aber sein Eigenthum gewinnen." Der Papst ließ die Frauen gewähren und konnte sich des Sieges um so sicherer wähnen. Im Juni verließ er Rom und begab sich nach dem römischen Tuscien, wo sich die norditalienischen Schaaren sammeln sollten. Ihn begleitete von Rom der reiche Gisulf von Salerno, der sich zu Soldzahlungen an die päpstlichen Hülfstruppen verpflichtet hatte. Aber schon die Römer hatten ihn ausgelacht, daß er statt Goldsäcke seidene Mäntel und Kleider mit sich führte, als wolle er Weiber und Pagen ausputzen. Mit solchen Geschenken mochte man einst in Salerno die ersten Nor-

mannen werden, die Pisaner und die Mannen der Beatrix erwartet anderen Lohn.

Der Papst war in das Feldlager gezogen, wie er es in seine Schreiben aus jener Zeit nicht ohne Selbstgefühl hervorhebt. Aber d Feindes wurde er nicht ansichtig; vielmehr nahm das ganze Unternehm den kläglichsten Ausgang. Am Monte Cimino, unweit Viterbo, war Sammelplatz für die norditalienischen Bundesgenossen des Papstes, n mentlich der Pisaner, bestimmt worden. Als diese nun Gisulf in Gesellschaft des Papstes ankommen sahen, brachen sie gegen den Fürst von Salerno, der früher ihre Landsleute schmählich mißhandelt hatte, die furchtbarsten Verwünschungen aus; sie drohten ihm und Jedem, ihn schützen würde, den Tod. Heimlich mußte der Papst den Fürs in der nächsten Nacht entfernen, und jene pisanischen Schaaren lie auseinander. Auch die Truppen, welche Wibert dem Papst in Bag rea zuzuführen versprochen hatte, erschienen nicht. Schon sehr in sei Hoffnungen herabgestimmt, begab sich Gregor in der Mitte des J nach Fiano, wo er Mathilde und Beatrix erwartete. Sie erschien aber auch sie brachten keine Hülfe. Ein Aufstand der Valvassoren in der Lombardei ausgebrochen — wohl in Folge der übermäßigen ungewöhnlichen Aushebungen —, und die Frauen mußten sich zun gegen ihre aufrührerischen Lehnsleute wenden. Dem Papst blieb Nic übrig, als, von allen Seiten verlassen, einsam nach Rom zurückzukehr In seinen sichersten Erwartungen bitter getäuscht, verfiel er in eine schwere Krankheit, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte.

Robert Guiscard hatte sich, als die größte Gefahr ihm drohte, Vorsicht benommen. Eine päpstliche Botschaft war an ihn ergang er solle sich in Benevent vor dem Papste stellen, wenn dieser dort e träfe, um sich von dem Banne zu lösen. Er antwortete, er werde scheinen, denn alle Welt solle durch das Urtheil des Papstes selbst sei Unschuld erfahren. In der That erschien er an dem ihm bezeichnet Termin zu Benevent, umgeben von seinen tüchtigsten Vasallen und b gleitet von Sigelgaita und ihren Kindern. Er pflegte wohl zu sage „Wer mir mein Weib und meine Kinder nimmt, soll Alles haben, wa ich besitze," und wollte sich jetzt offenbar recht absichtlich dem Papste m dem, was ihm das Theuerste war, gegenüber stellen. Aber dieser, vo seinem Heere verlassen, wagte sich nicht mehr in Roberts Näh Drei Tage erwartete der Herzog ihn vergeblich; dann brach er geg

Richard von Capua auf, der ohne die Unterstützung des Papstes jetzt in nicht geringe Noth gerieth. Robert schloß mit dem Herzoge Sergius IV. von Neapel ein Bündniß und rückte dann mit einem bedeutenden Heere gegen Aversa an. Als hier die beiden Normannenfürsten kampfgerüstet gegenüber lagerten, versuchte Abt Desiderius von Monte Cassino eine Ausgleichung herbeizuführen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Es gelang ihm, eine persönliche Zusammenkunft zwischen den Fürsten zu Stande zu bringen; sie umarmten, küßten sich und traten unmittelbar in Berathungen über die Herstellung des Friedens. Monate lang zogen sich die Verhandlungen hin, aber, so eifrig sie von beiden Seiten geführt wurden, gediehen sie nicht zu dem erwünschten Ziele. In Gregor hauptsächlich lag der Grund, daß das Friedenswerk nicht zum Abschluß kam. Wir wissen aus des Papstes eigenem Munde, daß Robert wiederholentlich Gesandte an ihn schickte und die stärksten Bürgschaften für seine Treue bot, daß dieser sie aber nicht annehmen wollte. So war denn nicht zu verwundern, daß Robert schließlich einen Vertrag mit Richard zu unterzeichnen verweigerte, in welchem der letztere einen Vorbehalt in Betreff seines Verhältnisses zum Papst stellte oder vielmehr stellen mußte. Gregor, der Robert mehr mißtraute als je, wollte die Zwietracht zwischen den Normannen geflissentlich auch ferner erhalten, und mindestens dies gelang ihm. Die Feindseligkeiten zwischen Robert und Richard dauerten fort. Durch einen neuen Vasallenaufstand wußte der Fürst von Capua den Herzog in Apulien zu beschäftigen; namentlich erhob Abälard, Humfreds Sohn, sich abermals gegen seinen Oheim. War Robert auch nicht überwältigt, so hatten Richard und der Papst im Augenblick doch nicht viel von ihm zu fürchten.

In der Mitte des October konnte Gregor an Mathilde schreiben, daß er von seiner schweren Krankheit völlig genesen sei. Es sei das freilich, meint er, für ihn mehr eine Ursache zur Betrübniß als zur Freude, denn täglich müsse er gleichsam die Aengste und Nöthe eines kreisenden Weibes erdulden; fast vor seinen Augen leide die Kirche Schiffbruch, und er sehe kein Mittel zur Rettung; die christliche Religion sei fast überall so in Verfall gerathen, daß die Sarazenen und Heiden besser die Vorschriften ihres Glaubens hielten, als die Bekenner des christlichen Namens. Aehnliche Aeußerungen des Unmuths finden sich vielfach in den Briefen des Papstes aus dieser Zeit. Am ergreifendsten spricht er

seine Seelenstimmung in einem Schreiben aus, welches er am 22. Januar 1075 an den Abt Hugo von Cluny richtete. „Oft," sagt er hier, „habe ich Jesus gebeten, daß er mich aus der Welt abrufen oder durch mein Leben der Kirche, unserer Aller Mutter, Nutzen schaffen möge. Aber bisher hat er mich weder meiner großen Pein entrissen, noch hat mein Leben der Mutter Kirche, an die er mich mit den engsten Banden gefesselt, so viel Nutzen gebracht, als ich hoffte. Denn unsäglicher Schmerz und tiefe Trauer umdrängen mich, weil die Kirche des Ostens auf Anstiften des Teufels vom rechten Glauben abgefallen ist und der alte Feind dort durch seine Glieder aller Orten die Christen hinschlachten läßt, so daß sie, die das Oberhaupt geistig tödtet, dessen Glieder leiblich vernichten, damit sie nicht dermaleinst durch die göttliche Gnade wieder zur Erkenntniß kommen können. Und durchmustere ich im Geiste die Länder des Westens, Südens und Nordens, so finde ich kaum die Bischöfe, welche, gesetzlich erhoben und nach dem Gesetze lebend, die christlichen Gemeinden aus Liebe zum Herrn und nicht nach den Antrieben weltlichen Ehrgeizes leiteten; unter den Fürsten der Welt aber kenne ich keine, die Gottes Ehre der ihrigen, die Gerechtigkeit ihrem Vortheile vorzögen. Die Völker, in deren Mitte ich lebe — die Römer meine ich, Lombarden und Normannen — halte ich, wie ich ihnen oft selbst sage, fast für schlimmer als die Juden und Heiden, und wende ich den Blick auf mich selbst, so fühle ich mich so bedrückt durch die Schwere meiner eigenen Werke, daß mir außer Christi Barmherzigkeit keine Hoffnung des Heils bleibt. Hegte ich nicht trotzdem die Hoffnung, ein gottgefälligeres Leben und eine bessere Zukunft der Kirche herbeiführen zu können, so würde ich fürwahr nicht länger in Rom hier ausdauern, wo ich nur gezwungen — Gott ist mein Zeuge! — seit zwanzig Jahren verweile. Denn zwischen den täglich sich erneuernden Schmerzen und der Hoffnung, die sich ach! nur zu lange verzögert, von tausend Stürmen umtost, lebe ich hier gleichsam sterbend und harre immer auf den, der mich mit seinen Ketten gebunden, mich wider meinen Willen nach Rom geführt und hier mit tausend Aengsten umgeben hat. Oft spreche ich zu ihm: „Eile und zögere nicht ferner, verweile nicht mehr, sondern befreie mich aus Liebe zur heiligen Maria und zum heiligen Petrus." Aber das Lob ist nicht köstlich und das heilige Gebet frommt wenig im Munde eines Sünders, dessen Wandel kaum lobenswürdig ist und dessen Thätigkeit der Welt gehört. Deshalb beschwöre

ich dich auf das Höchste, diejenigen, die um ihres verdienstlichen Wandels willen erhört zu werden verdienen, mit allem Fleiß anzutreiben, daß sie zu Gott für mich um der Liebe willen beten, die sie der Kirche, unserer gemeinsamen Mutter, weihen müssen."

Das sind Worte, die aus der Tiefe des Herzens quillen. Die Seelenangst, die Gregor schildert, erfüllte ihn in Wahrheit: nur glaube man nicht, daß sie ihn auf die Dauer entmuthigt habe. Kaum genesen, stand er wieder in der umfassendsten Thätigkeit und suchte von Neuem ein großes Heer um sich zu sammeln. Gerade in diesem Schreiben an Abt Hugo wirbt er um neue Mannen für den heiligen Petrus. „Ich verlange," schreibt er, „bestimmt und sicher zu erfahren, welche in Wahrheit Getreue des heiligen Petrus sind, die um der himmlischen Herrlichkeit willen ihm als dem Fürsten des Himmels eben so dienstwillig sind, wie sie um irdischer und vergänglicher Hoffnungen willen den weltlichen Fürsten gehorsamen. Wir müssen beide Hände statt der Rechten gebrauchen, um die Wuth der Gottlosen zu bekämpfen; wir müssen das Leben der Frommen schirmen, da sich kein Fürst darum kümmert."

Nach dem mißglückten Unternehmen gegen Robert hatte Gregor den überseeischen Krieg so gut wie aufgegeben. Als ihm damals Herzog Wilhelm von Aquitanien Hülfe anbot, hatte er sie abgelehnt und ihm am 10. September 1074 geschrieben: er empfange bessere Nachrichten aus dem Orient und habe noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, was nun zu thun sei. Aber schon drei Monate später beherrschte ihn wieder ganz der Gedanke des großen Glaubenskampfes. Am 7. December meldete er in einem seiner eigenen Feder entflossenen Briefe an König Heinrich, daß aus Italien und den Ländern jenseits der Alpen sich bereits 50,000 Mann gerüstet hätten, um unter seiner Leitung den Krieg gegen die Sarazenen zu unternehmen und bis zum heiligen Grabe vorzubringen, daß er von diesem Unternehmen nicht allein die Vereinigung mit der griechischen, sondern auch mit der armenischen und den anderen Kirchen des Ostens erwarte. Er bittet den König, von dem er noch immer alles Gute erwartete, um Rath und Hülfe; denn seinem Schutze werde er nächst Gott, wenn er ausziehe, die Kirche überlassen, damit er sie wie eine Mutter heilig halte, hüte und vertheidige. In einem Schreiben vom 2. Januar, welches ebenfalls von ihm selbst abgefaßt ist, fordert er dann Alle auf, die sich dem Zuge anschließen wollen, besonders aus den Ländern jenseits der Alpen, Abgesandte aus ihrer Mitte nach

Rom zu schicken, um den Weg und die anderen nothwendigen Maßre-
geln für den Aufbruch zu verabreden.

Mit welchem Eifer er die Sache betrieb, zeigt vor Allem ei
damals an die Gräfin Mathilde gerichteter Brief, der erst jüngst bekann
geworden ist. Er schreibt hier: „Wie all mein Sinnen und Trachte
nur darauf gerichtet ist, über das Meer zu gehen, um unter dem Be
stande des Herrn dort den Christen, die wie das Vieh von den Un
gläubigen hingewürgt werden, Hülfe zu leisten, erröthe ich Anderen z
sagen, damit ich nicht der Leidenschaftlichkeit geziehen werde. Aber di
o theuerste und liebreiche Tochter, trage ich kein Bedenken es zu ver
trauen; denn, wie hoch ich von deinem Eifer und deiner Klugheit halt
würdest du selbst kaum auszudrücken vermögen. Deshalb sende ich d
das Schreiben, welches ich in dieser Sache an die jenseits der Alp
richte; lies es, und kannst du Rath und Hülfe in dieser Sache dein
Schöpfer gewähren, so unterlasse es ja nicht. Denn wenn es schön
für das Vaterland zu sterben, wie Manche meinen, so ist doch d
Schönste und Rühmlichste, dieses sterbliche Fleisch für Christus hinzu-
ben, der das ewige Leben ist. Ich bin überzeugt, daß viele Mann
bei diesem Unternehmen uns gern unterstützen und daß unsere Kaise
selbst mit uns nach jenen Gegenden zu ziehen und dich mit sich zu n
men wünscht, damit wir unter Christi Beistand dort die heiligen Stät
besuchen, während deine Mutter hier zurückbleibt und unsere gemein
men Angelegenheiten besorgt. Die Kaiserin und du würden für
als Wallfahrerinnen Viele zu diesem Unternehmen begeistern, und
würde, von solchen Schwestern umgeben, von Herzen gern über da
Meer ziehen, um willig mein Leben, wenn es sein müßte, dort an eur
Seite für Christus hinzugeben, wie ich auch mit euch dereinst in unse-
rer ewigen Heimath vereint sein möchte. Was du über diese Sach
und deine Ankunft in Rom beschlossen hast, laß mich schnell wissen
Der Allmächtige wolle dich von Tugend zu Tugend fördern und dich
segnen, damit die Kirche sich lange Zeit deiner erfreuen könne.“

So erfaßte Gregor abermals den Zug nach dem Osten mit alle
Lebendigkeit seines Geistes. Aber zugleich beschäftigten ihn die Ange-
legenheiten Italiens nach wie vor. Noch hoffte er durch die Nachgiebig-
keit des deutschen Hofes sein und der Pataria Geschöpf in Mailand zu
Herrschaft zu bringen. Wenn Heinrichs Versprechungen in Betreff de
Mailänder Kirche bisher nicht in Erfüllung gegangen waren, so glaub

er die Ursache dazu vornehmlich in den Räthen desselben zu finden. Mit Entschiedenheit drang er deshalb darauf, daß diese Räthe entlassen würden, daß der König sich mit Männern umgebe, welche aufrichtig die Aussöhnung zwischen dem Reiche und der Kirche wollten und die Mailänder Angelegenheit nach dem Zusagen des Königs zu ordnen geneigt wären. Nicht minder rechnete er darauf, den Hochmuth Robert Guiscards gründlich zu beugen, ja ihn wohl ganz aus seiner Herrschaft zu verjagen. Am 25. Januar 1075 schrieb er an Svend Estrithson: „Wir wünschen sichere Kunde zu erhalten, welche Hoffnung wir auf dich setzen können, wenn die heilige römische Kirche gegen die Heiden und Feinde Gottes von dir Krieg und Waffenrüstung beanspruchen sollte. Nicht weit von uns liegt ein schönes Land am Meere: dort wünschen wir einen deiner Söhne zum Herzog, Fürsten und Vertheidiger der Christenheit zu bestellen, wofern du in Wahrheit ihn, wie es nach dem Bericht eines Bischofs aus deinem Lande deine Absicht sein soll, mit einer genügenden Zahl treuer Vasallen dem Waffendienst der Kirche zu widmen gewillt bist." Noch immer dachte offenbar Gregor daran, jene Schaaren, welche sich zu dem überseeischen Kriege um ihn sammeln würden, zugleich zum Kampfe in Italien zu verwenden. Bezwang er mit ihnen den Normannenherzog und verhalf er in der Lombardei der Pataria, sei es mit Güte sei es mit Gewalt, zum Siege, so schien zugleich der Principat Roms über die ganze Halbinsel für alle Zeiten gesichert.

Schnell hatte sich Gregor von der Demüthigung, die ihn betroffen, erhoben und war zu seinen früheren Plänen zurückgekehrt: aber bald mußte er sie doch in ihrem idealen Zusammenhang, in ihren gewaltigen Dimensionen aufgeben. Sein durchfahrendes Auftreten hatte aller Orten einen hartnäckigen Widerstand erregt, und er fand selbst da Gegner, wo er sie kaum erwartet hatte. Ueberall sah er sich schon in Streitigkeiten verwickelt, denen er weder ausweichen konnte noch wollte; dringendere Sorgen in der Nähe zwangen ihn die Angelegenheiten des Ostens ganz aus den Augen zu lassen. Bereits verzweifelte Kaiser Michael daran, Beistand vom Papst zu erhalten, und bewarb sich um die Gunst Robert Guiscards. Nur durch große Tributzahlungen erwarb sie der Kaiser, indem er zugleich seinen einzigen Sohn Constantin mit einer Tochter des Normannenherzogs vermählte. Von einer Vereinigung der orientalischen Kirche mit der römischen war vorläufig nicht mehr die Rede.

Es ist gezeigt worden, wie die Ansprüche des reformirten Papstthums geraume Zeit in Frankreich ihre festeste Stütze fanden, wie hoch das Ansehen der römischen Curie dort bei Adel und Geistlichkeit wuchs. In der That sah Gregor, als er den Stuhl Petri bestieg, das französische Reich fast wie eine abhängige Provinz des römischen Bischofs an. Nicht allein daß er seine Heere hauptsächlich an der Seine, Loire und Garonne zu sammeln suchte, er trat auch König Philipp mit dem gebietenden Tone eines Mannes entgegen, dessen weitüberlegene Macht jener in dem eigenen Reich nicht genug fürchten könne.

Schon im Jahr 1073 hatte Gregor den König als Simonisten mit dem Bann der Kirche bedroht. Als derselbe sich wenig später beikommen ließ einigen italienischen Kaufleuten mit Gewalt Geldsummen abzunehmen, verlangte der Papst für die Beraubten nicht nur Entschädigung, wiederholte nicht nur die Androhung des Banns, sondern sprach auch unverhohlen aus, daß er bei fernerem Ungehorsam den König ohne Bedenken entthronen werde. Er befahl dem Herzog Wilhelm von Aquitanien und anderen französischen Großen ihrem Lehnsherrn den Gehorsam zu verweigern, untersagte den Bischöfen den Umgang mit dem König und belegte ganz Frankreich mit dem Interdict, bis Philipp den an ihn gestellten Forderungen genüge. „Sollte auch diese Strafe nicht auf ihn Eindruck machen," schrieb Gregor, „so sei Jedermann kund und zu wissen, daß wir auf jede Weise Bedacht nehmen werden, ihm das Reich zu entreißen."

Der König wußte, was er von dem neuen heißblütigen Papst zu erwarten hatte, und seine Schwäche hätte von den Drohungen desselben das Schlimmste besorgen müssen, wenn diese nicht selbst bei denen Bedenken erregt hätten, auf deren Ergebenheit sie vor Allem berechnet waren. Gerade das ganz rückhaltslose Auftreten Gregors scheint zuerst das Mißtrauen der Franzosen erregt zu haben. Dem Papste eine unmittelbare Gewalt in Frankreich einzuräumen, war der Adel mit Nichten gewillt, und eine noch bestimmtere Opposition bildete sich gegen Rom in dem Klerus. Auch bei ihm waren die letzten Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe nicht ohne Widerspruch geblieben, und das hochmüthige Auftreten der päpstlichen Legaten, die jetzt immer von Neuem in Frankreich erschienen, verschärfte den Widerstand mehr, als es ihn hob. Der Erzbischof Manasse von Reims, ein Mann von vornehmer Geburt und vielem weltlichen Ehrgeiz, dachte nicht von fern daran, alle

Vorrechte seiner Stellung Rom zum Opfer zu bringen, und gerieth dadurch in Streitigkeiten mit dem Papst, die sich mehr und mehr erhitzten. Auch andere Bischöfe wollten sich die Rolle leidenden Gehorsams nicht aufzwingen lassen, und selbst die Cluniacenser wurden es müde, die willigen Werkzeuge eines Papstthums zu sein, welches ihre Bemühungen nicht immer nach Verdienst lohnte, ja ihnen wohl gar, wie jüngst in Spanien, hindernd entgegentrat.

So entwickelte sich allmählich eine antirömische Partei in Frankreich, an welche der König sich anlehnen konnte. Sie war stark genug, ihn zu schützen, so daß jene Drohungen des Papstes zuletzt doch wirkungslos verhallten. Aber man würde ihre Bedeutung weit übertreiben, wenn man in ihr eine unmittelbare Gefahr für Gregors Bestrebungen erkennen wollte. Viel zu tief hatten die hierarchischen Ideen bereits das Leben der französischen Nation ergriffen, als daß ein ähnlicher Angriff, wie zu Gerberts Zeiten von der gallikanischen Kirche hätte ausgehen können. Die in ihr sich erhebende Opposition gewann nur dadurch Wichtigkeit, daß sie in einem inneren Zusammenhange mit verwandten Regungen in Italien und Deutschland stand.

Mehr zu fürchten hatte Gregor die simonistischen Bischöfe der Lombardei, mit denen er nahezu zwanzig Jahre in einem Kampfe lag, der, vielfach beigelegt, niemals ausgekämpft, mit der Zeit sich auf das Höchste erbittert hatte und mit dem alle persönlichen Verfeindungen, alle Hetzereien und Rivalitäten der hervorragendsten Kirchenfürsten Italiens auf das Engste verbunden waren. Die Wechselfälle des Kampfes hatten bisher meist davon abgehangen, welche Stellung der deutsche Hof und der deutsche Episcopat zu den lombardischen Bischöfen einnahmen. Um so bedenklicher war es daher, daß der König noch immer zögerte seine Versprechungen in Bezug auf Mailand zu erfüllen und sich inzwischen ein fast einmüthiger Widerstand bei den deutschen Bischöfen gegen die römischen Forderungen erhob, der den König leicht auf andere Bahnen führen konnte, als er zuletzt im Drange der Noth eingeschlagen hatte. Hier in der deutschen Kirche lag die größte Gefahr für Gregor, und dies entging ihm so wenig, daß er bald seine Hauptthätigkeit gegen sie richtete und jene weit aussehenden Pläne im Osten aufgab. Er begriff, daß seine ganze Stellung gefährdet sei, ehe er sich nicht den deutschen Episcopat unterworfen hätte.

Die päpstlichen Legaten hatten, wie man weiß, es nicht dahin brin-

gen können, auf einem deutschen Nationalconcil die Decrete Roms gegen Simonie und Priesterehe durchzuführen: der Papst mußte daher auf andere Mittel denken, um diesen Zweck zu erreichen. Er ergriff solche, die gerade nicht neu, aber doch auf Deutschland bisher entweder gar nicht oder doch nicht durchgreifend angewandt waren. Zuvörderst beschloß er die der Simonie verdächtigen deutschen Bischöfe nach Rom vor seinen Richterstuhl zu bescheiden. Im December 1074 erließ er an Siegfried von Mainz und Liemar von Bremen Citationen zur nächsten Fastensynode; auch Siegfrieds Suffragane Otto von Konstanz, Werner von Straßburg, Heinrich von Speier, Hermann von Bamberg, Imbrico von Augsburg und Adalbero von Würzburg wurden vorgeladen. Wofern Siegfried sich persönlich zu stellen durch Krankheit verhindert wäre, sollte er zuverlässige Gesandte schicken und durch sie Alles mittheilen, was er über den Amtsantritt und den Lebenswandel seiner oben genannten Suffragane ermitteln könne.

Wir kennen die Aufnahme, welche diese Vorladungen des Papstes fanden. Liemar, der überdies wegen seines Auftretens gegen die Legaten vom Amt suspendirt wurde, hielt das ganze Verfahren des Papstes für ungerecht und gegen die übliche Form verstoßend; er war nicht geneigt, dem Befehl des Papstes zu folgen. „Dieser gefährliche Mensch," schrieb er an Hezil von Hildesheim, dessen Rath er damals einholte, „will den Bischöfen nach seinem Gefallen gebieten wie seinen Pächtern; leisten sie nicht sofort Gehorsam, müssen sie flugs nach Rom oder werden des Amts enthoben." Was Hezil gerathen hat, wissen wir nicht; gewiß ist, daß Liemar nicht nach Rom ging. Auch Heinrich von Speier und Werner von Straßburg stellten sich nicht, eben so wenig Otto von Konstanz und Hermann von Bamberg, obwohl die beiden letzteren mindestens durch Gesandte ihr Ausbleiben entschuldigten. Niemand hatte wohl mit größerem Recht die Strafen des Papstes zu fürchten, als Hermann; das Schreiben voll Lug und Trug, welches er seinem Gesandten mitgab, verrieth am deutlichsten sein böses Gewissen. Er betheuert darin, Nichts unterlassen zu haben, um das durch schlechte Rathgeber verleitete Gemüth des Königs dem Papst zu gewinnen; er versichert keinen lebhafteren Wunsch zu hegen, als nach Beendigung einer Pilgerfahrt nach S. Jago den heiligen Vater zu sehen, um vor ihm seine Unschuld zu erhärten, welche nur der Neid seiner Nebenbuhler verdächtige.

Und was that Erzbischof Siegfried? Wenn er sich auch dem Na-

tionalconcil der Legaten widersetzt hatte, war es doch nie seine Absicht gewesen mit Rom zu brechen, vielmehr versprach er sich von der persönlichen Zuneigung des neuen Papstes nicht geringe Vortheile. Von Neuem hatte er ein Einschreiten Roms gegen die noch immer den Zehnten verweigernden Thüringer beantragt: in Erwartung desselben nahm er selbst harte Strafpredigten des Papstes und ungerechtfertigte Eingriffe desselben in seine alten Gerechtsame mit erzwungener Gelassenheit hin und zeigte sich überdies für die von Rom geforderten Reformen äußerlich betriebsam genug. Wiederholentlich hatte er bereits früher an seinen Klerus das Ansinnen des Cölibats gestellt, obschon ohne allen Erfolg, endlich aber auf einer Synode zu Erfurt (October 1074) von den Priestern seines Sprengels mit aller Bestimmtheit verlangt, daß sie entweder der Ehe oder dem Amt entsagen sollten. Ein furchtbarer Sturm brach hier gleich am ersten Tage in der Versammlung aus, die sich in wildem Getümmel auflöste. Nur durch das Versprechen, sich beim Papst für ein milderes Verfahren gegen die verheiratheten Priester zu verwenden, brachte er es noch zu einer zweiten Sitzung der Synode. Da er aber hier zum Unglück das alte Lied von den thüringischen Zehnten von Neuem anhob, entstand ein noch größerer Tumult, als am vorigen Tage; die anwesenden thüringischen Herren würden den Erzbischof erschlagen haben, wenn nicht seine Reisigen noch zur rechten Stunde zur Hülfe geeilt und ihn der Gefahr entrissen hätten. In einem von Ergebenheit überströmenden Briefe beantwortete er jetzt die Vorladung des Papstes, aber er that dennoch wenig oder nichts von dem, was von ihm verlangt wurde. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit schwerer Krankheit, das Unterlassen der ihm aufgetragenen Untersuchungen mit der Kürze der Zeit und bat, obschon er seine Dienstwilligkeit auf alle Weise betheuerte, bei den Reformen die Zeitumstände und die menschliche Schwäche nicht außer Acht zu lassen. So erschienen denn schließlich wenige oder vielleicht keiner der vorgeladenen deutschen Bischöfe auf der Synode in Rom*).

Auch sonst war es mit der Obedienz des deutschen Klerus gegen den Papst schwach genug bestellt. Wir wissen, daß Anno von Köln und Gebhard von Salzburg ihre Verbindungen mit Rom damals fast

*) Siegfried von Mainz und Adalbero von Würzburg waren in der Mitte des April 1075 in Rom; Siegfried kam erweislich erst nach dem Schluß der Synode, der jedoch Adalbero beigewohnt haben könnte.

ganz abgebrochen hatten, daß der Papst ihre laue Gesinnung schmerzlich empfand und bitter rügte. Niemandem unter den deutschen Erzbischöfen schenkte er zu dieser Zeit wohl größeres Vertrauen als Udo von Trier, und gerade von Udo besitzen wir ein Schreiben an den Papst, welches um die Zeit jener Citationen abgefaßt ist und am deutlichsten zeigt, wie verbreitet die Mißstimmung des deutschen Klerus gegen das gewaltsame Auftreten desselben war. Gregor hatte nämlich Udo aufgetragen einen Kleriker des Bisthums Toul, der sich gröblich gegen seinen Bischof vergangen, dann aber die Hülfe des Papstes in Anspruch genommen hatte, vor den Censuren des Beleidigten zu schützen, zugleich aber die Kleriker der Touler Diöcese unter Androhung des Banns zu vernehmen, ob ihr Bischof ohne Simonie sein Amt überkommen habe; derselbe wurde in dem päpstlichen Anschreiben, obgleich seine Schuld bisher ganz unerwiesen, bereits als ein reißender Wolf und ein Erbischof bezeichnet. Udo hatte auf seine eigene Hand ein so unerhörtes Verfahren nicht einschlagen wollen und deshalb eine Synode berufen. Mehr als zwanzig Bischöfe waren auf derselben erschienen und hatten einstimmig erklärt, ein unerträgliches Joch werde ihnen auferlegt, wenn sie Untergebene unter Androhung des Banns gegen ihre geistlichen Oberen verhören sollten; sie hatten überdies die entehrenden Ausdrücke des päpstlichen Schreibens gegen den verdächtigten Bischof, ehe seine Schuld dargethan war, auf das Bestimmteste mißbilligt und Udo beauftragt ihre Meinung dem Papst mitzutheilen, daß er sich künftig ähnlicher Anordnungen zu enthalten habe. Dies that Udo in dem erwähnten Schreiben und schien hierzu um so mehr berechtigt, als die nachher angestellte Untersuchung Nichts ergab, was man dem Bischof von Toul zur Last legen konnte. „Wir ersuchen euch dringend" — so schließt er den Brief — „uns in Zukunft mit so lästigen Aufträgen zu verschonen, da weder wir sie ausführen können, noch Genossen finden, die uns dabei die Hand bieten wollen."

Unverkennbar war die Mißstimmung des deutschen Episcopats gegen Rom fast allgemein. Nur jene sächsischen Bischöfe, die in offener Empörung gegen den König standen, namentlich Burchard von Halberstadt, hätten gern dem Papst die Hand gereicht. Aber er mußte sie zurückweisen und jede nähere Verbindung gerade mit den Sachsen geflissentlich meiden, so lange er Hoffnung hatte, daß der König seine Versprechungen erfüllen würde. Und diese Hoffnung, obschon sie schwächer

werden mochte, gab er noch immer nicht auf. Ueberdies lagen in einem offenen Bruch mit dem König für ihn die größten Gefahren. Schon sah er sich ein ähnliches und gefährlicheres Schisma in Deutschland bilden, als er seit langen Jahren in der Lombardei bekämpft hatte; schon sah er die Schismatiker auf beiden Seiten der Alpen sich nähern: Nichts hatte er mehr da zu vermeiden, als den König geflissentlich auf die Seite der überall gegen ihn erwachenden Opposition zu drängen. Wie eng verwandt der lombardischen Bewegung ihm die deutsche erschien, die sich lauter und lauter gegen Roms Decrete erhob, zeigt sich deutlich darin, daß er bald darauf auch gegen den deutschen Klerus ein Mittel in Anwendung brachte, dessen Wirkung er an den Lombarden bereits hinreichend erprobt hatte.

Brieflich forderte Gregor am 11. Januar 1075 die Herzöge Rudolf, Berchthold und Welf auf, den Messen simonistischer und verheiratheter Priester überall hindernd entgegenzutreten und sich durch keine Einsprache der Bischöfe einschüchtern zu lassen; fänden sie bei ihrem Einschreiten gegen die ungehorsamen Priester Widerspruch, so sollten sie sich auf die päpstlichen Befehle berufen und die Widersprechenden nach Rom verweisen. Eine verwandte Aufforderung, die Messen simonistischer oder beweibter Geistlichen zu meiden, erging an alle Kleriker und Laien in Deutschland, denen überdies der Papst jeden Gehorsam gegen diejenigen Bischöfe untersagte, welche die Verheirathung der Priester, Diakone und Subdiakone ferner dulden würden. Es hieß dies nichts Anderes, als die Pataria nach Deutschland verpflanzen, den inneren Krieg, der in der Lombardei wüthete, auch diesseits der Alpen entzünden.

In welche Verwickelungen und Zerwürfnisse der Papst gerathen war, zeigte die große römische Synode, die in den letzten Tagen des Februar 1075 abgehalten wurde. Eine lange Reihe kirchlicher Strafen wurde in ihr verhängt, welche scharf die Lage der Dinge bezeichnet. Fünf Räthe König Heinrichs trennte der Papst wegen Simonie von der kirchlichen Gemeinschaft und erklärte sie für excommunicirt, wenn sie nicht bis zum 1. Juni nach Rom kämen und Genugthuung leisteten. Erzbischof Liemar von Bremen wurde wegen Ungehorsams aufs Neue vom Amt suspendirt und vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Gleiche Strafen trafen die Bischöfe Werner von Straßburg und Heinrich von Speier; auch Hermann von Bamberg wurden sie angedroht, wenn er nicht vor dem Osterfeste nach Rom käme, um sich persönlich

vor dem Richterstuhle des Papstes zu rechtfertigen. Von den lombar
dischen Bischöfen, welche sich im Kampf gegen die Pataria hervorgetha
hatten, wurden Wilhelm von Pavia und Kunibert von Turin vom An
suspendirt, Dionysius von Piacenza entsetzt. Gegen Robert Guiscai
wurde der Bann erneuert und dieselbe Strafe über einen anderen No
mannen, Robert von Loritello, verhängt, der Besitzungen des heilige
Petrus an sich gerissen hatte. König Philipp von Frankreich sollte de
päpstlichen Legaten Bürgschaften für seine Sinnesänderung geben, wi
drigenfalls auch er in den Bann verfallen würde.

Schon dieses Strafregister beweist, daß Gregors Hauptangriff sic
damals gegen die deutsche Kirche richtete, und noch mehr zeigen es di
allgemeinen Beschlüsse der Synode. Sie schärften die früheren Bestim
mungen gegen Simonie und Priesterehe ein, welche dann durch Synodal
schreiben an die deutschen Bischöfe verbreitet wurden; sie erneuerten zu
gleich den Kanon Nicolaus II. gegen die Messen verheiratheter Prie
ster, welcher bisher seine hauptsächliche Bedeutung für die Lombardei ge
habt und dort der Pataria als kräftige Waffe gedient hatte, jetzt abe
recht geflissentlich zu demselben Zweck in Deutschland zur Publicität ge
bracht wurde. Diesem Hauptangriff gegen den deutschen Klerus gin
jedoch ein anderer zur Seite, der sich unmittelbar gegen den König rich
tete. Denn der Papst hatte nicht allein fünf von Heinrichs vertraute
sten Räthe von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, sondern ver
öffentlichte auch zuerst auf dieser Synode das Verbot der Laieninvestitur
welches Niemand mehr als den König berührte und berühren sollte
Man weiß, welche verhängnißvollen Folgen dieses Verbot hatte, welch
furchtbaren Kämpfe es später erregte: um so wichtiger ist die Frage, o
Gregor jene Folgen vorausgesehen, jene Kämpfe beabsichtigt habe, ode
mit anderen Worten, ob er durch dies Verbot jede Möglichkeit eine
Verständigung mit dem Könige abschneiden wollte. Um seine Absich
bei diesem Schritt zu erkennen, wird man sich sein bisheriges Verhält
niß gegen Heinrich noch einmal vergegenwärtigen müssen.

Nicht der geringste Zweifel kann darüber obwalten, daß Greg
noch bis vor Kurzem ernstlich an eine versöhnliche Stimmung des Kö
nigs geglaubt hatte. Nicht allein der reumüthige Brief desselben m
seinen großen Versprechungen, auch die freundliche Aufnahme seiner Le
gaten hatte diesen Glauben in ihm erregt und befestigt, und selbst
immer verzögerte Erfüllung mancher Versprechungen, namentlich in

treff der Mailänder Kirche, hatte ihn nicht zu erschüttern vermocht. Mehr in den Räthen des Königs, als in ihm selbst, sah Gregor die Schuld, wenn seine Forderungen nicht sämmtlich befriedigt, namentlich in Mailand Nichts geändert würde. Deshalb wandte er sich noch am 7. December 1074 in einem eigenhändigen Schreiben, dessen wir schon gedachten, an den König und beschwor ihn jene Räthe zu entlassen. Aber dieses Schreiben, obschon in dem herzlichsten und beweglichsten Tone abgefaßt, blieb ohne Wirkung: der König behielt seine Räthe, und in Mailand gingen die Dinge den alten Gang. Seitdem mußten beim Papste ernste Bedenken entstehen, ob der König seine Zusagen gutwillig erfüllen würde, ob derselbe wirklich eine Verständigung mit ihm wolle. Und doch wurde die Verständigung für Gregor selbst bei der wachsenden Opposition des deutschen Episcopats und ihrer Rückwirkung auf die Lombardei mit jedem Tage wünschenswerther. Erreichte er sie, so wurde dem neuen drohenden Schisma jede nachhaltige Bedeutung von vornherein genommen; dauerte der bisherige Zwiespalt zwischen der römischen Curie und dem königlichen Hofe länger fort, so war nicht nur zu besorgen, daß die Opposition der Bischöfe erstarken, sondern auch daß sie den König fortreißen würde. Alles mußte demnach Gregor aufbieten, um seine Sache mit dem König zum Austrag zu bringen, und da die gütlichen Mittel erschöpft schienen, blieb ihm nur der Weg des Zwangs. Seine damaligen Maßregeln beabsichtigten also keineswegs eine Verständigung mit dem Könige unmöglich zu machen, sondern vielmehr ihn zu entgegenkommenden Schritten zu drängen: aus diesem Gesichtspunkt allein scheinen sie uns zu begreifen.

Die Ausschließung der königlichen Räthe aus der Kirche hatte Rom schon einmal zu ähnlichem Zwecke angewandt und nicht ohne Erfolg: was lag daher näher, als diese Maßregel jetzt zu wiederholen, um einen gleichen Erfolg zu erzielen? Aber vielleicht noch größere Wirkung erwartete Gregor von dem Investiturverbot, welches nach seiner Meinung dem König keine Wahl ließ, als in neue Unterhandlungen mit Rom zu treten, zu denen er ihn sogar selbst unverzüglich aufforderte.

Die Frage, ob die Investitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab, durch Laien kanonisch sei, war längst aufgeworfen. Die Reformpartei hatte sie seit Jahren eifrig verhandelt und sich meist für ihre Verneinung entschieden; auch Gregor selbst, der ihr schon zu Alexanders II. Zeiten in Mailand eine überaus praktische

Bedeutung gegeben hatte. Aber zum ersten Male wurde das Investiturverbot jetzt vom Stuhle Petri herab verkündigt. Wir kennen das Verbot nicht in seiner damaligen, seiner ursprünglichen Fassung, doch lag sie sicherlich derjenigen näher, in welcher es noch im November 1078 wiederholt wurde, als jener schroffen Form, die es erst im März 1080 erhielt. Ist dem so, dann wurde allerdings bereits damals alle und jede Laieninvestitur bestimmt untersagt und als ungültig erklärt, auch jedem von Laienhand Investirten die Strafe der Excommunication bis zu gebührender Genugthuung auferlegt: aber es wurde noch keine Strafe für den bestimmt, der die Investitur ertheilte. Wie allgemein übrigens das Verbot auch gefaßt war, richtete es sich doch zunächst und zumeist auf die Verhältnisse des deutschen und italienischen Reichs; es tastete am schärfsten und unmittelbarsten die Machtstellung König Heinrichs an, und zwar, wie Gregor recht wohl wußte, gerade an ihrer empfindlichsten Stelle. Deshalb ließ er auch dem Könige sofort durch einige Getreue desselben, welche der Synode beiwohnten, melden: über die Aenderung des bisherigen schlechten Herkommens bei Besetzung der geistlichen Stellen möge er sich nicht zu sehr beunruhigen, sondern kirchliche und verständige Männer aus seinem Reiche nach Rom senden; ihren Rathschlägen wolle er, der Papst, gern Gehör schenken, wenn sie eine Auskunft ermitteln könnten, wie er ohne Beeinträchtigung seines Gewissens das erlassene Verbot zu mildern vermöge.

Es ist klar, daß Gregor nach dem Erlaß des Verbots den Weg der Unterhandlungen mit dem König unmittelbar aufs Neue zu betreten gedachte, daß er sogar die Bestimmungen desselben zu ändern entschlossen war, sobald Heinrich sich in den Punkten nachgiebig bewies, über welche sich Rom am meisten zu beschweren hatte, sobald er namentlich in der Mailänder Sache seine Versprechungen erfüllte. Hieraus erhellt auch, weshalb der Papst eben so geflissentlich diesen kanonischen Beschluß der Verbreitung entzog, wie er die anderen Satzungen der Synode in die Oeffentlichkeit brachte: noch nach Jahren konnten sich deutsche Bischöfe darauf berufen, daß sie das Verbot gar nicht kannten. Der Papst wollte sich offenbar für die beabsichtigten Unterhandlungen mit dem König die Hand völlig frei halten. So unterließ er jede Veröffentlichung eines Verbots, dem er die größte Publicität hätte geben müssen, wenn er es für mehr als eine Drohung angesehen hätte, durch welche er einen anderen Zweck zu erreichen hoffte. Auch der König hat es nicht anders

betrachtet. Die Laieninvestituren hatten den früheren Fortgang, und das Verbot blieb ohne erhebliche Wirkung, so lange die Verhandlungen Heinrichs mit dem Papste währten; erst nach dem Abbruch derselben gewann es seine eigentliche Bedeutung. —

Constantinopel und Jerusalem waren vergessen; den Papst umdrängten im Abendlande andere und schwerere Sorgen. Ein Widerstand erhob sich hier gegen ihn in der Kirche, wie er kaum ihn erwartet hatte, vor Allem in Italien und Deutschland. Die Dinge konnten die übelste Wendung nehmen, wenn es ihm nicht gelang, sich den halb geneigten, halb widerstrebenden Sinn des Königs ganz zu unterwerfen. Denn lediglich auf Unterwerfung war es bei der angeblichen Verständigung abgesehen. Nie hat Gregor daran gedacht, von jenen Versprechungen etwas nachzugeben, welche dem König die Noth abgepreßt hatte und durch die er sich ganz in die Gewalt des Papstes zu geben schien. Auf diese Versprechungen kam er immer wieder zurück und wandte alle Mittel eines erfahrenen Politikers an, um den König zur Erfüllung dieser Zusagen zu zwingen. Nicht von fern war er gewillt, welchen Gefahren er auch entgegengehen mochte, sich in eine ähnliche Abhängigkeit vom König zu setzen, wie seine Vorgänger, oder irgend eine der Bedingungen aufzugeben, die ihm für die Freiheit und Herrschaft der römischen Kirche wesentlich schienen.

Wie wenig die Erfahrungen der letzten Zeit Gregors Ansprüche herabgestimmt hatten, zeigt ein merkwürdiges Schriftstück, welches uns unter seinen Briefen vom März 1075 erhalten ist. Einst hatte er von Petrus Damiani eine Zusammenstellung der Vorrechte des apostolischen Stuhls verlangt, um sie als Richtschnur in den Kämpfen der Zeit zu gebrauchen: jetzt legte er selbst in dem erwähnten Schriftstück eine solche Zusammenstellung an. Es besteht aus siebenundzwanzig kurzen Sätzen, welche meist dem Pseudoisidor, zum Theil sogar wörtlich entlehnt sind. Ausgehend von den Behauptungen, daß die römische Kirche von dem Herrn selbst gegründet sei und ihrem Bischof allein der Name eines allgemeinen Bischofs gebühre, nimmt Gregor die Verwaltung und die richterliche Gewalt in der ganzen Kirche in dem gleichen Umfange, wie Pseudoisidor, in Anspruch. Aber weit geht er über dessen Forderungen hinaus, indem er zugleich die Unterwerfung aller weltlichen Gewalten unter das Papstthum verlangt. Noch nie, selbst nicht von Nicolaus I., waren von den römischen Bischöfen Ansprüche erhoben worden, wie sie Gregor in

folgenden Sätzen ausspricht: Der Papst allein kann sich der kaiserlich
Insignien bedienen; seine Füße allein haben alle Fürsten zu küssen; se
Name allein darf in dem Kirchengebet genannt werden, und kein Na
in der Welt ist seinem zur Seite zu stellen; ihm ist erlaubt Kaiser a
zusetzen und Unterthanen von der Pflicht gegen abtrünnige Fürsten
entbinden.

Oft genug ist gesagt worden, Gregor habe die Freiheit der Kir
gewollt, und unzweifelhaft war sie sein Ziel. Aber die Freiheit
Kirche sah er nicht in ihrer Trennung vom Staate, sondern in ih
Herrschaft über denselben. Auch kannte er keine andere Freiheit d
Kirche, als in der Durchführung des strengsten Romanismus, des a
soluten Papismus innerhalb ihrer selbst. Dahin zielen die meisten di
ser Sätze, von denen der eine der römischen Kirche die unbedingte I
fallibilität zuschreibt, ein anderer jedem kanonisch eingesetzten Papst d
zweifellosen Anspruch auf Heiligkeit beimißt. Klar spricht Gregor au
daß der Papst allein ohne jede Mitwirkung einer Synode Bischöfe a
zusetzen und Excommunicirte wieder in die Gemeinschaft der Kirche au
zunehmen berechtigt sei, daß kein Urtheilsspruch von ihm an ein ander
Forum gezogen, er selbst von Niemandem gerichtet werden könne.

So vorbereitet der Papismus im Occident war, lehrte doch der A
genschein, daß er mit den kirchlichen Gewalten selbst noch schwere Käm
zu bestehen haben würde. Nur zu gut wußte dies Gregor und gab se
Pläne für den Orient auf, um mit ungetheilter Kraft die Sache d
Papstthums im Abendland gegen den Klerus durchzufechten. Er ho
dabei in dem Erben des Kaiserthums, der sich in einem Augenblick d
Verzweiflung ihm ergeben, Beistand zu finden. Aber war im Ernst
erwarten, daß dieser ihm die Hand reichen würde, um in der Geistli
keit Italiens und Deutschlands eine Opposition niederzuwerfen, der
Vernichtung das Kaiserthum selbst fast ganz in die Gewalt der rö
schen Curie geben mußte? Sollte sich Heinrich in der That durch Schr
mittel zwingen lassen Versprechungen zu halten, welche ihm lediglich
Noth abgepreßt hatte? Hinreichend hatte er bereits gezeigt, daß er w
nig Neigung trug, seine Zusagen in ihrem ganzen Umfange dem Pa
zu erfüllen, und unschwer war vorauszusehen, daß alle Versuche ihn a
den Boden derselben zurückzuführen scheitern würden, sobald er den A
stand der Sachsen überwältigt hätte. Die Geschicke Roms hingen a

diesmal, wie so oft, von der Entwickelung unserer deutschen Verhältnisse ab.

12.

Der Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV.

Des Königs Erniedrigung.

Eine Fürstenverschwörung, wie es viele andere im Reiche gegeben hatte, bot den ersten Anstoß zum Aufstand der Sachsen: nie hätte die Bewegung ihre furchtbare Gewalt, nie eine so nachhaltige Kraft gewinnen können, wenn nicht das ganze Sachsenvolk mit Argwohn und Ingrimm gegen den jungen König längst erfüllt gewesen wäre. Eine populare Erhebung fand Heinrich in Sachsen alsbald zu bekämpfen, wie sie seit der Gründung des Reichs unerhört war.

Wir wissen, welchen Ruhm sich einst ein anderer Heinrich durch die ersten planmäßigen Burgbauten im Sachsenlande gewonnen hatte: wunderbar, daß es jetzt gerade Burgbauten waren, die den Unwillen des Volks gegen den König erregten. Noch immer war Sachsen ärmer an Burgen, als die anderen Theile des Reichs, und gegen die Angriffe der Wenden, Dänen und Polen keineswegs nach Gebühr geschützt; auch hören wir nicht, daß die Burgen der Fürsten und des Adels, wie sie gerade in jener Zeit und meist ohne Einwilligung des Königs in nicht geringer Zahl erbaut wurden, eine ähnliche Mißstimmung im Volke erweckt hätten: es waren also weniger die Burgen selbst, welche die Menge aufbrachten, als der Zweck, dem man Heinrichs Bauten dienstbar glaubte. Denn dieser Zweck schien kein anderer sein zu können, als das Volk dem Willen des Königs zu beugen, es zu besteuern und zu knechten, wie man meinte und offen aussprach. Kein Volk aber war stolzer und eifersüchtiger auf die ererbte Freiheit und seine alten Rechte, als die Sachsen.

Noch war der Stand der freien Bauern in Sachsen zahlreich genug, noch war er hier der Waffen nicht ganz entwöhnt, und das Wort Knecht klang diesen Bauern ebenso widerwärtig in die Ohren, wie den mächtigsten Herren. Sie zeigten sich deshalb als geschworene Feinde der

ritterlichen Mannen, welche in den königlichen Festen lagen. Jeder ungewohnte Dienst, welchen die Besatzungen forderten, galt ihnen als ein unerträglicher Eingriff in ihre Rechte; jeder Liebeshandel eines königlichen Kriegsmannes mit ihren Weibern und Töchtern als ein mit Blut zu sühnender Frevel. Und nicht weniger, als diese Mannen, haßten sie ihren Gebieter, den König, und alle jene prunkenden und übermüthigen Hofleute aus Schwaben und Hessen, die ihn zu Goslar und auf der Harzburg zu umgeben pflegten. Nur darauf, meinten sie, habe es der König abgesehen, diese seine Günstlinge im Lande anzusiedeln und die alten Besitzer zu verdrängen oder doch zu deren Knechten zu machen. Diese Stimmung herrschte besonders unter den Bauern am Harz, da hier und in den angrenzenden thüringischen Gegenden die meisten Burgen des Königs lagen; aber sie verbreitete sich allmählich weiter und weiter durch alle Gaue des sächsischen Landes.

So wurde es den verschworenen geistlichen und weltlichen Fürsten nur zu leicht, die Aufregung des Volkes zum offenen Aufstand zu steigern. Sie mochten sich einbilden, daß es ihnen eben so leicht fallen würde die aufständige Masse dann ganz nach ihrem Willen zu lenken: aber die Folge zeigte, wie sehr sie sich hierin irrten. Bald genug wurde klar, daß die Interessen der Herren von denen des Volks doch sehr verschieden waren, wie denn auch die Bischöfe, welche am Aufstand theilnahmen meist gar nicht aus Sachsen, sondern aus dem oberen Deutschland stammten.

Die Verschwörung ging ursprünglich von dem Billinger Hermann, den Bischöfen Burchard von Halberstadt und Hezil von Hildesheim aus, die alsbald auch Otto von Nordheim gewannen. Wie verschieden die Beweggründe sein mochten, welche die Verschworenen zusammengeführt hatten, sie waren einig in ihrem Haß gegen den König und jene Günstlinge, die seit Annos Sturz am Hofe allmächtig schienen, wie auch einig in dem nächsten Zweck, den sie erreichen wollten: Magnus aus dem Kerker zu befreien und in das Herzogthum seiner Ahnen einzusetzen. Für diesen echt sächsischen Zweck ließen sich leicht die Gemüther im Lande gewinnen: die Verschwörung hatte deshalb die schnellsten Fortschritte gemacht. Nichts scheint dieselben mehr gefördert zu haben, als daß sich die Meinung verbreitete, die großen Rüstungen, welche im Sommer gegen die Polen betrieben wurden, sollten vor Allem dem König zur Unterdrückung Sachsens dienen.

Welche Ausdehnung die Verschwörung der Fürsten gewonnen hatte, konnte dem König nicht lange verborgen bleiben, nachdem er im Juni 1073 von dem oberen Deutschland nach Sachsen zurückgekehrt war. Während die Herzöge von Schwaben, Baiern und Kärnthen zu der großen Heerfahrt, die am 22. August angetreten werden sollte, zu rüsten begannen, wollte er selbst in Sachsen die Vorkehrungen für dieselbe treffen: es hing wohl mit diesen zusammen, daß er zum Peter- und Paulstag (29. Juni) die sächsischen Fürsten insgesammt nach Goslar beschied. Hier zuerst wurde, wie es scheint, ihm klar, daß die Verschwörung zum Ausbruch reif war.

Die Fürsten hatten sich überaus zahlreich in der Pfalz zu Goslar eingefunden, die ostfälischen vollständig und mit ihnen sämmtliche Markgrafen. Aber der König erschien nicht in ihrer Mitte. Vergeblich erwarteten sie ihn vom Morgen bis zum Abend, bis sie beim Einbruch der Nacht von Einem der Höflinge erfuhren, daß er durch eine Hinterthür die Pfalz verlassen und sich spornstreichs nach der Harzburg begeben habe. Diese Nachricht versetzte sie in solche Wuth, daß sie sofort dem König offen den Gehorsam aufkündigen wollten: nur der alte Markgraf Dedi hielt sie von einem so übereilten Schritt zurück. Aber noch in derselben Nacht hielten sie in einer Kirche zu Goslar eine geheime Versammlung, in welcher sie Zeit und Stunde zu einer großen Tagfahrt für das ganze Sachsenvolk verabredeten; dort sollten die nothwendigen Maßregeln beschlossen werden, um die bedrohte Freiheit Sachsens gegen den König zu vertheidigen.

Bruno von Merseburg, der eine überaus parteiische Darstellung der Kämpfe Heinrichs mit den Sachsen hinterlassen hat, erzählt allein von diesem Vorgange, und man hat seinem Bericht alle Glaubwürdigkeit abgesprochen. Gewiß mit Unrecht; aber schwer wird man sich überzeugen, daß der König, der selbst die Fürsten berufen hatte, mit ihnen lediglich ein übermüthiges Spiel, wie Bruno glauben machen möchte, getrieben habe. Wahrscheinlicher ist, daß der König inzwischen Kenntniß von der Verschwörung erlangt hatte und Zwangsmaßregeln von den Fürsten besorgte; gesteht doch Bruno selbst, daß diese deshalb so zahlreich in Goslar erschienen seien, weil sie den Drangsalen Sachsens endlich ein Ziel zu setzen gehofft hätten. Jedermann weiß, und am besten wußte es der König, wie sie ihre Beschwerden durchzusetzen pflegten. An die Tage

von Kaiserswerth und Tribur mochte Heinrich gedenken, als er der Pfal in Goslar den Rücken wandte, um sich auf der Harzburg zu sichern.

Die Großen, welche außer den oben genannten damals berei der Verschwörung angehörten oder doch in der nächsten Zeit ihr be traten, waren: Erzbischof Wezel von Magdeburg, Annos Bruder; d Bischöfe Eilbert von Minden, Immed von Paderborn, Werner vo Merseburg, Benno von Meißen, sämmtlich zu Anno, Wezel und Bu chard in naher Freundschaft stehend; die Markgrafen Udo von der Nord mark, ein Verwandter des Königs, Ekbert von Meißen, ein noch nich waffenfähiger Knabe, des Königs Vetter, und der alte Dedi von de Lausitz, der von Neuem durch sein ehrgeiziges Weib zum Aufruhr ge trieben wurde; der sehr angesehene Pfalzgraf Friedrich, der Bruder Adal berts von Bremen, der Graf Adalbert von Ballenstädt, einst bereit Dedis Genosse im Aufstande, endlich die Grafen Dietrich, Otto, Kon rad und Heinrich. Die Stellung anderer angesehener Männer wa zweifelhafter Art. So war Bischof Friedrich von Münster, des Mark grafen Dedi Bruder und Annos Freund, zwar noch nicht der Verschwö rung beigetreten, aber seine ganze Lage zog ihn doch zu den Verschwo renen hin.

Zu der anberaumten Tagfahrt, die wahrscheinlich zu Wormslebe am süßen See bei Eisleben gehalten wurde, erschienen alle diese Für sten; zugleich strömten von weit und breit die sächsischen Bauern zu i zusammen. Viele kamen, ohne zu wissen, um was es sich handelte, ur Otto von Nordheim, dem ein vielbewegtes Leben und unbestritten Kriegsruhm die erste Stelle unter den Herren anwiesen, übernahm e den Zweck der Versammlung darzulegen. Von einer Anhöhe her sprach er zu der Menge. Er erinnerte an die Beschädigungen, wel die Umwohner der neuen Burgen durch die Besatzungen derselben litten, wie ihnen ihr Eigenthum genommen, sie und ihr Gesinde Frohndiensten gezwungen, ihre Weiber und Töchter beschimpft sei Dies Alles, sagte er, sei nur der Anfang der Leiden, welche dem Sa senvolk bevorständen; Burgen würden sich so weiter an Burgen reih und sei das ganze Land von ihnen umschlossen, so werde sich der Kö nicht mehr am Raube von Einzelnem und an Einzelnen begnügen, s dern Allen Alles nehmen, das Land an Fremde vertheilen und alten freien Bewohner zu Knechten der Fremdlinge machen; Nichts kön freie Männer abhalten, solche Schmach mit den Waffen in der Han

abzuwehren, selbst nicht der Eid, den sie wohl dem Könige, aber nicht einem Tyrannen geschworen. Damit aber Nichts, schloß er, unüberlegt und in Uebereilung geschehe, solle Jeder hier öffentlich seine besonderen Beschwerden gegen den König vortragen, dann aber die Gesammtheit entscheiden, ob hinreichender Grund, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, vorhanden sei.

Darauf erhoben zuerst Erzbischof Wezel und Bischof Burchard ihre Klagen, dann Otto von Nordheim, Graf Hermann und Pfalzgraf Friedrich. Aber diese Beschwerden machten weniger Eindruck auf die Bauern, als die Anklagen, welche zwei wohlhabende und angesehene Männer aus ihrem Stande gegen den König erhoben. Es waren Friedrich, nach seinem Wohnort „vom Berge" genannt, und Wilhelm von Lothsleben, den man wegen seines Reichthums und Wohllebens wohl den König von Lothsleben hieß. Jener betheuerte, der König habe ihm die freie Geburt bestritten und ihn als Ministerialen in Anspruch genommen; dieser behauptete, er sei vom König mehrerer Güter beraubt. Verlust der Freiheit und des Eigenthums: das eben war es, was die Bauern fürchteten. Friedrichs und Wilhelms Beschwerden entflammten daher ihre Leidenschaften, und jede neue Klage ähnlicher Art goß Oel in das Feuer. Einmüthig beschloß die versammelte Menge die Waffen gegen den König zu ergreifen. Die Fürsten gelobten den Bauern, die Bauern den Fürsten eidlich Beistand: gemeinschaftlich wolle man die Freiheit und die alten Rechte des Landes schützen. Es sollen über sechszigtausend Sachsen gewesen sein, die sich so eidlich zum Widerstand gegen den König verpflichteten.

Indessen verweilte der König auf der Harzburg, wo er mindestens seine Person gesichert glaubte. Er sah den Aufstand höher und höher schwellen und empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von Lüneburg. Graf Hermann hatte dort mit seinen Mannen die kleine Besatzung überrumpelt, der junge Eberhard von Nellenburg sich mit seinen Leuten ergeben müssen, und der Tod war den Königlichen angedroht, wenn nicht Magnus endlich der Haft entlassen würde. Man drang in den König den gefangenen Billinger frei zu geben: aber er konnte sich, so tief ihn das Schicksal der Seinen bekümmerte, zu diesem Schritt nicht entschließen. Nicht allein daß er damit einen langen mit großer Festigkeit verfolgten Plan hätte aufgeben müssen, er fürchtete auch, der Aufstand möchte in Magnus erst den rechten Führer finden; überdies glaubte er in

der Person desselben noch das sicherste Unterpfand gegen Gewaltthätigkeiten der Sachsen zu haben.

Wer Heinrichs Rührigkeit kennt, wird sich nicht überreden, daß er unthätig der offenkundigen Gefahr entgegengesehen habe, die ihn bedrohte. Alles weist vielmehr darauf hin, daß er mit den Herzögen des oberen Deutschlands sich schleunigst in Verbindung setzte. Bald erschien Herzog Berchthold auf der Harzburg und gewiß nicht, wie Lambert meint, durch Zufall. Dem Könige mußte Alles daran liegen, daß die Heereskräfte der Herzöge sich in möglichster Eile sammelten: an ihrer Spitze hatte er die Sachsen weniger zu fürchten, als sie ihn. In wenigen Wochen konnte er an der Spitze eines großen Heeres stehen; seine Sache stand günstig genug, wenn ihm die Sachsen durch Unterhandlungen hinzuhalten gelang, bis die Herzöge mit ihren Schaaren zu ihm stießen.

Auch die Sachsen begriffen, in welche Bedrängniß sie durch Zögern gerathen müßten. Sie stürmten zu entscheidender That. Fürsten und Bauern griffen zu den Waffen, schaarten sich zusammen und brachen gegen Goslar und die Harzburg auf; bald bezogen sie vor der Burg ein Lager. Nur wenige Tage nach jener großen Tagfahrt — um den 1. August — war der König von einem großen, kriegsgerüsteten Heer in der Harzburg belagert. Der Ungestüm der Bauern war so groß, daß sie die Fürsten nur mit Mühe von einem Sturm auf die Burg zurückhalten konnten.

Die Schnelligkeit der Sachsen überraschte den König, aber er hoffte auch jetzt noch durch Unterhandlungen sie zu beschwichtigen. Von seiner Seite sandte er Herzog Berchthold, Bischof Friedrich von Münster und seinen Kapellan Siegfried in das feindliche Lager. Diese Männer, den Sachsen völlig unverdächtig, meldeten im Namen des Königs: er sei über ihre Auflehnung erstaunt, da er sich keines Vergehens gegen sie bewußt sei, welches sie zu einem solchen Schritte berechtigen könne; sie sollten die Waffen niederlegen und ihm ihre Beschwerden vortragen; bereitwillig werde er sie hören und Alles, was nach dem Rathe der Fürsten und seiner Freunde abzustellen sei, abstellen. Zugleich warnte Herzog Berchthold die Sachsen vor einem Unternehmen, welches weit ihre Kräfte übersteige und niemals von den Fürsten des Reichs gebilligt werden könne; sie möchten der Vernunft lieber als dem Zorne Raum geben und die königliche Majestät achten, die selbst die Barbaren für heilig und

unverletzlich hielten. Auf das Dringendste rieth er ihnen die Waffen niederzulegen und die Entscheidung eines Reichstags über ihre Beschwerden zu erwarten.

Otto von Nordheim antwortete im Namen der Sachsen: sie seien nicht ausgezogen, um einen Bürgerkrieg zu beginnen, und wollten dem Könige wie bisher in aller Treue dienen, wenn er sie nicht tyrannisch behandelte, aber sie verlangten, daß er die in ihrem Lande errichteten Burgen sofort abbreche; weigere er sich dessen, so wüßten sie den Zweck derselben und würden ihre Freiheit und ihr Eigenthum gegen Jedermann unter Gottes Beistand vertheidigen. Dem Urtheile der anderen deutschen Fürsten, erklärten die Sachsen, würden sie ihre Beschwerden nicht unterwerfen, da es sich lediglich um ihre eigene Sache handele und die anderen Länder des Reichs nicht in gleicher Lage seien. Mit dieser wenig befriedigenden Antwort kehrten die Gesandten zum König zurück und suchten ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Sachsen zu bewegen.

Der König konnte es, so gefahrvoll seine Lage war, nicht über sich gewinnen, in die Forderungen der Sachsen zu willigen; er ergriff vielmehr den Gedanken, sich durch die Flucht der Gewalt seiner Gegner zu entziehen. Wie vor Kurzem von Goslar nach der Harzburg, so wollte er jetzt von hier nach Hessen und Franken sich wenden; dort hatte er zuverlässige Anhänger, dort mußte in kürzester Zeit das Reichsheer sich sammeln. Ließ er wirklich, wie Lambert berichtet, die Unterhandlungen mit den Sachsen noch fortsetzen, so that er es nur, um sie über seine Absicht zu täuschen.

Die Sachsen ahnten, daß der König auf Flucht denke, und hielten deshalb die Wege von der Burg zum Thal besetzt. Aber weithin lag dichter Wald um dieselbe, und alle Pfade, die das Dickicht durchkreuzten, zu beobachten war unmöglich. So gelang es Heinrich zu entkommen. Die Reichsinsignien und einen Theil des Schatzes sandte er unter Bedeckung voraus. Die Harzburg übergab er den muthigsten und ritterlichsten Jünglingen aus seinem Gefolge mit dem Auftrag, sie unter allen Umständen zu behaupten und den Feind möglichst lange über seine Abwesenheit zu täuschen; in ihrer Gewalt ließ er auch den Billinger Magnus. In der Nacht vom 8. zum 9. August brach er dann auf, begleitet von Herzog Berchthold, den Bischöfen Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück nebst einigen anderen Vertrauten. Ein Jägersmann

aus der Umgegend führte den kleinen Zug; der Führer kannte Weg und Steg, nicht minder der König selbst, der oft genug in diesen Wäldern der Waidlust obgelegen hatte. Nicht ohne Besorgniß verfolgte man Anfangs die Pfade durch das rauschende Dickicht; selbst als man auf geebnete Wege kam, schwand nicht alle Furcht. Drei Tage setzte man ohne Unterbrechung die Reise fort; erst am 12. August gönnte man sich in Eschwege einige Ruhe. Ergebene Anhänger schlossen sich hier dem Könige in größerer Zahl an, und es war kein kleiner Zug mehr, der am folgenden Tage in die Abtei Hersfeld einritt. Hier war der König sicher, und schon begann sich das Reichsheer zu sammeln, theils bei Mainz, theils in der nächsten Umgebung des Klosters.

Niemand empfand tiefer die Schmach dieser Flucht als Heinrich in seinem stolzen Herzen: aber er hoffte sie schnell vergessen zu machen und das Reichsheer gegen die Sachsen führen zu können. Blieb diesen seine Flucht auch nur wenige Tage verborgen, so konnte er erwarten, sie mit weit überlegenen Streitkräften unvorbereitet zu überfallen und gründlich zu demüthigen. Die Entfernung des Königs wurde aber sofort den Sachsen bekannt. Die Nachricht von derselben erschreckte sie auf das Höchste, da sie einsahen, daß sie es jetzt nicht allein mit Heinrich, sondern auch mit den Fürsten des Reichs zu thun haben würden. Nichts Anderes blieb ihnen übrig, als sich zu einem großen Kampf zu rüsten: sie thaten es mit allem Eifer. Während die Harzburg belagert blieb, wurde der Aufstand im ganzen Lande organisirt. Man nahm die Güter des Königs in Beschlag, verjagte überall die Dienstleute und Anhänger desselben. Auch Erzbischof Liemar von Bremen, der gleich seinem Vorgänger mit dem Billinger in stäter Feindschaft lebte und mit Graf Hermann in offener Fehde stand, mußte das Land verlassen und sich zum Könige flüchten.

Und schon breitete sich der Aufstand auch über Thüringen aus, wohin gleich nach der Flucht des Königs die Sachsen eine Gesandtschaft abgeordnet hatten. Auf einer zahlreich besuchten Tagfahrt zu Triteburg an der Unstrut (unweit Tennstädt) hörten die Thüringer das Hülfegesuch ihrer Nachbarn. Gerade in ihrem Lande hatte der König die meisten jener Burgen gebaut, welche die Sachsen fürchteten, und auch sie hatten Beschwerden gegen deren Besatzungen; vor Allem aber waren sie auf den König erbittert, daß er die Zehntenforderungen Siegfrieds in letzter Zeit aufs Neue unterstützt hatte. Die Worte der sächsischen Gesandten fan-

n deshalb zu Triteburg die beste Aufnahme. Jubelnd erklärten die
ḫüringer, die Sache der Sachsen sei auch die ihre, Gefahr und Sieg
ollten sie mit ihren Brüdern theilen, bis zum letzten Athemzuge mit
nen stehen. Ein Schutz- und Trutzbündniß wurde geschlossen und be-
woren.

Auch in Thüringen wurde nun sogleich aller Orten gerüstet.
elbst von den Aebten von Hersfeld und Fulda forderte man, daß sie
re Vasallen den Aufständigen stellten: weigerten sie sich dessen, so drohte
an die Besitzungen der Abteien zu verwüsten. Gegen Erzbischof Siegfried,
er sich gerade in Erfurt aufhielt, brauchten die Thüringer Gewalt. Sie
berfielen ihn und nöthigten ihn Geißeln zu stellen; er mußte das Ver-
rechen geben, daß er Nichts mit Gewalt oder im Geheimen gegen sie
nternehmen werde. Eine Zusage wegen der Zehnten scheint man nicht
on ihm gefordert zu haben, aber Niemand dachte daran, sie ferner zu
ahlen. Bald erschienen Boten des Königs und suchten den eben ge-
chlossenen Bund mit den Sachsen zu trennen: sie fanden kaum Gehör
nd wurden nur mit Mühe vor Mißhandlungen geschützt. Schon eilten
ie Thüringer ihren Bundesgenossen zur Hülfe und belagerten die Haim-
urg bei Blankenburg; als diese nach kurzer Zeit sich ergab, äscherten sie
le ein und zogen gegen die sehr starke Hasenburg bei Nordhausen.
Bis zur Werra hin war das ganze Land im Aufstand; es gab hier keine
öniglich Gesinnten mehr, als die dürftigen Besatzungen in den zerstreu-
n Burgen.

Indessen hatte sich auch um den König ein größerer Anhang ge-
mmelt. Kaum war er in Hersfeld angekommen, so eilten die Bischöfe
ermann von Bamberg, Adalbero von Würzburg und andere fränkische
roße zu ihm; zugleich sandte Herzog Rudolf mit den rheinischen,
wäbischen und baierischen Bischöfen, die sämmtlich bei Mainz im La-
r standen, nach Hersfeld und ließen den König fragen, wo er sie em-
angen wolle. Heinrich beschied sie nach Spieskapell (bei Ziegenhain)
nd traf hier am 18. oder 19. August mit ihnen zusammen. Die ent-
heidende Frage war, ob die Fürsten ihm gegen die Sachsen folgen
ürden. Daß er unter den obwaltenden Umständen auf die immer
hwankende Treue der oberdeutschen Herren nicht sicher bauen konnte,
ar ihm nicht zweifelhaft: aber es lag auf der Hand, daß er Nichts
nversucht lassen durfte, um sie gegen die Sachsen zu gewinnen.

So schmachvoll Heinrichs Flucht gewesen war, fast erniedrigender

waren die Demüthigungen, denen er sich jetzt unterwarf, um sich des Be-
stands der Fürsten zu vergewissern. Die Sache des Billingers Magnu
war auch die ihre: deshalb hatte er schon am 15. August auf die Vo
stellungen seiner treuesten Anhänger von Hersfeld Befehl nach der Har
burg gesandt, Magnus zu entlassen*). So mochte er hoffen, das al
gemeine Interesse der Fürsten von dem sächsischen Aufstande zu trenne
Es war ein schweres Opfer, welches er brachte: doch gewann er seine
starren Sinn noch mehr ab, als er zu Spieskapell sich Rudolf und de
anderen Fürsten zu Füßen warf, als er sie flehentlich bat, Erbarmen mi
ihm zu haben und ihn in solcher Noth nicht zu verlassen. Nimmer
sagte er, habe er um die Sachsen verdient, daß er ihr Land wie ein
Flüchtling unter Schrecken des Todes habe räumen müssen; wie viel
Wohlthaten habe er nicht dem Volke, wie viele nicht Einzelnen erwie-
sen! Aber er sei, fuhr er fort, von der Gesammtheit der deutschen Für-
sten gewählt, und sie alle treffe die Schmach, die er erlitten; sie würde
nicht dulden, daß das herrliche und glänzende Reich, welches sie vo
ihren Vorfahren überkommen, durch ihre eigene Schwäche und die Bos
heit einiger eidvergessener Männer zu Grunde gehe. Es war zu derselbe
Zeit, daß Heinrich jenen verhängnißvollen Brief an Papst Gregor sandte
dessen wir früher gedachten, in dem er sich als Sünder gegen Gott un
den apostolischen Stuhl bekannte und alle Beschwerden desselben zu er
ledigen versprach. Wir wissen, wie Herzog Rudolf und seine Freund
auf eine Unterwerfung des Königs unter die Forderungen Roms, desse
Verbündete sie waren, längst hinarbeiteten: sie erreichten jetzt, was si
wollten. Jener Brief war ein neues Opfer, welches der König sich au
erlegte, um Rudolf zu gewinnen, und findet nur in den Drangsale
jener Zeit seine Erklärung.

Als der König sich so tief vor den Fürsten beugte, sollen sie d-
Thränen nicht haben gebieten können, — und wie hätte der So
Heinrichs III. in solcher Erniedrigung nicht ein beweglicher Anblick se
sollen? Jedoch, was er mit so großen Opfern erreichen wollte, errei
er trotzdem mit Nichten. Man hat wohl behauptet, Rudolf sei von

*) Magnus wird seitdem in den Quellen Herzog von Sachsen genannt; doch w
es damals nur nach Erbrecht, nicht durch königliche Belehnung, die kaum v
1078 erfolgt sein kann. Auf die weitere Bewegung hat er nicht einen so tief
greifenden Einfluß geübt, wie man hätte erwarten sollen.

fang an mit den Sachsen im Einverständniß gewesen, aber in Wahrheit war ihm, wie den meisten Fürsten des Reichs, ein Volksaufstand, wie er jetzt Sachsen und Thüringen erfüllte, in innerster Seele zuwider. Ueberdies, was kümmerten ihn und seine Freunde die Burgbauten Heinrichs und die wirklichen oder eingebildeten Leiden des sächsischen Volkes? Daß dieses Volk das Urtheil der Reichsfürsten verschmäht hatte, deutete darauf hin, daß es sich selbst vom Reiche zu trennen entschlossen sei: aber an der Einheit des Reichs hielten die Fürsten des oberen Deutschlands fest, wie sehr sie auch das Königthum von sich abhängig zu machen suchten. So war denn die allgemeine Meinung der Fürsten, man müsse dem König Beistand leisten, um das Reich nicht zu gefährden, nur schien ihnen die Gefahr weniger dringlich, als dem König. Einige verlangten zwar, man solle mit den bereiten Streitkräften sogleich aufbrechen, um die Rebellen zu züchtigen; doch war dies nicht die Ansicht Rudolfs und seiner Freunde, nicht die Ansicht der Mehrzahl. Man beschloß vielmehr das Heer für den Augenblick zu entlassen, es aber am 5. October zu Breitenbach an der Fulda aufs Neue zusammentreten zu lassen, um dann gegen die Sachsen in das Feld zu rücken.

Wenn die Fürsten zur Rechtfertigung dieses Beschlusses behaupteten, sie seien zwar gegen die Polen, aber nicht gegen das tapfere Volk der Sachsen hinreichend gerüstet, so war das nichts als ein leerer Vorwand. Einzig und allein das Mißtrauen gegen den König bestimmte ihren Entschluß. Sie wußten, daß sie seiner nur in der Bedrängniß mächtig seien und ein schnell gewonnener Sieg seine Ansprüche und sein Selbstbewußtsein aufs Neue steigern würde; nur darauf kam es ihnen an, den günstigen Moment zu verlängern, wo der König ihrer bedürfe und sie gleichsam als Schiedsrichter zwischen ihm und den Sachsen ständen.

So unzufrieden der König mit diesem Beschluß sein mochte, blieb ihm keine Wahl: er mußte sich fügen. Als er von den Fürsten schied, begab er sich in die Gegenden am Main und Rhein und suchte — das Einzige, was ihm geblieben war, — seinen persönlichen Einfluß zu heben und Freunde zu gewinnen. Er zeigte sich mildthätig, freigebig, reicher noch an Versprechungen als an Belohnungen, bei denen ihn die eigene Noth beschränkte. Auf seinem Umzug begleitete ihn bald ein stattliches Gefolge, welches den Glanz des königlichen Namens wenigstens äußerlich erhielt. Es wird erzählt, daß er damals in Franken

einmal auf Otto von Nordheim gestoßen, der ihm mit überlegen Streitkräften einen Hinterhalt gelegt, aber durch den Anblick der kön lichen Majestät so überwältigt worden sei, daß er von einem Angr Abstand genommen habe.

Inzwischen hatte man auch den Weg der Unterhandlungen mit d Sachsen aufs Neue zu betreten gesucht. Wohl noch von der Harzbu aus hatte der König die Erzbischöfe von Mainz und Köln aufgeforde sie möchten die sächsischen Großen die Entscheidung ihrer Beschwerd einem Reichstage anheimzustellen vermögen; es war derselbe Vorschla den er durch Herzog Berchthold ihnen gemacht hatte. Siegfried vo Mainz unterzog sich willig dem Auftrag; unentschlossen und zögern lieh Anno seinen Beistand. Man kann glauben, daß der alternde Er bischof, durch trübe Erfahrungen belehrt, nicht selbst diesmal die Fäde der Verschwörung geschürzt und verknüpft habe, aber unmöglich kann ganz unbekannt mit einem Unternehmen so gefährlicher Art gewesen sei an dessen Spitze seine nächsten Verwandte und trautesten Freunde sta den. Indessen entschloß er sich doch mit Siegfried die sächsischen Fürst zu beschicken und zu einer Besprechung nach Korvei zum 24. Augu einzuladen.

Die Häupter des sächsischen Aufstands erschienen zu Korvei. Au Siegfried stellte sich ein. Anno war ausgeblieben, hatte aber Boten g sandt, welche seine Zustimmung zu Allem erklärten, was man zum Wo des Reichs beschließen würde; er versprach für das gemeine Beste kei Mühwaltung zu sparen. Hatte Siegfried im Auftrage des Königs d Tag berufen, so konnte er jetzt kaum noch als Bevollmächtigter desselb gelten; die Thüringer hatten ihn in ihre Gewalt bekommen, und w er that, that er jetzt auf eigene Gefahr. Auch hatte sich die Lage d Dinge in den beiden letzten Wochen völlig geändert, und Siegfried w wie man weiß, stets den Umständen fügsam.

Wenn die sächsischen Fürsten in Korvei erschienen, so dachten nicht von fern mehr an eine Ausgleichung mit dem Könige. Das u aufhaltsame Anschwellen des Aufstands und die Weigerung der obe deutschen Fürsten, ihn sogleich mit Waffengewalt niederzuwerfen, hatt sie in gleicher Weise ermuthigt. Kein anderes Ziel verfolgten sie jet als die geistlichen und weltlichen Gewalten des Reichs für sich und ge gen den König zu gewinnen, dessen Absetzung sie bereits in das Aug gefaßt hatten. Deshalb boten sie Alles auf, um ihm auch den letzte

Rest von Achtung zu nehmen, ihn als den sittenlosesten Menschen darzustellen. Kaum waren die Verhandlungen eröffnet, so bezüchtigten sie ihn öffentlich der gemeinsten fleischlichen Verbrechen: nicht allein Hurerei und Ehebruch warfen sie ihm vor, sondern widernatürliche Befriedigung der Lust und Unzucht mit der eigenen Schwester. Zu allen Zeiten hat sich der Parteigeist in solchen Verdächtigungen, deren Ungrund meist unerweislich bleibt, besonders gefallen, und sie konnten in diesem Falle um so leichter Glauben finden, als der Lebenswandel des jungen Königs keineswegs musterhaft war. Aber, ob damals von Vielen geglaubt und in weiten Kreisen verbreitet, die schlimmsten jener Anschuldigungen sind weder jemals erwiesen noch an sich wahrscheinlich, und es ist Leichtsinn oder Bosheit, die absichtlichen Verdächtigungen erbitterter Widersacher für geschichtliche Thatsachen auszugeben.

Lambert verhehlt nicht, was diese Anschuldigungen der Sachsen zunächst bezweckten. Sie sollten die geistlichen Gewalten des Reichs vermögen die strengsten Kirchenstrafen über den König zu verhängen, die ihn von der Welt trennen, seine Ehe lösen, die Waffenehre ihm nehmen und vor Allem ihn des Thrones berauben mußten. Vielleicht daß man sich damals der schmählichen Herabwürdigung Ludwigs des Frommen erinnerte; wenigstens war es ein ähnliches Schicksal, welches man Heinrich zu bereiten gedachte. Wie Siegfried über die Absichten der Sachsen auch urtheilen mochte, auf der Hand lag, daß er, ohne die Fürsten des Reichs und den König selbst zu hören, keine kirchlichen Strafen verhängen konnte: er bewog deshalb die Sachsen vor einen großen Fürstentag ihre Anklagen gegen den König zu bringen. Am 20. October — so kam man überein — sollte dieser Fürstentag zu Gerstungen an der Grenze Hessens und Thüringens gehalten werden. Die Sachsen versprachen zu erscheinen, und auch der König sollte sich einstellen können, um sich persönlich zu rechtfertigen; zu gegenseitiger Sicherheit wollten sie ihm, solle er ihnen zwölf Geißeln stellen und diese bereits am 13. September zu Homburg an der Unstrut ausgewechselt werden. Unter diesen Bedingungen erklärten sich die Sachsen bereit den Urtheilsspruch der Fürsten abzuwarten, aber sie gingen keine Verbindlichkeit ein, bis zu dem anberaumten Tage Waffenstillstand eintreten zu lassen. Die Kämpfe um die Harzburg und Hasenburg wurden nicht unterbrochen.

Das Abkommen, welches Siegfried getroffen hatte, mochte dem Interesse der Fürsten entsprechen, der König konnte unmöglich in dasselbe

willigen; denn es machte die Fürsten zu seinen Richtern, ihn lediglich z
einem Angeklagten, stellte ihn auf ganz gleiche Stufe mit den R
bellen, denen er sogar Geißeln geben sollte, damit sie ungescheut die u
geheuerlichsten Beschuldigungen gegen ihn erheben könnten. Die Fr
des Fürstentages war überdies so bemessen, daß die ihm für den 5. O
tober bereits zugesagte Reichshülfe ihre Bedeutung verlor; er wurde en
waffnet, während die Sachsen keinen Augenblick die Waffen niederlegten
So weigerte er sich denn auf das Entschiedenste Siegfrieds Erbietunge
anzuerkennen und die Geißeln zu stellen. Dennoch erschien am 13. Sep
tember nicht allein Siegfried, sondern diesmal auch Anno zu Homburg
Konnten sie auch keine Geißeln des Königs ausliefern, so hielten si
doch an dem Gerstunger Tage fest, forderten die Sachsen auf, dort z
erscheinen, und gaben ihr Wort zum Unterpfand, daß sie Nichts für ih
Sicherheit zu fürchten haben würden.

Inzwischen hatte der König, gebunden von allen Seiten wie e
war, das letzte Mittel ergriffen, um den Sachsen in ihrem Lande be
zukommen und den Besatzungen seiner Burgen Erleichterung zu versch
fen: er hatte die alten Feinde des Landes, die Dänen und Liutizen, i
die Waffen gerufen. Auch erschien der alte Svend Estrithson, mit de
der König schon vor zwei Jahren Verabredungen getroffen hatte*
wirklich mit einer Flotte an der sächsischen Küste: aber die Dienst
welche Heinrich erwartet hatte, leistete er mit Nichten. Die Dänen wol
ten nicht gegen die Sachsen kämpfen, und der Alte hielt für das G
rathenste schleunigst nach seinen Inseln heimzukehren, um nicht das G
spött seiner Feinde zu werden. Die Liutizen machten nicht einmal d
Versuch eines Angriffes auf die Sachsen. Hatte ihnen Heinrich gro
Anerbietungen für einen solchen gemacht, so machten die Sachsen ihn
noch größere, wenn sie daheim blieben. Die liutizischen Häuptlin
spalteten sich; einige ergriffen für den König, andere wider denselb
Partei. Die Folge war ein langwieriger innerer Krieg, bei dem
Liutizen an eine Einmischung in die sächsischen Angelegenheiten ni
denken konnten.

Des Königs Lage war verzweifelter als je, als der Tag zu G
stungen näher und näher heranrückte. Der Aufstand in Sachsen u
Thüringen gewann mit jedem Tage neue Kraft; die auswärtige Hül

*) S. 160. 161.

die er gehofft hatte, war nicht geleistet; das Reichsheer hatte sich weder vollzählig noch schlagfertig gestellt, und immer klarer mußte ihm werden, wie wenig auf den Gehorsam der Fürsten mit Sicherheit zu rechnen war. Sollte er nun doch Siegfrieds Abkommen gleichsam als einen Rettungsanker ergreifen? Er that es nicht, sondern beschied vielmehr die Fürsten des Reichs zu sich nach Würzburg. In der That erschienen sie dort fast vollzählig, selbst Siegfried und Anno fehlten nicht. Im Wesentlichen vermißte man nur die sächsischen und thüringischen Großen, die sich bald darauf nach ihrem Versprechen in Gerstungen einstellten. Ein kampfbereites Heer von vierzehntausend Mann hatten sie dort zu den Verhandlungen mitgebracht, der deutlichste Beweis, in welchem Sinne sie dieselben führen wollten.

Die zu Würzburg versammelten Fürsten werden den König zu neuen Unterhandlungen aufgefordert haben, und in der That konnte er selbst kaum auf eine andere Auskunft verfallen. Er sandte sofort die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzöge Gottfried, Rudolf und Berchthold nach Gerstungen; sie sollten die Sachsen bewegen die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen, sonst ihnen aber ohne Zweifel alles Gute versprechen. Aber kaum traten die Abgesandten des Königs mit den sächsischen Fürsten in Berathung, so erhoben diese von Neuem alle jene abscheulichen Beschuldigungen gegen den König, die sie bereits in Korvei hatten laut werden lassen; auf den Knieen flehten sie die Abgesandten an, sie möchten nicht um eines Tyrannen willen sich ihrer gerechten Sache entziehen. Sie fanden nur zu leicht Gehör; vor Allem bei Rudolf, da sie unverhohlen von der nothwendigen Absetzung des Königs sprachen und dem Schwabenherzog mit der Aussicht auf den Thron schmeichelten. Wie sehr er auch betheuern mochte, niemals werde er die Krone annehmen, wenn sie ihm nicht von allen Fürsten, ohne daß ein Makel an ihr hafte, ordnungsmäßig übertragen werde, die Hoffnung auf dieselbe lockte und verführte seinen eitlen, hochfahrenden Sinn. Nach dreitägigen Verhandlungen kamen die Abgeordneten des Königs mit den Sachsen überein, daß der König wegen Unfähigkeit des Regiments entsetzt und ein Anderer auf den Thron erhoben werden müsse; man beschloß aber dieses Abkommen geheim zu halten, bis man die anderen Fürsten einzeln dafür gewonnen habe.

Niemand wird dies Verfahren eines Siegfried und Anno, eines

Rudolf und Berchthold rechtfertigen können, und nicht ohne Befremden sieht man, daß auch ein Mann wie Gottfried bei demselben betheiligt war. Mochten die Fürsten sich sagen, daß Heinrichs scharfes Auftreten gegen die Sachsen, sein unvertilgbares Mißtrauen gegen die ersten Männer Deutschlands das Reich von Gefahren in Gefahren stürze, daß die Folgen dieses Volksaufstands unabsehbar seien, selbst eine Zersplitterung des Reichs aus ihm hervorgehen könne: ihr Beginnen blieb Hochverrath und war um so schmählicher, als sie im Auftrage des Königs selbst die Verhandlungen führten. Und womit wollten sie es vollends rechtfertigen, daß sie sich, um den König zu täuschen, sogar den Anschein gaben, Nichts als seinen Auftrag vollführt zu haben? Sie trafen nämlich mit den Sachsen ein Scheinabkommen, in welchem diese versprachen, sich Weihnachten zu Köln dem König zu unterwerfen, wofern er ihnen Straflosigkeit und Abhülfe ihrer Beschwerden verbürge; auch zu einem Waffenstillstand mit den königlichen Besatzungen in ihrem Lande müssen sich die Sachsen durch dieses Abkommen verpflichtet haben.

Nachdem das arge Werk vollendet war, kehrten die sächsischen Fürsten in ihre Heimath zurück, die Unterhändler des Königs zu ihm nach Würzburg. Heinrich trug nicht das geringste Bedenken, jenes trügerische Abkommen zu bestätigen; er ahnte nicht, daß es nur ein Fallstrick war, um ihn desto sicherer zu verderben. Zu Würzburg wurde in aller Form von dem König und den Fürsten des Reichs jener Vertrag genehmigt, der kein Vertrag war. Der König entließ darauf das spärliche Aufgebot, welches sich zum Kriege gegen die Sachsen gesammelt hatte, und begab sich gleich nach dem 1. November auf die Reise nach Baiern. So wenig er noch eine Ahnung von dem Gerstunger Verrathe hatte, fiel ihm doch bereits das Verhalten der fränkischen Fürsten auf. Sie zeigten sich in seinem Dienst unwillig und säumig; offenbar hatten Rudolf und seine Genossen sie bereits gewonnen. Klarer wurde Heinrich erst die Lage der Dinge, als er sich mit Rudolf und Berchthold einige Tage in Nürnberg aufhielt und ein verruchter Anschlag an das Tageslicht trat, lediglich darauf berechnet, ihn moralisch zu vernichten, um ihn dann des Thrones zu berauben.

Ein gewisser Regenger, der bisher das Vertrauen des Hofes genossen hatte, wandte sich an Rudolf und Berchthold mit den auffälligsten Eröffnungen. Er betheuerte, der König habe ihn und einige andere Höflinge in Würzburg aufgefordert die ihm verdächtigen Fürsten,

namentlich Rudolf und Berchthold, zu ermorden; nur an seinem Widerstand sei die blutige That gescheitert und er mit genauer Noth dem Zorne des Königs entgangen, der ihn sogleich habe niederstechen wollen. Regenger erbot sich seine Aussagen durch ein Gottesgericht darzuthun, entweder im Zweikampf gegen den König selbst, wenn ein solcher zulässig, oder gegen jeden anderen Kämpen, den man ihm stellen würde.

Bei dem bösen Gewissen der Herzöge und der stäten Besorgniß vor einer Entdeckung ihres Verraths konnten diese Enthüllungen nicht verfehlen sie in die äußerste Bestürzung zu versetzen. Sie verließen sofort den Hof und kündigten durch Boten dem König offen den Gehorsam auf. Würde er sich nicht, ließen sie ihm melden, wegen der Anklage Regengers rechtfertigen, so habe er im Glück keine Treue, in der Noth keine Hülfe mehr von ihnen zu hoffen. Ein neuer Bruch zwischen dem König und den Herzögen lag aller Welt vor Augen; er war schlimmer als je und schien fast unheilbar. Wie die Lage des Königs war, konnte kein Schlag ihn härter treffen: es schien sich Alles zu seinem Untergange zu verschwören, und die Krone wankte sichtlich auf seinem Haupte.

Heinrich begriff ganz die Größe seines Unglücks. In Regenger sah er lediglich ein Werkzeug Rudolfs, der sich dieses elenden Menschen bediene, um den lange vorbereiteten Verrath vor der Welt zu beschönigen und ihm durch die abscheulichsten Verläumbungen auch den letzten Rest von Achtung zu rauben: öffentlich vor allem Volk bezüchtigte er deshalb Rudolf des freventlichsten Ehrgeizes. Der Unterhandlungen müde, bei denen er zuletzt doch nur der Betrogene der Fürsten war, in jugendlicher Hitze aufwallend, brach er in die Worte aus: „Weg mit dem Wortstreit und allen diesen künstlichen Lügengespinnsten! Nicht mit der Zunge, nein — mit dem Schwert will ich die Lüge strafen. Meiner königlichen Majestät nicht achtend, werde ich selbst mit Herzog Rudolf kämpfen und den Trug enthüllen, mit dem er seine Bosheit zu verdecken sucht. Verliere ich das Reich, so soll mindestens Jedermann wissen, daß ich es nicht durch meine Schuld, sondern durch seine Ränke und seinen Meineid eingebüßt habe.“

Gewiß Nichts wäre dem König erwünschter gewesen, als mit gewaffneter Hand den Verräther zu züchtigen. Aber man erinnerte ihn an das, was er seiner Majestät gegenüber einem Unterthanen schulde. Udalrich von Godesheim, einer seiner vertrautesten Räthe, welcher auch als Mitwisser bei dem Mordplan bezeichnet war, suchte ihn zu besänf-

tigen; er erbot sich gegen Regenger oder jeden anderen Kämpen die W
fen zu führen, um des Königs und seine eigene Unschuld darzuth
Der König gab nach, und sogleich machte sich Udalrich auf den Weg
Rudolf. Er forderte den Zweikampf gegen Regenger; wolle dieser sel
sich nicht schlagen, so möge man ihm einen anderen Kämpen entgeg
stellen. Rudolf gewährte weder die Forderung noch wies er sie ab:
erklärte, mit den Fürsten darüber berathen zu müssen.

Daß Regengers Aussagen lügenhaft waren, steht außer Zweif
fraglich ist allein, ob er aus freiem Antriebe oder auf Anstiften An
rer gegen den König auftrat. Das Erstere ist eben so unwahrscheinl
als das Andere wahrscheinlich, wenn auch keineswegs erwiesen.
König sah Rudolf als den Urheber des Anschlags an, und leicht begr
sich, wie er zu dieser Meinung gelangte. Aber fast ein noch stärk
Verdacht ruht auf den sächsischen Fürsten. Ihnen mußte Alles da
liegen, eine neue Wendung Rudolfs und Berchtholds auf die königl
Seite, wie sie bei der schwankenden Politik dieser Männer doch
immer denkbar war, unmöglich zu machen; blieben bis Weihnachten
geheimen Verabredungen mit den Herzögen ohne Folge, so wurden
nicht allein wortbrüchig vor aller Welt, sondern geriethen auch in
bedenklichste Lage. Ueberdies konnte einem Manne, wie Otto von N
heim, dieser Anschlag nur als gerechte Vergeltung für jenen Streich
ten, durch den ihn einst Egino um das Herzogthum Baiern geb
hatte. Die Sachsen wollten, wie wir wissen, um jeden Preis die
setzung des Königs: um sie zu erreichen, hatten sie Verleumdungen
Verleumdungen gegen ihn gehäuft. Andere noch schlimmere Anklagen w
mehr auf die Gefühle der Geistlichkeit berechnet gewesen, diese konnte
geeignetsten scheinen, die weltlichen Fürsten für immer von dem Köni
trennen. Auch mußten, wenn der Verdacht eines Mordanschlags g
die ersten Fürsten des Reichs auf dem König haften blieb, um so l
ter die anderen Beschuldigungen Eingang finden, welche die Sachsen
sichtlich gegen ihn verbreitet hatten und immer von Neuem verla
ließen. In der That sehen wir sie gleich nach Regengers Auftrete
die rheinischen Fürsten bringen die Entsetzung Heinrichs ernstlicher z
treiben, und bald brachten sie Siegfried dazu, eine Einladung an
Fürsten zu erlassen, um noch vor Weihnachten auf einem Tage zu M
über Regengers Anklage gegen den König und über den deutschen T
zu entscheiden.

Heinrichs Krone schien zu fallen. Wo hatte er noch auf Hülfe zu hoffen? Allen war er verhaßt oder verdächtig, er selbst mit Mißtrauen gegen Jedermann erfüllt, nach Regengers Verrath selbst gegen seine nächste Umgebung. In solcher Stimmung erfuhr er zu Regensburg, womit man in Mainz umginge. Doch auch jetzt gedachte er nicht daran, feige seinen Gegnern das Feld zu räumen. Unverzüglich eilte er an den Rhein, um den Verhandlungen in Mainz zuvorzukommen. Als er bis Ladenburg am Neckar gekommen war, unterlag er den Aufregungen und Anstrengungen: eine schwere Krankheit warf ihn nieder, und mehrere Tage konnte er das Lager nicht verlassen. Man fürchtete nicht, man hoffte sein Ende; schloß er die Augen, so schien aller Unfriede im Reiche beseitigt, jedes Zerwürfniß beigelegt. Aber schnell raffte er sich wieder auf. Es war eine Trauerpost, daß er den Weg nach Mainz fortsetze und schon gegen Worms vorrücke.

Indessen nun zeigte sich doch, daß er nicht ganz so verlassen war, wie die Fürsten gewähnt hatten und er selbst besorgte. Brach der Adel die Treue, erhob sich das Bauernvolk Sachsens gegen ihn, so erstanden ihm jetzt in den Bürgern der rheinischen Städte opferwillige Anhänger und Freunde. Diese Städter, durch Handel und Gewerbfleiß bereichert, trugen längst mit Abneigung das durch Abgaben drückende und oft sehr launische Regiment ihrer geistlichen Herren. Sehr erwünscht kam ihnen daher das Zerwürfniß, in welches diese Herren mit ihrem König gerietḥen, und sie schwankten nicht lange, auf welche Seite sie sich zu stellen hätten. Offen erhob sich zuerst Worms gegen seinen Bischof. Sein Name war Adalbert, und er war erst vor wenigen Jahren dem Bruder Herzog Rudolfs gefolgt; wie es scheint, gehörte er zu den nächsten Freunden des Schwabenherzogs, jedenfalls war er für dessen verrätherische Pläne gewonnen. Als der König gegen Worms anzog, traf der Bischof deshalb Vorkehrungen, ihm die Thore der Stadt zu sperren. Er that es zu seinem Unglück. Die Bürger traten seinen Mannen hemmend entgegen, jagten sie aus der Stadt und beschlossen den Bischof selbst in Fesseln zu legen, um ihn dem Könige zu überliefern: nur durch die eiligste Flucht entging Adalbert diesem Schicksal. In kriegerischer Rüstung, in festlicher Pracht zogen dann die Wormser dem König entgegen und holten ihn ein. Ihre stattlichen Waffen, ihre zahlreiche und kräftige Jugend sollten dem Könige zeigen, was er von ihnen zu erwarten habe. Mit ihrem Leibe, mit ihrem ganzen Vermögen versprachen

sie ihm zu dienen: bis zum letzten Athemzug würden sie treu zu ihm halten.

Worms war nicht allein reich und dicht bevölkert, sondern auch stark befestigt und mit allen Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen. Der König übersah, welche Bedeutung die Stadt für ihn hatte, und wählte sie, wie Lambert sagt, fortan zum Sitz des Kriegs, zur Burg des Reichs. Von hier war sein Geschlecht ausgegangen: er kehrte gleichsam in die Heimath desselben zurück. Bischof Burchard hatte einst hier die Burg von Heinrichs Ahnen zerstört*); jetzt zog der König in die Burg der Bischöfe ein. Nach Gebühr lohnte er die Treue der Wormser und befreite sie vom Zoll an den königlichen Zollstätten zu Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern. In dem denkwürdigen Freibrief vom 18. Januar 1074 bekennt er, wie die Wormser in der höchsten Verwirrung des Reichs, als alle Fürsten von ihm abgefallen, ohne Furcht vor Tod und Gefahr ihm treu geblieben, wie sie ihm, da andere Ortschaften die Thore geschlossen, ihre Stadt geöffnet hätten; ihre Treue stellt er anderen Städten als Beispiel vor, damit sie ähnlichen Lohn empfingen.

Die Vorgänge in Worms wirkten in der That auf die anderen Städte am Rhein: viele Bürgerschaften wurden hier gegen ihre geistlichen Herren, bald selbst die Kölner gegen Anno schwierig. Die Bischöfe begriffen, daß sie sich nicht gegen den König auflehnen dürften, wenn sie nicht das Schicksal ihres Amtsbruders theilen wollten. Nicht minder wichtig war eine andere Folge jener Vorgänge, die Vereitelung des Mainzer Tages, auf dem über Heinrichs Krone entschieden werden sollte. Als die Fürsten vernahmen, daß sich Heinrich in Worms festgesetzt hatte, wagten die meisten nicht mehr nach Mainz zu gehen, und die wenigen, welche sich eingefunden hatten, zogen alsbald wieder unverrichteter Sache von dannen. Die Absetzung des Königs erfolgte also nicht, wie die Sachsen gehofft hatten. Weihnachten war nahe, und sie standen als wortbrüchig da, wenn sie sich dann nicht ihm unterwarfen — und wer hätte dies ihnen bei der Lage der Dinge zumuthen können? Wenn sie sich beschwerten, daß sie von den Fürsten des Reichs betrogen seien, hatten sie nicht eben Unrecht.

Der König hatte das Schlimmste zu verhüten gewußt, aber seine

---

*) Vergl. Band II. S. 228.

Stellung war noch immer trübselig genug. Nichts wäre unzeitiger gewesen als ein schroffes Auftreten; wie schwer sich die Fürsten gegen ihn vergangen hatten, er mußte sie durch die äußerste Nachgiebigkeit zu gewinnen suchen. Inständigst lud er deshalb die Fürsten des oberen Deutschlands, die sich in Mainz eingestellt hatten und eben nach der Heimath zurückkehren wollten, zu einer vertraulichen Besprechung in Oppenheim ein. So wenig traute man sich, daß gegenseitig Geißeln gestellt werden mußten: aber die Zusammenkunft fand statt und blieb nicht ohne Erfolg. Der König warf sich den Fürsten zu Füßen, bekannte offen im jugendlichen Uebermuth und in der Leidenschaft Vieles gefehlt zu haben und versprach Besserung; fortan werde er handeln, wie es sich für einen Mann, für einen König gezieme, nur sollten sie ihn in der Noth nicht verlassen, ihm jetzt die Treue bewahren. Die Fürsten wollten von Treue Nichts wissen, so lange Regengers Anklage nicht widerlegt sei, doch machten sie die Entscheidung über dieselbe nicht mehr von sich selbst abhängig, sondern von dem Ausgang eines Gottesgerichts, wie es der König und Udalrich von Godesheim früher vergebens gefordert hatten. Willig gab der König hierzu seine Zustimmung. In den ersten Tagen des Januar, kam man überein, sollte zwischen Udalrich und Regenger auf einer Rheininsel bei Mainz der Zweikampf stattfinden; siegte Udalrich, so versprachen die anwesenden Fürsten Treue und Gehorsam für alle Folge. Für dieses Abkommen muß der König auch Anno, Siegfried und andere angesehene Männer des Reichs gewonnen haben; von einem Fürstengericht über ihn war nicht mehr die Rede, sondern Alles war auf den Ausgang des Zweikampfes gestellt.

Wie wohl dem Könige die Treue der Wormser that, es war doch ein trauriges Weihnachtsfest, welches er damals in ihrer Mitte beging. Nicht allein daß ihm die glänzende Umgebung der Fürsten fehlte und die gewohnten Leistungen für den Hofhalt ausblieben, so daß er Alles in der Stadt kaufen lassen mußte, vielmehr bedrückte ihn die Gefahr seiner Burgmannen in Sachsen. Nach dem Würzburger Vertrage hatten sie eine kurze Zeit Ruhe gehabt, aber der Kampf entbrannte sehr bald von Neuem. Ein Handel, in den einige ruhmredige Kriegsleute von der Harzburg zu Goslar gerathen waren, bot die Veranlassung. Die Besatzung der Burg — junge, kampflustige Gesellen — war froh, daß sie nicht mehr zu feiern hatte; sie trieb den Goslarern ihr Vieh fort und machte öfters glückliche Ausfälle. Die Sachsen fingen endlich an, um diesem

verwegenen Kriegsvolke einen Zügel anzulegen, auf einer gegenüber lie genden Höhe, noch jetzt der Sachsenberg genannt, eine Befestigung an zulegen, welche den Harzburgern vielfach hinderlich wurde, aber sie kei neswegs entmuthigte. Schlimmer sah es in der Hasenburg aus. Der Besatzung, von allen Seiten abgeschnitten, gebrach es an den noth- wendigsten Lebensmitteln; sie ließ dem König melden, daß sie, wenn nicht bald Hülfe käme, dem Feinde oder dem Hunger erliegen müsse.

Weihnachten ging vorüber, ohne daß die Sachsen sich unterwarfen ohne daß sie nur den Bruch des Würzburger Vertrages zu rechtfertigen suchten. Schwer mußte es dem Könige fallen, mit diesem treulosen Ge- schlecht abermals zu verhandeln, aber die Noth der Seinen und die eigen- Bedrängniß gewannen auch das ihm ab. Er forderte Siegfried und Anno auf, sich zu den sächsischen Fürsten zu begeben, um mindestens einen neuen Waffenstillstand zu erwirken. Die Erzbischöfe konnten sich dem Auftrage des Königs nicht entziehen und kamen am 12. Januar 107- mit den sächsischen Fürsten abermals in Korvei zusammen. Aber sie fanden mit ihrem Auftrage kein Gehör und mußten sogar die bittersten Vorwürfe hören, wie sie mit ewigem Verhandeln die Zeit verdürben nicht um Weibergeschwätz handle es sich mehr, sondern um die Ent- scheidung des Schwertes. Nicht nur wurde der Waffenstillstand von den Sachsen abgelehnt, sie hielten auch an jenen Beschlüssen fest, die sie mit Anno, Siegfried und ihren Genossen vordem in Gerstungen gefaßt hatten. In der Woche vom 9. bis 15. Februar, erklärten sie einmü- thig, würden sie zu Fritzlar mit den Fürsten, die sich ihnen anschließen wollten, über Heinrich zu Gericht sitzen und, wenn die Beschuldigungen gegen ihn erwiesen werden sollten, einen König nach dem Herzen Aller wählen. Bezeichnend ist, daß sie Fritzlar bestimmten, wo einst der sächsische Heinrich zum König gewählt war; schwerlich dachten sie noch an die Erhebung des Schwabenherzogs, sondern der Sachse Otto von Nort- heim war wohl der König, den sie „nach dem Herzen Aller" wähnten.

Die Sachsen waren dreist genug, den König von ihren Beschlüssen in Korvei zu unterrichten und ihn aufzufordern sich persönlich in Fritzlar zu stellen, wenn er sich etwas zu seinen Gunsten davon verspräche; sie verbaten sich dagegen Zwischenträger und Briefe. Unfehlbar beschieden sie auch die Fürsten des Reichs insgesammt nach Fritzlar, doch konnte dies kaum noch Erfolg haben. Die Mehrzahl derselben schwankte unsicher und wagte nicht mehr dem König entgegenzutreten, da das Gottesgericht für

ihn entschieden hatte. Zu dem Zweikampf Regengers war es zwar nicht gekommen, da er wenige Tage vor der angesetzten Frist im Wahnsinn ein furchtbares Ende fand: aber auch sein Tod galt für ein Gottesurtheil, und die Fürsten erklärten sogar den Reinigungseid, zu dem sich der König erbot, für unnöthig. Die Gewissen waren verwirrt, die Interessen gespalten; die meisten Fürsten hätten sich am liebsten parteilos gehalten und jede Erklärung jetzt vermieden. Aber die Sachsen drängten zu einer Entscheidung, und auch der König sah, daß sie sich nicht mehr verschieben ließ.

Wenige Tage nach den Verhandlungen in Korvei mußte die Hasenburg übergeben werden; sie wurde in Brand gesteckt, der Besatzung freier Abzug gewährt. Unmittelbar darauf wurde der Spatenberg von den Thüringern belagert, die vorher auch schon Volkerode umschlossen hatten, wo sich seit längerer Zeit die hochschwangere Königin aufhielt. Auf Bitten des Königs suchte sie der Abt von Hersfeld aus der umlagerten Burg nach seinem Kloster zu bringen, und die Thüringer ließen dies willig geschehen. Klar war, eine Burg nach der anderen mußte fallen, wenn der König nicht zur Hülfe eilte. Kam es ferner zu dem Tag von Fritzlar, so stand zu besorgen, daß er zu einer Trennung Sachsens und Thüringens vom Reiche führen würde, wenn sich die anderen Fürsten, wie bereits zu erwarten war, ihn zu beschicken weigern sollten. Der König bot Alles auf, diesen Tag zu hintertreiben und zugleich seine Burgen zu retten. Um den 20. Januar, bei der strengsten Kälte, verließ er Worms mit allen Streitkräften, die er aufbringen konnte, und nahm seinen Marsch gegen die Sachsen.

Der König hatte, als er aufbrach, alle Fürsten des Reichs zur Heeresfolge aufgeboten. Viele entzogen sich seinem Gebot, namentlich die Herzöge, die Erzbischöfe Anno und Siegfried, die Bischöfe von Straßburg und Worms. Aber die Mehrzahl der geistlichen Herren folgte ihm doch in das Feld, obschon großentheils ohne ihre Vasallen. Als er am 27. Januar nach Hersfeld kam, soll sein Heer etwa sechstausend Mann stark gewesen sein. Trotz seines hastigen, ganz unerwarteten Aufbruchs fand er die Sachsen und Thüringer gerüstet. Sobald sie von seinem Vorrücken Kunde erhielten, besetzten sie die Werragegenden, um ihm jedenfalls den Eintritt in Thüringen zu versperren: hier lagerten sie — vierzigtausend Mann stark, wie man sagte — auf

dem rechten Werraufer unweit Vacha. In hellen Haufen waren die Bauern trotz der schneidenden Kälte auf den Ruf des Adels herbeigeeilt.

Heinrich wollte noch einmal jetzt den Weg der Unterhandlungen betreten. Schon am 26. Januar hatte er den Abt von Hersfeld in das feindliche Lager mit der Anfrage vorausgesandt, ob Friedensbedingungen gehört, königliche Gesandte freies Geleit erhalten würden. Unerwarteter Weise gaben die sächsischen Fürsten eine günstige Antwort: niemals würden sie Gesandte antasten, deren Person ja bei allen Völkern geheiligt sei; gern würden sie noch jetzt das Schwert in der Scheide bergen, wenn ihre Beschwerden Gehör fänden; nur die Noth habe sie zum Kampfe getrieben. Wie es scheint, drang besonders Otto von Nordheim darauf, daß nicht jeder Weg der Verständigung abgeschnitten würde. Ob er und seine nächsten Anhänger durch Versprechungen vom König gewonnen waren, wie versichert wird, läßt sich nicht entscheiden. Irren wir nicht, so leiteten die sächsischen Großen besonders Rücksichten auf die anderen Fürsten des Reichs: sollten sie völlig von ihnen sich trennen und sich ganz in die Hände der Bauern geben? Eine Zersplitterung des Reichs war dann zu besorgen, und mochten lediglich provinziale Interessen das Landvolk beherrschen, über sie hatte die Idee der Reichseinheit doch unfraglich nicht alle Gewalt verloren.

Dem König kam die Antwort der sächsischen Fürsten hocherwünscht, da seine Lage überaus schwierig war. In seinem Heere herrschte Mangel; bei der furchtbaren Kälte litten die Seinen gewaltig. Die um Hersfeld gelegenen Dörfer wurden geplündert, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse dem Heere zu beschaffen, und der König war außer Stande der Verwüstung zu wehren. Dabei stand er in stäter Gefahr, mit weit überlegenen Streitkräften von dem Feinde angegriffen zu werden. Nachdem er Hersfeld verlassen, lag er in den letzten Tagen des Januar nur etwa zwei Meilen von den Sachsen entfernt. Noch trennte sie der Fluß, aber er trug Eis, stark genug, um ihn ungehindert zu überschreiten. Schon bereute Heinrich Worms verlassen und sich in diese Gefahren gestürzt zu haben, zumal er unter den Seinen nur geringe Neigung zum Kampfe verspürte. Sofort sandte er deshalb vier Bischöfe an die Sachsen; sie sollten alles Gute versprechen und die Bedingungen hören, unter welchen sich die Sachsen unterwerfen wollten.

Die Bedingungen waren hoch gestellt. Die sächsischen Fürsten verlangten Niederreißung der königlichen Burgen, Gewährleistung ihrer

alten Rechte, Ausschließung der Fremden bei Entscheidung ihrer Angelegenheiten, Rückerstattung der vom Könige eingezogenen Güter, Wiedereinsetzung Ottos von Nordheim in das Herzogthum Baiern; die Thüringer müssen sich noch besonders ausbedungen haben, daß sie von den Zehnten befreit blieben. Von Wichtigkeit war, daß zugleich Amnestie für Alle gefordert wurde, die in diesen Wirren den König verlassen und mit den Sachsen verhandelt hatten, namentlich auch für Anno, Siegfried und Herzog Rudolf. Es zeigt sich hierin, wie die sächsischen Fürsten die allgemeinen Interessen des Reichs doch auch jetzt noch im Auge behielten. Aber anders als sie fühlten die Bauern. Die erneuten Unterhandlungen empörten sie; auch nicht die höchstgespanntesten Forderungen wären nach ihrem Sinne gewesen; sie glaubten sich von ihren Fürsten hinter das Licht geführt. Man habe sie zum Kampf entboten, riefen sie tumultuarisch, und sie wollten nun Kampf; sie drangen in Otto den königlichen Namen anzunehmen und sie zum Kampf gegen Heinrich zu führen. Aber, wie sehr sie ihn bestürmten, sie erreichten Nichts, als daß er und die anderen Fürsten dem Abschluß des Friedens nur geneigter wurden.

Auch der König wollte Anfangs auf die Bedingungen, welche gestellt waren, nicht hören. In leidenschaftlichster Erregung verwarf er sie als seiner unwürdig; lieber wollte er unter den ungünstigsten Umständen das Glück des Kampfes versuchen, als sich so tief demüthigen. Aber er war der Seinen nicht sicher: als er mit dem Heere zur Schlacht ausrücken wollte, weigerten sich die Fürsten an seiner Seite die Waffen zu nehmen. So wurde er gezwungen in jene harten Bedingungen zu willigen; auf Grund derselben überließ er seinen Großen den Frieden zu schließen. Nicht das also geschah, was er und die sächsischen Bauern gewollt hatten, sondern was die Fürsten hüben und drüben verlangten. Funfzehn Bischöfe und alle weltlichen Großen im Lager des Königs begaben sich zu den sächsischen Herren und überbrachten die Einwilligung des Königs in deren Forderungen. Sehr begreiflich ist, daß die sächsischen Fürsten in diese erzwungene Einwilligung Mißtrauen setzten; es kostete nicht geringe Mühe dasselbe zu überwinden, und erst dann gaben sie nach, als man ihnen zugestand, daß der König, wenn er seine Verheißungen nicht erfülle, als ein Meineidiger durch Beschluß der Fürsten entthront werden solle. Darauf zogen die Fürsten, die bisher gegen einander gestanden hatten, vereint nach dem Lager des Königs

bei Gerstungen. Er empfing die Großen Sachsens und Thüringens ehrenvoll, bot ihnen den Mund zum Kusse und bestätigte selbst das Abkommen, welches jene Fürsten für ihn getroffen hatten. So wurde am 2. Februar 1074 der Friede zu Gerstungen geschlossen, der, so ungünstig für den König er war, doch die Kraft des sächsischen Aufstandes brach und Sachsen dem Reiche erhielt. Der Fritzlarer Tag war vereitelt.

Der König entließ sein Heer, nachdem er die Treue der Treuen reichlich belohnt. Er selbst begab sich nach Goslar, um für die Ausführung des Friedens Sorge zu tragen und in Sachsen wieder die königliche Autorität zu zeigen. Während er hier verweilte, gebar die Königin im Kloster Hersfeld am 12. Februar einen Sohn. So schwächlich war das Kind, daß man die Taufe beeilte; sie erfolgte am dritten Tage nach der Geburt. Der Abt und die Mönche waren die Taufzeugen, der Täufer der von den Wenden aus seinem Sprengel vertriebene Bischof Ezzo von Oldenburg. Konrad wurde der Knabe nach seinem Großvater genannt; ein längeres Leben, als man erwartet hatte, war ihm beschieden, aber die glücklichen Tage Kaiser Konrads hat er nicht gesehen.

Des Königs Erhebung.

Seit der König beim ersten Drohen des Aufstands Goslar verlassen hatte, waren sieben Monate verflossen: welche Fülle von Demüthigungen war seitdem über ihn, den Sohn des mächtigsten Kaisers, gekommen! Wie der Sturm eine Welle des Meeres der anderen zujagt, und jede schreckbarer und tückischer aufsteigt als die andere, so war Leid über Leid auf ihn eingestürmt und hatte ihn in immer finsterer Gestalt umdrängt. Nicht allein das Maß seiner Gewalt war ihm bestritten, auch seine Ehre und seinen Christennamen hatte man angetastet; bald war die Einheit seines Reichs, bald seine Krone selbst in Frage gestellt worden. Und nicht so sehr die offenen Waffen seiner Feinde hatte er zu fürchten, als die Treulosigkeit an seiner Seite, als den heimlichen Verrath der ersten Fürsten des Reichs.

Selten sind Könige eines großen Reichs in hülfloserer Lage gewesen, als dieser junge Heinrich. Nur Unverzagtheit und Klugheit konnten ihn retten, und beide Tugenden hatte er in diesen Wirren in

›hem Maße bewährt. So vereitelte er die Tage von Mainz und Fritz-
r, wo man über ihn zu Gericht sitzen und über sein Reich verfügen
ollte. Aber demungeachtet war das Endergebniß in dem Frieden zu
'erstungen eine Niederlage für ihn; er mußte sich in den Willen der
ürsten fügen. Dieser Friede schien einer der glänzendsten Vortheile, welche
och je das deutsche Fürstenthum davongetragen: gegen den König, wie
egen das Volk hatte es ihn durchgesetzt und sich zum Hüter des Ver-
'ages bestellt.

War aber dieser Sieg zu behaupten, der Vertrag durchzuführen?
Große Schwierigkeiten zeigten sich sofort, und nicht der König allein
var es, welcher sie verursachte. Nicht alle Fürsten hatten zu demselben
nitgewirkt; gerade die mächtigsten Herren waren bei dem Kampfe par-
eilos geblieben, hatten aber nichtsdestoweniger gehofft an den Vor-
heilen des Friedens ihren Antheil zu nehmen; nicht von fern war es
hnen genug, daß ihnen Amnestie für ihre Vergehen gegen den König
zugestanden wurde. Und was sollten die Herzöge vor Allem dazu sagen,
daß sich Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern bedungen hatte?
Wahrlich nicht deshalb hatten sie Magnus wieder zu dem Erbe seiner
Ahnen verholfen, um Welf, der sich stets zu ihnen gehalten hatte und
mit dem namentlich Herzog Rudolf in der nächsten Verbindung stand,
einem Sachsen zu opfern! Hatten die Sachsen ihre Stammesinteressen
in den Vordergrund gestellt, so fingen nun auch die Oberdeutschen an,
hre Vortheile zu erwägen. Und wie hätte ferner Erzbischof Siegfried
in Abkommen billigen können, welches ihn abermals um die thüringi-
hen Zehnten brachte? Endlich und vor Allem war selbst in Sachsen
er Friede keineswegs Allen genehm; den Bauern war er so gut wie
em Könige abgerungen, und sie zeigten bald genug, wie wenig sie sich
n ihn gebunden hielten.

Sobald der König in Goslar erschienen war, hatte er Befehl er-
essen, daß die Belagerer seine Burgen frei geben, die Besatzungen zwar
ch aller Feindseligkeiten gegen die umwohnenden Bauern sofort ent-
alten, doch erst nach Erschöpfung der letzten Vorräthe abziehen sollten;
ie Zerstörung der Burgen sollte dann den Bauern überlassen werden, nicht
'en sächsischen Fürsten, in deren Hand er seine Festen um keinen Preis
geben wollte. Offenbar wollte der König durch diese Maßregel nur
Zeit gewinnen: aber die sächsischen Fürsten willigten ein, da ihnen ohne-
hin die Zerstörung der Burgen weniger am Herzen lag als den Bauern.

Otto von Nordheim war mehr auf die Einsetzung in sein altes Herz thum bedacht, als auf die Abstellung der Beschwerden des Landvoll Als dann der König auf die Harzburg kam, hier die muthigen Red seiner jungen Ritter hörte und die Beweise ihrer tapferen Thaten sa wurde das Herz ihm schwerer und schwerer, wenn er an die Zerstörun der Burgen gedachte, und doch begann das Volk sie dringender un dringender zu verlangen. Er bat endlich die sächsischen Fürsten zu g nehmigen, daß die Ausführung der Friedensbedingungen bis zu eine Reichstage verschoben bliebe: dort möchten die Fürsten in ihrer G sammtheit entscheiden, wie sie am heilsamsten für das Reich zu bewer stelligen sei. Auch hierein willigten die sächsischen Fürsten, und alle Gr ßen des Reichs wurden zum 10. März nach Goslar beschieden.

Aber schon murrten die sächsischen und thüringischen Bauern imm lauter, verlangten stürmisch das Einreißen der Burgen, vor All der Harzburg, und ließen sich von ihren Fürsten kaum noch zurückhalte Diese riethen dem König Einem von ihnen die Harzburg zu übergeb die sich so vielleicht erhalten ließe, doch war hierzu der König am w nigsten zu bewegen. Als nun am 10. März die Fürsten des Reic nicht zu Goslar erschienen — man scheint ihr Ausbleiben einer Ve anstaltung des Königs zugeschrieben zu haben —, brach der lange dr hende Sturm der Massen aufs Neue mit aller Gewalt los. Die Bauer eilten zu den Waffen und mahnten die Fürsten an die ihnen beschworen Treue. Niemand konnte der entfesselten Volkswuth mehr wehren, a wenigsten die alten Führer des Aufstands. In hellen Haufen, von de Fürsten selbst geführt, rückte das Volk vor Goslar und forderte den Rui der Burgen; der König war jede andere Forderung zu erfüllen berei diese wies er zurück und berief sich auf die Entscheidung eines Reichs tags. Da drang am 12. März das Volk gegen die Pfalz vor; e wollte von keiner Verhandlung mehr hören und war entschlossen Hein rich für immer abzusagen und sich einen eigenen König zu wählen, b es zum Kampfe führe.

In diesem entscheidenden Augenblicke beschworen die nächsten Freun den König nachzugeben; selbst Liemar von Bremen ließ es mit den B schöfen von Zeitz und Osnabrück, die so viel um seinetwillen erdult hatten, an eindringlichen Bitten nicht fehlen. Der König gab endli nach und trat mit den sächsischen Fürsten aufs Neue in Unterhandlun Er erbot sich sofort die Burgen abtragen zu lassen, verlangte aber zu

gleich, daß auch die Burgen der sächsischen und thüringischen Großen, so weit sie bei seinen Zeiten gebaut, gebrochen werden sollten. Otto von Nordheim, der die Rückgabe Baierns nachdrücklich forderte, versprach er binnen Jahresfrist nach der Entscheidung der Fürsten gerecht zu werden; dagegen beanspruchte er die Rückgabe aller königlichen Güter, in deren Besitz sich die sächsischen Großen gesetzt hatten. Im Uebrigen verblieb es bei den Bestimmungen des Gerstunger Friedens. Dieses Abkommen befriedigte die Bauern. Ihnen kam Alles darauf an, die königlichen Burgen in Schutthaufen verwandelt zu sehen; fielen auch die abligen Burgen zugleich, so war es für sie nur ein Gewinn mehr. In der That hatten sie vor Allem bei der neuen Wendung der Dinge gewonnen; dem sächsischen Adel legte sie nur Opfer auf, die er aber, in die Gewalt der Menge gegeben, bringen und ertragen mußte.

Nun begann das Werk der Zerstörung. Die Mauern der Harzburg wurden eingerissen, die Wälle abgetragen, die Gräben verschüttet; nur die kirchlichen Gebäude blieben unberührt, der Münster und die für das Domherrnstift bestimmten Baulichkeiten. Der Spatenberg und die übrigen königlichen Burgen wurden bis auf den Grund zerstört. Die sächsischen Fürsten erboten sich die Abtragung zu übernehmen, aber der König übertrug sie seinen Rittern, die sie mit Hülfe der Bauern ausführten. Ebenso fielen auch die in den letzten zwanzig Jahren gebauten Burgen des Adels bis auf einzelne wenige, deren Fortbestand der König ausdrücklich gestattete. Zugleich durchzogen königliche Gesandte das Land, um dem entfremdeten Krongute nachzuspüren, und ruhten nicht eher, als bis sie Alles herbeigebracht hatten.

Noch war man mit diesen Dingen beschäftigt, als der König Sachsen verließ. Mit den bittersten Gefühlen schied er aus den Gegenden, in denen er den größten Theil seiner Jugend verlebt hatte. Wie tief er das trotzige Bauernvolk haßte, ein viel tieferer Ingrimm regte sich in ihm gegen diese sächsischen Fürsten, deren Treulosigkeit nur ihrer Habgier gleich zu kommen schien. Als er den sächsischen Boden verließ, soll er gesagt haben, niemals werde er zurückkehren, wenn nicht mit solcher Macht, daß er in dem Lande frei nach seinem Willen schalten könne. Am 22. März war er in Fritzlar und nahm dann den Weg nach dem treuen Worms, wo er sich während der Fastenzeit aufhielt. Kaum war er hier angelangt, so erhielt er Nachricht, wie die sächsischen Bauern den Frieden auf das Freventlichste verletzt hatten; sie waren zu einer

That geschritten, welche den König im tiefsten Grunde des Herzens ve
wundete und die er nimmermehr ungerächt lassen konnte.

So lange noch ein Stein auf dem anderen oben in der Harzbu
blieb, hatte es dem Volke im Thale nicht Ruhe gelassen; Nichts schie
ihm erreicht, wenn dort oben nicht Alles dem Erdboden gleich gemach
würde. Besonders peinigte der Anblick des Münsters und der andere
kirchlichen Gebäude das Landvolk der Umgegend, dessen Aecker von de
Harzburgern so oft verwüstet waren; zu den Domherren, meinte es
würden sich dort doch bald wieder die raublustigen Rittersleute geselle
So geschah es, daß schon am dritten Tage nach der Abreise des König
von Goslar Bauern in hellen Haufen den Berg hinauf stürmten un
Alles bis auf den Grund oben zerstörten. Sie raubten, was sie a
Werth vorfanden; auch ein Theil des königlichen Schatzes, der zurüc
gelassen war, fiel in ihre Hände. Der Münster, ein prächtiger Ba
aber zu größerer Beschleunigung der Arbeit meist aus Holz aufg
führt, wurde in Brand gesteckt, die Altäre zerschlagen, die Reliqui
der Heiligen aus ihren Schreinen gerissen und die heiligen Gefäße g
raubt. Selbst die Gräber der Todten schonte man nicht; man erbre
sie und riß die modernden Gebeine hervor. Mit welchen Gefühl
mußte es der König vernehmen, daß Bauernhände an den letzten Rest
seines Sohnes und seines Bruders gefrevelt hatten, daß dort, wo sei
stolze Harzburg gestanden und er selbst so oft verweilt hatte, Alles ni
dem nackten Boden gleich war. Nur mit Mühe hatte der Abt eine
benachbarten Klosters einige Reliquien und Todtengebeine gesammelt un
in seine Kirche übertragen.

Die Bauern frohlockten, als die letzten Reste der Harzburg von
Erdboden verschwunden waren; erst jetzt glaubten sie die alte Freihei
Sachsens gesichert. Andere Gefühle bewegten die Fürsten des Landes
sie begriffen sofort, daß der Friede, der von der Zerstörung der Burgen
doch nicht der Kirchen handelte, freventlich verletzt sei und dieser Frie
densbruch das schwerste Unheil über sie bringen werde. Die Gesinnun
des Königs gegen sie kannten sie nur zu gut und wußten zugleich, wi
wenig sie der Mehrzahl der oberdeutschen Fürsten noch trauen durfte
Sie schickten deshalb sofort Gesandte an den König, lehnten alle Mi
schuld an den letzten traurigen Vorgängen ab, deren Urheber sie zu
Verantwortung gezogen hätten, und versprachen ihre eigene Unschuld vo
den Fürsten des Reichs zu erhärten. Sie sprachen die Wahrheit, abe

der König glaubte weder an ihre Unschuld, noch war er geneigt ihre Rechtfertigung anzunehmen. „Da mir die Ordnungen des Reichs," sagte er, „keinen Schutz gegen den Trotz der Sachsen gewähren, da mir meine Vasallen nicht Beistand leihen, um die Treulosen mit dem Schwert zu züchtigen, nehme ich nothgedrungen meine Zuflucht zu den Gesetzen der Kirche; da jede menschliche Hülfe mich verläßt, rufe ich die göttliche an." Er sandte Botschaft nach Rom und bat Papst Gregor um Beistand gegen das tempelschänderische und kirchenräuberische Volk.

Wir wissen, wie die Sachsen entehrende Kirchenstrafen einst über den König bringen wollten, um ihm das Reich zu entziehen. Als sie bei Erzbischof Siegfried diesen Zweck nicht erreichten, hatten sie sich gleich nach dem Würzburger Vertrage an den Papst gewendet. Sie werden in Rom dieselben furchtbaren Anschuldigungen gegen den Lebenswandel des Königs haben laut werden lassen, die sie in Gerstungen erhoben; aber sie hatten auch hier nicht Gehör gefunden. Der Papst hatte vielmehr die Stellung eines unparteiischen Richters zu behaupten gesucht und die Sachsen wie den König aufgefordert die Waffen niederzulegen, bis seine Legaten in Deutschland zur Herstellung des Friedens erschienen; doch war sein Wort damals gerade von den Sachsen am wenigsten beachtet worden, und jetzt war aus ihrer Mitte eine That hervorgegangen, die alle kirchlichen Autoritäten gegen sie aufbringen mußte, alle religiösen Vorstellungen der Zeit verletzte. Was Wunder also, daß der König nun gegen sie die Waffen kehrte, die sie vorher gegen ihn gerichtet hatten und die einmal den Zeitgenossen die schärfsten schienen! Wenn er aber Rom gegen seine Feinde aufrief, betrat er mindestens nicht den Weg der Verdächtigung, sondern berief sich auf offenkundige Thatsachen.

Leicht begreift sich jetzt, weshalb die päpstlichen Legaten, als sie im April 1074 vor dem König erschienen, ihn so fügsam fanden*). Zwar hatten diese Legaten, die nach der Nachricht von dem Gerstunger Frieden und vor der Kunde von seiner Verletzung Rom verlassen hatten, keinen besonderen Auftrag des Papstes über die Ordnung der sächsischen Wirren, aber wie ihnen dieselben erschienen, mußte dem Könige nichtsdestominder damals von der größten Bedeutung sein. Wie die Anklagen Heinrichs in Rom aufgenommen wurden, wie die Legaten die deutschen

*) Vergl. oben S. 242.

Zustände dort darstellten, ist nicht überliefert: doch steht mindestens fest daß sich zunächst Gregor der Sachsen in keiner Weise annahm, daß e sie vielmehr dem Zorne des Königs überließ. Als Bischof Burchar von Halberstadt ihm seine besondere Ergebenheit gegen die römisch Kirche damals an den Tag legte, nahm der Papst zwar seine Hul digung willig an, gab aber deutlich genug zu verstehen, daß ihm gan Anderes am Herzen liege, als die Interessen der sächsischen Herren.

Ob dem so war, ließ sich Gregor zu Kirchenstrafen gegen d Sachsen mit Nichten bestimmen. So weit ging seine Dienstwilligke gegen den König nicht, daß er den Bannstrahl gegen dessen rebellisch Unterthanen geschleudert hätte. Es ist auffällig genug, daß sich bal zur Züchtigung des begangenen Kirchenfrevels die deutschen Fürsten wei williger zeigten als der Papst, daß sie gern dem Könige Hand und Schwert gegen die Sachsen boten, mit denen sie zuvor wider ihn con spirirt hatten. Erzbischof Siegfried, die Herzöge Rudolf, Berchthold, Welf und Gottfried hatten zwar den Gerstunger Frieden ohne Frage von Anfang an mißbilligt, und der Bruch desselben war ihnen gewiß willkommen: aber unerwartet war doch gewiß dem Könige selbst, wie sehr sie jetzt den Hof suchten, den sie sonst geflissentlich mieden. Nie mand war abermals diensteifriger als Erzbischof Siegfried. Er, Herzog Berchthold von Kärnthen und viele andere dem Könige überaus ver dächtige Fürsten erschienen bereits Ostern 1074 am Hofe, wo sie einen gnädigen Empfang fanden, und selbst Herzog Rudolf stellte sich bald wieder ein, nachdem ihm, wie es scheint, die Kaiserin Agnes die Weg geebnet hatte. Der König sah sich von Neuem von den Fürsten de Reichs umgeben; nur die Sachsen durften sich nicht nahen und nahme mit Schrecken wahr, wie Heinrich von Tag zu Tag neue Kräfte gewann

In die bedenklichste Stellung gerieth damals Erzbischof Anno. Wi er auch über den Frieden und dessen Bruch denken mochte, er stand m den Führern des sächsischen Aufstands in zu nahen Beziehungen, al daß er ohne Gefahr an den Hof hätte zurückkehren können. Aber sel in Köln war er seines Lebens nicht sicher. Er, der so oft seine Stimm für die Freiheit erhoben hatte, galt den Kölnern als ein Tyrann, u sie dachten, seit die Wormser ihren Bischof verjagt und die Stadt de Könige übergeben hatten, nur daran, diesem Beispiel zu folgen. Inde die sächsischen Bauern gegen ihren König und Herrn die Waffen e griffen, erhoben sich die rheinischen Bürgerschaften für ihn. Es war d

erste Zeichen, daß das deutsche Bürgerthum einen eigenen Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlands nahm.

Gleich nach Ostern 1074 brach in Köln der offene Aufstand gegen Anno aus. Die Veranlassung gab, daß die Leute des Erzbischofs das Schiff eines reichen Kaufmanns für den Dienst ihres Herrn beanspruchten, der auf demselben Bischof Friedrich von Münster, seinen Gast, über den Rhein bringen lassen wollte. Der Sohn jenes Kaufmanns, ein handfester, herzhafter, in der Stadt sehr beliebter Jüngling, trat mit Keckheit den Leuten Annos entgegen, sammelte schnell eine Zahl rüstiger Genossen und jagte nicht nur diese Leute, sondern auch den herbeieilenden Stadtvogt mit seinen Schergen in die Flucht. Der Erzbischof war Feuer und Flamme; nach seiner Art brach er in die furchtbarsten Verwünschungen aus und drohte den verwegenen Burschen mit strenger Züchtigung. Gerade diese Drohungen gaben dem Aufstand erst Bedeutung. Die Bürger zusammt verschwuren sich gegen den Erzbischof und stellten jenen Jüngling an ihre Spitze, der schon so entschiedene Beweise seines Hasses gegen den Erzbischof und seines Muthes gegeben hatte. Ihnen stand das Beispiel der Wormser vor Augen, doch wollten sie den Erzbischof nicht verjagen, sondern sich seiner Person bemächtigen, um ihn zu tödten. Am Nachmittage des 23. April überfielen sie die erzbischöfliche Pfalz, als Anno dort eben mit Bischof Friedrich beim Mahle saß. Die Pfalz wurde geplündert und ein Mann erschlagen, den man für Anno hielt. Den Erzbischof fand man nicht; er war in dem Getümmel entkommen und hatte sich nach dem Dom geflüchtet, dessen Pforten er sogleich schließen ließ. Die Verschworenen stürmten nun nach dem Dom; aber auch hier entrann Anno noch rechtzeitig und flüchtete sich aus Köln durch eine kleine Pforte, die erst vor wenigen Tagen in die Stadtmauer gebrochen war. Einige Pferde wurden schnell herbeigeschafft, und unter dem Schutz der Nacht gelangte er mit einigen Begleitern ungefährdet nach Neuß.

Sobald die Kölner der Flucht des Erzbischofs sicher waren, wandten sie alle ihre Gedanken auf die Vertheidigung der Stadt. Denn daran zweifelten sie keinen Augenblick, daß Anno alsbald mit Heeresmacht gegen sie anziehen würde. In der That erschien er schon am vierten Tage nach seiner Vertreibung wieder vor den Mauern, von einem stattlichen Heere begleitet, zu dem er Alles bis fünf Meilen in der Runde aufgeboten hatte. Da sank den Städtern, so tapfer sie bisher bei den

Bechern geredet hatten, gewaltig der Muth. Sie hatten zum Köni
eiligst um Hülfe gesandt, aber der König war weit und die Gefah
nahe. Mit ihren eigenen Streitkräften konnten sie Annos Heer nich
begegnen, zumal in der Stadt keineswegs Ordnung herrschte. De
Pöbel hatte sich, des strengen Herrn entledigt, viele und arge Gewalt
thätigkeiten erlaubt. Längst waren den Kölnern die Mönche von S. Pan
taleon zuwider, denen Anno nach Vertreibung der alten Benedictin
cluniacensische Ordnungen gegeben hatte: es fehlte nicht viel, daß die
sämmtlich als Opfer der Wuth des Pöbels fielen. So verzagt war
Folge der gewaltsamen Erhebung des Pöbels die Bürgerschaft, daß
jeden Widerstand gegen Anno alsbald aufgab und ihm Unterwerfung ve
sprach; sie erklärte alle Strafen auf sich nehmen zu wollen, wofern
nur Niemandem an den Hals ginge. Anno verhieß Milde walten
lassen, und die Bürgerschaft erschien barfuß und in härenen Kleider
vor ihm zu S. Georg, wo er vor den Mauern der Stadt an diese
Tage Messe hielt. So groß war aber die Erbitterung der Reisige
gegen die Städter, daß er diese nur mit Mühe vor rohen Gewaltthate
schützte und das Heer noch am selbigen Tage, ehe er Köln selbst betra
aus Furcht vor einer argen Verwüstung der Stadt entließ. Nur sein
unmittelbaren Mannen behielt er bei sich, um mit ihnen am folgende
Tage, nachdem er zu S. Gereon vor den Mauern übernachtet, den Ein
zug zu halten.

Der Einzug fand statt, doch bemerkte Anno sogleich, daß die Wi
dersetzlichkeit der Kölner mit Nichten gebrochen war. Unmittelbar nac
seinem Einzuge hatte er beim Dome ein großes Gericht über die auf
ständigen Bürger halten wollen und sie dorthin beschieden: aber Nie
mand erschien, und er erfuhr, daß in der Nacht zuvor sechshundert de
reichsten Kaufleute die Stadt verlassen hatten. Auch am zweiten un
dritten Tage stellte sich Niemand vor Annos Richterstuhl. Ein entset
liches Strafgericht wurde nun über die Stadt verhängt: die Mann
des Erzbischofs brachen in die Häuser der Bürger, mordeten, plünderte
und sättigten vollauf ihre Wuth. Was schuldig schien und nicht gle
hingewürgt wurde, schlug man in Fesseln und bewahrte es zu grau
mer oder schimpflicher Bestrafung auf. So wurde jener Jüngling,
Leiter des Aufstands, nebst mehreren seiner Genossen geblendet, Ande
wurden geschoren und mit Ruthen gepeitscht. Alle Bürger ohne Unte
schied erlitten schwere Vermögensstrafen und mußten dem Erzbischof ein

Eid leisten, daß sie die Stadt für ihn gegen Jedermann vertheidigen und die flüchtigen Bürger, bis sie ihm Genugthuung geleistet, als erklärte Feinde der Stadt behandeln würden. Die Flüchtlinge zeigten unter solchen Umständen wenig Neigung zurückzukehren: sie zerstreuten sich durch das Trierische und die mittelrheinischen Gegenden. Auch hier verfolgte sie Anno. Als die päpstlichen Legaten nach Köln kamen, sprach er in ihrer Gegenwart den Bann über die Rebellen aus und forderte dann Erzbischof Udo von Trier brieflich auf, sie aus seinem Sprengel zu vertreiben, damit die verderbliche Gesinnung dieser Leute nicht wie der Krebs weiter um sich fresse und auch die Trierer anstecke.

Anno hatte über die Kölner gesiegt, aber von seinem Siege blieben traurige Spuren in der Stadt zurück. Köln, bisher nach Mainz die volkreichste unter den Rheinstädten, schien wie verödet, kaum ein Schatten seiner selbst. Die Schuld alles Unglücks wälzten die Bürger natürlich auf den Erzbischof: wie hätten sie auch glauben mögen, daß jenes Blutbad ohne sein Wissen und Willen bereitet sei, mochten er und Andere immerhin geflissentlich diese Meinung zu verbreiten suchen? Von den Bürgern seiner Stadt gehaßt, durch die Verbindungen mit den Sachsen dem König verdächtig, ohne Ansehen bei den Fürsten, die sich wieder dem König zuwandten, hatte der alte Anno fast nirgends trotz seines Sieges eine zuverlässige Stütze, und allgemein fühlte man, wie gefährdet die Macht dieses Mannes sei, der einst über das Reich und die Kirche verfügt hatte. In solcher Noth, wollte man wissen, sei er mit König Wilhelm von England, den er sich früher verpflichtet hatte, in Unterhandlungen getreten und habe ihn aufgefordert sich Unter-Lothringens und der Kaiserstadt Aachen zu bemächtigen, er habe, mit anderen Worten, dem Engländer Hoffnungen auf die deutsche Krone gemacht. Das Gerücht, so wunderbar es war, konnte um so eher Glauben finden, als Wilhelm bereits seit längerer Zeit an der flandrischen Sache einen lebhaften und kaum uneigennützigen Antheil nahm. In der That war die Meinung von Annos Verrath so allgemein verbreitet, daß der König, eben damals zu Regensburg mit Vorbereitungen zu einem Ungarnkriege beschäftigt, eiligst Baiern verließ und seinen Weg nach dem Rheine nahm.

Der König feierte das Pfingstfest (8. Juni) zu Mainz, wo sich Erzbischof Siegfried beeiferte ihn auf das Prächtigste zu bewirthen. Als Anno von der Anwesenheit des Königs in Mainz erfuhr, beeilte

er sich Boten zu ihm zu senden, um sich gegen die Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche man gegen ihn erhob. Niemals, ließ er melden werde er das Vaterland einem Fremden verrathen, um eine persönliche Beleidigung zu rächen; sein ganzes Leben müsse gegen solchen Verdacht ihn schützen. Er bat vor dem Könige persönlich erscheinen zu dürfen und diese Bitte wurde gern ihm gewährt. Am 1. Juli traf er mit dem König in Andernach zusammen und reinigte sich von der Beschuldigung des Landesverraths durch einen Eid; über die anderen Vergehen, welche ihm zur Last gelegt wurden, wollte der König selbst den Schleier der Vergessenheit gebreitet wissen. Heinrich begab sich darauf nach Köln und saß hier am zweiten Tag nach seiner Ankunft zu Gericht. Abermals wurden hier viele Anklagen gegen Anno erhoben, aber sie fanden beim Könige weniger Gehör als die Vertheidigung des Erzbischofs. Doch verlangte Heinrich von ihm, daß er die Excommunicirten vom Banne löse und den Kölnern Amnestie ertheile, außerdem sechs seiner Vasallen ihm als Unterpfand der Treue stelle. Noch vor Kurzem hatte der König Amnestie den Fürsten gewähren müssen, noch war kein Jahr verstrichen, daß Anno selbst ihn zur Stellung von Geißeln nöthigen wollte: jetzt schienen Anno solche Forderungen, von dem König an ihn gestellt, unerhört, und hartnäckig verweigerte er ihre Erfüllung. Es kam zu den heftigsten Auftritten, doch gab endlich der König nach. Lieber, sagte er, wolle er in Wohlthaten mit dem Erzbischof wetteifern, als ihm Böses mit Bösem vergelten; wolle derselbe sich fortan treu und ergeben zeigen, so solle er den ersten Platz unter seinen Freunden einnehmen. Offenbar lag dem König Alles daran, Anno auf seine Seite zu ziehen und dessen Interesse von dem der Sachsen zu trennen. Widerstrebend genug mochte Anno die Milde des jungen Königs über sich walten lassen, aber sein starrer Sinn mußte ihr endlich weichen. Sie schieden dem Anscheine nach versöhnt.

Von Köln begab sich der König nach Aachen, um diese Stadt und die Westgrenze des Reichs gegen einen Angriff vom Westen zu sichern. Mochte der Verdacht gegen Anno unbegründet sein, nur zu sehr war zu befürchten, daß die Könige von Frankreich und England die Wirren des Reichs für ihre Absichten benutzen könnten. Besonders scheint die Bewachung der Westgrenze Herzog Gottfried übertragen zu sein, dessen Verhältniß zum König sich fester und fester zog. Dieser treffliche Fürst schien jetzt eine ähnliche Stellung zu Heinrich gewinnen zu sollen, wie

einst sein Großvater Gozelo zu Kaiser Konrad II. Der König verließ bald darauf Lothringen; er wurde nach dem Osten gerufen, wo ein Krieg seiner harrte, bei dem es sich eben so sehr um die Ehre seines Hauses, wie um die Macht des Reiches handelte.

Daß der Krieg gegen Boleslaw von Polen im vorigen Jahr unterblieben war, hatte unmittelbar seine Rückwirkung auch auf Ungarn geübt. Geisa und Ladislaw hatten, im Bunde mit dem Polen, die Waffen gegen ihren Vetter König Salomo erhoben, den Lehnsmann und Schwager des deutschen Herrschers. Salomo, der gegen äußere Feinde sich rührig genug bewiesen, war einem inneren Kriege nicht gewachsen, in dem alle Gefühle der Magyaren seine Vettern unterstützten. In drei Schlachten besiegt, mußte er mit seiner Gemahlin das Land verlassen und sich nach Deutschland flüchten. Kaum wird es hier seiner und Sophiens beweglicher Bitten bedurft haben, um Heinrich zur Hülfsleistung zu bewegen; schon im Juni wollte dieser nach der ungarischen Grenze aufbrechen, als ihn die Vorgänge in Köln nach dem Rhein riefen. Kaum aber kehrte er aus Lothringen nach Worms zurück, so ereilten ihn neue und dringendere Hülfegesuche Salomos, der ihm nicht allein Tribut, sondern auch die Abtretung von sechs der festesten Grenzburgen Ungarns versprach. Solche Versprechungen konnten Heinrich nur erwünscht sein, doch hatte er noch andere und stärkere Beweggründe in die ungarischen Angelegenheiten einzugreifen: schien doch das ganze Resultat des glücklichen Feldzugs vom Jahre 1063 vernichtet und der Einfluß des deutschen Reichs im Osten gebrochen, während sich die polnische Macht hier aufs Neue Alles beherrschend erhob.

Ohne Verzug bot Heinrich das Reichsheer gegen Ungarn auf. Es war bei den Zerwürfnissen der Zeit nicht zu erwarten, daß die Großen jetzt mit derselben Willigkeit gegen die Ungarn die Waffen ergreifen würden, wie vor elf Jahren, und Heinrich hatte allen Grund, keinen Zwang gegen die Fürsten zu üben. Der Waffenruf des Königs verhallte deshalb fast ungehört. Dennoch brach er mit einem Heere, welches aber fast nur aus niederen, um Sold dienenden Mannen bestand, um die Mitte des August von Mainz auf und erreichte bald die ungarische Grenze, wo sich baierische und böhmische Hülfsvölker ihm anschlossen. Auf dem rechten Donauufer rückte das Heer, von Salomo begleitet, bis in die Gegend von Waitzen vor. Man fand hier Alles verwüstet, während Geisa mit seinem ganzen Heere auf der nahen Donauinsel eine

unangreifbare Stellung genommen hatte. Hungersnoth und Krankhei
brachen in Heinrichs Heere aus; auch er selbst scheint erkrankt zu sein.
Nach kurzer Zeit trat er deshalb mit seinen Söldnern über Preßburg
den Rückweg an, ließ aber Salomo mit den baierischen und böhmischen
Truppen zurück. Um den 1. October traf er, von seiner Schweste
Sophia begleitet, wieder in Worms ein. Aber auch vom Kriegsschau
platz entfernt, folgte er mit Aufmerksamkeit den ungarischen Angelegen
heiten, die sich freilich für Salomo übler und übler gestalteten. In ein
blutigen Schlacht völlig geschlagen, mußte er sich über die Donau na
der Mysburg flüchten; sie gehörte zu den Burgen, welche er den Deu
schen übergeben hatte. Gegen Ende des November besuchte Heinri
noch einmal die südöstlichen Marken des Reichs, um diese und and
Grenzfesten gegen einen Angriff Geisas zu schützen. Salomo scheint
Mysburg zurückgeblieben zu sein, von wo er später noch einmal eine
Versuch auf seinen Thron zurückzukehren machte; auch sein Schicksal hin
von Heinrichs Glück oder Unglück ab.

Den Blick bald nach Osten bald nach Westen wendend, um die
Grenzen des Reichs zu sichern, hatte Heinrich zu keiner Zeit der Rache
vergessen, welche die Sachsen mit Recht von ihm fürchteten. Aber er
wollte der Ergebenheit der anderen Fürsten erst völlig sicher sein, ehe er
einen neuen und, wie er hoffte, vernichtenden Schlag gegen die treulo-
sen sächsischen Fürsten führte. Wie sehr er an Achtung im Reiche ge-
wonnen hatte, zeigte sich im Winter 1074 auf 1075, als er Baiern
Schwaben und Franken durchzog. Ueberall fand er jetzt die entgegen
kommendste Aufnahme. Als er das Weihnachtsfest zu Straßburg feierte
umgaben ihn die meisten Fürsten des oberen Deutschlands; der Ho
zeigte wieder den alten Glanz. Schon damals ging er mit den erste
Männern des Reichs über einen neuen Kriegszug gegen die Sachse
im Geheimen zu Rath, und sie versprachen ihm ihre Dienste; Nieman
zeigte sich wunderbarer Weise damals eifriger für die Sache des König
als Herzog Rudolf. Bald begann man überall im Reiche zu rüste
und mächtiger als je. Den Vorwand gab ein neuer Ungarnkrieg, do
war es kaum irgend Jemand verborgen, daß die Rüstungen den Sach
sen galten.

Die sächsischen Fürsten wußten, was ihnen drohte. Wiederholent
lich hatten sie bereits Botschaft an den König gesandt und sich zu jede

Genugthuung erboten, welche der Fürstenrath als geziemend erachten würde, doch waren ihre Boten nicht einmal vorgelassen worden. Jetzt wandten sie sich mit den kläglichsten Bitten an Erzbischof Siegfried und andere Fürsten, um beim König Fürsprache einzulegen; sollten sie ungehört verurtheilt werden, so möchten wenigstens die Fürsten sich nicht zu blinden Werkzeugen des königlichen Zorns hergeben. Wirklich brachten sie es so zu einer Antwort Heinrichs, aber sie war wenig tröstlich. Seine Gnade, ließ er den Sachsen melden, würden sie nur dann wiedergewinnen, wenn sie sich ihm ohne jede Bedingung ergäben. Als er das Osterfest 1075 zu Worms feierte, wies er einige sächsische Herren, die vor ihm erscheinen wollten, sofort sehr ungnädig zurück, und als sich damals an den Erzbischof von Trier bei der Predigt ein sächsischer Mann drängte und ihn aufforderte vor dem Volke ein dargereichtes Blatt zu verlesen, verwehrte es der König auf das Entschiedenste. Das Blatt enthielt einen Nothschrei Sachsens an die deutschen Brüder, und der Ueberbringer beschwor, da er seine Absicht vereitelt sah, laut die versammelte Menge, doch das Sachsenvolk nicht ungehört dem Verderben preiszugeben. Doch seine Worte verhallten wirkungslos; der König hatte die Stimmung ganz für sich zu gewinnen gewußt.

Vor Allem war die Lage der sächsischen Fürsten deshalb bedenklich, weil die frühere Einhelligkeit unter ihnen selbst fehlte. Eckard von Meißen, des Königs junger Vetter, und beinahe das ganze Meißener Land waren in den Händen des Königs; auch die westfälischen Großen waren fast sämmtlich zu ihm übergetreten. Unter den sächsischen Bischöfen harrten mit Wezel von Magdeburg und Burchard nur noch die Bischöfe von Merseburg und Paderborn aus; die übrigen hatten sich offen dem König angeschlossen oder hielten sich in schwankender Stellung. Ueberdies waren die Bauern schwierig; sie mißtrauten den Fürsten, wie diese ihnen. Es war wenig Verlaß mehr auf sie; gingen doch selbst Friedrich vom Berge und Wilhelm von Lothsleben bald auf die Seite des Königs über, die Männer, deren Beschwerden hauptsächlich den Aufstand der Bauern entzündet hatten. Kaum auf den dritten Theil jener Streitkräfte konnten die Sachsen noch zählen, die sie einst dem König hatten entgegenstellen können.

Die verzagte Stimmung der sächsischen Großen war am Hofe nicht unbekannt, und einige Vertraute gaben dem König den Rath sich an Erzbischof Wezel und andere gemäßigtere Männer zu wenden, um den

Sieg ohne Krieg zu erlangen. In der That ließ der König diesen Ver
zeihung zusagen, wenn sie sich von seinen Feinden trennten und ihm di
Haupturheber des Aufstands, namentlich Bischof Burchard, Otto vo
Nordheim und den Pfalzgrafen Friedrich auslieferten. Auf einem Tag
zu Goslar wurde über dieses Anerbieten des Königs öffentlich verhandel
Man wagte nicht es ganz zurückzuweisen, aber man wollte doch nur dan
die ersten Männer Sachsens ausliefern, wenn ihr Schicksal von eine
Urtheil der Reichsfürsten abhängig gemacht würde. Von einer B
dingung wollte indessen der König durchaus Nichts mehr hören, und
blieb der Krieg beschlossen.

Das ganze Reichsheer war aufgeboten; in den ersten Tagen de
Juni hatte es sich zu Breitenbach an der Fulda zu sammeln. Für de
glücklichen Erfolg der königlichen Waffen waren Gebete angeordnet, di
während der ganzen Dauer des Kriegs fortgesetzt werden sollten. Scho
strömten von allen Seiten die reisigen Schaaren herbei, als der Köni
zu Worms das Pfingstfest (24. Mai) feierte; nur von wenigen Fürste
war er umgeben, da die meisten bereits auf dem Wege nach Breitenbach
waren. Zur bestimmten Zeit traf er selbst dort ein und fand ein Rit
terheer, so stark und so gut gerüstet, wie seit Menschengedenken es keinem
Könige zu Gebot gestanden hatte. Alle geistlichen und weltlichen Fürste
des Reichs waren persönlich erschienen; denn der König hatte gerad
hierauf das größte Gewicht gelegt, da er den Krieg recht eigentlich al
eine Sache des ganzen Reichs ansah. Nur Anno von Köln und Diet
win fehlten von den Bischöfen; nicht ihr Alter hatte ihnen Urlaub er
wirkt, sondern Dietwin die Sorge für die Königin, Anno Gewissens
bedenken gegen seine nächsten Verwandten die Waffen zu führen, ob
wohl auch er seine Mannen zum Heere des Königs stellen mußt
Selbst den alten und lahmen Abt Widerad von Fulda schaffte man auf einen
Wagen herbei. Kürzlich hatte ihn ein Schlaganfall getroffen, der sich b
der Unruhe des Lagerlebens sogleich wiederholte; man brachte ihn na
Hause, wo er nach wenigen Wochen starb. Alle deutschen Stämme — selb
Sachsen fehlten nicht — mischten sich im Heere des Königs, und nebe
den Deutschen sah man die Schaaren des Böhmenherzogs; dieser wa
damals der treueste Bundesgenosse des Königs und hatte ihm noch kür
lich in Ungarn zur Seite gestanden.

In dem königlichen Lager herrschten Muth und Siegesvertraue
anders stand es auf der sächsischen Seite. Als die Antwort auf d

letzten Anerbietungen des Königs erging, hatte man bereits geringe Aussichten auf eine günstige Aufnahme derselben gehegt. Ueberall berieth man deshalb, was in dieser Noth zu thun sei, und stellte öffentliche Fasten und Betfeste an, um den Zorn Gottes zu versöhnen. Man beschloß endlich, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, sich bewaffnet zu derselben Zeit bei Lupnitz östlich von Eisenach zu sammeln, wo der König das Lager zu Breitenbach — nur etwa sechs Meilen von Lupnitz entfernt — beziehen würde, inzwischen aber die Verhandlungen mit den oberdeutschen Fürsten fortzusetzen. Aber es war unmöglich, das Ohr der Fürsten zu gewinnen; der König hatte ihnen einen Eid abgenommen, sich in keine Unterhandlungen mit den Sachsen einzulassen, ehe diese nicht die ihm und dem Reiche angethane Schmach vollauf gebüßt haben würden. Immer klarer wurde, wie der Kampf unvermeidlich sei, und die Sachsen unterließen nicht ihre letzten Kräfte zusammenzuraffen. Die Fürsten rüsteten sich auf das Sorgfältigste; auch brachte man eine große Zahl von Bauern abermals in die Waffen. Es hob nicht wenig den Muth, daß damals Gesandte von dem Polenherzog und den Liutizen erschienen und bedeutende Hülfsleistungen entweder gegen den König oder gegen die Dänen, von denen ein neuer Einfall gefürchtet wurde, in Aussicht stellten.

Als der König zu Breitenbach eintraf, hatten die Sachsen Lupnitz noch nicht erreicht, ja nicht einmal die Unstrut überschritten: aber er erfuhr durch Kundschafter, daß das sächsische Heer im Anmarsch, daß es zahlreich und wohlgerüstet sei. Die Stimmung der Fürsten an der Seite des Königs war die beste. So gefürchtet die sächsischen Schwerter waren, glaubten sie doch selbst gegen eine Uebermacht der Feinde bestehen zu können; denn dort seien zum großen Theil Bauern, welche nur der Zwang in den Kampf treibe, auf ihrer Seite Ritter, die das ganze Leben im Waffenhandwerk zugebracht hätten, das erlesenste Kriegsvolk der Welt. Mehr als den Kampf besorgte der König, daß durch die Bitten und verführerischen Worte der Sachsen diese Stimmung seiner Fürsten sich ändern könne: er beschloß deshalb die Entscheidung möglichst zu beeilen. Am 8. Juni brach er mit dem Heere von Breitenbach auf und rückte den Sachsen entgegen. An diesem Tage machte er einen starken Marsch bis Ellen westlich von Eisenach, rückte am folgenden Morgen mit großer Schnelligkeit weiter vor und langte am Vormittag bei Behringen an, einem Dorfe auf halbem Wege zwischen Eisenach und

Langensalza. Er ließ hier ein Lager aufschlagen und begab sich, überaus erschöpft, ein wenig zur Ruhe, als Herzog Rudolf stürmisch in sein Zelt drang und die Meldung brachte, daß die Sachsen in der Näh seien und sich sorglos beim Becher und beim Spiele vergnügten. So war es in der That. Auf ihrem Marsche waren sie bis an die Unstrut gekommen und hatten auf beiden Seiten des Flusses unweit Nägelstädt und Homburg*) ein Lager bezogen; sie waren ziemlich sorglos, weil sie den König noch bei Breitenbach glaubten.

Als Herzog Rudolf diese Botschaft dem König brachte, forderte er ihn auf, sogleich den Feind anzugreifen: derselbe sei völlig unvorbereitet und den größeren Theil des Tages habe man noch vor sich. Auf das Lebhafteste dankte der König dem Herzog für diese Nachricht und seinen Rath; niemals, sagte er, werde er ihm diesen Dienst vergessen. Beide eilten dann aus dem Zelt und ließen sogleich das Zeichen zum Kampfe geben. In kürzester Frist schimmerte die ganze Ebene im Waffenglanze und waren die Schaaren des Königs geordnet. Das Vordertreffen bildeten die Schwaben, von Herzog Rudolf geführt; sie behaupteten schon damals ein Ehrenrecht auf den ersten Angriff zu haben. Auch die anderen Züge waren nach Volksstämmen geordnet; nur den fünften, den der König selbst führte, bildete eine Auswahl heldenkühner Jünglinge aus verschiedenen Theilen des Reichs. Im Hintertreffen standen die Böhmen. Die Anordnung des Heers war noch wesentlich dieselbe, wie an jenem Tage, da Otto I. die Ungarn auf dem Lechfelde schlug**).

Erst als das Heer gegen die Unstrut und das Lager diesseits des Flusses vorrückte, als dichte Staubwolken weithin aufwirbelten, wurden die Sachsen hier inne, in welcher Gefahr sie standen. Ein panischer Schrecken ergriff sie. In wahnsinniger Wuth schrie Alles zu den Waffen und wappnete sich ohne Ordnung. Die Fürsten, ihre Mannen und Alle, die Pferde hatten, stürzten sich aus dem Lager und stürmten in einem dichten verworrenen Knäuel ohne Kampfzeichen und ohne Befehl auf die Schwaben los. Unweit von Homburg kam es zuerst zu einem furchtbaren Handgemenge. Die Schwaben wankten alsbald: aber Herzog Welf mit den Baiern eilte ihnen zur Hülfe, und heißer entbrann-

*) Zu Homburg an der Unstrut bestand später ein Kloster; ob damals schon, ungewiß.

**) Man vergleiche Bd. I. S. 421. 422.

der Kampf, mit gesteigerter Wuth erneuert. Bald versagten die Speere den Dienst, und man griff zu den Schwertern. Gerade in dieser Streitart waren die Sachsen vor Allem Meister, wie sie denn meist mit zwei oder drei Schwertern umgürtet auszuziehen pflegten. Auch diesmal führten sie meisterliche Streiche, unter denen viele vornehme Baiern und Schwaben verbluteten. Es blieben auf dem Kampfplatze der schwäbische Graf Engelbert, mit ihm Eberhard und Heinrich, die Söhne jenes Eberhard von Nellenburg, der damals der vertrauteste Rathgeber des Königs war. Markgraf Ernst, der so oft rühmlich sein Oesterreich gegen die Ungarn vertheidigt hatte, wurde tödtlich verwundet und starb am Tage nach der Schlacht. Mehr als ein Mal gerieth Herzog Rudolf selbst in die äußerste Gefahr, vornehmlich als Markgraf Udo von der Nordmark einen kraftvollen Streich auf sein Haupt führte: nur die feste Rüstung rettete das Leben des Schwabenherzogs.

Trotz der erheblichen Uebermacht ihrer Gegner wußten sich die Sachsen gut zu behaupten. Auch war auf ihrer Seite der Verlust weit geringer als im Heere des Königs; von den sächsischen Fürsten fiel im Kampf nur Einer, Graf Gebhard von Querfurt, dessen Sohn Lothar noch dereinst die Kaiserkrone gewinnen sollte. Vor Allem glänzte in ihrer Mitte an diesem Tage durch Tapferkeit und Umsicht Otto von Nordheim, von einer Schaar kühner Jünglinge umringt. Bald war er vorn in den Reihen, jeder Gefahr verwegen in das Auge blickend, bald hinten, um die Ermatteten in den Kampf zurückzuführen. So hielt er die Schlacht bis um die zweite Stunde nach Mittag, und schon begannen die Baiern und Schwaben zu weichen. Nun aber erschienen auch die Franken auf dem Kampfplatze: hier fiel eine Schaar unter dem Grafen Hermann von Gleiberg den Sachsen in die Flanke, dort brachen die bambergischen Vasallen in ihre Reihen. Und schon rückten auch Herzog Gottfrieds und des Böhmenherzogs Züge heran, als die Sachsen bereits ihre Kräfte ermatten fühlten und sich zur Flucht wandten. Vergebens suchte sie Otto zu halten. Mit verhängten Zügeln sprengten Alle davon und jagten dem Lager zu, wo die Bauern zurückgelassen in größter Seelenangst den Ausgang des Kampfs erwarteten.

Die Schlacht war vom Heere des Königs gewonnen, und vom Siege wandte es sich sogleich zur Verfolgung. Es drängte den Flüchtigen auf den Fersen nach und stand so bald vor dem Lager, daß an dessen Vertheidigung nicht mehr zu denken war. Ohne Widerstand zu

finden, drangen die Königlichen ein: doch spornstreichs jagten schon nac der anderen Seite die sächsischen Herren mit ihrem berittenen Gefolg davon. Sie wurden ohne Aufenthalt auf zwei bis drei Meilen ver folgt, aber ohne Erfolg. Die Schnelligkeit ihrer Pferde, die genau Kenntniß der Gegend, die dichten Staubwolken weit und breit rettete sie vor den verfolgenden Feinden. So entkamen die Fürsten und vo nehmen Herren fast sämmtlich über die Unstrut; nur zwei Männer vc niederem Adel fanden bei der Verfolgung den Tod. Ein um so furch bareres Blutbad war über die niederen Leute verhängt. Alle, die si im Lager vorfanden, waren von dem eindringenden Reichsheer niede gemetzelt. Viele hatten durch die Flucht ihr Leben zu retten gesuc aber auch sie fanden meist in dem nahen Flusse ihr Grab. Gegen ac tausend vom sächsischen Volk sollen das Leben an diesem Tage eingeb haben. Empörend war, daß die Thüringer die wenigen Flüchtlin welche dem Tode entronnen auf ihren Aeckern umherirrten, überfiel plünderten und über ihre Grenze jagten: sie mochten so den Zorn Königs von sich und ihrem Lande abzuwenden hoffen.

Mit dem einbrechenden Dunkel ließ das Reichsheer von der V folgung der Feinde ab und kehrte nach dem sächsischen Lager zurü welches der Plünderung preisgegeben wurde. Man fand nicht alle Lebensmittel für lange Zeit, sondern auch eine große Menge von Gol Silber und Prachtgewanden. Die sächsischen Herren hatten sich auf ein lange Heerfahrt eingerichtet, und so schnell war der Kampf entschieden Der König war bereits kurz vor Sonnenuntergang in sein früheres Lage zurückgekehrt; ihn geleitete der Siegesjubel der Seinen, und seine Bru hob das Bewußtsein eines großen, alle Hoffnungen weit überflügelnde Erfolges. Welche Drangsale hatte ihm dieses Volk bereitet, welches nu das Schwert so scharf und so gründlich gezüchtiget hatte! Die Leide zweier Jahre schien das Glück des *einen* Tages aufzuwiegen.

Noch einige Tage verweilte der König auf dem Kampfplatz. E sorgte für die Bestattung der Todten, für die Heilung der Verwund ten und erwog vor Allem das Ergebniß des Kampfes. So folgenrei es war, zeigte sich bald, daß der König den Sieg theuer erkauft hat — den Verlust des Reichsheers schlug man auf tausend fünfhunde Mann an — und die Feinde doch nicht völlig vernichtet waren. D Theil des sächsischen Heeres, der die Unstrut noch nicht überschritten un jenseits gelagert hatte, war von dem Kampf gar nicht berührt worden

ihm sammelten sich bald die in der Schlacht zersprengten Fürsten [un]d Ritter, und das Wichtigste schien, daß die Hauptanstifter des Auf[ru]hrs entkommen waren und den Krieg fortzusetzen entschlossen schie[ne]n. Der König besorgte, daß die Gräuel des inneren Kriegs schwer [au]f die Gewissen der Seinen fallen möchten, und es gab in seinen Au[ge]n nur ein Mittel zur Beschwichtigung solcher Bedenken bei der Menge, [w]enn er dem Kampf einen religiösen Charakter zu leihen vermochte. [V]ergebens hatte er den Papst zu Kirchenstrafen gegen die Rebellen auf[g]efordert; williger zeigte sich jetzt Siegfried von Mainz, mindestens nahm [er] keinen Anstand über die thüringischen Fürsten den Bann auszusprechen. [M]itten im Lager, noch auf dem Kampfplatz verkündete er in höchst ord[n]ungswidriger Weise die Excommunication gegen diese seine und des [K]önigs Feinde; den Vorwand bot ihm der Angriff, den diese Fürsten [im] vorigen Jahre auf sein Leben zu Erfurt gemacht hatten, die Recht[f]ertigung eine angebliche Erlaubniß des Papstes, den Bann über die [T]hüringer, wann und wie es ihm belieben möchte, zu verhängen. Aller[d]ings war Siegfried vor wenigen Wochen in Rom gewesen, aber wir [s]ind nicht unterrichtet, ob er wirklich damals eine so unbeschränkte Er[l]aubniß vom Papste erwirkte.

Nachdem die Kirchenstrafen über die Thüringer verhängt waren, [d]urchzog das Reichsheer verwüstend Thüringen und wandte sich dann nach den Harzgegenden. Nichts wurde geschont, selbst nicht die Kirchen [u]nd das Kirchengut, und gerade die Bischöfe im Reichsheere waren es, [d]ie am wenigsten der Verwüstung des geistlichen Eigenthums steuerten. Man machte in dem reichen Lande unermeßliche Beute; trotzdem fing [d]ie Verpflegung des großen Heeres bald an schwierig zu werden, da die [d]ürftige Ernte des vorigen Jahres verbraucht war und das neue Ge[t]reide noch auf dem Halm stand. Gern hätte der König die Sache [sc]hnell beendet, und wiederholentlich sandte er Boten an die sächsischen [F]ürsten mit der Aufforderung, sich jetzt gutwillig zu unterwerfen. Diese [A]ufforderungen hatten hier und da Erfolg. Bischof Werner von Merse[b]urg gab sich in die Hand des Königs und wurde dem Abt von Lorsch [zu]r Bewachung anvertraut. Auch Markgraf Udo von der Nordmark [st]ellte sich dem Könige; er wurde freigegeben, da er seinen Sohn als [G]eißel bot. Der alte Markgraf Dedi von der Ostmark lag schwer er[kr]ankt danieder; seit dem Gerstunger Frieden hatte er sich parteilos ge[h]alten, aber seine Gemahlin, die ehrgeizige Adela, hielt es doch für ge-

rathen, ihren etwa fünfjährigen Sohn Heinrich als Geißel dem Köni zu schicken; mit Udos Sohn wurde der Knabe einem fränkischen Ritt Eberhard zur Obhut übergeben. So waren mindestens die sächsisc thüringischen Marken sämmtlich dem Könige wieder unterworfen, ab der Aufstand hatte damit noch keineswegs sein Ende erreicht.

Otto von Nordheim, die Billinger, der Pfalzgraf Friedrich, Bisch Burchard waren wenig geneigt ihre Häupter dem Zorn des Königs, de gerade sie vor Allem gereizt hatten, ohne irgend eine Bürgschaft preis zugeben; einem Gericht der Fürsten ihre Freiheit und ihr Leben anheim zustellen erboten sie sich und hofften immer noch durch solches Erbiete die Fürsten des Reichs für sich zu gewinnen. Deshalb wiesen sie al Aufforderungen des Königs entschieden zurück, selbst als er ihnen dur Siegfried und andere Fürsten baldige Befreiung aus der Haft, wie E haltung ihrer Güter, Lehen und Aemter verbürgen ließ. Am hartnäcki sten widersetzte sich Bischof Burchard der Unterwerfung; er war es au der den ziemlich zaghaften Wezel von Magdeburg auf der Seite d Aufständigen erhielt. Als der König bis nach Goslar und Halberst vordrang, sammelten sich Otto von Nordheim, Burchard und ihre G nossen um Magdeburg und besetzten hier alle festen Punkte; sie werde hier einen neuen Angriff erwartet haben.

Aber der Mangel im Heere des Königs war schon so groß, daß er an die Auflösung desselben denken mußte. Um den 1. Juli trat e den Rückweg an und führte seine Schaaren schnell durch Thüringen nach Eschwege an der Werra, wo er sie entließ. Zugleich kündigte er eine neuen Kriegszug gegen die Sachsen auf den 22. October dieses Jahre an; an diesem Tage sollten sich die Fürsten mit ihren Schaaren z Gerstungen einfinden. Die Fürsten versprachen es auf das Bestimm teste, und vor Allen diensteifrig zeigte sich Herzog Gottfried, da ih der König sich so eben in besonderer Weise verpflichtet hatte. Nach de Tode Dietwins hatte nämlich der König das reiche und mächtige Bis thum Lüttich dem Verduner Domherrn Heinrich, einem Sohne des Gra fen Friedrich von Toul und nahen Blutsverwandten Gottfrieds, nac dessen Wünschen verliehen. Nach der Auflösung des Heeres begab sic der König nach Worms und belohnte reichlich seine Vasallen, um sie fü weitere Dienste nur noch williger zu machen.

War Sachsen auch nicht ganz unterworfen, mit ganz anderer Mach kehrte doch der König nach Worms zurück, als er es verlassen hatte,

und selbst seine Widersacher mußten bekennen, daß er nicht nur Entschlossenheit und Thätigkeit, sondern auch eine Umsicht in diesen Wirren bethätigt hatte, wie sie von einem fünfundzwanzigjährigen Jüngling kaum zu erwarten war. Sein Name, so schmählich herabgewürdigt, gewann von Neuem Glanz und Ansehen.

Die Unterwerfung der Sachsen.

Nach dem Abzug des königlichen Heeres pflogen die Sachsen und Thüringer, welche sich noch nicht unterworfen hatten, vielfache Berathungen über die Maßregeln, welche sie jetzt zu ergreifen hätten. Aber bald wurde klar, welches Mißtrauen die Aufständigen bereits gegen einander hegten; aller Orten fehlte die Eintracht, Hader erwuchs aus Hader. Die Fürsten warfen den Bauern vor, in der Schlacht unthätig geblieben zu sein, die Bauern den Fürsten, sie schutzlos nach der Schlacht den Schwertern der Feinde überliefert zu haben; auch wollten die Sachsen mit den Thüringern nichts mehr gemein haben, welche sich ihre flüchtigen Landsleute zu plündern nicht gescheut hatten. Nur mit der größten Anstrengung verhinderten Otto von Nordheim und Burchard von Halberstadt, daß es bei den Zusammenkünften nicht zu den wildesten Ausbrüchen der Zwietracht kam, daß die Aufständigen nicht gegen einander die Schwerter zückten. So sehr die Bauern bisher zum Kriege gedrängt hatten, so heftig verlangten sie jetzt nach dem Frieden: sie wollten ihre Ernte nicht dem Heere des Königs preisgeben, ihre Häuser und Scheuern nicht niederbrennen lassen und hegten zu dem Ausgang eines neuen Kampfes sehr wenig Vertrauen. So aufgeregt war ihre Stimmung gegen die Fürsten, daß diese zu besorgen anfingen, von den eigenen Landsleuten gebunden und dem König überliefert zu werden. Nur dadurch ließ sich die Masse endlich beschwichtigen, daß die Fürsten Alles aufzubieten versprachen, um den Frieden herzustellen, ehe ein neues Kriegswetter losbräche.

Keinen besseren Fürsprecher konnten die aufständigen Fürsten, wenn es ihnen wirklich um den Frieden zu thun war, bei dem Könige finden, als Liemar von Bremen, den immer Getreuen. Von Markgraf Udo begleitet, begab sich der Erzbischof nach Worms und beschwor den König Sachsen mit einem neuen Kriegszuge zu verschonen; die Aufständigen seien sich zu unterwerfen bereit und wollten sich, wenn sie nur nicht am

Leben und der Freiheit gestraft würden, jeder Buße nach dem Urth
der Reichsfürsten unterziehen. Der König, der unbedingte Unterwerfur
verlangte und ohne einen neuen Heereszug sie nicht zu erreichen hofft
gab eine ablehnende Antwort. Ohne die Fürsten, erklärte er, könne
über Krieg oder Frieden Nichts entscheiden; am 22. October käm
jene zu der neuen Heerfahrt nach Gerstungen, und dort möchten d
Sachsen, wenn sie ihre Auflehnung gegen das Reich bereuten, sich ei
stellen, um die gebührende Strafe zu empfangen. Diese Antwort w
für die sächsischen Fürsten wenig tröstlich; dennoch gaben sie die Hof
nung nicht auf, einen neuen Kriegszug noch abzuwenden. Sie schickt
dieselben Gesandten in Begleitung des klugen Hezil von Hildeshei
abermals ab und erklärten sich zu jeder Genugthuung bereit. Sch
führten die Gesandten die Geißeln mit sich, die sie dem Könige stell
wollten. Auch die Fürsten am Hofe sollten sie zu gewinnen suchen u
überhaupt Nichts unterlassen, um der Fortsetzung des Krieges vorz
beugen. Sie fanden den König nicht mehr in Worms, der sich wah
scheinlich mit Absicht diesen Verhandlungen entzog, bei denen er d
nur betrogen zu werden besorgte.

Mit einem kleinen Gefolge, welches nur aus dem Grafen He
mann von Gleiberg und 500 Rittern bestand, war Heinrich nach Böh
men aufgebrochen und wollte von dort, wie er mindestens selbst anga
nach Ungarn ziehen. In der That scheint dies zuerst seine Absicht g
wesen zu sein. Seit einigen Monaten schwebten nämlich Unterhan
lungen über die Herstellung des Friedens zwischen Geisa und Salom
die Papst Gregor wohl auf Antrieb der Sophia und ihrer Mutter Agn
angeregt hatte. Der Papst faßte dabei eine Theilung Ungarns in d
Auge, wollte aber zugleich eine ausdrückliche Anerkennung der Oberhe
schaft Roms über das Reich des heiligen Stephan erlangen. Bei dies
Unterhandlungen mitzuwirken, um die Rechte des deutschen Reichs
wahren, mußte dem König von der größten Wichtigkeit sein, und se
glaublich ist, daß er sich zu dem Ende, wie er verlauten ließ, nach U
garn begeben wollte. Aber die Verhandlungen blieben ohne Erfol
und Geisa ließ sich noch in demselben Jahre mit der Krone des heilig
Stephan krönen. Unter diesen Umständen konnte Heinrich für d
Augenblick nicht in die ungarischen Wirren weiter eingreifen, zumal
ohne ausreichende Streitkräfte war und die Zeit heranrückte, wo d
Reichsheer gegen die Sachsen wieder zusammentreten sollte. Dageg

unternahm er, von dem Böhmenherzog unterstützt, damals einen anderen Heereszug, dessen Veranlassung ziemlich dunkel ist, der aber wohl keinen anderen Zweck gehabt haben kann, als die sächsisch-thüringischen Marken gegen einen Angriff des Polenherzogs zu sichern.

Man weiß, wie der zweite Boleslaw in den Fußstapfen des ersten wandelte und das glorreiche Reich desselben sich herzustellen bemühte: wie hätte er da nicht daran denken sollen, auch jene deutschen Marken, die einst sein Vater besessen, aufs Neue an sich zu reißen? Und kaum schien dies in einer Zeit unmöglich, wo unter seinem Beistand Ungarn das Joch der Deutschen abgeschüttelt hatte, die sächsischen Aufständigen mehr als je seiner Unterstützung bedurften, und die Liutizen frei von dem deutschen Einflusse waren, wo der König gegen ihn keinen anderen Bundesgenossen als den Böhmen fand. Ueberdies waren diese Marken in den Händen einer Frau, die sich von jeher den Aufruhr gegen den König zu schüren bemüht hatte und die der Pole bei ihrem maßlosen Ehrgeiz unschwer auf seine Seite ziehen konnte. Adela beherrschte nämlich nicht allein ganz die Verwaltung der Ostmark, da der alte Markgraf Dedi dem Tode zueilte, sondern gebot auch über den kaum dem Knabenalter entwachsenen Eckard von Meißen, dem sie ihre älteste Tochter verlobt oder vielleicht bereits verheirathet hatte. Unmöglich konnte der König in Adela, obschon er ihren Sohn als Geißel bewahrte, einen Schutz gegen den Polen sehen, und nur hieraus wird begreiflich, wie er damals einen Zug nach Meißen unternahm, obwohl Markgraf Eckard ihm nahe verwandt und längst zum Gehorsam zurückgekehrt war.

Unerwartet erschien der König mit einem böhmischen Heere vor Meißen, wo Niemand daran dachte, ihm den Einlaß zu wehren. Die Burg und die umliegende Gegend wurde übel genug behandelt. Wohin die Böhmen kamen, pflegte es an Brandstiftung und Plünderung nicht zu fehlen, und die Mark Meißen verheerten sie jetzt wie ein feindliches Land, obwohl man nirgends einem Feinde begegnete. Der König war darauf bedacht, sich vor Allem derer zu vergewissern, deren Treue ihm verdächtig war. So ließ er den Bischof Benno von Meißen ergreifen, der während des letzten Krieges ihm Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben versäumt hatte, und behielt ihn in seiner Nähe. Es entsprach diesen Absichten des Königs, daß er den jungen Markgrafen mehrere seiner Burgen und Besitzungen an Udalrich von Godesheim abzutreten nöthigte; in zuverlässigeren Händen konnte sie Heinrich nicht wissen.

Der Einfall des Königs in Meißen mußte den Sachsen die größten Besorgnisse einflößen, welchem Zwecke er auch dienen mochte. Kaum war Heinrich etwas über Meißen vorgegangen, so erfuhr er, daß die aufständigen Fürsten ein Heer von funfzehntausend Mann zusammengebracht und in der Nähe bereit ständen ihm eine Schlacht zu liefern, wenn er nicht von den Waffen weichen und ihre Unterwerfung unter den früher gestellten Bedingungen annehmen wolle. Der König mit den Böhmen war ihnen in keiner Weise gewachsen, und seine Umgebung rieth ihm dringend sein Glück nicht so verwegen auf das Spiel zu setzen. Er begann deshalb zum Schein Unterhandlungen, trat aber während derselben den Rückweg an. Nicht ohne persönliche Gefahr führte er das Heer nach Böhmen zurück, von wo er sogleich sich nach Regensbu– begab. Nichts zeigt wohl deutlicher, was dieser tumultuarische Zug be- zwecken sollte, als daß der König beim Tode des Markgrafen Dedi, der nach wenigen Wochen erfolgte, die Ostmark dem Böhmenherzog überg– nur in dessen Händen mochte sie gegen den Polen gesichert erschein–. Das Erbrecht des Knaben Heinrich, der ihm vergeißelt war, ließ König unbeachtet. Auch machte es ihm wenig Sorge, daß Adelas E– geiz durch diese Verleihung auf das Empfindlichste verletzt wurde; – er doch kein Bedenken noch vor Ablauf eines Jahres auch Meißen den jungen Eckard zu entziehen, um es in gleicher Weise dem Böhmen zu überliefern.

Inzwischen hatte Siegfried von Mainz mit geistlichen Waffen Burchard von Halberstadt beizukommen gesucht. Er beschied ihn vor eine Synode nach Mainz, die am 1. October eröffnet werden sollte, indem er die Anklage des Hochverraths und Meineids gegen ihn erhob. Niemals würde Burchard sein Schicksal einer Versammlung anvertraut haben, der Siegfried vorsaß, und dieser Synode hatte er überdies gesetzlichen Grund sich zu entziehen, da ihm die Vorladung nicht rechtzeitig mitgetheilt war. Aber seine und seiner Freunde Lage wurde doch mit jedem Tage schlimmer. Die letzten Gesandten, welche die Aufständigen abgeschickt hatten, fanden den König erst bei seiner Rückkehr in Regensburg und brachten eine ungenügende Antwort zurück; der gefürchtete 22. October rückte inzwischen näher und näher. Unablässig gingen die Aufständigen zu Rath, ohne jemals zu einem Entschlusse zu kommen. Die verzweifeltsten Vorschläge wurden gemacht, bald das Land zu verwüsten und neue Wohnsitze jenseits der Elbe zu suchen, bald die wilden

Liutizen in das Land zu rufen. Auch daran dachte man, die zerstörten Burgen herzustellen, um sich hinter ihnen möglichst lange gegen das einbrechende Heer zu vertheidigen. Jetzt riethen selbst die Fürsten dazu, einen eigenen Sachsenkönig zu wählen; er würde Einheit in die Kriegsführung bringen und sich die unüberwindliche Tapferkeit der Sachsen dann aufs Neue zeigen. Aber das Bauernvolk war auf keine Weise mehr in die Waffen zu bringen und noch viel weniger für jene abenteuerlichen Pläne zu gewinnen. Nichts als Unterwerfung blieb übrig.

Das Reichsheer trat, wie bestimmt war, am 22. October in Gerstungen zusammen. Alle Bischöfe, alle Grafen waren persönlich erschienen, von den Herzögen die beiden Lothringer, und namentlich Gottfried mit einer so starken und wohlgerüsteten Schaar, daß sie das ganze übrige Heer in Schatten stellte. Im Uebrigen ließ sich das Aufgebot nicht von fern mit dem vergleichen, welches die Fürsten im Juni dem König zugeführt hatten; vor Allem war auffällig, daß die oberdeutschen Herzöge diesmal im Heere fehlten. Rudolf und seine Freunde gereute bereits der Eifer, den sie beim letzten Feldzug im Dienste des Königs bewiesen hatten; vielleicht waren sie auch vom Papste zurückgehalten.

Die Aufständigen hatten ihre letzten Steitkräfte gesammelt und ein Lager unweit Nordhausen bezogen. An ernstlichen Widerstand konnten sie nicht mehr denken und sandten deshalb sogleich abermals die Bischöfe Liemar und Hezil mit dem Markgrafen Udo nach Gerstungen, versprachen Unterwerfung und baten den König einige Fürsten nach seiner Wahl abzuordnen, mit denen sie Rath pflegen könnten; sie seien zu Allem entschlossen, was diese ihnen anrathen würden. Ungern ging der König auf neue Verhandlungen ein, gab aber doch endlich nach; nur wollte sich Keiner der Fürsten zu dem widerwärtigen Auftrag verstehen. Drei Tage verstrichen so, während der König langsam dem feindlichen Heere entgegenrückte. Endlich vermochte er die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Gebhard von Salzburg, sich mit den Bischöfen Embriko von Augsburg und Adalbero von Würzburg und in Begleitung des Herzogs Gottfried in das feindliche Lager zu begeben. Die Wahl war den Sachsen genehm, da es Männer von dem höchsten Ansehen im Reiche waren, nicht gefügige Creaturen des Königs.

Schon standen die beiden Heere bei den Dörfern Ebra und Spier südlich von Sondershausen nahe bei einander, als am 24. October die Gesandten des Königs bei den aufständigen Fürsten erschienen. Nichts

ließen diese unversucht, um die Stimmung der Gesandten für sich zu gewinnen, aber sie hörten doch keinen anderen Rath, als sich ohne alle und jede Bedingung zu unterwerfen; denn darin seien alle Fürsten einig, daß diese unerhörte Empörung gegen den König und das Reich so allein gebührend gesühnt werde könne. Wollten die Aufständigen diesem Rath folgen, so versprachen die Gesandten, es sich angelegen sein zu lassen, daß sie nach der Unterwerfung weder am Leben noch an ihren Aemtern, Lehen und Vermögen gestraft werden sollten. Die Sachsen fügten sich endlich in das Unvermeidliche, verlangten aber für die Verheißungen der Fürsten ausdrücklich bestimmtere Bürgschaften vom Könige selbst, und die Gesandten versprachen ihnen solche am folgenden Tage, wenn sie zu erlangen sein sollten, persönlich zu überbringen.

Der Bericht seiner Gesandten erfreute den König nicht wenig, da die Sachsen Unterwerfung ohne Bedingung versprachen. Auch wird er ihnen eine milde Behandlung in Aussicht gestellt haben, da die Gesandten am anderen Tage in das sächsische Lager zurückzukehren nicht Anstand nahmen. Dennoch brachten sie nicht so bestimmte Bürgschaften, wie die Aufständigen erwartet hatten; denn abermals gingen die Gesandten hin und wieder, abermals wurde hin und her verhandelt, und erst durch viele Bitten und Drohungen wurden die Sachsen schließlich zum Nachgeben gebracht. Unter Thränen und Seufzern erklärten sie, sie würden sich ohne jede Bedingung unterwerfen und lediglich auf die Verheißungen der Fürsten und die Gnade des Königs ihr Vertrauen setzen. Aber nicht jene Verheißungen vermochten sie zu diesem Schritte, sondern einzig und allein ihre hülflose Lage und die Unmöglichkeit den Krieg weiter fortzusetzen.

Die größte Freude herrschte bei der Friedensnachricht im Lager des Königs, da man hier nach dem vielen Blut, welches an der Unstrut geflossen war, nicht ohne Furcht einem neuen Kampfe entgegenging. Mit noch größerem Jubel sah man am folgenden Tage (26. October) die Aufständigen heranziehen, um sich dem Könige zu übergeben. Er selbst hatte seinen Platz auf dem Felde bei Spier genommen; in zwei langen Linien stand vor ihm das Heer aufgestellt, und zwischen diesen Linien mußten die sächsischen und thüringischen Großen, ein Schauspiel Allen, den Weg nehmen. So erschienen in demüthiger und unterwürfiger Haltung vor dem König Erzbischof Wezel und Bischof Burchard, Otto von Nordheim, die Billinger Magnus und Hermann, der Pfalzgraf

friedrich, die sächsischen Grafen Dieterich von Katlenburg und Adal-
ert von Ballenstädt, die thüringischen Grafen Ruodger, Sizzo, Beren-
ar und Bern und andere Männer freien Standes, die sich durch Adel
nd Reichthum auszeichneten. Der König übergab sie Männern seines
Vertrauens zur Bewachung, bis er mit den Fürsten des Reichs weiter
ber ihr Schicksal entschieden haben würde. Außerdem ließ der König
ine Frist bekannt machen, bis zu welcher alle Männer von freier Ge-
urt in Sachsen und Thüringen, die an dem Aufstand betheiligt, aber
icht in Gerstungen erschienen wären, sich ihm stellen müßten; un-
rließen sie dies, so würden sie als Feinde des Reichs behandelt und
hre Besitzungen mit Feuer und Schwert verwüstet werden.

Der Aufstand war überwältigt, die Autorität des Königs herge-
ellt. Dennoch vermied damals der König den sächsischen Boden zu be-
eten; auch verweilte er nur noch wenige Tage in Thüringen, die er
nwandte, um die Hasenburg bei Nordhausen herzustellen. In kürzester
rist trat er den Rückweg an und entließ sein Heer. Den Martinstag
0. November) feierte er bereits wieder in Worms, als glücklicher
ieger gepriesen.

Vielfach und schon zu der Zeit dieser Vorgänge ist behauptet wor-
n, daß die Aufständigen bei den Unterhandlungen betrogen seien, daß
r König ihnen für den Fall der Unterwerfung entweder volle Straf-
sigkeit oder doch die Entlassung aus der Haft nach wenigen Tagen
gesichert, ja sogar eidlich versprochen habe. So gewiß dies nicht ge-
ehen ist, eben so gewiß scheint andererseits, daß der König durch seine
esandten Aussichten auf eine schonendere Behandlung den Sachsen hatte
öffnen lassen, als sie nachher erfuhren. Man hatte erwartet, daß er
e gefangenen Fürsten binnen kurzer Frist freigeben würde: aber man
h sich darin, wie in jeder anderen Hoffnung auf die Milde des Kö-
igs nur zu sehr getäuscht.

Niemand empfand tiefer das traurige Schicksal der Sachsen als
nno. Es war der nagendste Kummer seiner letzten Tage, in denen
h Leid auf Leid häufte. Auch nach dem Kölner Aufstande hatte er
och viel von der Untreue derer, die ihm nahe standen, gelitten. Nur
urch besondere Fügung wurde ein Anschlag vereitelt, mit dem zwei
iner vertrautesten Diener sein Leben bedrohten; ein dritter überbrachte
nen geheimen Brief mit Weisungen an Bischof Burchard dem König,

der über den Inhalt in die größte Aufregung gerieth, dem Erzbischof Treubruch vorwarf und ihm den Untergang drohte. Noch tiefere Wunden, als die Treulosigkeit, schlug die Liebe. Es starb dem Erzbischof ein Schwestersohn, ein Knabe, den er wie sein eigenes Kind hielt und mit seinem Namen genannt hatte; wenige Tage darauf verschied sein lieber Freund Hermann, der Prior des Klosters Siegburg. Es hätte Anno nicht an den Seinen hängen müssen, wie er es that, wenn ihm die Demüthigungen Wezels und Burchards nicht das Herz hätten zerfressen sollen.

Seit geraumer Zeit hatte der Erzbischof mit Vorliebe klösterlichen Uebungen obgelegen, und diese Neigung steigerte sich unter den Leiden der letzten Jahre. Die einzige Erquickung war ihm, seine Stiftungen in Thüringen und Westfalen zu besuchen, dort mit den Brüdern zu beten und ihnen zu dienen; in der Freigebigkeit und Sorgfalt für diese Stiftungen ist er niemals ermüdet. Am liebsten verweilte er in Siegburg; dort wollte er einst ruhen, dort bestellte er auch selbst sein Grab. Diesem mönchischen Zug entsprach, daß er einen besonderen Werth auf Traumbilder und Visionen legte. So nahm er in Folge eines Traums Ostern 1075 den Bann zurück, den er über die flüchtigen Kölner ausgesprochen hatte, lud sie zur Rückkehr ein und gab ihnen alle ihre Güter wieder. In einer Vision behauptete er einst alle schweren Verhängnisse der kommenden Zeiten gesehen zu haben. „Wehe der armen Welt!“ rief er aus, „Wehe dem ganzen Menschengeschlecht um der Bischöfe willen, die mir gleichen wollen, aber Bischöfe heißen, ohne es nach ihrem Wandel zu sein.“ Räthselhafte Worte, um deren Erklärung man vergeblich ihn bat; er wiederholte nur immer: „Wehe der armen Welt!“ Der Gang der Dinge hienieden erfüllte ihn mehr und mehr mit Grauen. Er suchte sich von dieser argen Welt völlig abzuwenden; mit dem Psalmisten rief er aus: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin; es wird meiner Seele bange zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen.“ (Psalm 120, 5. 6.)

Unter den Stürmen der Leidenschaften und geistlicher Erregungen begann die Körperkraft des sonst so stattlichen Mannes allmählich zu schwinden. Schon im Februar 1075 war er in eine so schwere Ohnmacht verfallen, daß man fürchtete, er möchte nicht wieder erwachen. Er erholte sich noch einmal, aber im Herbst befielen ihn gichtische Leiden der furchtbarsten Art, welche sich durch das Ungeschick der Aerzte noch stei-

An beiden Füßen bildeten sich eiternde Geschwüre, die immer
um sich fraßen; das Fleisch faulte ab, so daß die bloßen Knochen
:aten. Neun Wochen litt er unter Todesschmerzen. Als er end-
n Ende nahe fühlte, beschied er den Grafen Gerlach aus der
rschaft zu sich. Er hegte zu diesem Grafen ein besonderes Ver-
und beschwor ihn Alles aufzubieten, daß er am folgenden Tage
erzog Gottfried zu sehen vermöge. Da der Graf dies wegen der
Entfernung Gottfrieds für unmöglich erklärte, verpflichtete er ihn
seine letzten Aufträge dem Herzog zu überbringen; sie betrafen
hsen und legten dem Herzog warm an das Herz sich ihrer beim
anzunehmen. Dies war Annos letzte Sorge. Am dritten Tage
(4. December) starb er im einundzwanzigsten Jahre seines erz-
chen Amtes. Sein Lebensalter wird er nicht weit über sechszig
gebracht haben.

ewiß war Anno in Köln nichts weniger als beliebt gewesen,
d machte gleichwohl in der Stadt den tiefsten Eindruck. Denn
m auch über seine Tyrannei klagen mochte, unleugbar hatte er
zbisthum Köln auf eine Machthöhe gebracht, die man vorher
eahnt hatte; die Kölner Kirche verdankte ihm an Glanz und
um mehr als irgend einem seiner großen Vorgänger. Aber auch
zen Reich mußte dieser Todesfall als ein bedeutendes Ereigniß
denn Nichts war in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland
n, worauf Anno nicht einen großen, oft geradezu entscheidenden
i gehabt hatte. An vielen Orten hielt man ihn in der That
Orakel, als welches er gern angesehen werden wollte, und wo
n nicht verehrte, konnte man sich doch der Furcht vor ihm nicht
gen. Viele und schwere Demüthigungen hatte er erfahren, aber
d mochte sich rühmen, daß er ihn und seinen Einfluß vernichtet
Selbst der junge König verlor niemals die Scheu vor Anno, so
ihn haßte und so rücksichtslos er sonst seiner Leidenschaft Raum
on Allen gefürchtet, fürchtete er diesen alten Priester, der schon
hrecken seiner Kinderjahre gewesen war.

Mit gewaltigen Geistesgaben ausgestattet, ein durchgreifender Cha-
eine herrscherische Natur durch und durch, hätte Anno, wenn er
hrone geboren, vielleicht ein Glück für Deutschland sein können;
Stellung eines Unterthanen, selbst eines solchen, der dem Throne
hsten stand, wußte er sich nicht zu fügen, und sein Hochmuth

wurde dem Reiche verderblich. Auch Rom gegenüber hat er nicht imme
die Ergebenheit gezeigt, die man dort beanspruchte; mit Hildebrand h
er kaum jemals in einem vertrauten Verhältniß gestanden. Selbst nu
zu geneigt jede Schranke zu durchbrechen, suchte er die königliche Mac
in enge Grenzen zu bannen; wäre ihm dies gelungen, wie er e
wünschte, so würde er Roms Despotismus kaum weniger entschieden be-
gegnet haben. Man kann glauben, daß er die Macht und den Ruhm
seiner Nation wollte, aber kaum ein anderer deutscher Mann hat mehr
die kaiserliche Macht untergraben, auf der die Machtstellung unseres Volks
doch damals vor Allem beruhte.

Es ist das Vorrecht so starker Naturen, ihr Andenken für lange
Zeiten zu erhalten. In Legende und Lied haben die späteren Geschlech-
ter Annos Andenken gefeiert, und aus dem Grabe zu Siegburg, an dem
man Wunder über Wunder zu sehen glaubte, wurden im Jahre 1183
seine Gebeine als Reliquien eines Heiligen erhoben. Aber der heilige
Anno ist nicht der Anno der Geschichte. Papst Lucius III. dachte, als
er den Kölner den Heiligen der Kirche beizählte, wohl nicht mehr der
schweren Bußen, welche einst Alexander II. ihm auferlegt hatte. Die
Siegburger Legende vergißt, indem sie Anno als Mönchsvater verherr-
licht, daß sein Name lange in manchen deutschen Abteien nicht ohne Ver-
wünschungen ausgesprochen wurde. Jene Kölner, welche später den hei-
ligen Anno als ihren Wohlthäter feierten, litten nicht mehr unter der
Tyrannei, welche ihre Vorfahren zur Empörung trieb. Der Dichter des
Annolieds feiert die Verwaltung seines Helden als die Blüthe des Kai-
serreichs, die nach ihm in den Staub gesunken sei: und doch war Anno
es selbst, der sie zuerst mit dreister Hand knickte.

Dem Könige mochte Annos Tod als ein nicht minder großes Glück
erscheinen als die Unterwerfung der Sachsen. Wurden ihm die letzten
Wünsche des Erzbischofs überbracht, so hat er ihnen schwerlich großes
Gewicht beigelegt. Tieferen Eindruck mußte es auf ihn machen, als
der Papst an ihn die Forderung erhob, die gefangenen Bischöfe wieder
in ihre Aemter einzusetzen. Diese Forderung wurde durch Legaten über-
bracht, die etwa um die Mitte des December am Hofe eintrafen. Um
den König waren gerade damals viele Fürsten des Reichs versammelt,
mit denen er über das Verlangen des Papstes sogleich zu Rathe ging.
Man beschloß, daß die Wiedereinsetzung der Bischöfe erfolgen, diese aber
noch bis Weihnachten in Obhut verbleiben sollten, wo dann der König

über die Gefangenen insgesammt zu Goslar mit den Fürsten Gericht halten wollte; bis zu dieser Zeit beschlossen auch die päpstlichen Gesandten am Hofe zu verweilen, wie der König selbst seiner Mutter nach Rom in einem uns erhaltenen Briefe meldete.

Die Hoffnung war allgemein, daß die Gefangenen mindestens dann sämmtlich der Haft entlassen und mit jeder weiteren Strafe verschont werden würden: doch auch in dieser Erwartung fand man sich getäuscht. Alle Fürsten des Reichs waren nach Goslar beschieden, aber nur der Böhmenherzog mit wenigen anderen Großen erschien, und die Sache der Gefangenen kam gar nicht zur Sprache. Sie blieben in Haft, und Viele von ihnen ließ der König wenig später sogar in entferntere Gegenden bringen, nach Schwaben und Baiern, selbst nach Italien und Burgund. Auch die Bischöfe wurden in ihre Sprengel nicht zurückgeführt, und für sie, wie ihre Genossen schien jede Aussicht auf eine baldige Erlösung zu schwinden.

Nur Einer der Gefangenen wurde entlassen, und gerade der, von dem es am wenigsten erwartet werden mochte. Es war Otto von Nordheim, der bisher mit Bischof Burchard auf einer Burg bei Bamberg bewahrt worden war. Otto stellte seine beiden Söhne als Geißeln dem Könige, dem er aber zugleich unfehlbar die stärksten Bürgschaften einer völligen Sinnesänderung gab. Denn — wunderbar genug — er gewann sofort in dem Maße das Vertrauen des Königs, daß sein Einfluß jeden anderen am Hofe in Schatten zu stellen schien. Welcher Umschlag der Dinge mußte erfolgt sein, wenn Otto jetzt für den ergebensten Diener des Königs gelten konnte! Der Glaube an Heinrichs Glücksstern mußte wahrlich groß sein, als der Nordheimer so gleichsam sein ganzes früheres Leben preisgab.

Erst jetzt, als Otto von königlicher Gnade lebte und Anno ein stiller Mann geworden war, konnte Heinrich der Tage von Kaiserswerth und Tribur ohne Schamröthe gedenken. Daß der neue Erzbischof von Köln nicht die Wege seines Vorgängers einschlagen würde: dafür wußte er zu sorgen. Er bestimmte für das Erzstift einen Goslarer Domherrn, Hildulf mit Namen, den weder vornehme Geburt, noch körperliche und geistige Gaben auszeichneten, und wußte den hartnäckigen Widerstand der Kölner gegen diese Wahl zu beseitigen.

Zum erstenmal seit der Unterwerfung der Sachsen hatte Heinrich wieder ihr Land betreten, und es ist nicht zu verwundern, wenn er nun

mit voller Entschiedenheit auftrat und nach dem Recht des Siegers al
Verhältnisse hier ordnete. Zu seinem Statthalter setzte er Otto ein, dem
die Harzburg herzustellen und zugleich eine andere Feste auf dem Stein
berg bei Goslar zu errichten befahl. Auch die anderen im vorigen Jah
gebrochenen Burgen des Königs wurden wieder in Stand gesetzt un
sie, wie alle übrigen befestigten Orte im Lande, zuverlässigen Anhänge
des Königs übergeben, die er zugleich mit großen Lehen ausstatte
Die königlichen Gefälle wurden nach alter Weise erhoben, und wo
strenger, als es seit Heinrich III. Tode jemals geschehen war. V
allen freien Männern, die dem König noch Besorgniß einflößten, li
er sich Geißeln stellen. Sachsen gewann fast das Ansehen einer erobe
ten Provinz.

Die schwierigste Aufgabe, die der junge König bisher seiner Re
gierung gestellt hatte, schien glücklich gelöst, der Trotz der sächsischen Für
sten gebeugt, dem Sonderwesen des Sachsenvolks eine Schranke gesetzt
Eine populare Bewegung in der Geschichte des Reichs ohne Gleichen
genährt durch das nach Selbstherrschaft trachtende Fürstenthum, hatte er
fast von jedem Beistand verlassen, siegreich niedergekämpft. Aber unte
welchen Gefahren! Mehr als ein Mal hatte er in diesen Kämpfen fü
seine Krone zu fürchten gehabt und konnte sie kaum sich, geschweige den
seinem Sohne zu erhalten hoffen. Es ist bezeichnend, daß er damal
zu Goslar sogleich auch die Erbfolge seines kaum zweijährigen Knabe
zu sichern suchte. Er verlangte von den anwesenden Fürsten einen Ei
daß sie nur diesen Knaben als seinen Nachfolger anerkennen würde
und die Fürsten weigerten sich nicht den Schwur zu leisten.

Nach so vielen Demüthigungen hatte der König endlich eine Ste
lung gewonnen, wie sie der Krone würdig war und in der er ohne Be
schämung auf seinen Vater und Großvater zurückblicken konnte. E
durfte sich sagen, daß er mehr für sein Glück, als das Glück für ih
gethan hatte. Wie hätte er ahnen sollen, daß ihm die tiefsten Demüthi
gungen noch bevorstanden, daß alle diese mühsam errungenen Erfolg
binnen kürzester Frist vernichtet sein würden? Heinrichs Mißgeschick lie
sie verschwinden, wie der Sturm die Spreu von der Tenne fegt.

13.

Bruch des Königs mit dem Papste.

Unterhandlungen und Zerwürfnisse.

Vom Anfange seines Pontificats an hatte Gregor VII. die Hoffnung genährt, daß es ihm in Güte gelingen würde sich den Sinn des jungen Königs zu unterwerfen. Auch schien diese Hoffnung nicht zu kühn, so lange der König in Deutschland mit dem Aufstand der Sachsen und der treulosen Politik seiner Fürsten zu kämpfen hatte. Aber kaum fühlte Heinrich sich Herr in seinem Reiche, so zeigte sich, daß er sehr wohl wußte, wie seine kaiserlichen Vorfahren zu Rom gestanden hatten, und der Papst sah ein, daß er zu den durchgreifendsten Mitteln seine Zuflucht nehmen müßte, wenn er seine Absichten erreichen wollte.

Die Maßregeln, welche der Papst auf der letzten Fastensynode ergriffen, hatten nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Weder enthielt sich der König der Investitur, noch eröffnete er Verhandlungen über eine Aenderung des Verbots, wie sie vom Papste gewünscht waren, noch erschienen zu ihrer Rechtfertigung in Rom jene gebannten Räthe des Königs, die wenn sie auch vielleicht auf einige Zeit den Hof meiden mußten, doch nie ganz ihren Einfluß auf ihn verloren. Demungeachtet fehlte viel daran, daß Heinrich damals seinen Gegensatz gegen den Papst geflissentlich verschärft hätte; der Zeitpunkt, wo sich Rudolf und die anderen oberdeutschen Herzöge wieder mehr dem Throne näherten, wäre dazu am wenigsten geeignet gewesen. Vielmehr hatte es im Sommer 1075 den Anschein, als ob eine völlige Aussöhnung zwischen Papst und König eintreten könnte. Gregor war einer solchen um so weniger abgeneigt, als ihn ein schwerer Schlag traf, der seine Machtstellung in Italien erheblich schwächte.

Man weiß, welchen Werth von jeher der Papst auf die feste Begründung seines Einflusses in Mailand gelegt hatte, wie seine Zerwürfnisse mit dem Könige hauptsächlich in den mailändischen Verhältnissen wurzelten. Mit großer Befriedigung mußte er deshalb sehen, wie die Pataria im Jahre 1074 nicht allein in Mailand selbst völlig die Oberhand gewann, sondern auch in Cremona und Piacenza zur Herrschaft gedieh. Ihre Hauptstütze besaß sie in Erlembald, der in Mailand aber-

mals wie ein Dictator schaltete. Aber sein gewaltsames Auftreten u
vor Allem die Verachtung, welche er und der Priester Liprand, se
geistlicher Beirath, gegen die alten Gebräuche der Ambrosianischen Kir
an den Tag legten, erregten in der Bürgerschaft Mißstimmung. E
steigerte sie, daß kurz vor Ostern 1075 (30. März) eine furchtba
Feuersbrunst die Stadt aufs Neue verheerte und man die Pataren
entweder geradezu als die Anstifter des Brandes ansah oder doch
diesem Unglück eine gerechte Strafe Gottes für die Verhöhnung d
alten kirchlichen Ordnungen erkennen wollte.

Ein Theil der Bürger, namentlich aus den ersten Ständen d
Capitane und Valvassoren, verließ mißmuthig die Stadt und stifte
eine Vereinigung, welche sich die Bewahrung des Ambrosianischen Rit
und die Herstellung des alten Stadtregiments unter einem vom Köni
eingesetzten Erzbischof zum Ziele stellte. Denn das erzbischöfliche Regi
ment war in Mailand so gut wie in Vergessenheit gekommen, da de
vom Papste begünstigte Atto noch immer in Rom verweilte, der vom
König eingesetzte Gottfried alle Achtung in der Stadt verloren hatt
und sich außerhalb derselben in einer Burg eingeschlossen hielt. Di
Verschworenen gewannen einen großen Theil des Landvolks für sic
und rückten um den 1. Mai in die Stadt mit der unverhohlenen Ab
sicht ein, der Tyrannei Erlembalds für immer ein Ende zu machen. Di
Gefahr muß ihn völlig überrascht haben. Mit einem Pöbelhaufen, de
er eben nach seiner Gewohnheit auf dem Markte haranguirt hatte, wa
er sich seinen Widersachern entgegen. Das Schwert in der Rechte
die Fahne des heiligen Petrus in der Linken brach er als der Erste i
die dichtgedrängten Reihen ein; unter lautem Kriegsruf folgte ihm d
Masse. Aber von der Uebermacht seiner Gegner wurde er sofort vo
allen Seiten umschlossen; Wunden auf Wunden bedeckten seinen Lei
Sterbend sank der Held der Pataria zum Entsetzen seiner Anhänger, d
sofort nach allen Seiten zerstoben. Sein Leichnam blieb in der Gewa
der Feinde, die ihn plünderten, beschimpften und dann unbestattet lieg
ließen. Erst in der folgenden Nacht bestellten einige Patarener ihre
hochgefeierten Führer in aller Stille das Grab. Ueber Erlembalds G
nossen erging nun eine schonungslose Verfolgung: Liprand ergriff ma
auf der Flucht und verstümmelte ihn an Nase und Ohren, andere wu
den erschlagen, vielen gelang es sich nach Cremona zu flüchten, wo si
für den Augenblick Sicherheit fanden.

Das Ende Erlembalds brachte eine gewaltige Wirkung hervor. Zunächst änderte sich in Mailand selbst die ganze Lage der Dinge. Kaum war der Vorkämpfer der Pataria gefallen, so zogen die Mailänder noch in den Waffen in feierlicher Procession nach S. Ambrogio und sangen ihrem Schutzpatron, dessen Ehre nun gerettet schien, Dankeslieder. Am folgenden Tage traten sie zu einem feierlichen Gottesdienst in derselben Kirche zusammen. Jeder bekannte hier öffentlich seine Sünden, und die Priester ertheilten allem Volk die Absolution. Nach einem neunzehnjährigen inneren Kampf schien der langersehnte Friede endlich hergestellt; die Freude war allgemein. Als man dann daran ging, die Verhältnisse der Stadt aufs Neue zu ordnen, beschloß man sogleich eine Gesandtschaft an den König zu schicken und ihn um die Einsetzung eines neuen Erzbischofs zu bitten. An eine Anerkennung Attos war jetzt natürlich nicht zu denken, aber auch die Herstellung Gottfrieds sah man als eine Unmöglichkeit an. Mit großer Freude hörte der König von dem Umschwung der Dinge in Mailand und versprach den Bürgern einen Erzbischof nach ihren Wünschen zu geben.

Indessen machte sich auch in den anderen norditalienischen Städten das Mißgeschick der Pataria fühlbar. Ueberall erhoben sich wieder die Gegner des Papstes, überall erwachte der alte Anhang des Cadalus. Das gute Verhältniß Wiberts von Ravenna mit dem Papste war schon früher gelöst: jetzt vergaß er völlig der Ergebenheit, die er vor wenigen Jahren dem Nachfolger Petri gelobt, und trat wieder an die Spitze der schismatischen Bischöfe. Auch Gregor von Vercelli, der königliche Kanzler, ein alter Widersacher Hildebrands, stand von Neuem gegen ihn auf. Die überwiegende Mehrzahl der lombardischen Bischöfe fand sich bald in der Opposition gegen Rom vereinigt, so daß der Papst einschreiten mußte. Ueber Wibert wurde die Suspension vom Amte ausgesprochen, aber die Strafe blieb ohne Wirkung.

Nicht minder regte sich in Rom selbst der Widerstand, den die Reformpartei in den letzten Jahren niedergehalten hatte, von Neuem. Mit durchgreifender Strenge war hier Gregor im Anfange seines Pontificats gegen die kirchlichen Mißbräuche eingeschritten. Der römische Klerus hatte bisher fast ohne alle Beschränkung im Genuß seiner reichen Pfründen gelebt: die Priester sollten jetzt das kanonische Leben annehmen oder dem Genuß ihrer Einkünfte entsagen. Viele wählten das Letztere, trugen aber bitteren Groll gegen den, der sie ihres Wohlstandes beraubte. Die

größten Aergernisse wurden in dem heiligsten Gotteshause, am Grabe der Apostel Petrus und Paulus, gegeben: auch sie suchte Gregor zu beseitigen. So pflegten die Cardinäle dort die theuer bezahlten Messen am Hauptaltar schon vor Tagesanbruch zu beginnen: er untersagte den Dienst vor der dritten Tagesstunde und verletzte dadurch schwer den habgierigen Sinn dieser vornehmen Priester. Aber noch größeren Haß erweckte ihm, daß er die bisherigen Wächter bei S. Peter verjagte. Es waren Weltliche, die sich aber durch ihre Mitren den Anschein von hochgestellten Geistlichen gaben; sie täuschten dadurch die unwissenden Wallfahrer, die ihnen Messen bezahlten, welche niemals gelesen wurden. Den Priestern, welche das Meßopfer darbringen wollten, wagten diese Wächter ganz unbefugte Abgaben aufzulegen, ja sie erlaubten sich sogar in der Nacht Gewaltthaten der schlimmsten Art gegen die um die Kirche lagernden Pilger. Gregor mußte diesem Unwesen steuern und übergab die Aufsicht der Kirche an Kleriker, erregte aber dadurch die ganze Wuth jenes räuberischen Gesindels und aller Genossen desselben. Auch in den Sippschaften der Geistlichen, deren Ehen er aufgelöst hatte, herrschte eine nicht geringe Erbitterung gegen den mönchisch gesinnten Papst, und ein großer Theil des römischen Adels konnte ihm nimmer vergessen, daß er ein kräftigeres Regiment in der Stadt aufzurichten gewußt hatte und festhielt. Die Herren, die einst Cadalus eingelassen hatten, waren meist noch am Leben und auf ihre alten Wege zurückzukehren zu jeder Stunde bereit.

Zahlreich war die Partei der Unzufriedenen und fand bald ein Haupt in jenem übelberüchtigten Cencius, dessen Dienste Gregor gewonnen hatte, ohne ihn jedoch dauernd an sich fesseln zu können. Die Veranlassung zum Bruch gab, daß Cencius sich bei der schweren Krankheit des Papstes im Herbst 1074 eine Testamentsfälschung erlaubt hatte, um ein der römischen Kirche vermachtes Gut an sich zu bringen. Sobald Gregor hergestellt war, ließ er den Betrug untersuchen und zwang den Fälscher den Raub herauszugeben. Seitdem lebte in Cencius der alte Haß gegen den Papst auf: er umgab sich mit gefährlichen Gesellen, wie sie in der Stadt nie fehlten, und fing an alle Ordnung frech zu verhöhnen. Auf der Petersbrücke legte er einen Thurm an, besetzte ihn mit Bewaffneten und trieb auf eigene Hand einen Zoll von Allen ein, welche die Brücke überschreiten mußten. Der Stadtpräfect trat ihm nach Gebühr entgegen. Cencius wurde gefangen genommen,

vor ein Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Es war in den letzten Tagen des Februar 1075, als gerade die Markgräfin Mathilde zur Fastensynode nach Rom gekommen war. Ihre Fürbitte und die Verwendung mehrerer vornehmer Römer erwirkten dem ruchlosen Menschen Begnadigung. Der Papst schenkte ihm das Leben und die Freiheit, doch mußte er auf die Gebeine des heiligen Petrus Besserung geloben, Geißeln stellen und den Thurm auf der Petersbrücke übergeben, der sogleich von Grund aus zerstört wurde.

An Besserung war bei Cencius nicht zu denken, zumal die Aufregung Italiens nach Erlembalds Tod seinen Racheplänen günstig genug schien. Auch fand er einen Genossen gegen den Papst unter den Cardinälen selbst. Es war jener unruhige Lothringer Hugo der Weiße, der Cardinalpriester vom Titel des heiligen Clemens. Es ist erzählt worden, wie Hugo nach den mannigfachen Irrgängen seines früheren Lebens sich Hildebrand in die Arme geworfen und sogar den ersten Anstoß zu dessen Erhebung auf den Stuhl Petri gegeben hatte. Glaubte er seine Verdienste um den Papst nicht genug belohnt oder fiel ihm unmöglich den unstäten Sinn auf die Dauer zu bemeistern, bald löste er wieder den Bund, den er mit solchem Eifer geschlossen hatte, und seine Hingebung für Gregor verwandelte sich in die bitterste Feindschaft. Es wird berichtet, und die Nachricht scheint glaubwürdig, daß Hugo sich zu Robert Guiscard begeben und diesem vorgestellt habe, wie er mit Unrecht gebannt, da die Wahl des Papstes eine ordnungswidrige sei; zugleich soll er Robert die Kaiserkrone versprochen haben, wenn er mit einem Heere gegen Rom aufbrechen wolle, der Normannenherzog aber solchen Versprechungen kein Vertrauen beigemessen haben. Hier zurückgewiesen, trat Hugo mit seinen alten Parteigenossen in Verbindung, mit denselben Männern, mit denen er einst schon auf Cadalus Seite gegen Hildebrand gestritten hatte. Er begab sich zu Wibert nach Ravenna und setzte diesen und die Lombarden mit Cencius und dessen Anhang in Rom in Zusammenhang. Zum drittenmal traf Hugo jetzt als Apostat und Ketzerführer der Bann des Papstes.

Die Dinge um Gregor gewannen augenscheinlich eine sehr gefährliche Gestalt. Die Verhältnisse des Jahres 1062 schienen sich herzustellen, nur daß noch ein Gegenpapst fehlte, den aber die schismatischen Bischöfe sich eben so gut, wie die Mailänder einen Erzbischof, bald vom Könige erbitten konnten. Es begreift sich, wenn Gregor im Sommer

1075 seine Schritte gegen Heinrich mit großer Vorsicht bemaß, wenn er d
versöhnlichste Sprache gegen ihn anstimmte.

Nicht geringes Aufsehen machte damals in Deutschland die A
setzung des Bischofs Hermann von Bamberg, und nicht zum kleinst
Theil deshalb, weil König und Papst hier in völligem Einvernehm
handelten. Hermann hatte sich trotz der bindendsten Versprechungen, wel
er seinen Domherren gegeben, nicht auf der letzten Fastensynode gestel
mit nicht geringer Freude begrüßte man es deshalb in Bamberg, r
der Klerus ihm durchaus abgeneigt war, daß der Papst endlich Stren
gebrauchte, ihn vom Amt suspendirte und mit Absetzung drohte, we
er sich nicht bis zum Palmsonntag in Rom einfinden würde. Erst
die Frist fast abgelaufen war, machte sich Hermann auf den Weg; i
begleiteten der Dompropst Poppo und einige andere Domherren, die
von seiner Rechtfertigung überzeugen sollten. Um die Mitte des Ap
war der Bischof nur noch zwei bis drei Tagereisen von Rom entfern
als er die Nachricht erhielt, daß Erzbischof Siegfried, der sich bis dahi
nach Kräften der schlimmen Sache angenommen hatte, in Rom se
offen dort seine Schuld bekannt und in Folge dessen der Papst ihn als eine
Excommunicirten zu meiden geboten habe, bis er sich persönlich rechtferti
und seine Lossprechung erwirke. Unter solchen Umständen wagte He
mann die Reise nicht fortzusetzen. Dagegen gingen die Bamberger Dom
herren eiligst nach Rom, trugen ihre Beschwerden gegen den Bischof v
und wurden von dem Papste angewiesen, fortan jeden Umgang mit de
Excommunicirten zu meiden; auch wurde unter dem 20. April e
Schreiben des Papstes an die Bamberger ausgestellt, in dem sie davo
unterrichtet wurden, daß der Bann über ihren Bischof verhängt und
seines Amtes enthoben sei. Hermanns Sache war entschieden. Und de
wußte er noch einmal die Stimmung in Rom für sich zu gewinn
Er sandte einige seiner Leute mit kostbaren Geschenken ab, um durch
auf den Papst und die Cardinäle zu wirken. Dies gelang ihm, r
wir aus Gregors eigenem Geständniß wissen, über alles Erwart
Jenes Schreiben des Papstes wurde nicht abgesandt; die Bamber
Domherren kehrten ohne dasselbe zurück, ja sogar in der Gesellschaft d
excommunicirten Bischofs, der sie mit dem Versprechen zu ködern
wußt hatte, daß er sofort freiwillig seinen Stab niederlegen und in
Kloster gehen wolle. Kaum aber war Hermann in Bamberg angelan

so geberdete er sich daselbst völlig wieder als Herr und Bischof, wenn er sich auch der geistlichen Amtshandlungen enthielt.

Ein innerer Krieg entbrannte nun im Bamberger Lande. Obwohl die päpstliche Excommunication nicht veröffentlicht war, verweigerte der Klerus Gehorsam dem Bischof, der dagegen einen bedeutenden Anhang unter den Stiftsvasallen hatte. Denn diese hielten es für unerhört, daß ihr Bischof ohne Verhör und kanonische Verhandlung seines Amtes beraubt sei, fühlten in der Ehre ihres Lehnsherrn die eigene gekränkt und erklärten sich bereit, seine Sache auf alle Weise zu vertheidigen. Die widerspenstigen Domherren wurden ihrer Güter beraubt, welche der Bischof unter seine Vasallen vertheilte, und die reiche Bamberger Kirche wäre vollends zu Grunde gerichtet worden, wenn sich der König nicht ihrer angenommen hätte. Hermann hatte lange am Hofe im höchsten Ansehen gestanden und sich um den König noch in der letzten Zeit erhebliche Verdienste erworben: dennoch trat Heinrich mit aller Entschiedenheit auf, sobald die Schuld des Bischofs offenkundig zu Tage lag und der Bestand des Bamberger Bisthums durch die inneren Zerwürfnisse gefährdet wurde.

Auch der Papst glaubte endlich einschreiten zu müssen. Unter dem 20. Juli 1075 erklärte er durch ein Schreiben den Bambergern, daß Hermann für immer seines Bisthums entsetzt, überdies, bis er sich in Rom stelle und Genugthuung leiste, der priesterlichen Würde verlustig erklärt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sei. Er erließ zugleich an Erzbischof Siegfried und den König die Aufforderung, für die Besetzung des erledigten Bisthums Sorge zu tragen. Es war, als ob er selbst entweder das Investiturverbot vergessen habe oder darthun wolle, wie wenig er an demselben noch festzuhalten gesonnen sei.

So wenig Gregor mit dem Verfahren Siegfrieds in dieser Sache zufrieden war, so sehr belobte er das Auftreten des Königs. Und nicht allein in diesem einzelnen Fall glaubte er in ihm den löblichsten Eifer für die kirchliche Reform wahrzunehmen, sondern in seinem ganzen Verhalten. „Außer anderen vortrefflichen Werken, theuerster Sohn," — so schrieb er damals dem König — „zu welchen du dich, wie uns das Gerücht meldet, voll Eifer für deine Besserung erhebst, hat dich ein Zweifaches ganz besonders deiner Mutter, der römischen Kirche, empfohlen: erstens daß du mannhaft den Simonisten widerstehst; dann aber, daß du das ehelose Leben der Kleriker gern siehest und einzuführen dich redlich

bemühst. Hierdurch hast du uns Veranlassung geboten, noch größere und schönere Hoffnungen von dir zu fassen."

Die Hoffnungen, welche Gregor von dem Könige glaubte fassen zu können, waren keine anderen, als daß dieser sich endlich zu Unterhandlungen herbeilassen und zur Erfüllung seiner alten Versprechungen bestimmen lassen würde: und in der That wurden bald genug Unterhandlungen eröffnet. Wenige Tage, nachdem der Papst jene Worte geschrieben hatte, erschienen zwei Gesandte des Königs in Rom und überbrachten ein Schreiben desselben, welches er während seines siegreichen Vordringens in Sachsen erlassen hatte: mit der größten Freude empfing es der Papst. „Da ich sehe," schrieb Heinrich, „daß fast alle Fürsten meines Reichs mehr Gefallen an unserer Zwietracht als an einer Verständigung zwischen uns finden, sende ich im Geheimen diese Männer zu euch, die von edler Geburt und kirchlicher Gesinnung sind und die den Frieden zwischen uns, wie ich fest überzeugt bin, hergestellt zu sehen aufrichtig wünschen. Ihre Aufträge wünsche ich aber außer euch, meiner Mutter, meiner Muhme Beatrix und ihrer Tochter Mathilde Jedermann verborgen. Sobald ich mit Gottes Hülfe aus Sachsen zurückkehre, werde ich euch andere Gesandte schicken, und zwar die treuesten und vertrautesten meiner Räthe: sie werden euch die volle Geneigtheit und Ehrfurcht darthun, die ich dem heiligen Petrus und euch schulde."

Das war inmitten der Unglücksfälle, die Gregor in Italien betroffen hatten, ihm eine hocherwünschte Botschaft. Nichts mußte er mehr wünschen, als ohne die Fürsten unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln. Niemals hatte ihm dieser eine so geneigte Gesinnung gezeigt, wogegen er unter den Fürsten nicht auf gleiche Ergebenheit zu rechnen hatte. Stand er auch mit den oberdeutschen Herzögen im Bunde, so war er doch mit Herzog Gottfried völlig zerfallen, der unter den weltlichen Fürsten zur Zeit viel galt, und die geistlichen Herren waren mit wenigen Ausnahmen ihm abgeneigt. Kein Wunder daher, daß er bereitwillig auf Heinrichs Vorschlag einging.

So wenig wir die Aufträge jener Gesandten im Besonderen kennen, wissen wir doch, daß sie hauptsächlich den Römerzug betrafen, den immer verschobenen, den Heinrich nach der Besiegung Sachsens auszuführen gedachte. An Aufforderungen dazu aus Italien konnte es nicht fehlen, und auch ohne solche mußte der König daran denken, das Kaiserthum herzustellen, welches nach einer fast zwanzigjährigen Ruhe der Vergessen-

heit zu verfallen drohte. Aber nicht abtrotzen wollte er, wie man sieht, dem Papste die Kaiserkrone, sondern sich vorher mit ihm verständigen. Das Glück schien dieser Absicht günstig, da die Lage des Papstes ihm Versöhnlichkeit anrieth und bei den obwaltenden Verhältnissen Italiens die kirchliche Reformpartei sogar den Römerzug wünschen mußte, sobald der König nur feste Bürgschaften gab, daß er die schismatischen Bischöfe nicht unterstützen würde. In der That war Gregor damals völlig bereit die kaiserliche Krone dem Sohne Heinrichs III. aufzusetzen, wofern er solche Bürgschaften erhielt; fast scheint es, als habe er jetzt selbst von jenen Versprechungen zum Theil absehen wollen, auf deren Erfüllung er bisher so hartnäckig und so vergeblich gedrungen hatte.

Sehnlichst erwartete der Papst jene vertrauten Räthe des Königs, welche den Frieden abschließen sollten. Aber sie trafen nicht ein: statt ihrer kam ein Bote, der den königlichen Gesandten ferner in Rom zu bleiben befahl. Der König, meldete er, werde seine Räthe später senden; sein Wille bleibe, ohne die Fürsten mit dem Papst Frieden zu schließen. Der Bote kehrte schnell nach Deutschland zurück, und der Papst benutzte ihn, um die Antwort auf den letzten Brief des Königs zu befördern. Sie ist erhalten und beweist auf das Unzweideutigste, wie sehr Gregor damals eine Ausgleichung mit dem Könige wünschte und hoffte.

„Da wir," schreibt der Papst, „nicht allein mit euch, den Gott am meisten auf Erden erhöht hat, sondern mit allen Menschen in Christo Frieden zu halten und Jedem sein Recht zu bewahren wünschen, begehren wir Nichts mehr, als in ein inniges und herzliches Verhältniß zu euch zu kommen. Wir wissen auch, und euch wird es gleichfalls nicht unbekannt sein, daß Alle, die Gott wahrhaft lieben und nicht die Strafen des Reichs und der Kirche zu fürchten haben, die Herstellung des Friedens zwischen uns sich angelegen sein lassen. Deshalb habe ich gute Hoffnung geschöpft, als du unsere oder vielmehr der ganzen Kirche Sache gottesfürchtigen Männern übertrugst, die uns und nicht das Unsere lieben und in heiliger Gesinnung nach einer Reform der christlichen Kirche trachten. Ich meinestheils, um es in aller Kürze zu sagen, bin gern bereit nach dem Rath dieser Männer dir den Schooß der heiligen römischen Kirche zu öffnen und dich als meinen Herrn, Bruder und Sohn aufzunehmen, auch dir jeden gebührenden Beistand zu leisten, indem ich zum Entgelt nichts Anderes verlange, als daß du heilsamen Rathschlägen das Ohr zu leihen und deinem Schöpfer die gebührende Ehre zu

erweisen dich nicht weigerst.“ Im Weiteren beglückwünscht der Pap
Heinrich wegen seines Erfolges über die „mit Unrecht aufständigen“ Sach
sen. So sehr er die Opfer dieses Siegs beklagt, sieht er in ihm da
ein Mittel zur Herstellung des kirchlichen Friedens und ermahnt d
König eindringlich, daß er sein Glück nicht so sehr zur Erhöhung sein
weltlichen Macht, als zur Förderung der Gerechtigkeit und zum Ruhm
Gottes benutze. Schließlich erinnert er den König noch einmal an di
Besetzung des Bamberger Bisthums, wo Hermann freilich verdräng
war, aber noch keinen Nachfolger erhalten hatte.

Um den 1. September ist dieser Brief geschrieben, und so sicher
Gregors Hoffnungen auf eine gütliche Ausgleichung damals noch schie-
nen, sah er sie doch, obwohl die königlichen Gesandten auch ferner in
seiner Nähe blieben, bald darauf schwinden. Wir erfahren dies aus einem
Briefe, den er an die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde unter dem
11. September richtete und der zugleich die Veranlassung seiner Ent
muthigung darthut. Der König hatte sich nämlich an die Gräfinnen ge
wendet und ihnen eröffnet, daß er nicht ohne Wissen der Fürsten, son
dern nur unter ihrer Zustimmung seine Streitpunkte mit dem Papst
erledigen könne; durch die Vermittelung der Markgräfinnen sollte ohn
Zweifel die Einwilligung des Papstes für dieses veränderte Verfahre
gewonnen werden. Ueberaus wahrscheinlich ist, daß die Meinung de
Königs durch Herzog Gottfried, dessen Ansehen am Hofe immer höh
stieg, geändert war; zumal sich auch der Herzog selbst bei seiner G
mahlin und deren Mutter verwandte und die besten Versprechungen f
einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen gab. Die Markgräfinn
waren ungewiß, was sie antworten sollten, und suchten bei Gregor sel
Rath, der ihnen in der größten Verwunderung über die Sinnesänderun
des Königs antwortete.

Nur das Eine schien dem Papste klar, daß der König einen Fri
den nicht ernstlich beabsichtige, für den er jetzt die Zustimmung der
beanspruche, die er früher selbst als Gegner der Verständigung bezeich
net hatte. Auf das Bestimmteste erklärte Gregor deshalb, daß er au
den neuen Vorschlag nicht eingehen werde, den er weder für geziemend
noch vortheilhaft für die römische Kirche halten könne; wolle der König
dagegen zu seinem früheren Entschluß zurückkehren, so werde er sich wei-
teren Verhandlungen nicht entziehen. Den Versprechungen Gottfrieds,
meinte Gregor, sei wenig Vertrauen zu schenken; könnten die Mark-

gräfinnen ein der Kirche förderliches Abkommen mit ihm treffen, so wolle er gern es billigen, anderenfalls nicht; unter allen Umständen aber erwarte er, daß sie treu bei ihm ausharren würden; gegen Angriffe Gottfrieds hoffe er sie, seine theuersten Töchter, unter allen Umständen schützen zu können.

Weitere Verhandlungen unterblieben in der nächsten Zeit, obwohl die beiden Gesandten des Königs auch ferner noch in Rom verweilten. Auch schien äußerlich noch ein leidliches Vernehmen zwischen dem König und Papst zu bestehen. Heinrich trat, wie bisher, in Deutschland der Simonie entgegen. Am 30. November wurde in Bamberg der Dompropst Rupert von Goslar zum Bischof ordinirt, nachdem er vom König die Investitur erhalten; als ein vertrauter Freund des Königs und eine sehr einflußreiche Person am Hofe war er den Bamberger Domherren genehm, und der Papst erhob gegen seine Einsetzung keinen Einspruch. Hermanns, des simonistischen Bischofs, letzte Hoffnungen waren damit vereitelt *). Zu derselben Zeit verlieh der König die Abtei Fulda einem schlichten Mönch aus dem Kloster Hersfeld, Ruzelin mit Namen, obwohl Andere ihm und den Hofleuten goldene Berge versprachen. Auch die erledigte Abtei Lorsch fiel ungeachtet großer Versprechungen, die der Propst derselben dem Könige machte, einem armen Mönch zu, der Nichts weniger als solche Ehre erwartet hatte.

Um so bemerkenswerther ist dieses Verfahren Heinrichs, als der Widerstand des deutschen Klerus gegen die strengen Vorschriften des Papstes daneben in alter Weise fortbauerte. Unter dem 3. September hatte Gregor dem Erzbischof Siegfried auf die gemessenste Weise Befehl gegeben, den Cölibat endlich unter der Geistlichkeit seiner Provinz durchzuführen und zu dem Ende eine Synode zu versammeln, zu der er sogar einen eigenen Legaten in dem Bischof von Chur sandte. Im October trat die Synode in Mainz zusammen, aber ein solcher Sturm erhob sich gegen Siegfried unter dem Klerus, daß er für sein Leben zu fürchten hatte. Er erklärte nun, daß er an der Durchführung der päpstlichen Verordnung verzweifele; der Papst selbst möge sehen, wie er den Cölibat durchsetzen könne. Aehnliche Auftritte wiederholten sich an anderen Orten. Niemand konnte lebendigeren Eifer für die kirchliche Reform haben, als der Bischof Altmann von Passau, der frühere Kapellan der Kaiserin

*) Hermann ging in das Kloster Schwarzach und gewann bald darauf die Absolution des Papstes. Er starb in diesem Kloster im Jahre 1084.

Agnes: aber auch er gerieth in Lebensgefahr, als er auf einer Synode mit Gewalt die Decrete Gregors durchführen wollte.

Schwach genug waren noch immer die Aussichten für die Reform in Deutschland, obschon die oberdeutschen Herzöge sich für sie erklärt hatten, obschon unter ihrem Schutz schwärmerische Prediger Baiern und Schwaben durchzogen, um die Laienwelt gegen die simonistische und beweibten Priester aufzuwiegeln. Die Pataria wollte auf dem fremden Boden doch nicht so schnell, wie in Italien, gedeihen, und die Reform schien kaum noch einen kräftigeren Halt hier zu besitzen, als die löblichen Bestrebungen des Königs. Dennoch steigerte sich die Entfremdung zwischen ihm und dem Papste fortan mit jedem Tage, und der wachsende Zwiespalt gab sich in dem Gange der Dinge deutlich zu erkennen.

Denn schwerlich geschah es ohne den Einfluß des Papstes, wenn sich die oberdeutschen Herzöge im Herbst 1075 dem Kriegszuge gegen die Sachsen entzogen. Als dann das Unglück Burchards und seiner Genossen entschieden war, unterließ der Papst nicht sich für die Befreiung der aufständigen Bischöfe zu verwenden, obgleich er früher den Aufstand als ungerechtfertigt verurtheilt hatte. Rom schloß sich augenscheinlich enger den Widersachern des Königs an, und dieser begann seinerseits noch um Vieles offener mit den Feinden des Papstes zu verkehren. Die gebannten Räthe waren mit Herzog Gottfried wieder die einflußreichsten Männer am Hofe; die wichtigsten Geschäfte wurden ihnen übertragen. Man weiß, wie der König Udalrich von Godesheim, einen der Gebannten, in der Mark Meißen ansässig machte, um das bedrohte Land gegen die Polen zu schützen. Etwa zu derselben Zeit sandte er den alten Grafen Eberhard von Nellenburg, der gleichfalls unter dem Bann stand, nach Italien, um dort mit den Gegnern des Papstes in Verbindung zu treten. Der Papst wäre thöricht gewesen, wenn er von einem Römerzuge noch Vortheile für sich ohne die bestimmtesten Bürgschaften hätte erwarten wollen.

Als Eberhard in der Lombardei erschien, hielt er eine große Tagfahrt auf dem Roncalischen Felde. Er belobte die Mailänder wegen ihres muthigen Auftretens gegen Erlembald und wies sie an über die Berge zu ziehen; der König werde ihnen sofort einen Erzbischof geben, wie sie ihn wünschten. Zugleich erklärte er alle Patarener für Feinde des Reichs und des Königs und traf Anstalten, um dem Treiben derselben in Piacenza ein Ziel zu setzen. Theils mußten sie die Stadt räumen, theils ihm ausgeliefert werden und erhielten nur auf Fürbitte der Beatrix die

Freiheit wieder. Allein in Cremona und den Städten der Markgräfinnen behauptete sich die päpstliche Partei, sonst wurde sie in der Lombardei aller Orten zerstreut. Und schon eilten Eberhard und Gregor von Vercelli, der Kanzler des Königs, sich auch mit dem Manne in Verbindung zu setzen, den der Papst am meisten in Italien zu fürchten hatte, der in offener Feindschaft gegen ihn stand. Sie begaben sich zu Robert Guiscard und forderten ihn auf, sein Land von König Heinrich als Lehen zu empfangen.

In der ehrenvollsten Weise empfing der ritterliche Normanne die Gesandten des Königs, aber ihre Aufforderung wies er mit aller Festigkeit ab. „Ich habe dies Land," sagte er, „mit großem Blutvergießen und vielen Beschwerden den Griechen entrissen, unter mannigfachen Verfolgungen meiner Landsleute behauptet und, um den Uebermuth der Sarazenen zu brechen, große Nöthe jenseits des Meeres bestanden. Von allen Seiten bedrängt, bedarf ich der Hülfe Gottes und der Fürbitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus, denen alle Reiche der Welt untergeben sind: deshalb habe ich mit allen meinen Eroberungen mich dem Papste, ihrem Stellvertreter, unterworfen. Nur so glaube ich mich vor der Hinterlist der Sarazenen schützen und die hoffärtigen Griechen besiegen zu können. Denn die Griechen haben von Alters her Apulien und Calabrien beherrscht, und ganz Sicilien war in den Händen der ungläubigen Sarazenen: jetzt aber hat der allmächtige Gott mir den Sieg gegeben, mir das Land unterworfen und mich vor Allen meines Volks erhöht. Ihm muß ich deshalb dienen, ihn allein als den Lehnsherrn dieses Landes erkennen, welches ihr mir zu verleihen versprecht. Indessen die Hand des Königs ist stark und reicht weit: will er mir zu dem Wenigen, was ich besitze, etwas von dem Seinen geben, so werde ich ihm gern als meinem Lehnsherrn huldigen, doch nur mit Vorbehalt der Treue, welche ich der Kirche schulde." Die Gesandten verwunderten sich, wie Amatus von Monte Cassino berichtet, dieser Worte, noch mehr aber des Reichthums und der Macht des Normannen, als sie seine Städte und Burgen sahen. Sie sprachen: „Dieser Fürst ist der mächtigste Herr der Welt!" Reichbeschenkt entließ sie Robert, doch hatten sie ihren Zweck nicht erreicht.

Obschon ein Bund zwischen Heinrich und Herzog Robert nicht geschlossen wurde, blieb die Gesandtschaft nicht ohne wichtige Folgen. Amatus sagt ausdrücklich, daß sie Veranlassung gab, daß sich Robert

und Richard, deren Zwietracht der Papst so lange künstlich erhalten hatte, die Hände zum Frieden reichten. Sie thaten es, indem sie sich gegenseitige Unterstützung gegen Jedermann, also auch gegen den König gelobten, zugleich aber mit der bestimmten Aussicht auf neue Erwerbungen. Robert war wegen Amalfis, welches sich unter seinen Schutz begeben hatte, mit Gisulf von Salerno in die heftigsten Streitigkeiten gerathen und ging mit dem Plan um, den langobardischen Fürsten zu verjagen, um das Gebiet von Salerno, nach dem er so lange getrachtet, endlich unter seine Herrschaft zu bringen; Richard, der selbst nach dieser Seite hin immer sein Fürstenthum hatte erweitern wollen, gab diese Absicht auf und versprach sogar dem Herzoge vor Salerno hülfreiche Hand zu leisten, wenn dieser ihm zum Entgelt Schiffe und Ritter stellen würde, mit denen er sich Neapels bemächtigen könne. Bedeutende Unternehmungen standen im Entwurf, die im Fall des Gelingens fast den ganzen Süden Italiens unmittelbar in die Gewalt der Normannen bringen mußten. Was die römische Curie bisher auf alle Weise zu hindern gesucht hatte, schien durch den Bund Roberts und Richards unvermeidlich.

Und schon ergossen sich die Schaaren der Normannen auch über das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino, über Gebiete, auf welche Rom selbst Ansprüche erhob, obwohl sie vom König Herzog Gottfried zu Lehen gegeben waren. Jener Robert von Loritello, den mit Herzog Robert zugleich der Bann des Papstes getroffen hatte, griff in der Mark den Grafen Trasimund von Chieti an, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten hier mächtig war. Robert von Loritello war ein Neffe Herzog Roberts, ein Sohn jenes Goffred Ridell, der ihm überall so wichtige Dienste geleistet. Mit besonderer Liebe hing der Normannenfürst an diesem Neffen, der nicht nur seinen Namen trug, sondern ihm auch in dem kühnen und doch umsichtigen Auftreten glich; er selbst hatte ihn zu dem Unternehmen gegen Trasimund ausgerüstet. Alle Herren der Mark eilten dem bedrängten Grafen zu Hülfe. Ein Heer von zehntausend Mann stellte man dem jungen Normannenführer entgegen: aber mit fünfhundert Rittern zersprengte er es in alle Winde und zeigte aufs Neue der Welt, wie wenig auf den Kriegsmuth des italienischen Volks zu bauen. Trasimund mußte einen Theil seines Gebiets dem Normannen überlassen, den Rest empfing er als Lehen von ihm zurück. Indessen lenkte Richard von Capua den Ehrgeiz seines

hnes Jordan gegen das Herzogthum Spoleto, und ohne Mühe gewann er sich die Grafen des Marserlandes, von Amiterno und Valvi zu fallen. Hier, wie dort, mußten fortan die Eingeborenen den Nor- mnen Tribut entrichten. Bis in die höchsten Theile der Abruzzen, zum See von Celano und dem oberen Aterno breitete sich die rschaft der Normannen aus.

Der König und Herzog Gottfried waren unmittelbar durch diese e Ausdehnung der normannischen Eroberungen berührt. Es geschah iß nicht ohne Rücksicht auf dieselben, wenn Heinrich damals die er- gten Bisthümer von Spoleto und Fermo ihm vertrauten Männern deutschen Klerikern, wie es scheint, — verlieh und sie dem Papste Weihe sandte. Schwer, als eine Nichtachtung seiner Person und er Stellung, empfand es Gregor, daß er ihm völlig unbekannten rikern in seiner unmittelbaren Kirchenprovinz für Lehen, die er Eigenthum des heiligen Petrus ansah, die Weihe ertheilen sollte. r noch mehr erbitterte ihn die Art, wie der König zu derselben Zeit r die Mailänder Kirche verfügte. Als auf Eberhards Aufforderung ländische Gesandte abermals am Hofe erschienen, bezeichnete ihnen der nig einen ihrer Landsleute aus vornehmer Familie, der ihm eine t lang in Deutschland als Kapellan gedient hatte, als ihren zukünf- n Erzbischof. Man fand gegen den jungen Kleriker — Thedald sein Name — Nichts einzuwenden, und sofort erfolgte die Investi- Die Gesandten führten Thedald dann im Auftrage des Königs nach lland, wo er die beste Aufnahme fand. Aber seine Ernennung war tsdestoweniger vom Standpunkt der Kirche durchaus verwerflich. chte der König Attos Wahl, an der Gregor festhielt, nicht anzuer- ten ein Recht haben, nimmermehr war die Nichtachtung Gottfrieds echtfertigen, den er selbst eingesetzt, selbst hatte weihen lassen und n den nie ein von ihm anerkanntes kirchliches Verfahren ein- itet war.

Sobald Gregor Thedalds Einsetzung erfuhr — es war im Anfang December —, beschloß er die zuwartende Stellung, die er seit ge- ner Zeit behauptet hatte, aufzugeben. Die erschütterten Ordnungen Kirche trieben ihn seine Stimme zu erheben, und nicht minder mußte die politische Stellung, in die er gerathen war, zu einem entschei- en Schritte drängen. Alles ließ sich dazu an, daß es in nächster zu einem großen Zusammenstoß zwischen den Deutschen und Nor-

mannen auf der Halbinsel kommen würde: sollte er ruhig abwarten, welches der beiden Völker den Sieg gewinnen, sich Italien und dann auch das Papstthum unterwerfen würde? Schon sah er in der Halbinsel den Einfluß Roms, den er selbst unter so vielen Mühen begründet hatte, mehr und mehr schwinden. Außer in den Markgräfinnen fand er von den Alpen bis zur Straße von Messina kaum noch irgendwo einen festen Rückhalt. Die Wege, die er bisher gewählt hatte, um den König für seine Absichten zu gewinnen, hatten ihn nicht nur nicht zum Ziele, sondern vielmehr in nicht geringe Gefahren geführt; eine andere und sicherere Straße mußte er einschlagen, um sich dieses jungen Fürsten, dem das Wohl der Kirche nicht gleichgültig schien und der für Roms hierarchische Bestrebungen so förderlich werden konnte, zu vergewissern, um ihn, wo möglich, der bisherigen Umgebung zu entreißen und seinem Willen dienstbar zu machen.

Weder das konnte Gregor beirren, daß sich Thebald durch einige Freunde in Rom um seine Gunst bewarb, noch daß der König noch einmal im Ton der Ergebenheit schrieb und ihm den Brief durch einen Mann schickte, der dem Papste nicht minder genehm war, als die beiden anderen noch immer in Rom verweilenden Gesandten. Wir kennen den Inhalt dieses letzten Schreibens, welches vor dem Bruch der König an Gregor richtete, nicht näher, aber unzweifelhaft brachte es aufs Neue die Kaiserkrönung in Anregung und suchte die Geneigtheit des Papstes für dieselbe zu gewinnen. Gregor meinte nicht mit Unrecht, die Thaten des Königs ständen mit seinen Worten in keinem Einklang; sein Entschluß war gefaßt, fortan mehr auf jene als auf diese zu geben, und dem Könige in einer Weise entgegenzutreten, die eine Entscheidung der so lange schwebenden Fragen herbeiführen mußte.

In diesem Sinne forderte Gregor durch ein Schreiben vom 7. December Thebald auf, seine Einsetzung dem Richterspruche des heiligen Petrus zu unterwerfen und zu dem Ende spätestens bis zur nächsten Fastensynode in Rom zu erscheinen. Auf das Bestimmteste untersagte er ihm vor jenem Richterspruche irgend welche Weihe zu empfangen und warnte ihn vor üblen Rathgebern, die ihn unter Hinweisung auf das Ansehen seines Geschlechts, die Unterstützung seiner Mitbürger und den königlichen Schutz zur Uebertretung des Verbots verleiten möchten. „Erwäge," schließt der Papst, „daß aller Kaiser und Könige Macht

ich alles Anstreben der Menschen gegen die Rechte des apostolischen Stuhls nur gleich Spreu und Asche zu achten ist, und daß es dir nicht steht, auf irgend eines Menschen Antrieb oder im Vertrauen auf ihn dich im freventlichen Leichtsinn übermüthig gegen die göttlichen und apostolischen Gebote aufzulehnen." Den Suffraganen Mailands verbot der Papst durch ein Schreiben vom folgenden Tage Thebald die Weihen zu ertheilen und bedrohte sie, wenn sie das Verbot überträten, mit sofortiger Excommunication; er erwarte von ihnen, sagte er, den Gehorsam, den sie in allen Stücken der römischen Kirche schuldeten.

Zu derselben Zeit war es, daß Gregor den Schritt that, der ihn auf immer vom Könige trennte. Er sandte jene drei deutschen Gesandten, die sich noch in seiner Nähe befanden, — Rapoto, Adalbert und Udalskalk waren ihre Namen — an den König mit einem Schreiben und mündlichen Aufträgen zurück. Von der Aufnahme dieser Botschaft und besonders der mündlichen Aufträge machte er es abhängig, was er auf die letzten Eröffnungen Heinrichs zu antworten habe und ob er überhaupt noch die Verhandlungen mit ihm fortsetzen könne.

Das Schreiben Gregors, welches die Gesandten überbrachten, ist erhalten; es ist das letzte, das er an den König gerichtet, und schon deshalb von großem Interesse. Durchweg bewegt es sich in Vorwürfen gegen Heinrich, die sich aber wesentlich auf zwei Hauptpunkte beziehen, auf die Nichtachtung des über die königlichen Räthe ausgesprochenen Banns und auf den Widerspruch zwischen den ergebenen Aeußerungen des Königs und seinen dem apostolischen Stuhle feindlichen Handlungen. Nur durch das Gerücht wußte der Papst von dem fortgesetzten Umgang des Königs mit den Gebannten, verlangte aber, wenn das Gerücht begründet sei und Heinrich sich schuldig fühle, daß er sich schleunig bei einem untadeligen Bischof Absolution erwirken solle. Den Widerspruch zwischen den Worten und Thaten des Königs findet Gregor erstlich in dem Eingreifen desselben in die mailändischen Verhältnisse, welches mit seinen früheren Versprechungen völlig unvereinbar sei, dann in der Ernennung der Bischöfe von Fermo und Spoleto, endlich in seinem Verhalten in Bezug auf das Investiturverbot. Eine unverantwortliche Verletzung des heiligen Petrus sieht er darin, daß Heinrich auf die ihm angebotenen Verhandlungen über Milderung des Verbots nicht eingegangen sei, sondern ohne alle Rücksicht auf dasselbe nach wie vor die Investitur ertheilt habe. Schließlich ermahnt er den König in ein-

dringlichster Weise zum Gehorsam gegen Gottes Gebote und beschwör ihn die Freiheit der Kirche nicht ferner zu hindern, sondern vielmehr ihre Erhebung zu unterstützen; gerade sein Sieg über die Widersacher und die ihm von Gott jetzt gewährte Macht müßten ihn besonders der Kirche gewinnen; er solle bedenken, wie Gott Saul gestürzt, weil er im Uebermuth des Triumphs die Warnungen des Propheten verachtet, David aber wegen seiner Demuth erhöhet habe.

So ernst der Ton ist, in welchem der Papst diese Vorwürfe und Mahnungen ausspricht, läßt er sich nicht geradezu feindselig nennen; deutlich schimmert sogar durch, daß Gregor in Betreff der Investitur noch zu Zugeständnissen bereit war, wenn der König sich von seinen Räthen trennen und seine früheren Versprechungen, namentlich in Bezug auf Mailand, erfüllen würde. Denn noch immer wollte der Papst weniger einen Bruch mit dem König herbeiführen, als eine Verständigung mit demselben erzwingen, eine Verständigung allerdings, die wesentlich einer Unterwerfung des Kaiserthums unter die Gewalt des römischen Bischofs gleichkam. Unverkennbar sollte der Brief als ein starkes Zwangsmittel dienen: aber einen noch wirksameren Zwang hoffte der Papst durch die mündlichen Aufträge zu üben, die er den Gesandten mitgab.

Gregor selbst hat in einer Darlegung dieser Verhältnisse, zu der er sich später gedrängt sah, den Inhalt jener Aufträge kund gegeben. Die Gesandten, berichtet er, sollten den König im Geheimen ermahnen, wegen jener Laster Buße zu thun, deren er vielfach angeklagt werde und für welche er nicht nur bis zu gebührender Genugthuung excommunicirt, sondern auch nach göttlichen und menschlichen Gesetzen des Reichs für immer entsetzt zu werden verdiene; sie sollten ihm ferner melden, daß der Papst nicht länger umhin könne, ihn von der kirchlichen Gemeinschaft zu trennen, wenn er sich nicht sofort von dem Umgange mit den gebannten Räthen lossage; zugleich aber sollten sie versichern, daß ihn der Papst mit der größten Freude und Liebe im Schooße der heiligen Kirche als den Vertheidiger des Friedens und der Gerechtigkeit umfangen würde, sobald er sein Leben bessern und die Ermahnungen vom Stuhle Petri beherzigen wolle. So giebt Gregor selbst an und scheint im Wesentlichen nichts Anderes übergangen zu haben, als daß er durch die Gesandten dem Könige ankündigen ließ, er werde schon auf der nächsten Fastensynode die angedrohten Strafen verhängen, wofern derselbe nicht bis dahin deutliche Beweise seiner Sinnesänderung gegeben

abe*). Es ist klar, daß dadurch der König zu einem raschen Entschluß gedrängt werden sollte.

Mochten die letzten Absichten des Papstes auch friedliche sein, diese Aufträge der Gesandten enthielten nicht allein die stärksten Drohungen, sondern auch Beleidigungen gegen den König, die ihn im tiefsten Herzen verwunden mußten. Denn was hätte ihn schmerzlicher verletzen können, als daß das Oberhaupt der Kirche, von dem er vor Allen Gerechtigkeit erwarten durfte und das bisher in dem Tone väterlicher Zuneigung und schonenden Wohlwollens zu ihm gesprochen hatte, plötzlich ihm jene abscheulichen Verbrechen zur Last legte, die ihm erbitterte Feinde nachgesagt hatten, deren er aber weder geständig noch überwiesen war? War es nicht, als ob der Papst diesen Feinden, nachdem er sie im Glück nicht unterstützt, nun im Falle die rettende Hand reichen und so den Sieg des Königs vereiteln wolle? Drohte er ihm jetzt in der That nicht dasselbe an, was die Sachsen früher von Siegfried und in Rom selbst vergeblich beansprucht hatten? In einem sehr verdächtigen Lichte mußte dem König nun erscheinen, daß sich der Papst kurz zuvor für die Befreiung der aufständigen Bischöfe so dringend verwandt hatte. Kaum konnte er daher in dieser Botschaft etwas Anderes als offene Feindseligkeit sehen, und Gregor, obschon er den Frieden wollte, trug selbst die Schuld, wenn aus der von ihm gestreuten Saat Zwietracht statt Eintracht aufging.

Die Gesandten verließen etwa den 8. December Rom und erschienen am 1. Januar 1076 am königlichen Hoflager in Goslar. Man kann denken, welche Aufnahme sie bei einem Fürsten fanden, der eben im vollen Gefühl neuer und glänzender Erfolge stand und den das Glück eher zu größerer Härte als zur Nachgiebigkeit stimmte. Nicht allein daß sie kein Bekenntniß der Schuld von ihm erlangen, kein Gefühl der Reue bei ihm wecken konnten, sie mußten sogar unter den ärgsten Schmähungen, daß sie als Vasallen des Königs sich zu einer solchen Botschaft hätten gebrauchen lassen, vom Hofe weichen. Der

*) Heinrich hat Gregor wiederholentlich vorgeworfen, dieser habe ihm durch die Gesandten sagen lassen, entweder werde er selbst, der Papst, untergehen oder ihm, dem Könige, Reich und Leben nehmen. Sind diese oder ähnliche Aeußerungen verlautet, so ist doch der Zusammenhang, in welchem sie standen, nicht nachzuweisen. Daß der König selbst zur Fastensynode nach Rom citirt sei, sagt Lambert, aber er allein, und gewiß ohne Grund.

König war in seiner Stellung und in seiner Person auf das Höchste gekränkt, und im Vertrauen auf seine jetzt scheinbar so gesicherte Macht beschloß er dem rücksichtslosen Papst nur um so rücksichtsloser entgegenzutreten. Der Sieg, den er über die Sachsen gewonnen, schien ihm erst vollständig, wenn er den Papst beseitigt hätte; erst dann schien sich ihm auch der Weg nach Italien und zur Kaiserkrönung zu öffnen.

In der höchsten Erregung machte der König dem Hofe bekannt, wie Hildebrand ihm nach der Krone und dem Leben trachte. Unverweilt ging er dann mit seinen gebannten Freunden und den Bischöfen, welche die Strafen Roms trugen oder doch fürchteten, darüber zu Rath, wie dem Uebermuth des verwegenen Mönchs zu begegnen sei. Leicht stellt man sich vor, welche Reden in diesem Kreise laut wurden, wie die Leidenschaft an der Leidenschaft sich erhitzte. Der König und Alle, die ihn umgaben, wurden bald einig, man müsse den Papst, noch ehe er auf der bevorstehenden Fastensynode das Schwert Petri schwingen könne, seines Amtes entsetzen; so entziehe man ihm die Autorität und entkräfte vorweg die Beschlüsse der römischen Synode, wenn sie ja noch solche gegen den König zu fassen wagte. Daß Heinrich so gut, wie seine Vorgänger und seine Mutter, einen römischen Bischof entsetzen könne: daran zweifelte wohl Niemand in Goslar. Aber unerhört mußte doch selbst hier erscheinen, daß ein deutsches Nationalconcil die Entsetzung aussprechen sollte: doch mochte man es mit der Dringlichkeit der Zeitumstände zu entschuldigen suchen und sich auf die unglücklichen Baseler Vorgänge vom Jahre 1061 berufen. Ueberdies war nicht unvergessen, daß Hildebrands Wahl nichts weniger als ordnungsmäßig erfolgt, daß sie vom König nie förmlich anerkannt war.

Eile war geboten, und schon zum 24. Januar berief der König die deutschen Bischöfe zu dem Concil nach Worms. Er selbst verließ Goslar, um in Person einer Handlung beizuwohnen, welche den letzten Widersacher, den er noch fürchtete, vernichten sollte. Lange genug hatte er den Kampf mit Rom gefürchtet und hingehalten; derselbe schien jetzt unvermeidlich, und er hielt sich des Sieges für sicher. Er zählte nicht allein auf den Beistand der deutschen Bischöfe und so angesehener deutscher Fürsten, wie Gottfried, sondern auch auf die Lombarden und Römer.

Denn schon traten dem Papste auch in Italien seine Widersacher in der dreistesten Weise entgegen. In der Lombardei, wie in Rom

ählte man es, daß der Bruch zwischen der päpstlichen Curie und dem eutschen Hofe nicht mehr ausbleiben konnte. Kaum waren die letzten Botschaften des Papstes über die Alpen getragen, so hielt Cencius die Zeit für günstig einen verruchten Anschlag auszuführen, über welchen er lange im Stillen gebrütet. In der Christnacht versuchte er den Papst lebend oder todt in seine Gewalt zu bringen.

Nach uralter Sitte feiert der Papst die heilige Nacht in der Kirche S. Maria maggiore, wo die Krippe bewahrt werden soll, in welcher das Christuskind zuerst gebettet wurde. Der nächtliche Gottesdienst wird dort gewöhnlich, obwohl die Kirche weit ab von den bevölkerten Theilen der Stadt liegt, unter einem großen Zufluß der Gläubigen gehalten. Diesmal war es anders. In Strömen ergoß sich der Regen, so daß Wenige den weiten Weg nach der Kirche antreten mochten. Nur von einem kleinen Gefolge von Klerikern und Laien war der Papst umgeben, als er die Vigilien und die Frühmesse hielt. Dies erfuhr Cencius und eilte mit seinen Genossen zur Stelle; sie kamen auf schnellen Rossen, gewappnet bis an die Zähne. Bei der Kirche angelangt, brachten sie ihre Pferde in Sicherheit und stürmten dann sogleich unter wildem Getümmel in das Gotteshaus. Sie hieben nieder, was ihnen im Wege stand; ohne weiteren Widerstand zu finden, durchbrachen sie die Schranken des Hauptaltars, wo der Papst eben den Laien das Abendmahl reichte. Einer der Verruchten hob sofort das Schwert, ihm das Haupt zu spalten: aber plötzlich gelähmt sank er zusammen und konnte den Streich nicht führen. Doch blutete der Papst gleich darauf aus einer Stirnwunde, die ihm ein Anderer schlug, und bald war er ganz in der Gewalt der Rotte. Man riß ihn an den Haaren fort, beraubte ihn seiner priesterlichen Gewande und setzte ihn auf ein Pferd. So brachte man ihn, nur nothdürftig bekleidet, in der schlimmen Winternacht nach dem festen Thurm des Cencius, der in weiter Entfernung beim Pantheon lag.

Als der Weihnachtstag dämmerte, verbreitete sich schnell das Gerücht von dem entsetzlichen Frevel durch die Stadt. Der Regen ließ nach, und Alles eilte auf die Straßen. Die Geistlichkeit schloß die Kirchen und entkleidete die Altäre ihres Schmuckes. Trompeten riefen die Stadtmiliz zusammen, um die Thore zu besetzen, damit Cencius nicht die Flucht ergreifen könne. Noch wußte man nicht, wo er den Papst geborgen, ob er ihn lebend oder todt in Händen habe. Bald aber wurde

bekannt, daß Gregor im Thurm des Cencius gefangen sitze, und All
strömte dorthin. Von einer unermeßlichen Menge sah sich Cenci
umlagert, und nichts Anderes blieb ihm übrig, als den Papst
Haft zu entlassen. Aber die wüthende Menge dürstete nach dem Bl
des Frevlers. Nur mit Mühe gelang es Gregor, weiteres Blutv
gießen zu hindern, um den heiligen Tag nicht durch größere Grei
zu entweihen. Kaum der Gefangenschaft entronnen, kehrte er na
S. Maria maggiore zurück, um den unterbrochenen Gottesdienst z
vollenden. Als dies geschehen, entließ er die Menge mit seinem Seg
und begab sich nach dem Lateran, wo er das Fest nach gewohnt
Weise beging. Mit bewunderungswürdiger Fassung überstand er d
Tag, der zu seinem Verderben bestimmt war, aber ihm zum schönst
Siege verhalf und sein Ansehen in der Stadt nicht wenig steigerte.

Am folgenden Tage wurde über Cencius und seine Genossen G
richt gehalten. Er selbst hatte bereits in der Nacht mit seinem Wei
und seinen Kindern der Stadt zu entkommen gewußt und sich t
Strafe entzogen: aber sein Thurm wurde dem Erdboden gleichgemac
seine Güter mit Feuer und Schwert verwüstet, seine Dienstleute gra
sam mißhandelt. Die Mitschuldigen seines Frevels wurden aus t
Stadt verbannt, ihre Burgen und Häuser zerstört, ihre Güter ei
gezogen. Nur ein Todesurtheil wurde ausgesprochen und vollstre
den traf es, der das Blut des Papstes vergossen hatte.

Cencius Plan war vereitelt, aber dadurch weder er selbst noch s
Anhang vernichtet. In einer Burg der Campagna setzte er sich
und verheerte von dort weit und breit die Besitzungen der römisc
Kirche. Weder in der Umgegend Roms, noch in der Stadt selbst feh
es ihm an mächtigen Freunden; noch einmal ließ ihm der Papst
Hand zur Versöhnung bieten und erst, als er sie ausschlug, durch d
Bischof von Palestrina den Bann gegen ihn erneuern. Doch auch in we
terer Ferne hatten Cencius und seine Genossen Verbindungen. Durch d
Cardinal Hugo stand er Wibert und den lombardischen Bischöfen nah
welche dem Verbote Gregors zum Trotz bereits Thebald geweiht un
dadurch ohne alle Scheu die Strafen Roms herausgefordert hatte
Gleich hitzige Gegner hatte, wie man sieht, der Papst jenseits und die
seits der Alpen zu bekämpfen.

Aller Widerstand dort fand gleichsam seinen Mittelpunkt im Ca
dinal Hugo, und dieser Mann übernahm es, über die Alpen zu gehe

um alle Widersacher des Papstes zu einen und die Verhältnisse so herzustellen, wie sie zu Cadalus Zeiten bestanden hatten. Anderes ließ sich von diesem jungen und durchgreifenden König erwarten, als einst von der schwankenden Kaiserin; würde der Kampf jetzt erneuert, so müßte, meinte Hugo, Hildebrands letzte Stunde geschlagen haben. Von Wibert begab sich der Lothringer zu Thebald, von ihm an den königlichen Hof; er suchte Gegenden auf, die er seit den Tagen Leos IX. kaum wieder betreten hatte. Er kam nach Worms zur rechten Stunde, um dort die Erbitterung gegen den Papst zu jenem blinden Haß zu steigern, der ihn selbst gegen einen Mann beseelte, den er zur größten Höhe erhoben zu haben glaubte, ohne billigen Dank zu ernten.

Der König entsetzt den Papst.

Am 24. Januar 1076 wurde, wie bestimmt war, in Gegenwart des Königs das Nationalconcil in Worms eröffnet. Man zählte vierundzwanzig deutsche Bischöfe, zu denen sich noch ein burgundischer und ein italienischer gesellte. Von den Erzbischöfen waren nur zwei erschienen, Siegfried von Mainz und Udo von Trier, da der neue Erzbischof von Köln noch nicht geweiht war, Wezel von Magdeburg sich in Haft befand, die Erzbischöfe von Salzburg und Bremen sich wohl geflissentlich der mißlichen Sache entzogen. Von den Bischöfen fehlten etwa zehn, meist aus äußeren Gründen; nur wenige waren gleich Altmann aus Passau wegen Gewissensbedenken ausgeblieben. Auch die Klostergeistlichkeit war in großer Zahl herbeigekommen, spielte jedoch bei den Verhandlungen keine eingreifende Rolle. Unter den weltlichen Fürsten, deren nicht wenige dem Concil beiwohnten, ragte durch seine ganze Stellung und durch die Einwirkung, welche er auf die Verhandlungeu übte, Keiner mehr hervor als Herzog Gottfried. Den Vorsitz bei den Besprechungen der Bischöfe führte der Erzbischof von Mainz. Wie jetzt die Sachen standen, war Niemand königlicher gesinnt als er; wie oft er um die Gunst dieses Papstes gebuhlt hatte, den er jetzt verurtheilen wollte, hatte er entweder vergessen oder hätte es doch vergessen mögen.

Es bedurfte wenig, um die Versammlung in die lebhafteste Aufregung zu versetzen, weniger als die boshaften Erfindungen des Cardinals Hugo, der als Ankläger des Papstes auftrat. Dieser Mann,

der so lange in Rom und wenigstens zeitweise in der größten Vertrau lichkeit mit Gregor gelebt hatte, scheute sich nicht die unglaublichste Dinge von ihm dem Concil zu berichten, wie er, im niedrigsten Stand geboren und im Kloster erzogen, aus maßlosem Ehrgeiz dasselbe ve lassen, bei Zeiten der früheren Päpste durch List und Gewalt alle Mac an sich gerissen und große Reichthümer erworben, dann sich a unrechtmäßige Weise den Stuhl Petri gewonnen habe, den er dur den anstößigsten Lebenswandel beflecke; vor Allem warf er dem Papst vor, daß er sich mit vornehmen Frauen umgebe und mit der Markgräfin Mathilde im Ehebruch lebe.

Hugos Anschuldigungen waren theils rein vom Hasse erfunden, theils in hohem Maß übertrieben. Es waren genug Männer in der Versammlung, die ihren Ungrund leicht hätten darthun können. Auch hat der König schwerlich Hugos Mährchen Glauben geschenkt; noch weniger ist zu erwarten, daß der Cardinal Herzog Gottfried überzeugt haben sollte, so widerwärtig dem Herzog die Vertraulichkeit seine Gemahlin mit dem Papste war, die diesem eben so große Zuneigun schenkte, wie ihm Kälte bewies. Aber, nachdem einmal der Papst di unerwiesenen Verdächtigungen der Sachsen gegen den König sich an geeignet hatte, schien es nur eine gebührende Vergeltung, wenn mar seinem persönlichsten Widersacher williges Ohr lieh. Und zu allen Zeiten hat unter ähnlichen Verhältnissen gegen die Leidenschaft ruhig Erwägung nicht Stand gehalten, zu allen Zeiten haben erregte Parteien weniger nach dem Wahren oder Wahrscheinlichen gefragt, als nach dem was ihren Zwecken dient. So wurden auch Hugos Mährchen damal für wahr gehalten oder doch dafür ausgegeben, und sind Jahrhundert lang von Gegnern der römischen Hierarchie meist in gutem Glauben, o auch wider besseres Wissen nacherzählt worden.

Die Bischöfe beschlossen, wie es der König wünschte, daß der Papst weil er widerrechtlich den Stuhl Petri bestiegen, denselben verlasse müsse und nicht ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen sei. S folgten dabei großentheils eben so sehr ihrem eigenen Herzen, als de Willen des Königs. Einzeln unterschrieben sie dann nicht nur da Absetzungsdecret, sondern stellten jeder besonders noch eine Bescheinigun aus, daß sie fortan Hildebrand weder gehorchen noch ihn als apostolischen Vater anerkennen oder anreden wollten. Die Unterschrift leisteten die meisten willig. Nur die Bischöfe Adalbero von Würzburg und

Hermann von Metz, die persönlich dem Papste früher in Rom ihre Ehrfurcht bezeigt hatten und die Lügen Hugos besser als andere durchschauen mochten, erhoben gegen das außergewöhnliche und den kanonischen Bestimmungen widerstreitende Verfahren schließlich Bedenken. Doch der alte Bischof Wilhelm von Utrecht, ein sehr unterrichteter, aber stolzer und hochfahrender Mann, der bei dem König und Herzog Gottfried*) viel vermochte, ließ die Schwankenden hart an und suchte ihre Bedenken zu beseitigen. Bebend unterschrieben auch sie. In eigenthümlicher Weise wollte sich der schlaue Hezil von Hildesheim vor jedem Nachtheil schützen. Er vermerkte unter seinem Namen das Zeichen eines Speers, womit man in den Handschriften apokryphe Stellen anzudeuten pflegte; so meinte er seiner Unterschrift im Fall der Gefahr die Bedeutung benehmen zu können.

Darauf erließen die Bischöfe gemeinschaftlich ein Schreiben an den Bruder Hildebrand, in welchem sie ihm den Gehorsam aufkündigten und die Gründe ihres Verfahrens angaben. Sie hätten — so heißt es in dem Schreiben — bisher gehofft, daß er durch Rechtschaffenheit und Thätigkeit seine ihnen längst bekannte widerrechtliche Ergreifung der höchsten Kirchengewalt in Vergessenheit bringen werde, aber dem üblen Anfang seines Pontificats seien im Fortgange immer größere Uebel gefolgt; Friede und Liebe seien aus der Kirche gewichen, da er als ein Bannerträger des Schismas mit Härte und mit Uebermuth aufgetreten sei, da er die Flammen der Zwietracht, die er erst in Rom entzündet, über alle Kirchen Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Spaniens verbreitet habe; alle Gewalt der Bischöfe habe er, so weit es bei ihm gestanden, gebrochen und die Verwaltung der Kirche dem aufständigen Pöbel übergeben, so daß Niemand mehr Bischof oder Priester sein könne, wer sich nicht in schimpflicher Weise vor Rom demüthige; die ganze herrliche Ordnung der Kirche, wie sie von den ältesten Zeiten bestanden, sei durch seine Decrete vernichtet worden, denn, während er die Bischöfe herabgewürdigt, habe er sich selbst eine neue ganz ungebührliche Macht beigelegt, indem er behaupte, daß Niemand ein Recht auf die Schlüsselgewalt habe, als er selbst oder wen er damit beauftrage; nach solchen und ähnlichen Erfahrungen könnten sie nicht länger schweigen

*) Gottfried hatte das Weihnachtsfest kurz vorher bei Wilhelm in Utrecht mit großem Glanze gefeiert.

sondern müßten endlich offen aussprechen, weshalb er nicht auf dem apostolischen Sitze bleiben könne, ja ihn niemals habe besteigen dürfen.

Im weiteren Verlauf des Schreibens führen dann die Bischöfe die Gründe einzeln auf, weshalb Gregors Wahl ungültig gewesen und die Fortführung des Pontificats ihm nicht mehr gestattet werden könne. Er habe, sagen sie, in den Tagen Heinrichs III. einen leiblichen Eid geschworen, daß er bei des Kaisers oder seines Sohnes Lebzeiten weder selbst Papst werden noch einen Anderen als solchen anerkennen wolle, wofern nicht die Wahl vom Kaiser oder seinem Sohne gebilligt sei; ferner habe er einst, als von den Cardinälen mehrere sich um das Papstthum bewarben, einen Eid abgelegt, daß er selbst niemals sich in den Besitz desselben setzen werde, um auch jene dadurch zu einem gleichen Gelöbniß zu bewegen; endlich sei durch das Wahldecret Nicolaus II. unter Androhung des Bannes bestimmt worden, daß Niemand Papst werden dürfe ohne Genehmigung des Königs, und dieses Decret habe er selbst abgefaßt, durchgesetzt und unterschrieben; hätte er hiernach ohnehin den Stuhl Petri nie besteigen dürfen, so sei er durch den wiederholten Eidbruch vollends desselben unwürdig, zumal er durch den über Gebühr vertrauten Verkehr mit dem Weibe eines Anderen das schwerste Aergerniß der gesammten Kirche gebe; aus Schamgefühl wollten sie nicht Alles sagen, was ihnen zu Gebote stände, aber überall würden Klagen laut, daß alle Verhandlungen beim apostolischen Stuhl durch Frauen geführt würden und durch diesen neuen Weibersenat die ganze Kirche geleitet werde; die Worte versagten ihnen, um alle die niederen Schmähungen wiederzugeben, welche sich der Papst gegen die Bischöfe erlaube, indem er sie Hurensöhne zu nennen oder in ähnlicher Weise zu schimpfen sich erdreiste. „Da du," schließt das Schreiben, „mit schweren Meineiden dein Amt angetreten, die Kirche Gottes durch deine Neuerungen in die größten Gefahren gestürzt, deinen Wandel durch solche Verbrechen befleckt hast, so sagen wir dir den Gehorsam auf, den wir dir nie versprochen haben und in Zukunft nicht leisten werden, und da Keiner von uns, wie du öffentlich zu äußern pflegtest, dir bisher als Bischof galt, so wirst du auch Keinem von uns fortan als Papst gelten."

In Verbindung mit diesem Schreiben der Bischöfe wurde ein anderes im Namen des Königs ausgestellt, welches die bezeichnende Aufschrift trägt: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes

heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch.“ Denn der besondere Inhalt des Schreibens, welches im Uebrigen nur die Beschuldigungen der Bischöfe wiederholt, beruht wesentlich in der Ausführung, daß der König seine Macht unmittelbar von Gott habe, Gregors Gewalt dagegen als eine durch List, Geld, Volksgunst und Gewalt erworbene nicht von Gott stamme, daß ihm deshalb in keiner Weise zugestanden habe den Gesalbten des Herrn zu berühren, über den nach dem Ausspruche der Väter das Gericht Gott allein vorbehalten sei und der, so lange er nicht den Glauben verlasse, wegen keines Verbrechens abgesetzt werden könne. So schließt das Schreiben: „Der heilige Petrus, ein Papst in Wahrheit, sagt: „Fürchtet Gott, ehret den König“; du aber, weil du Gott nicht fürchtest, verunehrst in mir seine Ordnung. Der heilige Paulus, wo er den Engel vom Himmel nicht schont, der Anderes als das Evangelium predigen würde, hat dich, der Anderes auf Erden lehrt, nicht ausgenommen. Denn er sagt: „So irgend Jemand, ob wir oder ein Engel vom Himmel, euch würde Evangelium predigen anders, denn euch gepredigt ist, der sei verflucht“ *). Durch diesen Fluch und unser und unserer Bischöfe Urtheil verdammt, steige also herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl; ein Anderer besteige den Thron Petri, der da nicht Gewalt unter dem Deckmantel der Religion übt, sondern die lautere Lehre des heiligen Petrus verkündet. Ich Heinrich, König von Gottes Gnaden, rufe dir mit allen meinen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab!“

Diese Briefe sollten durch die Bischöfe Huzmann von Speier und Burchard von Basel, so beschloß man, im Namen des Concils zuerst den lombardischen Bischöfen zur Bestätigung vorgelegt, dann aber nach Rom überbracht und vor der versammelten Synode dem Papste zugefertigt werden; Hildebrands Absetzung sollten die Bischöfe dort öffentlich verkündigen und die Römer auffordern eine Gesandtschaft an den Hof zu schicken, um aus der Hand des Königs den neuen Papst zu empfangen. Herzog Gottfried erbot sich den Erwählten dann nach Rom zu geleiten, und bereits Pfingsten wollte der König sich in Sanct Peter die Kaiserkrone von dem Manne seiner Wahl aufsetzen lassen.

*) Galater 1, 7.

Als das Concil in Worms sich trennte, machten sich die beiden Bischöfe sogleich auf den Weg. Sie begleitete im Auftrage des Königs der alte Graf Eberhard, der unter den Lombarden bekannt genug war. Auch erreichten die Gesandten unter den lombardischen Bischöfen leicht ihren Zweck. Eine zu Piacenza versammelte Synode trat mit der größten Bereitwilligkeit den Beschlüssen zu Worms bei, ja die einzelnen Bischöfe verpflichteten sich sogar eidlich Hildebrand nicht ferner Folge zu leisten. Aber trotz so günstiger Anfänge wagten die Gesandten sich doch nicht nach Rom; sie mochten Kunde davon haben, daß dort die Stimmung gegen den Papst nicht die sei, die sie erwartet hatten.

Gleich nach den Wormser Beschlüssen hatte sich nämlich der König brieflich an die Römer gewandt, um sie von denselben in Kenntniß zu setzen und zum Widerstand gegen Hildebrand aufzurufen. Er theilte ihnen zugleich ein Schreiben mit, welches er an letzteren gerichtet, um das bisher zwischen ihnen obwaltende persönliche Verhältniß für immer zu lösen. Nicht mit kirchlichen Phrasen überladen, in der Sprache der Leidenschaft geschrieben, läßt dieses Schreiben in das wahre Verhältniß des Königs zum Papst einen tieferen Blick werfen und verdient seinem ganzen Wortlaut nach mitgetheilt zu werden.

So schrieb der König dem Papst: „Heinrich, König von Gottes Gnaden, an Hildebrand. Da ich bisher von dir väterliche Gesinnungen erwartete und dir in Allem zu großem Mißfallen meiner Getreuen Gehorsam bewies, hast du dies erwiedert, wie es der schlimmste Feind meines Lebens und meines Reichs nicht ärger vermocht hätte. Denn, nachdem du im Anfang mir jedes ererbte Recht, welches ich von deinem Sitze fordern konnte, durch übermüthiges Wagniß entrissen, hast du weiter fortschreitend auch das italienische Reich durch die abscheulichsten Ränke mir zu entziehen gesucht. Und damit noch nicht zufrieden, hast du deine Hand erhoben gegen die ehrwürdigsten Bischöfe, die uns auf das Engste, gleichwie die Glieder dem Haupt, verbunden sind, sie mit den dreistesten Beleidigungen und empfindlichsten Schmähungen gegen göttliches und menschliches Recht, wie sie selbst gestehen, verfolgt. Ich übersah dies mit Geduld; du aber hieltest meine Geduld für Zaghaftigkeit und wagtest dich sogar gegen mich, das Haupt selbst, zu erheben; denn du sandtest mir die dir wohl bekannte Botschaft, daß du, um deine eigenen Worte zu gebrauchen, entweder sterben oder mich um

Reich und Leben bringen würdest. Diesem unerhörten Hochmuth meinte ich nicht mehr mit Worten, sondern mit der That entgegentreten zu müssen und berief eine Versammlung aller Bischöfe meines Reichs auf ihre eigenen Bitten. Als hier, was bisher aus Scheu und Ehrfurcht verschwiegen, bekannt wurde, trat aus den wahrhaften Aussagen derselben gegen dich, die du aus ihrem Briefe erfahren wirst, klar an den Tag, daß du nicht länger den apostolischen Stuhl einnehmen könnest. Ihr Urtheil, weil es gerecht und billig vor Gott und Menschen war, habe ich genehmigt: deshalb spreche ich dir jedes Recht ab, was du bisher als Papst geübt hast, und gebiete dir nach dem Rechte des Patriciats, welches mir Gott gegeben und die Römer eidlich bestätigt haben, daß du von dem Bischofsstuhle der Stadt herabsteigest."

Der König meinte, die Römer würden aus diesem Schreiben sehen, wie Hildebrand nicht nur die Kirche unterdrückt, sondern auch als ein Feind des Reichs sich erwiesen habe; er forderte sie deshalb auf, sich kräftigst gegen ihn zu erheben. „Wir sagen nicht," heißt es am Schluß des an die Römer gerichteten Schreibens, „daß ihr sein Blut vergießen sollt, da ja das Leben ihm nach seiner Entsetzung nur eine härtere Strafe als der Tod sein wird, sondern daß ihr ihn, wenn er es nicht willig thut, den päpstlichen Stuhl zu verlassen zwingt und einen Anderen, der von uns nach eurem und aller Bischöfe Rath erwählt werden soll, als Papst aufnehmt, einen Mann, der jene Wunden zu heilen den Willen und das Vermögen hat, welche Hildebrand der Kirche geschlagen."

Diese Schreiben des Königs hatten auf die Römer ihre Wirkung verfehlt. Wenn auch Cencius Freunde in der Stadt zählte, so war doch das Ansehen des Papstes seit jener traurigen Christnacht stätig gewachsen und für seine persönliche Sicherheit hatte er kaum noch zu sorgen. Wohl war es deshalb ein Wagniß für die Gesandten, mit ihren Aufträgen inmitten einer von ihm berufenen Synode, umringt von einer ihm ergebenen Bürgerschaft, vor ihn hinzutreten, ein Wagniß, zu welchem die Bischöfe sich nicht stark genug fühlten: und sie hatten von Glück zu sagen, daß sie des schweren Ganges überhoben wurden. Ein Kleriker aus dem schismatischen Parma, Roland mit Namen, und ein königlicher Ministerial übernahmen es die gewichtigen Schreiben nach Rom zu bringen und dem Papst vor seiner Synode den Gehorsam auf-

zukündigen. Großen Lohn scheint man ihnen versprochen zu haben*), un
unter Todesängsten haben sie ihn sauer verdienen müssen.

Der Papst bannt und entsetzt den König.

Eine stattliche Versammlung hatte sich in der Kirche des L
teran zusammengefunden, als in der zweiten Woche der Fasten a
21. Februar der Papst die Synode eröffnete. Die Zahl der Bischö
wird auf hundert und zehn angegeben. Sie mochten aus dem südliche
und mittleren Italien, aus Burgund und Frankreich gekommen sein
aus Deutschland und der Lombardei war Keiner zugegen. Viele Aebte un
Mönche hatten sich von nahe und fern eingefunden, und eine dicht
Menge von römischen Klerikern und Laien füllten die weiten Räum
der Kirche. Auch die Kaiserin Agnes war gegenwärtig, um zu erleben
was ihrem Herzen das Schmerzlichste sein mußte.

Roland und sein Gefährte waren erst am Tage zuvor in Rom an
gekommen, aber sie zögerten keinen Augenblick ihren gefährlichen Auftra
zu erfüllen. Sie begaben sich in die Synode und übergaben ihre Brie
im Namen des Königs dem Papste. Roland rief Gregor vor d
versammelten Menge die Worte zu: „Der König und unsere Bischö
gebieten dir von dem Stuhle Petri zu steigen, den du nicht nach de
Recht, sondern durch Raub erlangt hast!“ Darauf wandte er sich zu d
römischen Cardinälen und forderte sie auf, Gesandte nach Deutschla
zu schicken, um aus der Hand des Königs, der Pfingsten selbst na
Rom kommen werde, einen anderen Papst zu empfangen; „denn diese
fügte er hinzu, „ist kein Papst, sondern ein reißender Wolf.“ Bei dies
Worten brach ein furchtbarer Sturm in der Versammlung los. D
Cardinal-Bischof Johann von Porto rief: „Ergreift ihn!“ Der Präfe
Cencius, ein von Jugend an dem Papst überaus ergebener Mann, un
alle Bewaffneten in der Versammlung zückten die Schwerter und hieben au
die Gesandten ein. An der heiligen Stätte würden sie vor den Augen
des Papstes hingeschlachtet sein, wenn er nicht selbst sie mit seinem
Leibe gedeckt und den Wüthenden entrissen hätte. Er ließ sie dann zu
seinen Füßen niedersitzen und stellte die Ruhe her. Die Verhandlungen

*) Roland erhielt bald darauf das Bisthum Treviso.

nahmen ihren Fortgang; der Papst leitete sie, dem Befehle des Königs trotzend. Der erste Tag der Synode verlief ohne weitere Störung.

Gregor hatte auch in diesem Sturm die Fassung bewährt, die ihn in dem Drange ungewöhnlicher Dinge, so heiß sonst sein Blut wallte, am wenigsten zu verlassen pflegte. Schon am anderen Tage kam ihm Botschaft von einigen deutschen Bischöfen, die ihm Reue über ihr unbedachtes Beginnen zu erkennen gaben: diese Botschaft belebte seinen Muth. Als er in die Synode kam, ließ er die Briefe des Königs und der Bischöfe verlesen und stellte zur Berathung, wie gegen die Verächter des apostolischen Stuhls zu verfahren sei. Die Synode beschloß, was er wünschte. Siegfried von Mainz wurde, „weil er sich die Bischöfe und Aebte des deutschen Reichs von der heiligen römischen Kirche, ihrer geistlichen Mutter, zu trennen erdreistet hätte," vom Amt suspendirt und vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Auch über die deutschen Bischöfe, die freiwillig dem Schisma beigetreten waren und dabei verharren wollten, wurde die Ausschließung vom Amte und der kirchlichen Gemeinschaft verhängt, dagegen die Bestrafung für alle, die nur gezwungen beigetreten, bis auf Petri Kettenfeier (1. August) verschoben; erst wenn sie bis dahin nicht in Person oder durch Boten dem römischen Stuhle Genugthuung geleistet hätten, sollten auch sie ihres bischöflichen Amtes beraubt werden. Die lombardischen Bischöfe schloß der Papst insgesammt, „weil sie mit Verachtung der Kirchengesetze sich gegen den heiligen Petrus verschworen hätten," von ihrem Amt und der Gemeinschaft der Kirche aus. Außerdem wurden einige Strafen, welche Hugo von Die, der übereifrige Legat des Papstes, in Burgund verhängt hatte, bestätigt. Das Wichtigste aber war, daß der Papst, was er dem Könige angedroht hatte, zur Ausführung brachte: er sprach den Bann über ihn aus, entsetzte ihn seiner königlichen Gewalt und entband alle Unterthanen von dem Eide, den sie ihm geschworen hätten oder noch schwören würden.

In einem Gebet an den heiligen Petrus verkündete Gregor vor der Synode sein Urtheil über den König. Es sind folgenschwere und ewig denkwürdige Worte, die er damals vom Stuhl Petri sprach: „Heiliger Petrus," so hub er an, „du Fürst der Apostel, neige zu uns, ich bitte dich, gnädig dein Ohr; vernimm mich, deinen Knecht, den du von Kindesbeinen an ernährt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen errettet hast, die mich wegen meiner Treue gegen dich ge-

haßt haben und hassen. Du selbst bist mein Zeuge, und mit dir meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter den Seligen, daß deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung genöthigt hat, daß ich es nicht für einen Raub deinen Stuhl zu besteigen angesehen habe, sondern lieber in der Fremde mein Leben zu beschließen gewillt war, als deinen Sitz um irdischen Ruhmes willen durch weltliche Ränke zu gewinnen. Und deshalb, glaube ich, war es dein Wille und ist es noch jetzt, daß nach deiner Gnade, nicht nach meinem Verdienst, die Christenheit, dir besonders befohlen, mir als deinem Stellvertreter besonders gehorchen soll, und um deinetwillen ist mir von Gott die Macht verliehen zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. In diesem Vertrauen untersage ich zur Ehre und zum Schutz deiner Kirche im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in Kraft deiner Vollmacht dem König Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohn, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen deine Kirche erhoben hat, die Regierung des ganzen deutschen Reichs und Italiens, löse alle Christen von der Verpflichtung des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage hiermit, daß irgend Jemand ihm als einem Könige diene. Denn es gebührt sich, daß wer die Würde deiner Kirche zu mindern sucht, selbst die Würde verliert, die er besitzt. Und weil er als Christ weder gehorchen wollte, noch zu dem Herrn zurückkehrte, den er verlassen hatte, indem er Gemeinschaft mit Gebannten pflog, meine Mahnungen, die ich — du bist mein Zeuge — nur um seines Heiles willen an ihn ergehen ließ, verachtete und von deiner Kirche, die er zu spalten suchte, sich trennte, schlinge ich um ihn in deinem Namen die Bande des Fluches. Und deshalb spreche ich im Vertrauen auf dich diesen Bann aus, daß alle Völker wissen und erkennen sollen, daß du bist Petrus und auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Nie waren ähnliche Worte vom Stuhle Petri gesprochen, nie ein Strafurtheil von ähnlicher Bedeutung von einem Papste gefällt worden. Wohl hatte man erlebt, daß der Nachfolger Petri Kronen vertheilte, wohl waren kirchliche Strafen von ihm über die Könige großer Reiche verhängt worden, und Gregor selbst hatte vor Jahren den König von Frankreich mit Absetzung bedroht: aber unerhört war, daß der

Erbe des Kaiserthums, der oberste Schutzherr der abendländischen Kirche, in dem man den Urquell aller weltlichen Macht bisher verehrte und von dem der römische Bischof selbst in mehr als einer Beziehung abhing, jetzt von diesem entthront und alle Lehnseide, die ihm je geschworen, gelöst wurden.

Der Lehnsstaat beruhte seiner Natur nach auf dem Lehnseid: wer die Macht hatte diesen zu lösen, in dessen Hand lag die letzte Entscheidung, war die Summe der weltlichen Dinge gegeben. Offen sprach jetzt Gregor aus, daß er als Stellvertreter des heiligen Petrus diese Macht und damit die höchste Gewalt in der Christenheit besitze, daß nicht er vom König, dem Inhaber der kaiserlichen Gewalt, sondern dieser von ihm abhängig sei, daß nicht allein in Spanien, England, Frankreich und Ungarn dem römischen Bischof eine Oberherrschaft über alle weltlichen Mächte gebühre, sondern auch in Deutschland und Italien, daß mit einem Worte nicht das Kaiserthum, sondern das Papstthum den Ausgangspunkt jeder weltlichen Ordnung zu bilden habe, das Kaiserthum selbst nur von ihm seine Autorität empfangen könne. Was er einst schon durch die Krönung Nicolaus II. im Jahre 1059 hatte bezeichnen wollen, was er im Jahre 1075 als das Recht des heiligen Petrus beansprucht hatte*), führte er jetzt in einer großen und verhängnißvollen Action in die Geschichte ein. König Heinrich sprach wenig später aus, Hildebrand habe auf jener Fastensynode gezeigt, daß er alle geistliche und weltliche Gewalt in einer, in seiner Hand vereinigen wolle, und dadurch in gleicher Weise die bisherigen Ordnungen des Staats, wie der Kirche, erschüttert: hierin liegt in der That die wesentliche Bedeutung des Vorgangs, der mit Recht die ganze Welt in Erstaunen versetzte.

Daß Gregor die Befugniß gehabt habe in dieser Weise zu verfahren, hat er eben so hartnäckig behauptet, wie es ihm von der Gegenseite bestritten ist. Wiederholentlich hat er theils durch kanonische Bestimmungen, theils durch Berufung auf frühere Vorgänge sein Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Daß die gesetzlichen Formen auf der römischen Synode nicht strenger beobachtet wurden, als auf dem Wormser Concil, ließ sich unschwer erweisen; auch wurde seinen Ausführungen schon damals mit guten Gründen begegnet, und mit besseren könnte

*) Man sehe oben S. 42 und S. 261. 262.

man sie heute widerlegen. Aber welthistorische Vorgänge, die an der Pforte einer neuen Zeit stehen, lassen sich nie allein nach dem Maß aus der Vorzeit überlieferter Rechtsgrundsätze messen, und für den Historiker hat eigentlich nur die Frage eine wesentliche Bedeutung, ob Gregors Schritt nach der ganzen Lage der Dinge und nach seiner eigenen Stellung ein nothwendiger war. Diese Frage muß man, irre ich nicht, bejahen.

Wir wissen, wie das Papstthum an die Spitze einer großen kirchlichen Reformbewegung gestellt wurde, welche vom Kaiserthum erst begünstigt, dann vergeblich bekämpft, schließlich mit unzureichenden Mitteln in halber Weise unterstützt war, wie der römische Bischof zugleich, als die deutsche Macht in Italien hinschwand, hier in die Mitte der nationalen Bewegung trat, wie ihm endlich eine universelle Stellung zufiel, weniger noch befestigt, aber weitgreifender und aussichtsreicher, als sie je ein deutscher Kaiser besessen; wir wissen, wie Gregor diese kirchlich-weltliche Macht des Stuhls Petri, die er zum großen Theil selbst begründet hatte, mit dem Bewußtsein übernahm, dazu von Gott berufen zu sein, ihr zum vollständigen Siege über ihre Widersacher zu verhelfen, mit dem Vorgefühle eines unzweifelhaften Triumphs. Ob nun persönlicher Ehrgeiz ihn beseelte oder nicht, nimmermehr war ihm möglich vom Stuhle Petri herabzusteigen und mit seiner Person eine Sache, die ihm Gottes Sache war, aufzugeben, weil es ein junger König so verlangte, der sich zum Verderben des Papstes mit einer Zahl den römischen Forderungen hartnäckig widerstrebender Bischöfe vereinigt hatte und kaiserliche Rechte in Erinnerung brachte, die seit geraumer Zeit kaum noch geübt waren. Konnte aber Gregor nicht von dem Stuhle Petri weichen, so blieb ihm keine Wahl mehr. Er mußte dem Könige mit gleicher Entschiedenheit begegnen, wie dieser ihm begegnet war; wie seine Autorität der König zu entkräften gesucht hatte, so mußte er die des Königs so tief, wie möglich, erschüttern. Man irrt, wenn man glaubt, daß Heinrich zu verderben des Papstes nächste Absicht bei diesem Schritte gewesen sei: obwohl Gregors Untergang unfehlbar vom Könige beschlossen war, wollte Gregor doch vielmehr ihn zur Unterwerfung durch das letzte und äußerste Zwangsmittel nöthigen, als vom Throne stoßen. Das Verfahren, welches er einschlug, war das einzig mögliche, wenn er sich und das Papstthum in der Stellung behaupten wollte, die sie durch den Gang der Dinge gewonnen hatten.

Wie große Gefahren ihn umgaben, entging Gregor nicht, aber er
nd in dem Bewußtsein, daß der heilige Petrus, als dessen Werkzeug
sich lediglich ansah, ihm durchhelfen werde. Auch das Gebet der Ge-
uen des Apostels galt ihm als eine starke Waffe. Er unterließ nicht
ien sofort die Lage der Dinge mitzutheilen, damit sie zu Gott
hen möchten, „daß er entweder die Herzen der ruchlosen Widersacher
Reue stimme oder durch die Vernichtung ihrer bösen Absichten zeige,
e wahnsinnig Alle seien, welche den von Christus gegründeten Felsen
erschüttern und die von Gott gegebenen Privilegien anzutasten sich
ühnten."

Aber Gregor war nicht der Mann weltlichen Mächten nur mit
bet zu begegnen. In die größte Thätigkeit warf er sich, um
affen, Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen. Mehr als je warb
um die Gunst des römischen Volkes. Ihm zu Liebe ließ er die
sandten des Königs, die er auf der Synode vom Tode errettet, in
Kerker werfen, grausam foltern und dann zum Schauspiel der
enge durch die Straßen der Stadt führen; ein abscheuliches Ver-
hren, welches mit Recht den schwersten Tadel erfuhr, doch wußte der
apst, an welchen Schauspielen dieses Volk Gefallen fand. Zugleich
stärkte er sein Heer in der Stadt. Wir wissen, daß er von dem
identiner Bischof Mannschaft verlangte; in gleicher Weise wird
andere Freunde nahe und fern in Anspruch genommen haben.
obert Guiscard und dessen Bruder Roger suchte er sich damals
nähern und begann mit den Normannen Friedensverhandlungen.
fand sie äußerst willig; „nach Gott," sagte er, „wollen sie nur den
iligen Petrus zum Herrn und Kaiser haben." Vor Allem aber schloß
sich auf das Engste an Mathilde an, die um diese Zeit zur alleinigen
errschaft in den von ihrem Vater einst beherrschten Ländern und Städten
angte. Am 26. Februar starb ihr Gemahl Herzog Gottfried, fern
n ihr, wie er seit Jahren fern von ihr gelebt hatte; am 18. April
dete auch ihre Mutter Beatrix zu Pisa das Leben. Immer mehr
ten sich die Bande, die Mathilde an Deutschland knüpften, und immer
schiedener wandte sie sich der Sache der Kirche und Italiens zu, im-
r fester zog sich ihr Verhältniß zum Papste. Ihm scheint sie damals
lig das von der römischen Curie so oft beanspruchte Herzogthum
oleto mit der Mark von Camerino überlassen zu haben, welches ohne-
zum großen Theil in den Händen der Normannen war: auch ohne

diese Länder blieb ihr eine der glänzendsten Herrschaften des Abendlandes. Voll von Ehrgeiz und Enthusiasmus stand dieses dreißigjährige Weib stets bereit zum Schutze des Papstes, dem sie ihren Geist und ihr Herz ergeben hatte, eine getreue Magd des heiligen Petrus, wie er sie nannte.

Die lombardischen Bischöfe und Aebte kamen auf Antrieb Wiberts von Ravenna gleich nach Ostern in Pavia zusammen und sprachen feierlich den Bann über den Papst aus. Die Trennung des nördlichen Italiens von Rom schien damit vollzogen und keine Hoffnung hier dem Papste zu bleiben. Aber bald zeigte sich, daß das entschiedene Vorgehen desselben doch auch in der Lombardei Eindruck gemacht hatte. Die Pataria erhob sich von Neuem; selbst in Mailand, wo ein Ritter Wifred an die Spitze derselben trat und sich mit dem Papste in Verbindung setzte. Nichts mußte Gregor erwünschter sein, als daß die Anhänger des heiligen Petrus hier abermals zu den Waffen griffen: er versprach Wifred die Unterstützung, welche er von ihm verlangte, und einen wirksameren Beistand, als der Papst jetzt gewähren konnte, fanden die Patarener in der großen Gräfin Mathilde.

Die Hauptsache war, welche Aufnahme die Beschlüsse der römischen Synode in Deutschland finden würden. Kein Zweifel kann obwalten, daß sie noch ein Menschenalter zuvor den furchtbarsten Sturm hier erregt haben würden. Aber die Verhältnisse hatten sich inzwischen geändert. Das Königthum übte nicht mehr den alten Zauber auf die Gemüther; der Bruch des Lehnseides war an der Tagesordnung, und Nichts war den Fürsten willkommener, als wenn die Religion selbst den Bruch zu heiligen schien. Während der Glanz der Krone mehr und mehr erblich, gewann der Name des heiligen Petrus auch bei uns einen immer volleren Klang. In den Klöstern cluniacensischer Richtung hegte man die ausschweifendsten Vorstellungen von der Macht des römischen Bischofs, und die eifrigen Mönche derselben verbreiteten dieselben nicht nur unter die gesammte Klostergeistlichkeit, sondern auch weit unter das Volk. Kaum erscholl deshalb die Kunde vom Bann des Königs, so wurde es in Sachsen abermals unruhig, die oberdeutschen Herzöge traten zu einer Verschwörung zusammen, die Mönche im Schwarzwald, in Franken, Thüringen und Sachsen predigten dreist von der Macht des apostolischen Stuhles. Die Saat ging endlich auf, die

Rom seit Jahren gelegt hatte*); üppiger schoß sie empor, als der Papst selbst hatte hoffen können.

Es fehlte Gregor nicht an Freunden in Deutschland, die ihm die Hand entgegenstreckten. Selbst unter den Bischöfen, wußte er wohl, war der Bund nicht so fest, wie es zu Worms geschienen hatte, und nicht ohne Grund hatte er diejenigen, die unfreiwillig seine Absetzung unterschrieben hatten, von den anderen geschieden. Gleich nach der Synode schrieb er an den Erzbischof Udo von Trier, die Bischöfe Dietrich von Verdun und Hermann von Metz und bat sie in den Schooß der Kirche zurückzukehren; sie waren sämmtlich dem Papste als religiöse Männer persönlich bekannt, und das Schreiben verfehlte nicht seine Wirkung. Udo und Dietrich bewahrten dem Könige ihre Treue, aber Udo trat doch alsbald die Reise nach Rom an**); Hermann ging sogleich offen zu den Widersachern des Königs über. Dasselbe that Bischof Adalbero von Würzburg, der gleich ihm schon zögernd in Worms unterschrieben und wohl unverzüglich den Papst seiner Reue versichert hatte. Bald fanden sich noch andere, die es doch lieber mit dem Papste als dem Könige halten wollten, und selbst Siegfried begann den gewagten Schritt zu bereuen, zu dem er sich hatte verleiten lassen. Der Papst schrieb an den Bischof von Trient: „Petri Kettenfeier wird nicht vorübergehen, ohne daß aller Welt klar vor Augen liegt, daß Heinrich mit dem vollsten Recht excommunicirt ist.“ Petri Kettenfeier hatte er als Termin den deutschen Bischöfen gestellt; er hoffte sie dann wohl insgesammt bereits reuig zu seinen Füßen zu sehen.

Aber so groß die Zahl der Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland auch war, jenen äußersten Schritt, den Gregor gethan hatte, billigten dennoch Viele mit Nichten. Deshalb erließ er an die Bischöfe, Herzöge, Grafen und Alle, „die im deutschen Reiche den christlichen Glauben vertheidigen“, ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben. Er entwickelt in demselben den Verlauf seiner Streitigkeiten mit dem König, freilich weder vollständig noch im Einzelnen richtig; dann giebt er noch einmal seine Gründe für das Anathem an, welches selbst dann aufrecht erhalten werden müßte, wenn es nicht aus genügender Ursache oder nicht ganz ordnungsmäßig von ihm verhängt sein sollte; endlich

*) Vergl. oben S. 227. 228.

**) Dies mochte bei Dietrich nicht nöthig erscheinen, da er das Absetzungsdecret gar nicht unterschrieben hatte.

ermuthigt er die Getreuen zur Standhaftigkeit, indem er die Hoffnung eröffnet, daß der König doch noch in sich gehen und reuig in den Schooß der Kirche zurückkehren werde. „Wenn er umkehren will, wird er uns, was er auch gegen uns brüten mag, doch immer bereit finden, ihn in die Gemeinschaft der Kirche, in welcher Weise ihr es, Geliebte, uns empfehlen werdet, wieder aufzunehmen.“ Viele Freunde mußte ihm unter den deutschen Großen gewinnen, daß er von ihrer Entscheidung den Austrag des Streites abhängig machen wollte.

Uebrigens waren schon bald nach der Synode wiederholte Versuche gemacht worden, den Streit zwischen Kaiser und Papst in Güte beizulegen. Aber den Männern, die ein solches Friedenswerk betrieben gab der Papst zur Antwort, nur dann könne er dem König die Hand reichen, wenn er seine Vergehen gegen die Kirche nach den Anweisungen des apostolischen Stuhles wieder gut machen, mit anderen Worten wenn er sich ihm so vollständig, wie er es einst versprochen hatte, unterwerfen würde. Zu Zugeständnissen wäre Gregor früher bereit gewesen jetzt würde er kaum das Geringste aufgegeben haben. Er meinte wohl daß das Reich des Teufels jetzt in der Welt offenbar sei, doch glaubte er bemerkt zu haben, daß die Macht desselben dann am schnellsten zusammenbräche, wenn sie am meisten sich brüste. Seine Art war es, Wehe über die Zeiten, in denen er leben müsse, zu rufen: aber Petri Schifflein war in eine Zeitströmung gerathen, die seine Fahrt wundersam beschleunigte, und Niemand wußte dies besser als der kluge Mönch, der am Steuer saß.

Der Hader zwischen König und Papst, den sie noch vor Kurzem beizulegen gehofft hatten, war nicht nur nicht beigelegt, sondern hatte sich so erhitzt, daß an eine Ausgleichung kaum noch zu denken war. Weder Roms Decrete gegen Simonie und Priesterehe, noch Gregors Investiturverbot hatten den unmittelbaren Anlaß zum Bruche gegeben, sondern die Verhältnisse Mailands und die gesammte Lage Italiens. Aber die nächste Veranlassung war nicht der letzte Grund, der tief in der ganzen Entwickelung der Dinge lag. Sobald sich der römische Bischof als den Statthalter Gottes auf Erden, als den Schiedsrichter in allen geistlichen und weltlichen Dingen zu fühlen anfing, mußte er über kurz oder lang mit dem Erben des deutschen Kaiserthums, der sich von Gott zum Oberherrn der abendländischen Christenheit eingesetzt glaubte, in Kampf gerathen. Die beiden Mächte, welche

im Occident allein eine universale Bedeutung besaßen, waren durch den Gang der Geschichte allmählich und fast unvermerkt in den schroffsten Gegensatz gerathen: beim Ausbruch des Kampfes sah sogleich Jedermann, welche große Frage durch ihn zur Entscheidung kommen sollte.

Der König hatte den Papst entsetzt und wollte ihn vernichten, der Papst den Erben des Kaiserthums gebannt und entthront, um ihn und mit ihm das Kaiserthum sich zu unterwerfen. Davon, wer von beiden sich behauptete, hing ab, ob das Kaiserthum, wie bisher, die Geschicke der Völker leiten sollte oder ob es von seiner Höhe steigen und die Zügel der Weltherrschaft dem Papstthum überlassen müßte.

14.

Heinrich IV. im Bann.

Die Wirkungen des Bannes.

In dem Bewußtsein eines großen Erfolges war der König von Worms nach Goslar zurückgekehrt, um seine Maßregeln zur Bezähmung des Sachsenvolkes weiter durchzuführen. Die Herstellung der alten Burgen wurde eifrig gefördert, neue Festen zu den alten gebaut, die eingezogenen Güter erprobten Vertheidigern der königlichen Sache übergeben, Tag für Tag ergingen Edicte gegen alle freien Männer in Sachsen und Thüringen, die sich der Aufforderung des Königs zuwider noch nicht gestellt und unterworfen hatten. Erst gegen die Mitte des März verließ Heinrich Goslar und begab sich nach Lothringen, wo seine Anwesenheit dringend gefordert wurde.

Vor Kurzem war Herzog Gottfried eines gewaltsamen Todes gestorben. Er hatte sich in die neugewonnenen friesischen Länder begeben, die von Robert dem Friesen und dessen Stiefsohn Graf Dietrich von Holland bedroht waren. Bei der Feste Vlaardingen, als er zur Nachtzeit einen abgelegenen Ort zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse aufsuchte, lauerte ihm Gislebert auf, ein Dienstmann des Grafen Dietrich, bohrte ihm von hinten ein Schwert in die Eingeweide und ergriff die Flucht. Zu Schiff wurde der tödtlich verwundete Herzog nach

Utrecht gebracht und starb dort nach kurzer Zeit *). Nach seinem Wunsch wurde er in Verdun zur Seite seiner Väter bestattet. Mit ihm starb der Mannesstamm eines Geschlechtes aus, welches seit mehr als hundert Jahren auf die Geschicke Lothringens einen großen, oft geradezu entscheidenden Einfluß geübt hatte.

Gottfrieds Tod war ein Ereigniß von weitgreifender Bedeutung. Freund und Feind unter den Zeitgenossen sind darüber einig, daß er ein Fürst von größter Einsicht und ungemeiner Thatkraft war, der unter den weltlichen Großen neben sich nicht seines Gleichen fand. Lothringen empfand schwer seinen Verlust, da unter ihm ein ungewöhnlicher Friede im Lande geherrscht hatte und man bald an seine glücklichen Zeiten nur mit Seufzen gedenken konnte. Noch schwerer traf Gottfrieds Tod den König. Dem Lothringer vor Allem dankte er die Unterwerfung der Sachsen, und auf seine gewichtige Unterstützung hätte er unbedingt auch gegen Gregor rechnen können; keinen deutschen Fürsten gab es, der in gleicher Weise die Verhältnisse Italiens kannte und der unmittelbar bei ihnen betheiligt gewesen wäre. Ueberdies schien Gottfried der einzige Mann, der durch klugen Rath den hochfahrenden und gewaltsamen Sinn des jungen Königs zu mäßigen vermochte.

Zunächst begab sich Heinrich nach Köln, um persönlich die Weihe Hildulfs durchzusetzen, die noch immer auf mannigfachen Widerspruch stieß. Selbst Wilhelm von Utrecht war dem Goslarer Domherrn abgeneigt, verstand sich aber zur Weihe, als der König einem seiner Verwandten das erledigte Bisthum Paderborn versprach. Sobald Hildulf geweiht war, eilte der König von Köln nach Utrecht, wo er das Osterfest (27. März) bei Bischof Wilhelm beging: hier stellte sich ein Neffe Herzog Gottfrieds am königlichen Hofe ein, den er sterbend als seinen Erben bezeichnet hatte. Es war ein Sohn seiner Schwester Ida und des Grafen Eustachius von Boulogne; er trug den Namen des Oheims, der ihm besonders zugethan gewesen war, obwohl er kaum ahnen konnte, daß dieser Jüngling eine Königskrone in sein Haus bringen sollte.

Der junge Gottfried von Bouillon — unter diesem Namen kennt ihn die Welt — erhielt Verdun und die alten Stammgüter seines Geschle-

*) Bald nach Gottfrieds Tode fiel Graf Dietrich, von seinem Stiefvater unterstützt, über die friesischen Gegenden her und riß Ysselmuiden unweit von Vlaardingen an sich.

tes, auch wurde er mit der Grafschaft Antwerpen und den benachbarten friesischen Gegenden vom König belehnt, mit der Mark Antwerpen, wie man fortan diese Besitzungen nannte *). Aber das Herzogthum seines Oheims fiel nicht ihm zu, sondern der König verlieh es seinem eigenen zweijährigen Sohne, demselben Knaben, dem er vor Kurzem die Erbfolge im Reiche hatte zusichern lassen. Nichts Anderes bedeutete dies, als daß Heinrich nach der Weise seines Vaters und Großvaters eine der wichtigsten Provinzen des Reichs unmittelbar an die Krone zog. Man weiß, wie ein solches Verfahren die Fürsten stets mit dem größten Mißtrauen erfüllte. Schon hatten sie einem ähnlichen Versuche des Königs in Sachsen sich mit aller Energie widersetzt; auf Widerstand mußte er auch jetzt gefaßt sein, aber für so gesichert hielt er seine Stellung, daß er ihn leicht besiegen zu können meinte.

Zu Utrecht war es, wo der König zuerst die Vorgänge auf der römischen Fastensynode erfuhr, die schmähliche Behandlung der Gesandten und den Widerstand Hildebrands gegen die königlichen Befehle. Auch ein König milderer Gemüthsart als Heinrich würde bei der Nachricht, daß der Mönch den Bannstrahl gegen ihn zu wenden, ihn seines Thrones für verlustig zu erklären und alle Unterthanen ihres Eides zu entbinden gewagt habe, Tod und Verderben dem Verwegenen geschworen haben. Heinrichs Zorn kannte keine Grenzen; die Bischöfe tobten, die Genossen des Königs wütheten ohne Maßen. Es hieß nicht anders, als Hildebrand sei ein Scheinheiliger, ein Ketzer, ein Mörder, Meineidiger und Ehebrecher; der Bann, den er auf den König geschleudert, sei null und nichtig und müsse nach allem Recht auf sein verruchtes Haupt zurückgeschleudert werden.

Am Hofe befand sich mit einigen anderen lothringischen Bischöfen der Bischof Pibo von Toul, früher Kanzler des Königs und ihm treu ergeben, aber dem strengen Papst nicht abgeneigt, voll von Gewissensbedenken in dieser wirren Zeit: ihn ersah man, um feierlich am Osterfest vor dem versammelten Volk im Namen der anwesenden Bischöfe das Anathem gegen Hildebrand auszusprechen. Aber Pibo entzog sich dem lästigen Auftrag: er verließ in der Nacht vor dem Fest, begleitet vom Bischof

*) Für diese Belehnung mußte der junge Gottfried nach Berthold vierzig Pfund Goldes geben, und dies ist sehr glaublich, da es dem Brauch der Zeit entsprach. Zweifelhafter ist, ob der König, wie Berthold gleichfalls versichert, Gottfried früher das Herzogthum versprochen hatte.

Dietrich von Verdun, seinem Sinnesgenossen und Freunde, heimlich die Stadt. Was ihm das Gewissen belastete, that ungescheut Wilhelm von Utrecht. In die ärgsten Schmähungen ergoß er sich in der Festpredigt gegen Hildebrand und endete mit einer Fluth von Verwünschungen über den meineidigen Mönch, der seine Hand gegen den König erhoben habe. Ob Wilhelm Recht thue, zweifelten Viele, und auf die zum Fest versammelte Menge machte es einen tiefen Eindruck, daß an demselben Tage der Blitz in den Utrechter Dom schlug und ein Werk, welches der Bischof mit großen Kosten und vieler Sorgfalt erbaut hatte, zerstörte.

Mit dem Anathem, wie es Wilhelm gegen Hildebrand verkündet hatte, war allein wenig gethan; der König mußte auf Mittel denken, durch die er seinen Widersacher von dem Stuhle, den er freiwillig nicht räumte, mit Gewalt vertreiben könnte. Zu dem Ende beschloß er mit seinen Anhängern ein neues großes Nationalconcil in Worms zu Pfingsten (15. Mai) zu versammeln; dort sollte nach den Kirchengesetzen förmlich ein gerichtliches Verfahren gegen Hildebrand eingeleitet, er auf Grund desselben entsetzt und ein Anderer auf den Stuhl Petri erhoben werden, den der König dann sofort selbst nach Rom geleiten wollte. Drei ältere Bischöfe aus den Zeiten Heinrichs III. wurden bestimmt, um zu Worms durch ihr Zeugniß die gegen Hildebrand erhobene Anklage des Meineides darzuthun; es waren Wilhelm von Utrecht, Eppo von Naumburg und Altwin von Brixen. Die Frist des Concils war wohl deshalb weiter hinausgeschoben, um Hildebrand nach den Bestimmungen der Kirchengesetze förmlich vorladen und die Römer zur Beschickung des Concils auffordern zu können.

Der König, die Zeit des Concils abwartend, blieb in Lothringen, während die Berufungen nach allen Seiten ausgingen. Das Schreiben des Königs an Altwin von Brixen ist uns erhalten; es ist voll der eindringlichsten Vorstellungen über die Gefahr, welche der Kirche und dem Reich von Hildebrand drohten, da er beide zusammen beherrsche, das geistliche und weltliche Schwert, die Gott getrennt habe, in eine Hand vereinigen wolle. Die Lehre von den zwei Schwertern wird hier zum erstenmal in der Weise vorgetragen, wie sie nachher im Mittelalter so oft wiederholt ist. Altwin entschloß sich trotz seines hohen Alters dem Wunsche des Königs zu entsprechen, aber zu seinem Unglück. Nicht allein daß ihn das Anathem des Papstes traf, auf der Reise wurde er vom Grafen Hartmann von Dillingen überfallen und in einen Kerker

geworfen. Auch Wilhelm von Utrecht ereilte vor dem Wormser Tage das Verderben. Am 27. April starb er eines plötzlichen Todes; im Bann des Papstes hauchte er den letzten Athem aus, wohl nicht ohne Reue, daß er dem Könige zu willig gewesen. Denn das Bisthum Paderborn hatte doch nicht, wie er wünschte, sein Verwandter davongetragen, sondern jener Propst Poppo von Bamberg, der den Sturz Bischof Hermanns besonders herbeigeführt hatte. Es konnte kaum anders sein, als daß Wilhelms Tod als eine göttliche Strafe vom Volke betrachtet wurde, zumal man die furchtbarsten Dinge über seine letzten Augenblicke geflissentlich verbreitete. Wilhelms Bisthum erhielt der Kämmerer des Mainzer Erzbisthums, Konrad mit Namen; es galt Siegfried bei guter Stimmung zu erhalten.

Von den drei geladenen Zeugen traf nur Eppo von Naumburg in Worms zu Pfingsten beim Könige ein. Schon war Heinrich die erwünschte Nachricht zugekommen, daß ohne Verzug die lombardischen Bischöfe zu Pavia Hildebrands Anathem mit dem Anathem gegen ihn erwidert hatten; aber er irrte, wenn er gleiche Bereitwilligkeit bei allen deutschen Bischöfen voraussetzte. Viele scheuten sichtlich bereits den Umgang des Gebannten und hielten sich absichtlich vom Hofe fern. Manche fehlten zu Worms, auf deren Erscheinen der König mit Sicherheit gerechnet hatte. Noch auffälliger war das Betragen der oberdeutschen Herzöge und ihrer Anhänger. Auch sie waren nach Worms eingeladen worden, hauptsächlich wohl, um die Anordnungen wegen des Römerzuges mit ihnen zu verabreden. Aber Keiner von ihnen stellte sich ein; dagegen kam Kunde, daß sie mit den Bischöfen, die den Hof mieden, verdächtige Zusammenkünfte gehalten hätten. Man sah in Worms bald, daß man unter solchen Umständen keine wirksamen Beschlüsse gegen Hildebrand fassen konnte, und verschob Alles auf eine neue Zusammenkunft, die am Peter- und Paulstage (29. Juni) in Mainz stattfinden sollte. Die eindringlichsten Ermahnungen ergingen an die Bischöfe und Fürsten sich einzustellen; auch an die Römer, die nach Worms keine Gesandtschaft geschickt hatten, erließ man wohl eine neue Aufforderung.

Der König, der bisher sich sicher genug des Erfolges gefühlt hatte, fing an zu begreifen, daß der Bann des Papstes nicht ungehört verhallt sei, zumal mit jedem Tage die Wirkungen desselben sichtbarer wurden. Schon hatten sich die Herzöge Rudolf, Welf und Berchthold mit Gebhard von Salzburg, Adalbero von Würzburg und Altmann von

Passau verständigt, daß man sich nicht allein von dem gebannten Kön
fernhalten, sondern ihm auch kräftig entgegentreten müsse, da die ver
haßten Räthe mehr als je bei ihm vermöchten und seine Härte gege
die sächsischen Großen darthue, was alle Fürsten von ihm zu erwarte
hätten. Reich und Kirche schienen ihnen und ihren Anhängern au
gleiche Weise unter diesem König gefährdet, und der Widerstand gege
ihn unbedenklich, nachdem der Papst jeden Lehnseid gelöst. Es wa
kaum noch ein Geheimniß, daß die oberdeutschen Fürsten sich vom Köni
lossagen wollten. Mit diesen Fürsten im Einverständniß stand Herman
von Metz, ein Mann von nicht geringer Bedeutung. Aus der Lüttich
Schule hervorgegangen, ein Freund Berengars von Tours, hatte er si
das Vertrauen des Königs erworben und war erst vor wenigen Jahre
durch ihn zu seinem Bisthum gelangt. Aber zögernd hatte er in Worm
seine Zustimmung zu Hildebrands Absetzung gegeben, und bald empfa
er die tiefste Reue darüber. Denn er war nicht nur persönlich de
Papste befreundet, sondern sein ganzes Herz hing auch an den Ide
einer kirchlichen Reform, wie sie Rom in das Leben zu führen sucht
Keinen Augenblick zögerte er daher den Widersachern des Königs d
Hand zu reichen, sobald sie sich nur offen für die Sache des Papst
erklärten. Er entließ sofort, um keinen Zweifel über die Entschie
denheit seiner Gesinnung zu lassen, die sächsischen Fürsten, die sein
Obhut vom Könige anvertraut waren. Es waren die Grafen Her
mann der Billinger und Dietrich von Katlenburg, die, der Haft ent
kommen, spornstreichs nach ihrer Heimath eilten.

Mit beispiellosem Jubel wurden die Grafen von den Sachsen auf
genommen, die zähneknirschend die aufgedrungenen Steuern zahlten
seufzend zur Herstellung der Burgen Spann- und Handdienste leisteten
Verhaßter als jemals war der König im Lande, und schon als gle
nach seinem Aufbruch von Goslar zwei junge Männer aus einem vo
nehmen Hause den Aufstand dort neu zu beleben gesucht hatten, war
sie nicht ohne Anhang geblieben. Dietrich und Wilhelm, die Söh
eines an der Saale ansässigen Grafen Gero und Neffen des jüngst ve
storbenen Markgrafen Dedi, waren die Urheber dieses Aufstandes. Z
Zeit der sächsischen Unterwerfung hatten sie sich zu den Wenden üb
die Elbe geflüchtet, waren aber bald in die Saalegegenden zurückgeke
und hatten hier als Wegelagerer ihr Leben zu fristen gesucht. Da
und die Schaar, welche sich um sie gesammelt hatte, sich gern mit de

Steuereintreibern des Königs zu schaffen machten, fingen sie an als Vertheidiger der unterdrückten Freiheit des Volks zu gelten, und eine nicht unbedeutende Zahl Unzufriedener, selbst von Männern aus dem ritterlichen Stande, gesellte sich zu ihnen. So war das Feuer des Aufstandes bereits im Lande aufs Neue entzündet und verbreitete sich von Tag zu Tag weiter: in helle Flammen schlug es auf, als die von Bischof Hermann entlassenen Fürsten unter ihren Landsleuten erschienen. Bald kamen auch andere sächsische Herren in die Heimath zurück, ihrer Haft auf gleiche Weise von des Königs Widersachern entlassen; jeder neue Ankömmling steigerte den Jubel und gab frische Kraft der Empörung.

In kurzer Zeit stand der größte Theil Sachsens wieder im Aufstand, und alle Klassen des Volkes waren bei demselben betheiligt. Das Mißtrauen, welches die Bauern früher gegen den Fürsten gezeigt hatten, schien ganz verschwunden; freiwillig griffen sie zu den Waffen, bereit Gut und Blut für die alten Rechte ihres Landes hinzugeben. Bewaffnete Schaaren sammelten sich und umschlossen die königlichen Burgen; einige ergaben sich, andere wurden erstürmt. Die Besatzungen des Königs mußten das Land räumen, seine Steuereinnehmer wurden verjagt, seine Anhänger vertrieben und ihre Güter verheert, wenn sie sich nicht freiwillig von ihm lossagten. Indessen saß Otto von Nordheim, der königliche Statthalter, ruhig auf der Harzburg und unternahm Nichts, um der wachsenden Empörung zu wehren: konnte oder wollte er sie nicht bewältigen?

Ottos Ruhe mußte Freund und Feind verdächtig sein. Die Sachsen schickten endlich Gesandte zu ihm, überhäuften ihn mit Vorwürfen, daß er allein aus dem Unglück des Landes Vortheil gezogen habe, gaben ihm zu verstehen, daß er nur deshalb die Fürsten zur Unterwerfung veranlaßt, um sie desto sicherer zu verderben, und forderten ihn auf, den Makel seiner Ehre jetzt durch das einzige ihm gelassene Mittel, durch eine offene und männliche Vertheidigung der wiedergewonnenen Freiheit zu tilgen; wolle er sich dazu nicht entschließen, so würden sie ihn als einen Verräther des Vaterlandes aus den Grenzen desselben verjagen und alle seine Habe zerstören. Otto beschwor sie nicht übereilt gegen ihn und den König zu verfahren; er werde Heinrich zur Nachgiebigkeit zu stimmen suchen und hoffe seine Absicht zu erreichen; sollte dies nicht der Fall sein, so werde er die Freiheit Sachsens bis zum letzten Athemzuge verfechten. Zugleich zog Otto die Besatzungen von

der Harzburg und dem Steinberg zurück und fing an mit den Sachsen friedlich zu verkehren, als ob er nicht mehr Statthalter des Königs wäre, als ob es keine königliche Macht im Lande mehr gäbe. Er beschloß mit ihnen, demnächst das ganze Volk zu einer großen Tagfahrt versammeln, hier einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten und Alle die königlicher Gesinnungen verdächtig seien, entweder aus dem Lande zu treiben oder eidlich zur Haltung des Landfriedens zu verpflichten.

Des Königs Zuversicht begann zu wanken, als der Aufruhr sich aller Orten zugleich das Haupt erhob, er zeigte sich unentschlossener, als sonst seine Art war. Eine Zeit lang dachte er daran, Metz zu belagern und den rebellischen Bischof zu züchtigen; doch stand er von dem Unternehmen wieder ab, da er durch dasselbe die Auflehnung anderer Fürsten nur zu beschleunigen besorgte. Noch weniger wollte er sich in den Kampf gegen die Sachsen stürzen, da der Mainzer Tag nahe bevorstand, dessen Entscheidungen für ihn überaus wichtig waren. Denn dort hoffte er nicht nur Beistand gegen Hildebrand, sondern auch ausreichende Mittel zur Bewältigung der Empörung zu gewinnen. Vorläufig schien ihm deshalb genug erreicht, wenn nur die sächsischen Fürsten, die noch in Haft wären, nicht entkämen, wenn vor Allem Burchard von Halberstadt, den er am meisten fürchtete, nicht in die Heimath zurückkehren könne. Obgleich er diesen seinen Todfeind damals in seiner unmittelbaren Nähe bewahrte, glaubte er ihn doch selbst hier nicht völlig gesichert und beschloß ihn nach Ungarn zu schaffen. Als seine Schwester Sophia die Reise zu ihrem Gemahl antrat, der wohl noch immer in Mysburg verweilte, gab Heinrich ihr den Bischof mit und traf Veranstaltungen, daß er unterwegs auf das Strengste bewacht würde. Aber Burchard fand in der Ferne einen Freund; mit Hülfe desselben entkam er an der Donau und eilte zu derselben Zeit, wo der König die Fürsten in Mainz erwartete, der Elbe zu.

Von den oberdeutschen Herzögen und den sächsischen Großen stellte auch in Mainz Keiner sich ein, dagegen fanden sich die Bischöfe, die zum Könige hielten, in großer Zahl zusammen. Außer den Erzbischöfen von Mainz und Köln sah man dort Udo von Trier, der erst vor Kurzem von Rom heimgekehrt war. Er hatte sich vor dem Papste gerechtfertigt und die Erlaubniß von ihm erhalten, mit dem König verkehren zu dürfen, um dessen Gemüth auf andere Bahnen zu lenken. So trat er mit Heinrich in Verhandlung, verweigerte aber jede Gemeinschaft

it Siegfried von Mainz und den anderen Excommunicirten. Durch das Auftreten kam in den deutschen Episcopat eine noch tiefere Spaltung. Manche Bischöfe — und gerade die strengeren und ernsteren — erfielen in schwere Bedenken und entfernten sich angstvoll vom Hofe; ndere geriethen in den heftigsten Zorn gegen Udo, den sie einen Verräther des Reichs nannten. Die Gemüther erhitzten sich bei dem Anblick des mit Rom versöhnten Bischofs nur mehr und mehr; man ergoß ich in immer leidenschaftlichere Reden gegen Hildebrand und rief den König auf, endlich das Schwert gegen den Verwegenen zu zücken. Wirklich brachte man es dahin, daß der über Heinrich ausgesprochene Bann für ungerecht und ungültig erklärt, dagegen über den Papst auf Grund der gegen ihn vorgebrachten Zeugnisse die Excommunication verhängt wurde. Damit war aber wenig von dem erreicht, was in des Königs Absichten gelegen hatte. An die Bestellung eines neuen Papstes dachte man nicht, und sie hätte auch nur dann Bedeutung gehabt, wenn der König den Erwählten mit einem Heere sogleich nach Rom hätte geleiten können. Wie aber wäre dies bei der drohenden Stellung der oberdeutschen Fürsten und der Wendung möglich gewesen, welche die Dinge von Neuem in Sachsen nahmen?

Schon verzweifelte der König daran, seinen Gegnern mit Gewalt u begegnen, und legte sich auf Verhandlungen. Er sandte versöhnliche Anerbietungen an die oberdeutschen Fürsten und ließ zugleich mehrere er gefangenen Sachsen nach Mainz bringen, um sie gegen ein Lösegeld eizugeben. Ein Zufall gab diesen Gefangenen die Freiheit auch ohne ösegeld. Zwischen den Mainzer Stiftsvasallen und der Bamberger Dienstmannschaft, die mit Rupert gekommen war, brach ein Streit in Mainz aus; die Bamberger steckten ein Haus in Brand und gaben durch Veranlassung zu einer großen Feuersbrunst, die ganze Quartre der Stadt einäscherte. Die größte Verwirrung herrschte aller Orten, ld während derselben entkamen die Gefangenen. Unter ihnen war ich Gertrud, die Wittwe des Herzogs Ordulf, die Stiefmutter des gengenen Magnus. Inzwischen gewann der sächsische Aufstand mit jedem age an Kraft.

Kein größerer Freudentag war seit lange von den Sachsen gefeiert, s der, an dem sie Bischof Burchard wieder in ihrer Mitte begrüßten. lles lief herbei ihn zu sehen. Es war, als ob das Grab einen Todten rückgegeben habe, und gerade den, nach dem man sich am meisten

gesehnt. Erst in Burchard hatte die Rebellion wieder den rechten Führer gewonnen. Für den König war die Nachricht von der Heimkehr des Bischofs ein Donnerschlag. So lange hatte er von Milde gegen die sächsischen Großen Nichts hören wollen; jetzt sah er in der Nachgiebigkeit die letzte und einzige Rettung. Er ließ die sächsischen Fürsten, die noch in seiner Gewalt waren, zu sich bringen — es waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Meißen, der Billinger Magnus, Pfalzgraf Friedrich nebst einigen anderen sächsischen und thüringischen Herren —, versprach sie zu entlassen, wenn sie ihm in Zukunft treu zu bleiben und zur Beruhigung Sachsens wirksamen Beistand zu leisten gelobten; sogar große Belohnungen stellte er ihnen in Aussicht, wofern es durch ihre Mühwaltung gelänge, die Sachsen zum Gehorsam zurückzubringen. Sie gelobten eidlich, was der König verlangte, sie aber entweder von vornherein nicht zu halten gedachten oder doch bald genug brachen. Was galten Eide, nachdem von Petri Stuhl der Eidbruch geheiligt war!

Otto von Nordheim hatte wiederholentlich dem Könige zur Nachgiebigkeit gerathen und mit ihm eine Zusammenkunft in Saalfeld verabredet, wo man über die Mittel zur Beruhigung Sachsens berathen wolle. Nachgiebig genug hatte sich nun der König nach seiner Meinung gezeigt, aber den Landfriedensbruch der Söhne Geros dachte er deshalb nicht ungerächt zu lassen, zumal er ihn ohne Zweifel mit dem Ehrgeiz Adelas und ihrer Sippschaft, wie mit neuen Ränken des Polenherzogs in Verbindung brachte *). Mit großer Hast brach er deshalb, nur von wenigen Vasallen begleitet, von Mainz auf und nahm seinen Weg nach Böhmen, um von dort durch die Mark Meißen einen Angriff auf Geros Söhne zu unternehmen. Er verlangte, daß die Fürsten, die er so eben der Haft entlassen, in der Mark zu ihm stoßen sollten; Gleiches verlangte er von Otto, zu dem er an seiner Statt den Bischof Eppo nach Saalfeld sandte. Es war wohl in dieser Zeit, daß er auch die beiden Söhne Ottos, die er noch als Geißeln in Händen hatte, dem Vater zurückgab.

Von Herzog Wratislaw und einem kleinen böhmischen Heere unterstützt, rückte der König alsbald in Meißen ein, aber vergebens erwartete er den Zuzug der sächsischen Herren. Otto hatte dem Bischof ge-

---

*) Man vergleiche oben S. 312.

twortet, er wolle mit dem Könige, der sich mehr auf ein böhmisches
er als deutsche Streitkräfte stütze, nichts ferner gemein haben, er halte
, da man seine Rathschläge verachte und ihn unschuldiges Blut zu
rgießen zwinge, an seinen Eid nicht mehr gebunden, die gerechte
ache seines Volkes werde er mit den Waffen in der Hand bis zum
ten Athemzug schützen. Auch die anderen sächsischen Fürsten erklärten
hnliches den Boten des Königs. Und hätten sie wirklich ihren Ver-
rechungen nachkommen wollen, sie würden es kaum vermocht haben:
allgemein war der Aufstand, so gereizt die Stimmung des ganzen
olkes gegen den König. Sobald die Sachsen vernahmen, daß Hein-
h mit einem böhmischen Heere in das Meißensche einrücke, griff Alles
den Waffen. Viele Tausende sammelten sich, voll brennenden Eifers
m verhaßten Feinde des Sachsenlandes auf dem Kampfplatz zu be-
gnen und sein Blut zu vergießen. Als es unmöglich fiel, die immer
achsende Heeresmasse in Bewegung zu setzen, eilten mindestens die
öhne des Gero mit siebentausend Reitern dem Könige entgegen.

Das Heer des Königs war inzwischen bis an die Mulde gekommen.
ur der stark angeschwollene Strom schützte Heinrich gegen einen Ueber-
ll der Feinde, den er mit seinen unzureichenden Streitkräften kaum
ätte aushalten können. Er beschloß den Rückzug nach Böhmen, über-
ab aber zuvor auch die Mark Meißen, ohne auf des jungen
Markgrafen Ekbert Anrecht weiter zu achten, an Herzog Wratislaw, wie
r ihm vor einem Jahr die Ostmark verliehen hatte. Böhmische Be-
atzungen blieben hier, wie dort in den Burgen liegen, zum großen Ver-
ruß der Sachsen und vor Allem Adelas. Auch mit den Liutizen,
en alten Feinden des sächsischen Namens, scheint der König damals
ufs Neue Verbindungen angeknüpft zu haben. Denn nur so wird er-
ärlich, weshalb die Sachsen alsbald mit Heeresmacht in das Gebiet
r Liutizen einfielen und es mit Feuer und Schwert verheerten. Uebri-
ns blieben die Böhmen in den Marken nicht unberuhigt. Kaum war
is Wasser in der Mulde gefallen, so kehrte Ekbert mit einem sächsi-
hen Heere nach Meißen zurück und verjagte Wratislaws Besatzungen
is allen Burgen seiner Mark. Hier verdrängt, konnten auch in der
stmark die Böhmen sich kaum noch halten.

Der König sah, Sachsen war ihm verloren. Otto von Nordheim
ud Burchard von Halberstadt, die gefährlichsten seiner Widersacher,
anden abermals wider ihn in den Waffen; auf Treue hatte er bei den

sächsischen Fürsten nicht mehr zu rechnen. Aeußerst niedergeschlagen hat er sich in Böhmen von dem Herzog getrennt und seinen Weg nach Baiern genommen. Er stellte zu Regensburg dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich ein Privilegium aus, und die ungarischen Angelegenheiten, bei denen beide so nahe betheiligt waren, mögen sie wohl lebhaft beschäftigt haben. Aber wichtiger für den König war doch zu erkunden, wie sich Herzog Welf mit seinen Freunden verhalte. Er erfuhr daß sie das Schlimmste gegen ihn im Schilde führten, ernstlicher als je an seine Absetzung dachten. Als Heinrich etwa im Anfang des September zu seiner Gemahlin nach Worms zurückkehrte, war seine Macht in Deutschland, die noch vor Kurzem so gesichert schien, bereits ganz untergraben, seine Lage voll der größten Gefahren.

Wie sich die Stimmung geändert hatte, sah man am klarsten an Erzbischof Siegfried. Die Wetterfahne kann nicht anders, als sich nach dem Winde drehen. Schon dachte er, der mit seiner Autorität vor Allem die Wormser Beschlüsse getragen und noch auf dem Mainzer Tage das Anathem gegen den Papst geschleudert hatte, lediglich daran, wie er seinen Frieden mit Rom, mit den Sachsen und den oberdeutschen Fürsten machen könnte. Er war es, der den letzten Geißeln Sachsens zur Freiheit verhalf. Es waren die unmündigen Söhne der Markgrafen Udo und Dedi, welche der König einem fränkischen Ritter, mit Namen Eberhard, übergeben hatte *). Einen unbewachten Augenblick auf der Jagd hatten die Knaben zur Flucht benutzt und waren ungefährdet bis Mainz gekommen. Hier erreichte sie ihr Wächter und verlangte die Auslieferung. Aber der Erzbischof trat ihm entgegen, nahm sich der Knaben an und sorgte dafür, daß sie unter sicherem Geleit zu den Ihrigen kamen. Adela erhielt so ihren Sohn zurück; Nichts hinderte sie jetzt mehr, ihren Haß gegen den König frei walten zu lassen. Noch bedeutender war, daß Siegfried bei dieser Gelegenheit offen aller Welt zeigte, daß er seine Sache abermals von der des Königs trenne; es konnte nicht anders sein, als daß viele Bischöfe seinem Beispiele folgten. Wie der Schnee an der Sonne, zerrann der Anhang des Königs.

Die oberdeutschen Herzöge und die mit ihnen verbündeten Bischöfe, die eigentlich päpstliche Partei, hatten inzwischen mit Rom in ununter-

*) Man vergleiche oben S. 307 und 308.

brochenen Verhandlungen gestanden. Am 25. Juli schrieb Gregor diesen seinen Anhängern voll Freude über ihren Eifer und forderte sie auf, Nichts unversucht zu lassen, um den König zu aufrichtiger Reue zu bewegen. Zeige er sich bußfertig, so erklärte sich der Papst bereit ihn wieder in den Schooß der Kirche aufzunehmen, obwohl unter Bedingungen, die es ihm unmöglich machen würden, abermals die Christenheit zu verwirren und die Kirche mit Füßen zu treten; beharre er aber in seinem Trotz, so wollten sie gemeinsam bestimmen und beschließen, wie sie dem kirchlichen Verderben kräftig steuern könnten. Die bisherigen Anhänger des Königs, die sich von ihm trennen wollten, gab der Papst Vollmacht unbedenklich zu absolviren, gebot dagegen Alle zu meiden, die bei ihm verharrten, da diese Menschen es seien, die nicht allein den König selbst, sondern auch das Reich und die Kirche zu Grunde richteten.

Gregors Anweisungen wurden mißverstanden. Manche glaubten in Deutschland, daß auch der König, wofern er nur eine reumüthige Gesinnung an den Tag lege, von einem deutschen Bischof vom Banne gelöst werden könne, und es hieß, er gehe damit um, sich auf solche Weise die Absolution zu gewinnen. Durch ein Schreiben an Hermann von Metz vom 25. August erklärte deshalb der Papst auf das Nachdrücklichste, daß Niemand ohne seine besondere Genehmigung den König vom Banne lösen dürfe; zeige derselbe sich zu aufrichtiger Buße geneigt, so solle man ihm zuverlässige Meldung machen, damit er Legaten schicke und dann mit den deutschen Großen gemeinsam die Bedingungen feststelle, unter welchen die Absolution erfolgen könne. Wenige Tage darauf unterrichtete er noch durch ein zweites Schreiben alle Getreuen des heiligen Petrus von dieser seiner Entschließung.

Aber schon erfuhr Gregor, daß seine Bundesgenossen in Deutschland nichts Anderes beabsichtigten, als an Heinrichs Stelle, da er durch den Spruch des heiligen Petrus im Banne sei, einen anderen König einzusetzen, daß sie über die Person des neuen Herrschers bereits beriethen. Man verlangte seinen Rath zu hören, und Nichts ist merkwürdiger, als sein Schreiben an die Deutschen vom 3. September, in dem er ohne allen Rückhalt seine Meinung über die wichtigste Angelegenheit der Zeit entwickelt. Er geht davon aus, daß Heinrich durch den Spruch des apostolischen Stuhls allerdings entsetzt und alle ihm geschworenen Eide gelöst seien, er einen Anspruch an den Thron demnach nicht mehr habe. Indem er dies erklärt, beschwört er aber die Deutschen, mit Heinrich

nicht nach dem strengen Recht, sondern mit Milde zu verfahren; er bitt sie, mit Rücksicht besonders auf seine frommen Eltern, die unter de Fürsten der Zeit nicht ihres Gleichen fänden, ihn in der Herrschaft zu erhalten, wofern er sich nur von ganzem Herzen bekehre und sichere Bürgschaften gäbe, daß er nicht neues Unheil über Kirche und Reich bringen würde. Diese Bürgschaften giebt der Papst dann näher dahin an: die excommunicirten Räthe müssen entlassen werden und kirchlich gesinnte Männer in ihre Stelle treten, der König muß die Kirche, di er bisher als Magd behandelt, als eine Herrin über sich anerkenne und sich der Investitur enthalten. Gäbe Heinrich hierüber und einig andere nothwendige Dinge genügende Bürgschaften, so sollten die Deutschen es sogleich dem Papste mittheilen, damit sie dann gemeinsam die nothwendigen Schritte beschlössen, keinesfalls aber dürfe der König ohne besondere Genehmigung Roms vom Banne gelöst werden.

Der Papst wollte am liebsten, wie man sieht, Heinrich auf dem Throne erhalten, freilich nur unter der Bedingung, daß er sich vollständig ihm unterwürfe. Dennoch faßt er auch die Möglichkeit der Wahl eines neuen Königs in das Auge. „Was wir," schreibt er, „über die sich kreuzenden Absichten Mancher in Betreff der Wahl hören, erregt uns Bedenken, und wir besorgen, daß dabei Menschengunst und Menschenfurcht im Spiele ist. Bekehrt sich indessen Heinrich allen unseren Wünschen entgegen nicht aufrichtig zu Gott, so muß allerdings unter göttlichem Beistand zur Regierung des Reichs ein Anderer gewählt werden aber nur ein Mann, der die obigen Bedingungen und andere, welche für die christliche Kirche und das Reichswohl nothwendig sind, durch ein völlig unverbrüchliches Versprechen zu erfüllen sich anheischig macht. Und damit wir eure Wahl, wenn eine solche nothwendig wird, durch apostolische Autorität bekräftigen und die neue Ordnung in gleicher Weise zu unseren Zeiten, wie es dereinst von unseren heiligen Vorfahren geschehen ist, genehmigen können, zeigt uns den Wahlvorgang, die Person und Denkungsart des Erwählten möglichst schnell an, damit ihr durch eure frommen und heilsamen Bestrebungen die Gunst des apostolischen Stuhls und den Segen des Apostels Petrus gewinnt." Auf das Unzweideutigste sprach so Gregor aus, daß er eine Bestätigung des Gewählten in Anspruch nahm, und wir wissen aus späteren Vorgängen, daß er die Bestätigung nur einem Manne zu ertheilen gewillt war, der sich einen förmlichen Vasalleneid dem Nachfolger Petri zu leisten entschloß. Be

dieser seiner Forderung schwebten dem Papste offenbar Erinnerungen an die Rolle vor, die seine Vorgänger bei der Erhebung der Pippiniden gespielt hatten; auf jenes Ereigniß scheint er auch in dem Briefe selbst anzuspielen.

Die Deutschen hatten einst der Kaiserin Agnes — wie es scheint, unmittelbar nach dem Tode Heinrichs III. — eidlich versprochen, in dem Falle, daß ihr Sohn vor ihr sterben würde, nicht ohne ihre Einwilligung über den deutschen Thron zu verfügen. Dieser Eid erregte jetzt manche Bedenken, auf welche der Papst zuletzt in dem erwähnten Schreiben eingeht. Er erklärt den der Agnes geleisteten Schwur für unverbindlich, hält aber für passend, wenn Heinrichs Absetzung unabwendbar sein sollte, die Kaiserin gleich ihm bei der Wahl zu Rathe zu ziehen; bereite sie dann Schwierigkeiten, so werde die Kirche leicht jedes Hemmniß der gerechten Sache beseitigen.

Etwa zu derselben Zeit, wo dieser Brief nach Deutschland ging, hielten die oberdeutschen Herzöge mit mehreren Bischöfen eine Zusammenkunft in Ulm, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Verwundert sah man hier selbst Otto von Konstanz, der von dem Papste als ein Gegner der Reformbestrebungen lange bekämpft und dann zu Worms sehr hitzig gegen ihn aufgetreten war, erscheinen, um sich von Altmann von Passau absolviren zu lassen und an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Die versammelten Großen beschlossen auf den 16. October nach Tribur einen allgemeinen Fürstentag auszuschreiben, um dort den schon so lange gestörten Frieden der Kirche und des Reichs herzustellen. An alle deutschen Fürsten erging die Einladung, begleitet von den eindringlichsten Bitten, sich unter keinen Umständen dieser hochwichtigen Berathung zu entziehen. Auch den Papst setzte man von der Zusammenkunft in Kenntniß, und er bestimmte für dieselbe zu seinen Legaten den Bischof Altmann von Passau, den er schon früher zu seinem Vicar in Deutschland bestellt hatte, und den Patriarchen Sieghard von Aquileja, einen früheren Kanzler des Königs.

Unter Furcht und Zittern sah Heinrich den Tag von Tribur herannahen, da die Wirkungen des päpstlichen Bannes sich ihm aller Orten aufdrängten. Alle ihm geschworenen Eide schienen wie vergessen, nirgends fand er mehr Gehorsam, der Abfall war fast allgemein. Das Wort des Mönchs hatte furchtbare Erfolge erzielt: und was hatte er mit seinem Königsgebot: „Steige herab!“ erzielt? Hildebrand war nicht

nur nicht von seinem Bischofsstuhl gestiegen, sondern hatte erfahren, die Hand, die ihn hinabreißen wollte, schlaff, gleichwie vom Schlag lähmt, zu Boden sank.

Allerdings war die Lage des Papstes in Italien nicht ohne fahren. Auf die Anhänglichkeit der Römer konnte er nicht mehr sond bauen, seitdem die Normannen in unmittelbarer Nähe die Stadt bedi ten. Der Friede mit Robert und Richard war nicht zu Stande g men, und nirgends schien man mehr den vordringenden Norma wehren zu können. Seit Monaten wurde Salerno belagert, die von Camerino und das Herzogthum Spoleto waren zum Theil er Benevent und die Campagna in gleicher Weise bedroht. Und zu hatte sich die ganze Lombardei und Romagna, so weit die Mach Bischöfe reichte, völlig von Rom losgesagt, jeden Gehorsam dem ap lischen Stuhle offen aufgekündigt. Nur mit Mühe bewahrten Mai und die Pataria die Sache des heiligen Petrus in Italien vor Untergange. Dennoch war Gregor voll der besten Hoffnungen, er auf den Gang der Dinge in Deutschland sah, und dorthin ver er die Seinen, wenn ihr Muth sinken wollte. Am 31. October s er den Patarenern in Mailand: „Die Zahl der Getreuen ist in Deu land in stätem Wachsthum, und schon sprechen sie offen von der eines neuen Königs. So weit es die Gerechtigkeit zuläßt, haben versprochen ihr Vorhaben zu unterstützen und werden unser Verspr halten." Noch kannte er die Beschlüsse nicht, die in denselben T in Tribur und Oppenheim gefaßt waren, aber man sieht, daß er die Entsetzung Heinrichs und die Wahl eines neuen Königs gefaßt obschon er weder das Eine noch das Andere wünschte. Eine Beso vor Heinrichs Macht regte sich nicht mehr in seiner Seele.

Die Beschlüsse von Tribur und Oppenheim.

Zahlreich waren die deutschen Fürsten am 16. October in T versammelt, an einem bedeutungsvollen Ort. Hier hatten einst Väter den letzten Kaiser aus dem ächten Stamm der Karolinger en und sie waren mit dem besten Willen gekommen, dem Beispiele ders zu folgen.

Alle waren wirklich einmal völlig einig. Wenig aber ein war verflossen, seit die Schwerter der Oberdeutschen sich mit sächsi

Blut gefärbt hatten, und man befürchtete, bei der Begegnung möchten die Schwerter leicht wieder aus der Scheide fahren: aber die Baiern und Schwaben zogen den Sachsen entgegen und begrüßten sie als Freunde und Brüder. Wie Vieles trennte Otto von Nordheim von dem undankbaren und treulosen Welf, der ihm die Tochter beschimpft, ihn um Baiern gebracht hatte! Jetzt reichte der Sachse seinem bösen Schwiegersohn die Hand und bot ihm die Lippen zum Kuß; sie wurden eins, daß der künftige König ihren Streit über Baiern schlichten und jeder von ihnen die Entscheidung desselben unweigerlich anerkennen sollte. So versöhnten sich auch die anderen Fürsten Sachsens und gleich ihnen ihre Vasallen und Aftervasallen mit ihren alten Feinden; Alles, was sie gegen einander auf dem Herzen hatten, vergaben sie sich unter vielen Thränen. Dann schlugen die Sachsen ihre Zelte den Oberdeutschen so nahe auf, daß die Worte vernehmlich herübertönten: dennoch hörte man von keinem Streite, keinem Zwiste. Als man von der Wahl des neuen Königs zu sprechen anfing, wollten die Sachsen nur einen Oberdeutschen, diese nur einen Sachsen wählen.

Auch die Spaltung unter den Bischöfen, welche in Mainz noch so ärgerliche Scenen herbeigeführt hatte, schien ausgeglichen. Die geistlichen Herren, welche noch nicht absolvirt waren, eilten zu Altmann von Passau und wurden ohne Schwierigkeit losgesprochen; selbst Siegfried von Mainz wurde vom Banne gelöst. Schon war der größere Theil der Bischöfe, die zu Worms dem Papste so dreist entgegengetreten waren, zu Kreuz gekrochen; nur wenige hielten beim Könige aus.

Die Stimmung war in Tribur so papistisch wie möglich. Besondere Verehrung genossen die päpstlichen Legaten und einige Laien, welche der Papst unmittelbar von Rom gesandt und die durch ihr ganzes Auftreten nicht geringes Aufsehen erregten. Sie waren von vornehmem Stande, hatten aber den Glanz ihres weltlichen Lebens Gott und dem Stuhle Petri zum Opfer gebracht, sich freiwillige Armuth erwählt und ganz dem Dienste des Papstes hingegeben. Diese Männer hörte man aller Orten verkündigen, daß Heinrich mit Recht von dem Bannstrahle des Papstes getroffen sei und der Beistand Roms den Deutschen nicht fehlen würde, sobald sie sich einen neuen König wählen wollten. Mit ängstlicher Sorgfalt mieden sie Jeden, der mit dem König oder einem anderen Gebannten, mit simonistischen oder verheiratheten Priestern irgend in Berührung gekommen war, und schärften so die Gewissen der Gläu-

digen. Mit ihnen war von Rom auch ein ritterlicher Mann aus Schwaben gekommen, der vordem seine Waffen niedergelegt und einen stillen Platz im Kloster St. Blasien im Schwarzwalde gesucht und gefunden hatte. Dem Tode nahe, war er nach Rom gepilgert, um dort Vergebung seiner Sünden zu erwirken, und der Papst hatte sie ihm versprochen, wenn er mit seinen Boten nach Tribur zöge. Er vollführte den Befehl des Papstes und starb bald darauf in seinem Kloster.

Als man zu den Verhandlungen schritt, wurden von den Weltgeistlichen und Mönchen zuerst die Fragen erörtert, ob der Papst überhaupt einen König excommuniciren könne und ob in diesem Falle er es aus gerechten Ursachen gethan habe. Man wird leicht über beide Fragen einig geworden sein, denn über ihre Bejahung konnte bei den Anwesenden kaum eine wesentliche Meinungsverschiedenheit herrschen. Schwieriger mochte dagegen die Entscheidung der Frage scheinen, ob Heinrich, weil ihn der Papst entsetzt und alle Unterthanen ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden habe, nicht mehr als König anzuerkennen sei und ohne Weiteres ein Anderer auf den Thron gesetzt werden dürfe. Gewiß gestanden die Fürsten — denn über diese Frage konnten nur sie entscheiden — dem Papste das Recht nicht zu, durch einen einseitigen Machtspruch über den deutschen Thron zu verfügen, doch waren sie nur zu geneigt, ihrerseits als eine Folge der Excommunication die Entsetzung Heinrichs auszusprechen und ihm einen Nachfolger zu wählen. Noch einmal ergoß sich ein Strom von Klagen über das verbrecherische Leben des Königs, seine Härte und Grausamkeit, die schmähliche Behandlung der ersten Fürsten, die Auflösung aller Ordnung im Inneren, die hinschwindende äußere Macht des einst so blühenden Reichs, die Gefahren der christlichen Kirche. Der König war in den Augen dieser tugendhaften Fürsten die Wurzel aller Uebel der Zeit: weshalb sollten sie länger zaudern diese arge Wurzel auszureißen?

Und doch verhandelten sie sieben Tage zu Tribur, ohne zu einem Beschluß zu kommen! Wenn ein solcher nicht herbeigeführt werden konnte, lag der Grund unfehlbar zumeist in den keineswegs entschiedenen Aeußerungen des Papstes. Noch immer hatte er sich die Möglichkeit offen gelassen, dem reuigen König die Absolution zu ertheilen und das Reich seiner Väter zurückzustellen. Man wußte recht wohl, daß er gewisse persönliche Beziehungen zu Heinrich mit Vorliebe festhielt; überdies hatte er zu seinen Legaten zwei Männer bestellt, die dem jungen König nicht

fern standen, und Altmann, der vertraute Freund der Kaiserin Agnes, trug das Interesse seiner Herrin noch besonders im Herzen. Was geschah aber dann, wenn nach einer Neuwahl, deren Bestätigung sich der Papst vorbehalten hatte, er diese verweigerte und den gedemüthigten Heinrich wieder zu Gnaden annahm? Um so näher lag diese Frage, als Heinrich Nichts unterließ, um den Legaten und den Fürsten seine Bereitwilligkeit zur Buße an den Tag zu legen.

Der König war, als die Fürsten nach Tribur zogen, mit seinen Freunden von Worms aufgebrochen und nach Oppenheim gezogen; nur der Rhein trennte ihn hier von dem Felde, wo seine Widersacher über sein Schicksal beschlossen. Ihn umgaben die wenigen Bischöfe, die ihm treu geblieben waren, seine vom Papst gebannten Räthe und eine bewaffnete Dienstmannschaft, so zahlreich er sie eben aufzubringen vermochte. Er war völlig entmuthigt und sah, daß ihm Nichts blieb, als sich willig für den Augenblick in Alles zu ergeben, was die Fürsten über ihn beschließen möchten. Er wußte, sie wollten ihm die Krone nehmen, doch hoffte er noch sie umzustimmen, wie vor drei Jahren, als er hier in Oppenheim in gleich verzweifelter Lage war*). Täglich schickte er Gesandte nach Tribur hinüber, gelobte Besserung seines Lebenswandels, versprach den Fürsten die gesammte Regierung des Reiches zu überantworten, wenn sie ihm nur den königlichen Namen und die königlichen Insignien ließen, bot Geißeln und eidliche Versicherungen an, die keinen Zweifel an der Erfüllung aller dieser Versprechungen aufkommen lassen könnten; er beschwor sie den Glanz des deutschen Reiches, alle Jahrhunderte hindurch rein und unversehrt erhalten, nicht durch den Makel eines so schmählichen Abfalles für alle Zeiten zu trüben.

Leicht begreift sich, daß die Fürsten diesen Versprechungen wenig Glauben schenkten; sie wußten nur zu gut, daß dieser junge Fürst ein anderes Gesicht in den Stunden der Noth, ein anderes in den Tagen des Glückes zeigte. Ihre Antworten waren verletzend genug. Sie könnten auf des Königs Worte, sagten sie, nachdem sie so oft hinter das Licht geführt seien, nicht mehr bauen; nicht mit stürmischer Eile wären sie zum Aeußersten geschritten, sondern hätten Leiden über Leiden durch viele Jahre geduldet, r u h i g geduldet um ihrer Eide willen, bis sie der Papst jetzt von diesen gelöst habe; nun aber könnten sie ohne Gefahr für ihr

*) Vergl. oben S. 283.

Seelenheil mit dem Könige nicht länger verkehren und müßten die ärgst Thoren sein, wenn sie nicht jetzt, da Zeit, Ort und Umstände ihne günstig, die weltlichen und geistlichen Gesetze nicht hinderlich seien, sofo ausführten, was sie lange beabsichtigt hätten; sie würden sich demnac einen König wählen, der sie vor Allem gegen jeden übermüthigen Frevle an der römischen Kirche in den Kampf führen solle.

Und die Fürsten schienen Ernst machen zu wollen. Schon gab Hein rich die Hoffnung auf sie zu erweichen, schon besorgte er von ihnen über fallen zu werden und zog seine Reisigen am Rhein zusammen; denn er sah wie der Erzbischof von Mainz Fahrzeuge auf dem Flusse herbeischaffe ließ. Da erschienen ganz unerwartet Gesandte von den sächsischen un oberdeutschen Großen zu Oppenheim und erklärten, daß die Fürsten de Reiches mit dem Könige verhandeln wollten. Sie überbrachten Vorb dingungen der schmählichsten Art; doch es gab keine Bedingung, welch der König in diesem Augenblick nicht eingehen mußte, um seine Kro zu erhalten. Die Erregung drohte ihn zu ersticken, doch erklärte er si bereit Alles zu thun, was die Fürsten des Reiches von ihm verlang würden.

Umsonst forscht man nach den besonderen Umständen, welche d Fürsten noch in der letzten Stunde zu solcher Sinnesänderung vermoc ten. Nur das hören wir, daß der Abt Hugo von Cluny sich damal zum König begeben und daß er, die Kaiserin Agnes und die Gräfi Mathilde auf eine Verständigung der Fürsten mit Heinrich eingewirk haben. So sehr jene der Sache Roms ergeben waren, hatten sie doc ein nahes und persönliches Interesse, daß Heinrich die Krone erhalten bliebe. Wie hätte Agnes ruhig länger diesen Dingen zusehen sollen? Mochte sie ihren Sohn für einen Verführten halten, den mit Recht die Strafen Roms getroffen hätten: ihr Mutterherz mußte im Innersten bewegt werden, als die deutschen Fürsten ihm die Krone des Vater rauben wollten. Den Abt von Cluny kümmerten wenig die Hände der deutschen Großen mit ihrem Könige, während ihn im tiefsten Herze das Unglück des Kaisersohns ergriff, den er einst aus der Taufe ge hoben hatte. Selbst in Mathilde fingen sich die verwandtschaftlichen Ge fühle noch einmal zu regen an. Dem Abt Hugo — denn er allein wa gegenwärtig — scheint es der König am meisten verdankt zu haben wenn die Fürsten von einer Neuwahl abstanden; nächst ihm wohl Alt mann von Passau, dem Legaten des Papstes und Freunde der Kaiseri

Agnes. Aber alle persönlichen Verwendungen, die für Heinrich eintraten, würden doch kaum zum gewünschten Ziele geführt haben, wenn die Meinung des Papstes entschiedener ausgedrückt worden wäre, wenn er eine Versöhnung mit Heinrich nicht noch immer in Aussicht genommen hätte.

Die Verhandlungen mit dem König wurden in Oppenheim eröffnet und in den nächsten Tagen zum Abschluß gebracht. Ueber den Gang derselben sind wir nicht unterrichtet, aber ihr Ergebniß ist bekannt genug. Die Hauptsache war, daß der König sich in allen Dingen dem Papste zu unterwerfen, seine Fehler gegen den apostolischen Stuhl öffentlich zu bekennen und zu büßen anheischig machen mußte; die anderen schweren Beschuldigungen, welche man gegen ihn erhoben hatte, versprach er entweder durch den Beweis der Unschuld oder ein Gottesurtheil zu entkräften oder, wenn ihm dies nicht gelingen sollte, eine angemessene Buße auf sich zu nehmen. Von dieser seiner Unterwerfung und diesen Versprechungen mußte er dem Papste und allen Deutschen durch in Gegenwart der Fürsten besiegelte Schreiben Kenntniß geben und seine Anhänger, die noch im Banne ständen, anweisen unmittelbar beim Papste die Absolution nachzusuchen. Auch er selbst sollte nur durch den Papst vom Banne gelöst werden können und die Lossprechung spätestens bis zum Jahrestag des Bannes (22. Februar) erfolgen. Man beschloß den Papst zu einem feierlichen Fürstentag, der auf Mariä Reinigung (2. Februar) in Augsburg festgesetzt ward, einzuladen, damit er dort mit den Fürsten die Sache des Königs verhandele und das Urtheil über ihn fälle. Gelänge es dem Könige nicht bis zum Ablauf der jährlichen Frist die Absolution zu erlangen, so habe er unwiderruflich für immer, so beschloß man, das Reich verwirkt. Die Legaten und alle Fürsten gelobten eidlich, daß sie dann Heinrich nicht mehr als ihren Herrn anerkennen, ihm den königlichen Namen nicht mehr geben würden; auch schriftlich verzeichneten die geistlichen Herren dies ihr Gelöbniß.

Als die Fürsten Heinrich für immer des Thrones verlustig erklärten, wofern er sich innerhalb Jahr und Tag nicht vom Banne löse, beriefen sie sich auf alte Reichsgesetze. Es waren dies Bestimmungen Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, die sich jedoch nicht auf den Kirchen- sondern auf den Gerichtsbann bezogen und Jeden, der diesem über Jahresfrist nicht Folge leistete, mit Verlust der Habe, der Lehen und Würden bedrohten: aber weder diese noch andere Reichsgesetze paßten auf den

vorliegenden Fall. Indessen so wenig sich in Wahrheit die Festsetzung der Fürsten durch ältere Gesetze begründen ließ, mußte sie doch als eine Nothwendigkeit erscheinen, nachdem man dem Papste einmal das Recht den König zu bannen eingeräumt und Heinrichs Excommunication als gültig anerkannt hatte. Denn klar war, daß bei der Stimmung in Deutschland Heinrich im Bann nicht auf die Dauer regieren konnte, und nach anerkannten Bestimmungen des kanonischen Rechtes war ein volles Jahr die äußerste Frist, innerhalb deren die Lösung vom Banne zulässig blieb. Unterwarf man die deutsche Krone dem Papste, so konnte kaum fehlen, daß man sie auch von den Regeln der römischen Kirchendisciplin abhängig machte.

In den Oppenheimer Beschlüssen überlieferten die deutschen Fürsten ihren König dem Urtheilsspruche Roms: aber sie nutzten zugleich die Gelegenheit, um ihre eigene Macht ihn empfinden zu lassen. Die sächsischen Fürsten drangen ihm eine schriftliche Erklärung ab, daß er sie mit Unrecht verfolgt habe, und verbreiteten diese Erklärung dann geflissentlich überall in Deutschland und Italien, um das Ansehen des Königs zu untergraben. Die vollständigste Genugthuung gewann sich der gekränkte Bischof von Worms. Heinrich mußte ihm Worms zurückgeben, seine Besatzung herausziehen und ihm gegen eine neue Auflehnung der Bürger Sicherheit stellen. Es war eins der schwersten Opfer für den König, die treue Stadt zu verlassen und der Wuth ihres erbitterten Herrn zu überliefern.

Auch wurden Bestimmungen getroffen, wie sich der König bis zu seiner Absolution zu verhalten habe. Zum Aufenthaltsorte wies man ihm und seiner Gemahlin Speier an. Hier sollte Bischof Dietrich von Verdun, ein allseitig geachteter Mann, an Heinrichs Seite bleiben, außerdem eine Anzahl von Hofleuten und Dienern, welche die Fürsten ausgewählt hatten. Von seinen bisherigen Räthen mußte sich der König völlig zu trennen versprechen. Man untersagte ihm ferner jede selbstständige Verwaltung der Reichsgeschäfte, jede Entfaltung königlichen Glanzes und das Tragen der Reichsinsignien bis zur erfolgten Lossprechung vom Banne.

Wunderbar, daß man zugleich mit dieser tiefsten Erniedrigung des Königthums die Herstellung des Kaiserthums beschloß! Es wird glaubhaft berichtet, daß die Fürsten dem König, wenn er an seinen Versprechungen festhielt, ihre Unterstützung zum Römerzuge zusagten, und

nicht nur ihm die Kaiserkrone zu gewinnen, sondern auch die Normannen aus Italien ganz zu verjagen. Einen lockenden Lohn des Gehorsams stellten sie damit ihm in Aussicht, zugleich aber umgaben sie ihn mit allen Schrecken des Wortbruches. Wenn er irgend eines seiner Versprechen nicht hielte, erklärten sie, seien sie jeder Pflicht und jeder Treue gegen ihn entbunden und würden, ohne auf das Urtheil des Papstes weiter zu warten, für das Wohl des Reiches nach ihrem Ermessen sorgen.

Indem Heinrich diesen Bestimmungen sich unterwarf, gab er offenbar seine ganze bisherige Stellung auf. Er erkannte an, daß er kein Recht zur Entsetzung des Papstes, dieser aber ein Recht ihn zu bannen gehabt habe, er unterwarf sich dem Urtheilsspruche des römischen Bischofs, über den er bisher richterliche Rechte zu besitzen geglaubt hatte, er bekannte sich ihm zum Gehorsam verpflichtet „in allen Dingen". Und zugleich räumte er ein, daß er im Unrecht gewesen sei, wenn er die Macht der Krone den Fürsten gegenüber als eine selbstständige zur Geltung zu bringen suchte. Mochte er nun auch demnächst durch das Urtheil des Papstes und des Augsburger Tages wieder in den vollen Besitz der Regierungsgewalt kommen, mochte er selbst zur Kaiserkrone gelangen, so blieb er doch nimmerdar als ein Kaiser und König von Gottes Gnaden bestehen, sondern Alles, was er so wurde, war er von Gnaden des Papstes und der Fürsten; seine Gewalt blieb nicht frei, sondern wurde abhängig von Rom und den deutschen Herren. Nur der Zwang schließt Verträge, in denen das ganze Selbst zum Opfer gebracht wird, und es liegt in der Natur des Menschen, sich solchem Zwange zu entwinden, am meisten in der Natur dessen, der sich zur höchsten Freiheit berufen glaubt.

Man fühlte recht wohl schon in Oppenheim, daß die geschlossenen Verträge nur so lange halten könnten, als sich der König in der Gewalt seiner Feinde befinden würde. Die Netze waren rings um ihn zusammengezogen, nicht leicht war ein Ausweg zu finden: aber man kannte die Klugheit des Vielgewandten und fürchtete, daß es ihm doch gelingen möchte. Die Fürsten trennten sich deshalb nicht, ohne sich zuvor gegenseitigen Beistand für den Fall zuzuschwören, daß der König das Schwert zur Rache gegen sie ziehen sollte; viele wagten ihm nicht einmal zum Abschiedsgruß unter die Augen zu treten. Nichts besorgten die Fürsten mehr, als daß Heinrich den Papst für sich zu gewinnen

und gegen sie einzunehmen suchen würde, und seine Absichten hatten sie damit nur zu gut errathen.

Heinrich ergab sich scheinbar geduldig in sein Schicksal. Seine Räthe und Freunde entließ er und ging mit seiner Gemahlin nach Speier, wo er in größter Stille gleich einem Gefangenen lebte. Er mied allen öffentlichen Verkehr, enthielt sich der Reichsgeschäfte, besuchte als Gebannter selbst den Gottesdienst nicht. In trüber Einförmigkeit schleppten sich ihm die Wintertage hin. Aber der junge König erschien geduldiger, als er war. Unablässig arbeitete sein Geist, um die Fesseln zu sprengen, in die ihn seine Feinde geschlagen; unablässig dachte er daran, wie er seine Krone und sein königliches Recht retten könnte. Alles schien ihm zunächst darauf anzukommen, den Augsburger Tag zu vereiteln, wo der Bund des deutschen Fürstenthums mit dem römischen Bischof zur Knechtung der königlichen Gewalt besiegelt werden sollte; doch nur ein Mittel sah er, jene Zusammenkunft zu hintertreiben, wenn er nämlich binnen kürzester Frist die Absolution des Papstes gewinne und denselben überzeuge, daß es ihm mit seinen Versprechungen ein Ernst sei. Gelang ihm dies, so durfte er hoffen nicht allein dem Reichstage zu entgehen, sondern auch den Bund des Papstes und der Fürsten zu sprengen. Er hatte nicht vergessen, daß vor einem Jahre Gregor Nichts mehr gewünscht hatte, als ohne die Fürsten mit ihm zu verhandeln. So entschloß er sich sofort in Rom selbst Buße zu thun, wenn sich der Papst ihn dort loszusprechen bereit erklärte. Dem Erzbischof Udo von Trier, der die Unterwürfigkeitserklärung nach Rom überbringen sollte, trug er auf, Nichts unversucht zu lassen, um den Papst hierfür zu gewinnen.

Gregor hörte voll Freude den Ausgang der Oppenheimer Verhandlungen. Was er seit Jahren erstrebt hatte, sah er erreicht: die Rückkehr des Königs zu den Versprechungen, deren Erfüllung derselbe so hartnäckig verweigert hatte, und die Unterwerfung der deutschen Kirche. Seine kühnsten Erwartungen überstieg es, wenn ihn die deutschen Fürsten überdies in ihre Mitte einluden, um das Schicksal Deutschlands zu entscheiden und über den König Gericht zu halten. Welcher Triumph für den heiligen Petrus, nachdem die deutschen Herren mehr als einmal über seine Nachfolger in Rom das Urtheil gesprochen!

Die ersten Nachrichten über die wichtigen Vorgänge in Deutschland erhielt der Papst wohl durch Huzmann von Speier und einige andere

Bischöfe, welche Altmann zu ihrer Lossprechung nach Rom gesandt hatte. Sie hatten bisher treu zum Könige gehalten und mußten hart ihre Treue büßen; denn sie wurden zu strengen Bußübungen in verschiedene römische Klöster eingesperrt und erst nach längerer Zeit auf Bitten der Kaiserin Agnes entlassen. Bald darauf kamen die Gesandten der deutschen Fürsten nach Rom, um den verlangten Bericht abzustatten und Gregor zu dem Augsburger Tage einzuladen. Endlich erschien auch Erzbischof Udo von Trier, der Gesandte des Königs, mit seinen Begleitern; geraume Zeit hatte ihn der Bischof Dionysius von Piacenza, welcher der Reise einen dem Könige feindlichen Zweck beimaß, zurückgehalten und erst auf einen Brief aus Speier die Fortsetzung des Wegs ihm gestattet. Etwa zu derselben Zeit kam auch der Abt von Cluny nach Rom; schwerlich war Gregor mit dessen Bemühungen in Oppenheim unzufrieden, aber der Abt mußte doch Kirchenbuße thun, daß er ohne Erlaubniß des Papstes mit dem gebannten Könige verkehrt hatte.

Wie wenig Gregor noch immer Heinrich traute, zeigte sich sogleich beim Empfang der königlichen Botschaft. In Gegenwart der fürstlichen Gesandtschaft ließ er das Schreiben des Königs vorlesen, und es ergab sich sofort, was er vermuthet hatte, daß es nicht so lautete, wie es in Gegenwart der Fürsten besiegelt war. Vergeblich suchte Udo die Aenderung in Abrede zu stellen; er mußte sie einräumen, nur betheuerte er nicht zu wissen, wer der Urheber derselben sei. Sie lief wesentlich darauf hinaus, daß die Stelle wegen der dem Könige beigemessenen moralischen Verbrechen verdunkelt und am Schluß die Forderung hinzugefügt war, auch der Papst solle sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen rechtfertigen. Die Enthüllung dieser Fälschung — anders läßt die Aenderung kaum sich bezeichnen — machte den übelsten Eindruck und steigerte das Mißtrauen des Papstes. Als daher Udo ihm im Geheimen die Absicht des Königs eröffnete nach Rom zu kommen, um sich die Absolution zu gewinnen, fand er nichts weniger als williges Gehör. Der Papst erklärte trotz alles Andringens auf das Bestimmteste, daß er die Buße des Königs in Rom nicht annehmen, sondern nach Augsburg kommen werde, um mit den Fürsten des Reichs zu bestimmen, was für Kirche und Staat ersprießlich sei. Die Gesandten der Fürsten schickte er mit einem Schreiben zurück, worin er ihnen meldete: trotz des Widerspruchs seiner Freunde in Rom werde er über die Alpen kommen, für die Freiheit der Kirche und das Wohl des Reiches fürchte er keiner Ge-

fahr in das Auge zu sehen und sei selbst sein Leben zu opfern bereit so hoffe er seine Reise zu beschleunigen, daß er schon am 8. Januar in Mantua eintreffe. Er forderte sie nun auf Anstalten zu sicherem Geleit und einem geziemenden Empfang für ihn zu treffen, auch für den Landfrieden bei sich zu sorgen, damit seine heilsamen Absichten für das Reich keine Hindernisse fänden.

Der Papst brannte, wie man sieht, über die Alpen zu kommen Es duldete ihn nicht länger in Rom, welches er kurz vor Weihnachten verließ, indem er zugleich noch einmal ein Schreiben an die Deutschen mit der Aufforderung sandte, daß sie Alles zu seinem Empfange bereiten möchten. Am 28. December war er in Florenz, um Neujahr ging er über den Apennin und traf in der Lombardei etwa zwanzig Tage vor dem Termin ein, an dem ihn einer der Herzöge an der Etschklause erwarten sollte. Bis Mantua gab ihm Mathilde das Geleit, und zur bestimmten Zeit (8. Januar) scheint er dort eingetroffen zu sein; weiter sollte ihn Gregor von Vercelli, den er absolvirt hatte und der damals eine sehr zweideutige Rolle spielte, zu der Klause geleiten. Die Frist verstrich, ohne daß dort das Geleit sich einfand, und bald kam die unvermuthete Botschaft aus Deutschland, daß Heinrich heimlich Speier verlassen habe und in den Wirren des Augenblicks man das Geleit nicht schicken könne. Zugleich erhielt der Papst durch Bischof Gregor sichere Kunde, daß der König über die Alpen gekommen und in Vercelli eingetroffen sei. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Heinrich durch einen kühnen Entschluß den Netzen seiner Feinde entronnen sei.

Gregor stand in der Lombardei auf gefahrvollem Boden. Zwar hatte Heinrich noch kurz zuvor abermals Boten ihm geschickt, Reue und Unterwerfung versprochen und nur um die Lossprechung vom Bann und den apostolischen Segen gebeten, aber rauh und streng hatte der Papst abermals diese Bitte zurückgewiesen. Wie, wenn der König nun erzwingen wollte, was er nicht anders erreichen konnte? Ueberall fand er hier Waffen gegen Rom; mit leichter Mühe konnte er in den lombardischen Städten ein Heer sammeln, dem Mathilde kaum die Spitze zu bieten vermochte. Gregor mußte an seine Sicherung denken; er ging über den Po zurück und begab sich nach Canossa, der festesten Burg der großen Gräfin. Hier konnte er, für den Augenblick ungefährdet Heinrichs weitere Schritte abwarten und danach seine Entschließungen

richten. Schon nach kurzer Zeit erfuhr er, daß der König nicht mit feindlichen Abſichten kam. Heinrich verlangte zunächſt Nichts auf Italiens Boden, als die Losſprechung vom Banne, und ſie wußte er dem widerſtrebenden Papſte abzubringen.

Die Losſprechung vom Banne.

Als der König in Speier vernahm, daß Gregor ſeine Buße in Rom nicht annehmen wolle, vielmehr die Reiſe nach Deutſchland auf alle Weiſe beſchleunige, entſchloß er ſich ſchnell dem Papſte, ehe er noch die Alpen erreichte, entgegenzutreten, um ihn zur Abſolution zu bewegen; er durfte keinen Augenblick ſäumen, wenn er den Papſt noch erreichen und den Augsburger Tag hintertreiben wollte. Der Plan zur Flucht von Speier war ſchnell entworfen und wurde glücklich ausgeführt. Man hat allen Grund zu glauben, daß Dietrich von Verdun ſelbſt um die Abſicht des Königs wußte.

Einige Tage vor Weihnachten entkam der König mit ſeiner Gemahlin, mit dem kleinen Konrad und einem treuen Diener ſeinen Wächtern und nahm zunächſt ſeinen Weg nach Hochburgund zu dem Oheim ſeiner Mutter, dem Grafen Wilhelm; hier feierte er zu Beſançon das Weihnachtsfeſt, ſchon der Gefahr entronnen.

Die Abſicht des Königs war ſeinen Freunden ohne allen Zweifel bekannt geworden. Denn um dieſelbe Zeit machten ſich faſt alle Biſchöfe, die noch im Banne waren, wie die meiſten früheren Räthe des Königs auf den Weg, um ebenfalls dem Papſte in der Lombardei zu begegnen. Auch müſſen die deutſchen Fürſten einen ſolchen Anſchlag des Königs erwartet haben, da die Päſſe der Alpen von Rudolf, Welf und Berchthold ſorglich gehütet wurden. So kam es, daß Biſchof Rupert von Bamberg, der große Schätze mit ſich genommen hatte, von Herzog Welf an den Alpen angehalten wurde und dann von Weihnachten bis gegen Ende Auguſt in Gefangenſchaft blieb. Auch Dietrich von Verdun, der dem Könige nach Italien folgen wollte, gerieth in Gefangenſchaft; der Graf Adalbert von Calw ergriff ihn und ließ ihn erſt nach längerer Zeit gegen ein Löſegeld frei. Die meiſten Anhänger des Königs wußten den Wachen der Fürſten zu entgehen und gelangten glücklich auf den lombardiſchen Boden; auch Heinrich ſelbſt, indem er einen Weg einſchlug, wo ihn die Nachſtellungen ſeiner Feinde nicht erreichen konnten.

Nur einen Tag verweilte der König in Besançon und setzte dan mit einem bereits ziemlich zahlreichen Gefolge die Reise fort. Bei Ge über die Rhone setzend, erreichte er bald das Gebiet seiner Schwiege mutter, der Markgräfin Adelheid von Susa. Mit ihrem Sohn Amadeu kam sie dem König entgegen und empfing ihn ehrenvoll. Aber der Mo ment schien ihr günstig, die Bitte verlauten zu lassen, daß ihr der Köni über die fünf Bisthümer Verfügung belieẞe, welchen das geistliche Au sichtsrecht in ihren Ländern zustand. Heinrich war nicht in der Lag leicht eine Bitte versagen zu können: dennoch trug er Bedenken eine s außerordentliche Forderung zuzugestehen. Er suchte Adelheid durch di Abtretung eines Theils von Burgund, wahrscheinlich des Bugey zwische Rhone und Ain zu befriedigen. Auf alle Weise unterstützte übrigens d Markgräfin die Reise ihres Schwiegersohnes, ihrer Tochter und ihr kleinen Enkels, eine Reise, deren Beschwerden sich nun mit jedem Ta steigerten.

Der König wählte den Weg über den Mont Cenis, und die ohn hin mühevolle Straße bot gerade damals fast unübersteigliche Schwieri keiten dar. Schon sehr früh war der Winter mit unerhörter Stren eingetreten, und die Kälte dauerte in ganz ungewöhnlicher Weise a Große Schneemassen bedeckten bereits im November das obere Deutsch land und die Alpengegenden; Rhein und Po waren so fest gefroren daß sie Monate lang Rosse und Wagen trugen. Gewiß war es ein Wagniß für den König mit einer zarten Frau und einem dreijährigen Knaben unter solchen Umständen den Weg über das Hochgebirge an zutreten: aber jedes Zögern war gefährlich, wenn er seine Krone erhal ten wollte.

Große Noth standen der König und seine Begleiter aus, bis si die Paßhöhe erstiegen. Die Straßen waren völlig verschneit und mußte mühsam durch Landleute, die man aufbot, gangbar gemacht werde Aber die Mühen fingen doch erst recht an, als man den Gipfel erreic hatte und das Hinabsteigen begann. Unmöglich war es, auf dem a schüssigen spiegelglatt gefrorenen Boden sich zu halten, und mehr a einmal verzweifelte man je das Thal zu erreichen. Kriechend auf Händ und Füßen oder die Schultern der Führer umklammernd, bald strauchel bald weite Strecken hinabrollend, kamen die Männer endlich herunter. D Königin mit ihren Dienerinnen wurden auf Rindshäute gesetzt und hinabgezogen. Die meisten Schwierigkeiten machte das Wegschaffen d

Pferde. Man ließ ſie theils mit Winden herab, theils ſchleppte man ſie mit gebundenen Füßen fort, aber die meiſten verendeten doch oder wurden mindeſtens unbrauchbar. Endlich kam man aus den Bergen heraus, und welche Schrecken man auch überſtanden hatte, kein Menſchenleben war verloren gegangen. Der König vergaß die beſtandenen Leiden um ſo leichter, als er überall, wohin er kam, gute Aufnahme fand: in Suſa, Turin, Vercelli und Pavia.

Von allen Seiten strömten die Biſchöfe und Grafen, die Capitane und Valvaſſoren herbei; Alle ſammelten ſich um den König, die an der Herſtellung der alten Ordnungen ein Intereſſe hatten, die Widerſacher des Papſtes, Mathildens und der Patarener zuhauf. So lange hatten ſie den Erben des Kaiſerthums erwartet, und ſie dachten nicht anders, als daß er jetzt käme, um die kaiſerlichen Rechte wahrzunehmen und jenen verwegenen Mönch zu züchtigen, der ihm ſeine Krone beſtritten und Roms Bannſtrahlen über die Lombardei ausgeſchüttet hatte, als gäbe es hier keinen anderen Herrn. Ein gewaltiges Gefolge, gleichſam ein Heer, ſammelte ſich um den König, und es hätte nur bei ihm geſtanden, dem Papſte mit gewaffneter Hand entgegenzutreten.

Aber Heinrichs Gedanken waren damals, wie wir wiſſen, auf ganz Anderes gerichtet. Er ſagte den Lombarden, er ſei nicht gekommen, um den Papſt anzugreifen, ſondern um mit ihm über den Bann zu verhandeln, den er mit Unrecht gegen ihre Biſchöfe und gegen ihn ſelbſt geſchleudert habe; dieſe Verhandlung ſei ihm wegen der Beſchlüſſe der deutſchen Fürſten geboten, ein feindliches Auftreten jetzt gegen den Papſt würde das Reich in namenloſe Verwirrung ſtürzen. Nur mit Mühe überzeugte er ſie, daß die Klugheit ihm riethe für den Augenblick zu weichen: aber ſie gaben endlich doch ſeinen Gründen nach, nur beſchworen ſie ihn mit Gregor bald Ernſt zu machen, der ſonſt ihn und mit ihm ſie alle verderben würde.

Inzwiſchen hatte der König erfahren, daß ſich Gregor nach Canoſſa begeben habe, daß Mathilde und der Abt Hugo um ihn ſeien, und brach unverweilt auf, um dieſe Burg zu erreichen. Die Biſchöfe und Herren, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, ließ er großentheils in Reggio zurück; von ſeiner Schwiegermutter, ſeinem Schwager Amadeus und dem Markgrafen Azzo von Eſte nebſt einigen anderen Herren begleitet, ritt er auf Canoſſa zu und ſah die ſtattliche, weithin ſchimmernde

vor ſich liegen, der er durch ſeine Buße einen ewig denkwürdigen Namen verleihen ſollte.

Auf einem nackten, hohen und faſt nach allen Seiten abſchüſſigen Felſen liegt Canoſſa, von Natur feſt und durch Mathildens Vorfahren ſorglich mit Allem ausgerüſtet, was nach der Kunſt der Zeit einen Platz zu ſichern vermochte. Ein dreifacher Mauerring umgab die Burg, die für unbezwinglich galt, ſelbſt wenn ſie nur von einem kleinen Häuflein vertheidigt wurde. Sie war von nicht geringem Umfang und ſchloß geräumige Wohngebäude, eine Kirche und ein Mönchskloſter in ihren ſtarken Mauern ein. Jetzt ſind von dem alten Glanz keine Spuren mehr geblieben: aber an den Trümmern der Burg und am Fuße des Berges lebt eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern. Von den Straßen des großen Verkehrs abgelegen, wird jene Stelle ſelten von Reiſenden aufgeſucht, wo das Papſtthum faſt widerwillig einen ſeiner größten Triumphe feierte, indem ein deutſcher König, und zwar der ſtolzeſten einer, ſich zu der tiefſten Erniedrigung drängte.

Erſt vor wenigen Tagen war Gregor auf Canoſſa angelangt, aber ſchon hatte er manchen Büßer den Mauern der Burg ſich nahen ſehen. Jene gebannten Biſchöfe und Räthe Heinrichs, die glücklich über die Alpen gekommen waren, folgten dem Papſte auf den Ferſen und flehten bald barfuß und in härenen Kleidern vor dem Burgthore um Einlaß. Einige von ihnen ſcheinen ſogleich abſolvirt zu ſein, bei Anderen behielt ſich der Papſt die Losſprechung vor, bis Heinrichs Sache entſchieden ſei. Denn ſchon hörte er, daß auch der König, der größte Sünder gegen den heiligen Petrus, ſich Canoſſa nahe. Nicht mehr konnte er darüber im Unklaren ſein, daß Heinrich bußfertig und zur Unterwerfung bereit wäre: dennoch trug er Bedenken die Buße und Unterwerfung des Königs anzunehmen.

Als Heinrich mit ſeinem Gefolge am Fuße des Berges ankam, ließ er Mathilde und den Abt Hugo zu einer Unterredung auffordern. Beide erſchienen, und er zeigte ihnen ſeine Bereitwilligkeit, jeder Forderung des Papſtes zu entſprechen, wenn er nur die Losſprechung vom Banne erwirke. Seinen Wünſchen nicht abgeneigt, verſprachen ſie ihren Einfluß aufzubieten, um den Papſt zur Milde zu ſtimmen. Von Adelheid, Amadeus und Azzo begleitet, kehrten ſie in die Burg zurück, und alle legten hier ihre Fürſprache für den König ein. Aber Gregor verſchloß ſich ihren Vorſtellungen; nur unter der Bedingung ſoll er ſich zur A[illegible]

solution bereit erklärt haben, wenn Heinrich die Krone ihm übergeben und dem königlichen Namen für immer entsagen wolle. Wurde eine solche Bedingung gestellt, so konnte Gregor dabei keine andere Absicht haben, als sich dem Anliegen des Königs zu entziehen, und fest steht, daß dasselbe ihm überaus lästig war, da er sich durch frühere Versprechungen anheischig gemacht hatte, Heinrichs Sache nur gemeinschaftlich mit den deutschen Fürsten zu entscheiden, sie aber wesentlich verändert wurde, sobald er vom Banne ihn löste. Er mußte fürchten, daß sein Bund mit den Deutschen sich in demselben Augenblick lockerte oder gar löste, wo er eine solche Vorentscheidung zu treffen sich bewegen ließe.

Daß der Papst nicht durch Vorstellungen zu erweichen sei, muß Heinrich sogleich erfahren haben. Denn er schritt zu dem Aeußersten, dem Papste durch sittlichen Zwang die Lossprechung abzudringen. Er entschloß sich öffentlich die strengsten Bußübungen vorzunehmen, welche die Kirche von reuigen Sündern fordert, um vor aller Welt zu zeigen, daß er jede Genugthuung dem Papste zu leisten bereit sei, die derselbe beanspruchen könne; weigerte der Papst sich dann ihm den Schooß der Kirche zu öffnen, so lag klar vor Augen, daß ihm die Eigenschaft fehlte, die kein Priester und am wenigsten der höchste Priester der Christenheit verleugnen darf, die Barmherzigkeit. Der Papst richtete sich selbst, wenn er die unzweideutige Buße des Königs verwarf, und dieser gewann gerade in der tiefsten Erniedrigung einen unzweifelhaften sittlichen Sieg.

Es war am 25. Januar, als der König und mit ihm einige andere Gebannte barfuß und in härenen Büßerhemden vor dem Burgthor erschienen und Einlaß begehrten. Die Pforten blieben ihnen geschlossen: trotz des dringenden Flehens des königlichen Mannes, trotz der bitteren Kälte öffneten sie sich mit Nichten. Auch als am folgenden Morgen Heinrich von Neuem um Aufnahme bat, als er bis zum Abend nicht müde wurde unter Thränen das Mitleid des apostolischen Vaters anzurufen, blieb Gregors Herz unbewegt; er gewann es über sich, daß Canossa noch am dritten Tage dies kläglichste aller Schauspiele ansehen mußte. Doch schon war von Allen, die Canossas Mauern umfingen, er der Einzige, der ohne Herzensregung den Sohn Heinrichs III. in solcher Erniedrigung anblicken konnte. Man bestürmte ihn unter Thränen sich durch Heinrichs Noth erweichen zu lassen, man warf ihm unerhörte Herzenshärtigkeit vor, man schalt ihn, wir wissen es aus seinem eigenen Munde, einen rohen und grausamen Tyrannen.

Schon wollte Heinrich Canossa verlassen: da gab der Papst nach. Der Abt von Cluny und vornehmlich Mathilde hatten ihn zum Weichen gebracht. Unaufhörlich während dieser drei Tage hatten sie mit Heinrich und seinen Anhängern verhandelt und endlich in der letzten Stunde eine Verständigung erzielt. Sie vermochten den König Sicherheiten zu stellen, wie sie der Papst theils im Interesse Roms, theils zu seiner Rechtfertigung vor den deutschen Fürsten zu bedürfen meinte; sie vermochten den Papst gegen solche Sicherung Heinrich in den Schooß der Kirche aufzunehmen.

Am 28. Januar traten von Seiten des Papstes zwei Cardinalbischöfe, zwei Cardinalpriester, zwei Cardinaldiakone und ein Subdiakon, von Seiten des Königs der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Vercelli und Osnabrück, der Abt von Cluny und einige vornehme Laien zusammen, um die Sicherheiten, welche der Papst verlangte, schriftlich festzustellen. Wir besitzen den Wortlaut des Schriftstückes, welches aus diesen Berathungen hervorging, und der wesentliche Inhalt desselben faßt sich in folgenden Sätzen zusammen: Heinrich gelobt zu einer von Gregor festzusetzenden Frist den von ihm abgefallenen Fürsten nach dem Urtheil des Papstes Genugthuung zu geben oder sich mit ihnen nach dem Wunsch des Papstes zu vergleichen; sollte er oder der Papst jene Frist einzuhalten aus bestimmten Gründen verhindert sein, so wird der König sich nach Beseitigung des Hindernisses die Anberaumung einer anderen Frist gefallen lassen; sollte endlich der Papst über die Alpen oder sonst wohin reisen wollen, so verspricht der König ihm und seinem Gefolge Sicherheit des Leibes und Lebens, wie Beseitigung jeder Verzögerung auf der Reise, das Gleiche auch in Bezug auf alle Gesandte, welche der Papst auszusenden für gut finden sollte.

Diese Bestimmungen genügten dem Papste, und wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß außer ihnen Nichts in Canossa festgestellt ist: aber er verlangte, daß sie vom Könige in Person beschworen würden. So hart die Bedingungen Heinrich und seinen Freunden schienen, hatte er sie in der Noth des Augenblicks sich gefallen lassen, doch gegen alles Herkommen sich dem Papst persönlich durch einen Eid zu verpflichten weigerte er sich entschieden. Gregor stellte sich endlich damit zufrieden, daß die Bischöfe von Vercelli und Naumburg, der Markgraf Azzo und einige andere Laienfürsten im Namen des Königs auf Reliquien beschwuren, daß alles Versprochene unverbrüchlich gehalten werden sollte.

Der Abt von Cluny, der als Mönch nicht schwören durfte, verbürgte sein Wort vor den Augen des allsehenden Gottes. Er, die Markgräfinnen Mathilde und Adelheid, einige andere geistliche und weltliche Fürsten bestätigten überdies das Schriftstück durch ihre Unterschrift.

Als so sich der Papst für gesichert hielt, öffnete sich die Pforte der Burg, und Heinrich trat mit den anderen Gebannten ein. Bald standen sie vor den Augen des gewaltigen Priesters, der mit seinem Anathem das Kaiserthum entwaffnet hatte; unter einem Strom von Thränen warfen sie sich vor ihm zu Boden. Die ganze Umgebung weinte laut, und auch ihm, dem noch vor wenigen Stunden so eisernen Mann, feuchteten sich jetzt die Augen. Er hörte Heinrichs Schuldbekenntniß, die Beichte seiner Genossen, und ertheilte den Reuigen die Absolution mit dem apostolischen Segen. Dann erhob er sie und führte sie nach der Burgkirche. Nach einem feierlichen Dankgebet reichte er hier ihnen allen die Lippen zum Kuß und hielt dann selbst die Messe.

Lambert von Hersfeld erzählt, der Papst habe, als er die Hostie consecrirt, sich zum Könige gewendet und in eindringlicher Rede demselben vorgehalten, wie man mit Unrecht auf ihn, den Nachfolger Petri, die schwersten Beschuldigungen gehäuft; zum Zeugniß seiner Unschuld habe er dann die Hälfte der gebrochenen Hostie verzehrt und den König die andere Hälfte zu nehmen aufgefordert, wenn er in gleicher Weise sich frei von den Sünden wisse, die ihm zum Vorwurfe gemacht würden; der König habe darauf Schwierigkeiten erhoben und sich schließlich solchem Gottesurtheile entzogen. In ergreifendster Weise stellt Lambert den Vorgang dar und auch von einem anderen Zeitgenossen wird Aehnliches berichtet: dennoch erwachsen Zweifel, ob solche Dinge in Canossa sich zugetragen haben. Nicht nur Gregors Politik scheint damit in Widerspruch zu stehen, sondern auch die Aussage mehrerer Quellen, daß Papst und König mit einander das Abendmahl gefeiert hätten, macht bedenklich. In Deutschland wurde ohne Frage erzählt und nacherzählt, was wir bei Lambert lesen, und die Gegner Heinrichs sahen in der Verweigerung der Hostie den klarsten Beweis für das Schuldbewußtsein des Königs.

Nach der Messe setzte sich der Papst mit dem König an derselben Tafel zum Mahle. Als dies beendet war, verlangte der König die Burg zu verlassen. Beim Abschiede erinnerte ihn der Papst noch einmal an seine Versprechungen, warnte ihn vor erneutem Umgang mit

den Excommunicirten, versprach ihm übrigens seinen Beistand gegen die Fürsten, so weit er ohne die Gerechtigkeit zu verletzen und ohne ihrer beider Seelenheil zu gefährden sich der königlichen Sache annehmen könne; dann ertheilte er ihm nochmals seinen Segen. So schieden Gregor und Heinrich; es war das erste Gespräch, das der König seit den frühsten Knabenjahren mit dem Papste gepflogen, und blieb das letzte. Mit anderen Gefühlen ritt Heinrich von der Burg, als er gekommen war. Er hatte erreicht, was er zunächst erreichen wollte, aber die Erinnerung an die vier Tage von Canossa hat ewig auf seiner Seele gebrannt.

Zweierlei hatte der König gewonnen, was für ihn von der höchsten Bedeutung war: er war vom Banne gelöst und der Augsburger Tag vereitelt. Damit schienen zugleich die Oppenheimer Beschlüsse beseitigt, die den König ja nur deshalb von den Regierungsgeschäften entfernt hatten, weil der Bann auf ihm lastete. Gelöst von dem Fluch der Kirche, meinte er ohne Weiteres wieder zu dem vollen Besitz seiner königlichen Rechte gelangt zu sein. Unzweifelhaft hatte er dem Papste versprochen seine Streitigkeiten mit den deutschen Fürsten entweder mit dessen Einwilligung gütlich beizulegen oder, wenn dies nicht gelingen sollte, jenen jede Genugthuung zu geben, welche der Papst für billig hielte: aber die selbstverständliche Voraussetzung dieses Versprechens war, daß er das Oberhaupt des Reiches sei und bleiben werde. Freilich berichtet Lambert von Hersfeld, der Papst habe ausdrücklich alle Regierungshandlungen dem Könige bis auf Weiteres untersagt, alle Eide der Unterthanen bis zur endgültigen Entscheidung des zwischen dem Könige und den Fürsten entstandenen Streites auch ferner für gelöst erklärt: doch ist Lamberts Darstellung hier erweislich irrig, und Gregor selbst hat, obwohl er das größte Interesse dabei gehabt hätte, nie Aehnliches behauptet. Wohl hat er später darauf Gewicht gelegt, daß er mit der Lösung vom Banne nicht Heinrich ausdrücklich die Regierung des Reichs wieder übertragen habe: aber eine solche Uebertragung hat Heinrich auch weder gefordert, noch hätte er sie fordern können, ohne dem Papste ein Recht einzuräumen, welches nicht einmal die deutschen Fürsten ihm bisher zugestanden hatten. Ihre Beschlüsse flossen lediglich aus der Ueberzeugung, daß der König im Banne nicht regieren könne, und schienen deshalb mit der Lösung des

Bannes, soweit sie die Regierung des Reiches betrafen, erledigt. Nicht anders sah Heinrich die Sache an und hatte unseres Erachtens das Recht auf seiner Seite. Waren die Oppenheimer Beschlüsse durch die Vorgänge in Canossa in ihrem Fundament erschüttert, so hatten die deutschen Fürsten deshalb mehr noch den Papst, als den König in Anspruch zu nehmen.

Aber was der König auch glaubte gewonnen zu haben, es war mit einem Opfer erkauft, dessen Schwere jeden Gewinn überbot. Offen vor den Augen der ganzen Welt hatte er bekannt, daß der römische Bischof das Recht ihn zu binden und zu lösen habe; ihm, der als deutscher König und Erbe des Kaiserthums das höchste Richteramt im Abendlande überkommen hatte, war das Geständniß entwunden, daß der Erwählte der römischen Cardinäle der Mächtigere sei, der ihn in den Staub stürzen, ihn aus dem Staube erheben könne. Als Heinrich vor dem Thore von Canossa im Büßerhemde vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutschen Kaiserthums und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofs. Jene Tage von Canossa konnten niemals wieder vergessen werden; Blutströme sind in einem mehr als hundertjährigen Kampfe vergossen worden, um das Andenken an dieselben zu tilgen, aber sie haben es nimmer vermocht. Von Canossa beginnt eine neue Periode unserer Kaisergeschichte, der Geschichte des Papstthums, eine neue Epoche in der Weltgeschichte.

Als der Roms Geboten widerstrebende Erbe der kaiserlichen Gewalt verlassen und vernichtet am Boden lag, war er nach der Meinung Gregors an der Stelle, die ihm und Jedem gebührte, der dem heiligen Petrus sich nicht willig fügte; da sah er endlich einmal erfüllt, was er Gerechtigkeit nannte und allein als solche begriff. Es war ein großer Triumph der Kirche, in dem Gregor für die zahllosen Mühen und langen Kämpfe eines arbeitsvollen Lebens wohl hätte einen genügenden Lohn finden können. Aber gewiß ist, er befriedigte ihn nicht. Ein köstlicherer Sieg wäre ihm bereitet worden, wenn er im Herzen Deutschlands inmitten der deutschen Fürsten über den höchsten Thron des Abendlands hätte verfügen, wenn er dort Heinrich hätte aus dem Staube erheben können: und diesen Sieg entzog ihm Heinrichs Klugheit damals und für immer.

War dieser Erfolg ihm mißgönnt, so rechnete Gregor doch noch auf andere und größere Siege der Sache, die er für die gerechte hielt. Er

begriff, daß die Saat, die er ausgestreut, tausendfältige Frucht treiben müßte: auch war die Ernte reich genug, nur sollte er nicht selbst sie in die Scheuern bringen. Die Tage in Canossa, so wenig er sich ihrer gefreut hat, waren der Höhepunkt seines Lebens. Noch stand er, obschon von Feinden umgeben, frei und beherrschend da; bald gerieth er von Verwickelungen in Verwickelungen, aus denen er sich nicht zu lösen wußte, und sein Ende war der Triumph seiner Gegner. Nach wenigen Jahren mußte er aus seinem Rom vor dem Manne flüchten, dem er das Thor von Canossa geschlossen. Aber wohl nie faßt der Sterbliche, wann er die Höhe seiner Laufbahn erreicht: ein gnädiges Geschick hat ihm diese Erkenntniß versagt.

Ergebniß.

Schritt für Schritt nach allen Seiten hin haben wir die Erhebung des Papstthums verfolgt, eine Entwickelung eigenthümlichster Art. Reformatorische Ideen, die zunächst nur ein unmittelbar kirchliches Interesse berühren, die von einer französischen Klostercongregation weithin durch die Welt getragen und von den deutschen Kaisern lange begünstigt sind, ergreift das Papstthum mit ganzer Energie in dem Augenblick, wo das Kaiserthum in den Erbansprüchen eines Kindes ruht und aller realen Bedeutung entbehrt. Mitten in die kirchliche Bewegung, in die mächtigste Strömung der Zeit, tritt damit das römische Bisthum; die im Augenblick wichtigsten geistigen Interessen des Abendlands finden bei ihm Förderung und Vertretung; der Nachfolger Petri wird wirklich einmal, was er immer zu sein behauptet hatte, der Regent der abendländischen Kirche.

Aber Kirche und Staat waren längst in eine völlig unlösbare Verbindung getreten, mit, durch und in einander fest verwachsen: deshalb führt die Herrschaft über die Kirche auch sofort Rom zu den tiefsten Eingriffen in den Gang der weltlichen Dinge. Die fortschreitende Lösung Italiens vom deutschen Reiche, die Vertreibung der Araber aus Sicilien, die Ausbreitung der christlichen Herrschaften in Italien, die Vernichtung der angelsächsischen Macht auf der brittischen Insel, der Thronwechsel in Ungarn, die Erhebung der fürstlichen Gewalten gegen das König-

thum in Deutschland und Frankreich, fast jede andere folgenreiche Bewegung der Zeit erfolgt unter dem Einfluß der päpstlichen Curie, welche dem Gange der Dinge oft die entscheidende Wendung giebt. Die Mandate der römischen Bischöfe werden für die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse nicht minder wichtig, als für die Förderung kirchlichen Lebens; die apostolischen Legaten dienen zugleich weltlichen und kirchlichen Zwecken in ähnlicher Weise, wie einst die Sendboten Karls des Großen; nicht die klerikalen Interessen allein, auch die politischen finden in Rom einen Mittelpunkt, wie es im Abendland zur Zeit keinen zweiten giebt.

Man weiß, wie Pseudoisidor der Kirche die Gestalt einer absoluten Monarchie vorgezeichnet, dem Papste die Rechte eines absoluten Herrschers in der Kirche eingeräumt hatte: jetzt war es an der Zeit diese Rechte in vollem Umfange in Anspruch zu nehmen, und trotz des heftigsten Widerspruchs geschah es mit großem Erfolg. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die weltliche Macht des römischen Bischofs sich nach demselben Ideal gestaltete, das ihm bei dem kirchlichen Primat vor Augen stand, daß er eine absolute Gewalt auch in der Herrschaft über die Staaten anstrebte. Die Analogie, die man allerwege in Kirche und Staat durchzuführen geneigt war, leitete ihn dahin, auch alle Macht weltlicher Fürsten nur als einen Ausfluß seiner Plenipotenz anzusehen, wie ihm jede geistliche Gewalt nur als eine von ihm delegirte galt. Nie ist in der That der Gedanke einer absoluten Vollgewalt über alle staatlichen und kirchlichen Dinge zugleich, der Gedanke der absolutesten Universalmonarchie in schärferer Weise ausgesprochen worden, als es Hildebrand auf der Fastensynode des Jahres 1080 that. Er maß da der römischen Kirche das Recht bei, ebenso Kaiser- und Königreiche, Fürsten- und Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, kurz jede Macht und jedes weltliche Eigenthum geben und nehmen zu können, wie sie über die Patriarchate, Primate, Erzbisthümer und Bisthümer oft verfügt habe und verfüge; denn wenn sie, sagte er, über alles Geistliche entscheidet, wie sollte sie es nicht viel mehr über das Weltliche vermögen?

Häufig hat man diese Erhebung des Papstthums lediglich als ein Werk Hildebrands angesehen, und ohne Frage beruht sie zum großen Theil auf seiner in ihrer Art einzigen Persönlichkeit. Denn wo hat sich je eine gleiche Verbindung religiöser Devotion mit irdischer Betriebsamkeit, mönchischer Weltverachtung mit imperatorischem Triebe, idealen

Aufschwungs mit spähender und zäher Staatskunst gefunden? Seine Seele lebt in den heiligen Schriften, und die Friedensworte des neuen Testaments hört man von seinen Lippen tönen: aber neben ihnen wiederholt er immer von Neuem mit furchtbarem Nachdruck die scharfen Drohungen der Propheten des alten Bundes. „Ungehorsam ist Abgötterei", sagt Samuel *), und kein Wort kehrt häufiger in Hildebrands Briefen wieder; nächst ihm liebt er vornehmlich den Ausspruch des Jeremias **) „Verflucht sei, der das Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße." Jeder Ungehorsam gegen Roms Gebot ist nun in Hildebrands Augen Abgötterei, und wo er auf Ungehorsam stößt, fühlt er sich das Schwert zu zücken verpflichtet. Allerdings versteht er unter dem Schwert zunächst geistliche Waffen, aber keineswegs diese allein. Ein Friedensfürst nach seinem mönchischen und priesterlichen Stande, hält er sich doch auch zum äußeren Kampf gegen die Feinde des Herrn berufen. Er sammelt eine Miliz des heiligen Petrus um sich, zieht selbst gegen die Normannen ins Feld, mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele ergreift er den Gedanken, sich an die Spitze eines großen Heerzuges zur Befreiung des heiligen Grabes zu stellen. Mit der Kunst des gewandtesten Demagogen weiß er dann den inneren Krieg in Italien und Deutschland zu nähren: die Gemeinden ruft er zum Kampf gegen die Bischöfe auf, die Unterthanen entbindet er von der Treue gegen den König. Die Autorität gilt ihm Alles, aber ihm giebt es nur **eine**, die eine selbstständige Bedeutung besitzt, die des römischen Bischofs, der an Petri Statt die Welt zu regieren bestimmt ist. Alles in ihm ist Eifer und Kraft, zugleich Plan und Berechnung.

Wieviel man indessen auch Hildebrands Persönlichkeit zuschreiben mag, klar ist doch, daß die Ideen seiner Zeit ihn ebenso beherrschten, wie er sie. Die hierarchischen Tendenzen, die sich seit Jahrhunderten bald freier, bald mehr im Stillen entwickelt hatten, brachen in gewaltiger Gährung mit einer nicht mehr zu hemmenden Gewalt durch, als das Kaiserthum, nachdem man seinen Druck tiefer als je gefühlt hatte, gerade die ungenügendste Repräsentation erhielt. Was Hildebrand die unwiderstehliche Macht über die Gemüther gab, war doch zuletzt nichts Anderes, als daß er die Ideen der Zeit in ihrer Consequenz ergriff, in

*) 1. Buch Samuelis 15, 23.
**) Jeremias 48, 10.

ein übersichtliches, leicht faßliches System brachte und diesem unter der Gunst der Verhältnisse Geltung zu geben wußte. Theokratische Vorstellungen beherrschten längst die Gemüther, und Hildebrands System war lediglich die vollendete Theokratie nach der Auffassung jener Zeiten.

Das hierarchische System, die Summe der tiefsten Erregungen der Zeit, welches die Keime einer ungeheuern Revolution in sich schloß, mußte aber mit Nothwendigkeit in einen Kampf mit allen Gewalten gerathen, die ihre Selbstständigkeit festhalten wollten und ein unzweifelhaftes historisches Recht hierfür aufweisen konnten. Wir sahen, wie der Streit auf dem kirchlichen und politischen Gebiet zugleich ausbrach, wie er bald zu Conflicten zwischen dem Papste und dem Erben des Kaiserthums führte und führen mußte. Denn keine Macht gab es, die höhere, weitgreifendere Anrechte aus der Geschichte herleiten konnte als das Kaiserthum, keine, deren Ansprüche sich so unmittelbar überall mit den neuen Anforderungen des Papstthums begegneten. Die Weltherrschaft, welche der Nachfolger Petri verlangte, sah der deutsche König als Nachfolger Karls des Großen als sein ererbtes Recht an und führte auf sie, wenn sie seine Vorgänger auch niemals hatten durchsetzen können, eine Summe von Befugnissen zurück, die er weder aufgeben wollte noch konnte.

Mit bewunderungswürdiger Klugheit wußte Gregor den Ausbruch eines blutigen Kampfes mit dem deutschen König hinzuhalten; die Umstände schienen ihm günstig, auch ohne Waffengewalt das mächtigste Reich des Abendlandes mit allen seinen Anrechten an den Principat dem römischen Bisthum zu unterwerfen. Die Vormundschaft erst eines schwachen Weibes, dann habernder Bischöfe brach die innere Kraft des Reiches, ehe der junge König zur Selbstständigkeit gelangte; dann suchte er mit leidenschaftlicher Hitze, nicht ohne Willkür und Härte die Stellung seiner Vorfahren wiederzugewinnen und erregte dadurch einen Widerstand, den er nicht zu besiegen vermochte und der ihn mehr als einmal mit dem Verlust seiner Krone bedrohte. Indem der Papst diese inneren Kämpfe mehr unterhielt als erstickte, brachte er, bald der geheime, bald der offene Bundesgenosse der aufständigen Großen, es in der That dahin, daß der König ihm Unterwerfung gelobte, in der offenkundigsten Weise sich vor ihm erniedrigte. Es war nie Gregors Absicht gewesen, das Kaiserthum, welches mit den kirchlichen Ideen eng verwachsen war, ganz zu beseitigen, doch sollte die kaiserliche Gewalt gleich

jeder anderen Macht eine von Rom abhängige, von dem Nachfolge Petri lediglich delegirte werden: und schien nicht ihre Selbstständigkei in Canossa für alle Zeiten gebrochen?

Aber es schien nur so. Bald mußte Gregor erfahren, daß mi jenem Bußact, zu dem sich Heinrich im Augenblick höchster Bedrängni verstanden hatte, die Widerstandskraft dieses jungen Königs und de deutschen Kaiserthums keineswegs erschöpft war. Mit Gewalt raff sich Heinrich aus der Tiefe des Elends auf und schlug an das Schwe seine letzte Hoffnung. So wenig ihm sonst das Glück hold war, a der Wahlstatt wußte er dasselbe zu fesseln. Der Papst mußte erleb wie seine Bundesgenossen in Deutschland und Italien zu Paaren ge trieben wurden, wie der König dann ohne Aufenthalt gegen ihn selb vordrang. Der Kampf, den er hatte vermeiden wollen, entbrannte nun in der schreckendsten Gestalt; mit einem Ingrimm und einer Hartnäckig- keit ohne Gleichen wurde er geführt, so daß die ihn begannen, das Ende nicht sahen. Es handelte sich bei ihm nicht so sehr um Priesterehe oder Simonie oder Laieninvestitur, wie um die höchste Gewalt im Abend- lande, um die ganze weitere Entwickelung des europäischen Lebens.

Nur das Bewußtsein einer gerechten Sache und einer unausweich- lichen Nothwendigkeit konnte den König vermögen sein Schwert gegen den Papst und dessen Verbündete zu ziehen. Denn wie hätten ihn nicht die Erfahrungen seines bisherigen Regiments auf das Tiefste ent- muthigen sollen? Und schien nicht der Kampf, wenn er seine Mitte überschlug, der ungleichste von der Welt? Wohl waren die Ansprüche des deutschen Königthums die alten, aber die Machtstellung desselbe hatte sich in den beiden letzten Jahrzehnten erheblich gemindert.

Wir wissen, wie vollständig der Abfall der Fürsten des Reiche war, wie die Treue eher Schmach als Ehre brachte; wenige Woche nach dem Tage von Canossa wurde Heinrich trotz seiner Absolution en setzt und Herzog Rudolf zum deutschen Könige gewählt. Das We der Treulosigkeit vollendete sich und mußte sich wohl vollenden. Sch oft waren unsere Könige mit ihren Fürsten in die erbittertsten Streiti keiten gerathen, und der Verrath gegen die Krone war in unserer G schichte wahrlich keine neue Erscheinung. Aber unerhört war, daß d Eidbruch mit der Autorität des Papstes gerechtfertigt wurde und da der Aufstand sich wesentlich zum Ziel setzte, mit deutscher Fürstenmac zugleich die beanspruchten Rechte des römischen Pontifex zur Geltun

zu bringen. Und auch das hatte man zuvor nicht erlebt, daß der deutsche Episcopat in der Mehrzahl dem Throne den Rücken wandte. Wie lange hatte das Königthum in den deutschen Bischöfen die kräftigste Stütze gegen die weltlichen Fürsten gesucht und gefunden: auch diese Stütze brach zusammen, und keine andere war zu ihrem Ersatze bereit.

Die deutsche Geistlichkeit war bisher nicht sonderlich dem Romanismus ergeben gewesen: jetzt machte er bei ihr und namentlich in dem Mönchsstande reißende Fortschritte. Wiederum waren Klostergründungen an der Zeit, doch waren die neuen Stiftungen ebenso papistisch in ihrer Grundlage, wie die früheren mit der Geschichte des Königthums in enger Verbindung standen. Auch in der Litteratur macht sich die veränderte Richtung der Geistlichkeit bemerkbar genug. Nachdem die litterarische Production lange sich in den engen altgewohnten Geleisen bewegt, schlägt sie nun weitere Bahnen ein. Die Chronik gewinnt Wärme und Leben, der theologische Tractat wirft sich auf die großen kirchlichen Fragen des Augenblicks; der Schriftsteller verräth, daß er mitten in einer großen Bewegung der Geister steht. Aber Alles, was in den Jahren von 1075 bis 1080 geschrieben, verräth wenig Anhänglichkeit an das Königthum, das Meiste eine entschiedene Abneigung. Adam von Bremen steht noch in der alten Zeit, und königlicher, als in seinem Domstift, war man nirgends; aber Vorliebe für den Hof wird man ihm nicht nachsagen können. Unverhohlen tritt der Ingrimm gegen die Tyrannei Heinrichs in Lambert von Hersfeld hervor, und doch war sein Kloster eins von denen, wo der Abt königliche Gesinnung pflegte. Wie papistisch die schwäbischen Domstifte und Klöster waren, zeigen Bernold von Sanct Blasien und Berthold von Konstanz; beide knüpfen ihre Annalen an das Werk Hermanns von Reichenau, doch ist der Geist ihrer Arbeit ein völlig anderer.

In den Bürgerschaften der rheinischen Städte, auch hier und da in der Ritterschaft war man dem Könige hold: aber im Ganzen und Großen stand ihm die deutsche Nation nicht zur Seite, und auf willige Opfer von Seiten derselben hatte er kaum zu rechnen. Noch weniger konnte er auf Unterstützung zählen bei den unterworfenen Völkern, wenn man von solchen noch sprechen konnte. Denn mit dem Wachsen der inneren Zerwürfnisse war der Einfluß des deutschen Reiches auf die Nachbarstaaten fast völlig geschwunden; der Principat desselben bestand in der Erinnerung seiner glänzenden Zeiten dem Namen nach fort, in

Wirksamkeit trat er nirgends. So gebietend die Stellung des durch eine starke Regierungsgewalt geeinten Deutschlands gewesen war, verrieth sich doch die innere Lähmung der zusammenhaltenden Kraft sogleich überall in den äußeren Verhältnissen. Das uneinige Deutschland wa— gegen seine Nachbarn so ohnmächtig, wie es immer im Widerstreit der Parteien gewesen ist und sein wird.

Die Vorfahren des Königs hatten dem Reiche besonders einen überlegenen Einfluß im Osten zu sichern gesucht durch die Abhängigkeit der Herrscher von Ungarn und Polen: was sie erreicht hatten, war inzwischen untergegangen. Man weiß, wie mit polnischem Beistand Heinrichs Schwager König Salomo aus Ungarn vertrieben wurde, wie sich Geisa die freie Krone der Magyaren auf das Haupt setzen ließ. Vergebens suchte Salomo mit deutscher Unterstützung die Rückkehr in sein Reich zu gewinnen; er mußte schließlich mit seiner deutschen Gemahlin in dem Kloster Admunt, welches der eifrige Gebhard von Salzburg kürzlich gestiftet hatte, das Gnadenbrod essen. Am Weihnachtsfest 1076 ließ sich auch Boleslaw von Polen die Königskrone in Gegenwart von fünfzehn Bischöfen aufsetzen; wie überall, wandelte er auch hier in den Bahnen Boleslaw Chrobris. Mit Recht sahen die deutschen Fürsten in dem Unterfangen des Polen eine Schmach für ihr Reich, dessen tributpflichtiger Vasall derselbe einst gewesen war; sie warfen sich einander vor, daß ihre Streitigkeiten die Ehre der deutschen Nation beeinträchtigten. Die Erkenntniß kam ihnen zu spät. Noch wenige Jahre zuvor hatte sie der König zu einer großen Heerfahrt gegen Polen aufgerufen, aber sie hatten dieselbe zu vereiteln gewußt. Dem ehrgeizigen Polenfürsten gegenüber blieb Heinrich kein anderer Rückhalt als der Böhmenherzog, der einzige verläßliche Bundesgenosse der Deutschen im Osten und doch die verhaßteste Person bei den deutschen Herren.

Wie der polnische Einfluß damals die östlichen Reiche beherrschte, zeigten die russischen Thronstreitigkeiten nach des Großfürsten Jaroslaw Tode. Das Reich war unter seine Söhne getheilt worden, von denen der älteste, Isäslaw, der Kiew zum Sitz erhielt, eine Oberherrschaft über die Brüder führen sollte, jedoch bald mit ihnen zerfiel. Aus dem Reiche vertrieben, wurde er durch den Polenherzog, seinen Schwestersohn, hergestellt, fand aber, nach nicht langer Zeit abermals verjagt, nicht nur bei diesem kein Gehör weiter, sondern sogar Mißachtung der schlimmsten Art. Hülfeflehend wandte er sich nun an König Heinrich (1075), und

ieser sandte eine Botschaft unter dem Dompropst Burchard von Trier
ach Kiew, wo damals Isäslaws Bruder Swätoslaw herrschte *). Aber
e Gesandtschaft des Königs richtete Nichts aus; ebenso wenig brachte
Isäslaw Gewinn, daß er seinen Sohn nach Rom schickte, um das
eich Ruriks vom Papste zu Lehen zu nehmen. Swätoslaw blieb
err in Kiew, weil es Boleslaw so wollte; erst nach Swätoslaws
ode kehrte Isäslaw zurück, und jetzt abermals durch polnische Unter-
ützung (1077).

Auch im Norden war die Achtung vor dem deutschen Namen im
Schwinden. Welchen Einfluß hatten dort lange unsere Kaiser durch
as Erzbisthum Hamburg-Bremen geübt. Jetzt lag Hamburg in Schutt
nd Asche, und mit der alten Herrlichkeit des nordischen Patriarchats
ing es auf die Neige; es war hohe Zeit, daß sich Meister Adam daran
achte, mindestens die Erinnerung an dieselbe durch sein berühmtes Buch
er Nation zu erhalten. Der alte Svend Estrithson galt als ein Freund
es fränkischen Königshauses, Gleiches ließ sich von seinen Söhnen nicht
ühmen. Als sie nach dem Tode des Vaters (1076) in Streitigkeiten
eriethen, trat nicht König Heinrich, sondern der Papst als Vermittler
in und wandte sich an den Norwegerkönig, um einer Zersplitterung des
Dänenreichs, die nicht ohne Gefahr für den Bestand der christlichen
Kirche sei, vorzubeugen. Seit Erzbischof Liemar im Banne stand, ent-
wöhnte sich der scandinavische Klerus nach Bremen zu kommen, und noch
vor Ablauf eines Menschenalters erhielt der Norden seine eigene Me-
tropole in Lund.

Schwand das Ansehen des deutschen Reiches bei jenen noch halb-
barbarischen Völkern, so erstarb dasselbe vollends bei den entwickelteren Na-
tionen im Westen und Süden, zumal überdies, während die Entwickelung
der germanischen Elemente in Stillstand gerieth, das Leben der Romanen
einen bemerkenswerthen Aufschwung gewann. Mit dem Ruhme seiner
Waffenthaten erfüllte jenes halbschlächtige Mischvolk der Normannen,
welches durch französische Sprache und Sitte seine nordische Abkunft in
Vergessenheit gebracht hatte, die weite Welt. Im ganzen Westen Euro-
pas gab es keinen gefürchteteren Namen, als den Wilhelms des Er-

*) Als Swätoslaw den deutschen Gesandten seine Schätze zeigte, sagten diese: „Das Alles ist todt und dienet zu Nichts; besser sind Ritter, denn sie werden dir auch noch Größeres gewinnen.“ So erzählt der russische Chronist Nestor.

oberers; an allen Gestaden des mittelländischen Meeres erzählte ma von Robert Guiscard und seinen Rittern. Wer, wie Amatus vo Monte Cassino, das Glück der Normannen auf dem Felde von Hastings vor den Thoren von Barbastro und Palermo, auf den Bergen Sklavo niens und den Hochebenen Armeniens übersah, mußte wohl zu de Meinung kommen, daß Gott dieses Volk zu besonderen Dingen ersehe habe. Aber es waren nicht die Normannen allein, welche die romanisch Ritterlichkeit zu Ehren brachten: neben der Eroberung Siciliens ging di Ausbreitung der christlichen Reiche in Spanien, gingen die Seekämp der Pisaner gegen die arabischen Flotten. Und nicht nur in kriegerisch Tüchtigkeit schritten die Romanen vor, auch das geistige Leben entfc tete bei ihnen frische und kräftige Triebe. Berengars Streitigkei gaben den philosophischen und theologischen Studien in den französisch Schulen das regste Leben; Medicin und Jurisprudenz fingen an Italien mit immer größerem Eifer gepflegt zu werden.

Früher ist darauf hingewiesen worden, wie die normannische Er oberung Englands das Uebergewicht der Romanen im westlichen Europ feststellte: es geschah zu derselben Zeit, daß Italien sich dem deutsche Einfluß fast völlig entzog. Wie lange hatten sich unsere Kaiser bemüh den Süden der Halbinsel zu gewinnen: das Schicksal desselben wurde je entschieden. Mit der Eroberung Salernos, welches nach siebenmona licher Belagerung am 13. December 1076 in Herzog Roberts Hän fiel, waren die Normannen hier völlig Herr geworden, und die schwächlic Selbstständigkeit, welche Neapel und Benevent noch fristeten, kam nicht i Betracht. Wir wissen, wie wenig Robert Guiscard und Richard von Ca pua eine Abhängigkeit vom deutschen König anzuerkennen geneigt ware wie auch der Papst sich als ein völlig selbstständiger Herr ansah; scho verfügte er über das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino als ob sie sein Eigenthum wären. Und was galt sonst die königlich Autorität jenseits der Alpen? Es geschah noch im Jahre 1077, da Mathilde, die Alles, was sie war, nur durch Gottes Gnade sein wollt ihren ganzen Besitz in sehr unbestimmten Ausdrücken dem heiligen Petru vermachte. Die lombardischen Bischöfe mit ihrem adligen Anhang e schienen allerdings zeitweise als die eifrigsten Partisane des deutsche Königthums, aber doch nur, weil sie dasselbe als Schild gegen Rom u die Pataria brauchten. Als Bischof Eppo von Naumburg den in Regg versammelten Bischöfen und Herren meldete, daß der König vom Pap

absolvirt und gnädig entlassen sei, geriethen sie in die äußerste Wuth, wollten dem Könige absagen und seinem dreijährigen Sohne Italiens Krone aufsetzen, den Knaben als Kaiser nach Rom führen. Und nicht anders war es in den Bürgerschaften der lombardischen Städte. Sie zogen dem König nach den Tagen von Canossa nicht mehr mit Fackeln in festlichen Aufzügen entgegen, wie einst seinen Vorgängern; sie öffneten ihm nicht einmal ihre Thore, sondern wiesen ihm in den Vorstädten Wohnung und dürftigen Unterhalt an. Als man in Mailand die Absolution des Königs erfuhr, gab man den Kampf gegen die Patarener auf und unterwarf sich dem Papste. Mit Riesenschritten eilte Italien der Selbstständigkeit entgegen.

Eine mächtige Erhebung des Romanismus zeigte sich aller Orten: und jene hierarchischen Tendenzen, welche das Papstthum aufnahm, wurzelten nicht auch sie zum großen Theil in dem Ideenkreis der romanischen Völker? Es war ein großer gemeinsamer Zug in der ganzen Entwickelung, der unbehindert seiner Richtung folgend nicht allein die Herrschaft unserer Könige, sondern auch die freie Gestaltung des deutschen Lebens gefährdete. Nicht länger war zu säumen, wenn nicht das deutsche Reich und die deutsche Nation von der forteilenden Bewegung der Zeit überholt und niedergeworfen werden sollten. Es war ein Glück, daß Heinrich noch zur rechten Stunde die Erinnerungen des deutschen Kaiserthums erweckte: dadurch rettete er Deutschland und Europa von der Gefahr, mit der sie römischer Absolutismus aufs Neue bedrohte.

Geschichte

der

eutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Heinrichs IV. Kämpfe.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1865.

Vorbemerkung.

Der lebhafte Wunsch des Verfassers war, im laufenden Jahre den dritten Band dieser Kaisergeschichte endlich vollendet den Lesern vorzulegen. Zu wenige Mußestunden waren ihm beschieden, um den Wunsch zu erreichen. Nur diese zweite Abtheilung des Bandes kann jetzt an die Oeffentlichkeit treten, mit welcher aber mindestens die für die Geschichte des Kaiserthums so wichtige Regierung Heinrichs IV. zum Abschluß gelangt. Die dritte Abtheilung von geringerem Umfange, welche die Darstellung bis zum Tode Heinrichs V. fortführt und die Quellenbeilage enthält, hofft der Verfasser schon in den nächsten Monaten der Presse übergeben zu können; binnen kurzer Zeit wird somit auch der Schluß des Bandes in die Hände der Leser gelangen.

München, den 24. August 1865.

Siebentes Buch.

Heinrichs IV. Kämpfe um die Erhaltung des Kaiserthums.
1077—1106.

1.

Rudolf von Schwaben als Gegenkönig.

Die Stellung der Parteien.

Der Gedanke der Kirchenreform, lange von den deutschen Kaisern
[illegible]nstigt, aber nie von ihnen in seiner Consequenz durchgeführt, war
dem römischen Bisthum in dem günstigsten Zeitpunkte aufgenommen.
[illegible]t im Einverständniß mit dem Kaiserthum, sondern jetzt im Wider-
[illegible]ch gegen dasselbe, hatte das Papstthum die welterschütternden Lehren
der Ehelosigkeit des Klerus, der freien Wahl zu den geistlichen
[illegible]tern, dem Vorrang den geistlichen vor den weltlichen Gewalten ver-
[illegible]digt und selbst mit den Waffen vertheidigt. Die Kirchenreform nahm
[illegible]it eine politische, dem Kaiserthum feindliche Richtung, und alsbald
[illegible]ssen sich alle demselben widerstrebenden Gewalten ihr an. Eine
[illegible]e Revolution war im Gange, welche sich im Wesentlichen auf die
[illegible]reiung vom Druck der kaiserlichen Uebermacht in den geistlichen und
[illegible]lichen Verhältnissen richtete, eine Emancipation der römischen Kirche,
deutschen Fürstenthums, der beherrschten Nationen in Aussicht stellte.
Bewegung wuchs mit jedem Tage, und an ihrer Spitze stand nun
römische Bischof.

Gregor VII. war ganz der Mann, um die Revolution, die er zum
[illegible]ßen Theil selbst hervorgerufen, im Fortgang zu erhalten. Auch hatte
ihm und seiner Sache, die er für Gottes Sache hielt, nicht an glän-
[illegible]den Erfolgen gefehlt. Nichts Geringeres konnte er zu erreichen hoffen,
die Erhebung des Stuhls Petri über den Kaiserthron, der Kirche
[illegible]r den Staat, den Sieg eines Systems, welches das Papstthum zum
[illegible]sgangspunkt und Mittelpunkt jeder geistlichen und weltlichen Gewalt
[illegible] Erden machte. Schon sah er in Canossa das deutsche Köni-

gedemüthigt zu seinen Füßen, und nur von ihm schien abzuhängen, ob das Kaiserthum noch den Nachfolgern Ottos des Großen bleiben und unter welchen Bedingungen es fortbestehen solle.

Man begreift, daß es so weit kommen konnte, obwohl erst zwei Jahrzehnde seit der glanzvollen Regierung Heinrichs III. vergangen waren. Mochte das deutsche Kaiserthum die Tradition der Jahrhunderte für sich haben: nur Geist und Kraft, nicht die verdämmernden Schatten früherer Herrlichkeit halten eine Welt zusammen. Alles, was der Stütze bedarf, wendet sich nach seiner Natur der Stärke zu, und am deutschen Hofe sah das Abendland seit dem Abscheiden des letzten Kaisers nur Unsicherheit und Willkür, während in Deutschland selbst mehr als ein Mal der innere Krieg entbrannte. So löste sich das Band, welches die deutsche Herrschaft um die Christenheit des Occidents geschlungen hatte, und mit einer gewissen Nothwendigkeit sahen sich die Völker nach einer anderen sie zusammenhaltenden Macht um. Ihre Blicke konnten sich da nur auf das Papstthum richten, welches allein neben dem Kaiserthum eine universelle Stellung behauptet hatte, und schon war Rom mehr als bereit, jede dargebotene Huldigung anzunehmen. Die geistigen und materiellen Kräfte, welche vordem dem Kaiserthum gedient hatten, sammelten sich mehr und mehr um den Stuhl Petri, und Gregor wußte sie klug zu benutzen, um den Erben der kaiserlichen Gewalt zu dem beschämenden Geständniß seiner Schwäche zu zwingen.

Weil das Kaiserthum in innerer Auflösung begriffen schien, hatten sich die Anfänge einer neuen Weltordnung begründen lassen, doch war man über Anfänge bisher nicht hinausgekommen. Denn was Jahrhunderte schaffen, pflegt ein Menschenalter nicht zu vernichten. Noch wurzelte der Bestand der Dinge wesentlich in der Vorstellung, daß das Kaiserthum die höchste, von Gott selbst verordnete Macht auf Erden, die Quelle jeder anderen obrigkeitlichen Gewalt sei; der Makel freventlicher Usurpation war daher noch keineswegs von denen genommen, die sich gegen das Kaiserthum erhoben und ihre Autorität von einem anderen Ursprunge herleiten wollten. Viele gab es noch, namentlich im deutschen Volke, welche Kaisergebot über den Bannspruch des Papstes stellten, und weitverbreitet war die Meinung, daß selbst der Papst nicht die Eide, die man dem Kaiser geschworen, zu lösen vermöge. Alle Versuche diesseits der Alpen eine papistische Partei unter den niederen Volksklassen zu begründen, hatten bisher keinen entscheidenden Erfolg gehabt.

Auch verhehlten sich die Gegner des Kaiserthums nicht, wie wenig esichert bisher ihre Macht sei, welche Gefahr ihnen drohe, wenn sich der :rbe des kaiserlichen Namens aufraffen sollte, um Alles, was Inter= se oder Ueberzeugung an ihn wies, um sich zu sammeln und mit Ent= hlossenheit sein ererbtes Recht zu vertheidigen. Welche Demüthigungen er junge Heinrich erfahren hatte, man zweifelte, ob sein Muth vollends ebrochen sei. Man wußte, daß er kampflustig, klug und ehrgeizig ar, und ein langes Leben schien noch vor ihm zu liegen. War er der ürdige Sproß seines Stammes, so verhieß dieses Leben noch Kämpfe n Uebermaß um die höchste Gewalt. Der Enthusiasmus, welchen die hnung einer neuen Freiheit zu erregen pflegt und welcher die Anhänger künftiger Ideen selbst über die augenfälligsten Hemmnisse gemeinhin rblendet, fehlte auch damals den Gegnern der alten Ordnung nicht, ja er igerte sich vielfach zum äußersten Fanatismus: doch so hoffnungsreich ar kaum Einer, daß er nicht den Sohn Heinrichs III. gefürchtet, ja les von ihm für eine Sache gefürchtet hätte, die sonst einen ernstlichen iderstand auf die Dauer schwerlich zu erwarten hatte.

Nicht daß es dieser Sache an Feinden gefehlt hätte. Es gab ren zahlreiche und höchlich erbitterte, offene und geheime. Die Kirchen= orm, sobald sie von Rom aus angegriffen war, hatte, wie wir wissen, den Städten der Lombardei einen blutigen Parteikampf hervorgerufen, d die päpstliche Partei war in demselben nicht Sieger geblieben; die mbardischen Bischöfe und der ihnen anhängende städtische Adel wüthe= n gegen Gregor und die ihm anhängenden Patarener. Auch der mische Adel, aus der Herrschaft über die Stadt verdrängt, schien nur e Gelegenheit zu erwarten, um die Waffen gegen den Papst zu er= eifen. In Deutschland waren die Gegner der Reform für den Augen= ick zwar zum Schweigen gebracht, aber die Opposition war deshalb icht erstorben. Jene zahllose Schaar niederer Kleriker, welche an ihren Beibern und ihren erkauften Aemtern hingen, nährten den Unwillen egen den Papst unter sich und in den unteren Klassen des Volks. Die eutschen Bischöfe hatten sich wohl in der Mehrzahl jetzt mit dem Papste egen den König verbündet, aber Viele von ihnen waren doch vorher gegen Gregor mit großer Entschiedenheit aufgetreten, und nichts war wahrschein= cher, als daß sie mit einem Glückswechsel abermals ihre Stellung verän= ern würden. Schon machte sich fühlbar, daß auch die päpstliche Herr= haft mit großen Ansprüchen hervortrat, und Besorgnisse wegen dieser

Ansprüche regte sich hier und dort, vielleicht am stärksten im deutschen Episcopat. So mächtig die Zeitströmung war, Alles war ihr nicht gewichen.

Aber die Gegner der neuen Ordnung hatten doch keinen anderen Namen, in dem sie etwas vermochten, als den Heinrichs IV., des Kaisers der Zukunft. Auch bisher hatten sie, obschon von dem deutschen Hofe vielfach getäuscht, sich doch immer wieder auf die Rechtsansprüche des Kaiserthums zu stützen gesucht. Ihr offener oder geheimer Widerstand mußte endlich erlahmen, wenn der König sich nicht aus seiner Erniedrigung erhob und einmal wieder das Banner des Reiches mit kräftiger Hand aufrichtete. Aber sobald sich Heinrich dazu entschloß und mit sicherem Schritte als der Erbe seiner Väter hervortrat, konnte ihm ein großer Anhang nicht fehlen. Große Erwartungen knüpften sich an seinen Namen; wie die Anhänger der Reform Alles von ihm fürchteten, so hatten die Gegner derselben Alles von ihm und nur von ihm zu hoffen. Ob sie ihn liebten oder nicht, sie hielten deshalb zu ihm, als dem Erben der Kaiserkrone. Mochte er einmal und noch einmal zu Fall kommen, man glaubte, daß er von dem Fall erstehen und die Rechte seiner Vorfahren durchkämpfen werde. Mit demselben Glauben, mit dem man auf der anderen Seite an der neuen Zeit hing, klammerte man sich hier an die Vergangenheit.

Schon erschütterte der Conflict zwischen Kaiserthum und Papstthum, zwischen Kirche und Reich die Welt. Diesseits und jenseits der Alpen[illegible] war es zu unerhörten Auftritten gekommen: der König mit seinen Bischöfe[illegible] hatte dem Papst, der Papst und die deutschen Fürsten hatten dem Köni[illegible] Thron und Herrschaft abgesprochen. Der Gegensatz lag in seiner ganze[illegible] Schroffheit offen vor den Augen der Welt. Aber noch hatten Kön[illegible] und Papst nicht selbst gegen einander die Waffen ergriffen, und do[illegible] schien nur ein allgemeiner Kampf, in welchen alle weltbewegenden Krä[illegible]te hineingezogen wurden, die Wirren der Zeit lösen, die neue Ordnung [illegible]er Dinge sichern zu können. Freilich drohte dieser Kampf den Frieden [illegible]er Christenheit auf lange ungewisse Zeiten zu stören, über die ganze W[illegible]it des Abendlands seine Schrecken zu verbreiten, furchtbarer zu werden, [illegible]ls je einer ausgestritten. Kein Wunder daher, daß gerade diejenigen, die ihn am leichtesten entfesseln konnten und die zugleich am meisten bei [illegible]hm zu gewinnen oder zu verlieren hatten, so lange vor ihm zurückbeb[illegible]en. Gregor, so siegesgewiß er sonst schien, scheute sich doch den Kampfe[illegible]ruf gegen Heinrich zu erheben und ein Glaubensheer gegen ihn zu fü[illegible]ren;

ein Mittel der Politik ließ er unversucht, um den König in Abhängigkeit on sich zu versetzen, ehe er sich die Welt in die Waffen zu rufen entschloß. Ind selbst der junge heißblütige Fürst auf dem deutschen Throne hielt sein Schwert, welches er nur zu oft gegen andere Feinde gerichtet hatte, ge›altsam in der Scheide, als ihn die Lombarden es gegen den Papst zu rauchen mahnten.

Wie lange und wie oft war zwischen Gregor und Heinrich schon erhandelt! Selbst als es bereits zum Aeußersten gekommen war, und er Bruch zwischen ihnen unheilbar schien, selbst da haben sie noch einıal an eine friedliche Ausgleichung der Gegensätze, welche die Zeit ver›irrten, zu denken gewagt. Die Verabredungen zu Canossa sollten der Belt den Frieden sichern, ein gütliches Abkommen zwischen dem Papste, em Könige, den deutschen Fürsten und lombardischen Bischöfen ermögchen. Die tiefe Erniedrigung Heinrichs erregte dem Papste die Hoffıng, die großen Angelegenheiten noch in seinem Sinne friedlich ordnen zu nnen, und in der That schien für Heinrich jetzt ein nachhaltiger Widerstand kaum mehr möglich. Aber bald zeigte sich doch, daß die egensätze mächtiger waren, als die Personen, die Parteien hitziger als re Führer, daß die Zwietracht der Zeit sich nicht durch gütliche Mittel seitigen ließ. Gerade die Vorgänge in Canossa führten zum Ausbruch s lange gefürchteten Kampfes.

Niemand wird glauben, daß Heinrich zerknirschten Herzens im üßergewand vor Canossa stand; gewiß haßte er den Mönch, der ihm e Burgthore verschloß, nur tiefer, als je zuvor. Aber Heinrichs Unterwerfung war deshalb kein leeres Spiel gewesen. Ernstlich lag ihm aran, den Bund des Papstes mit den deutschen Fürsten zu lösen und e Autorität des Stuhls Petri wo möglich gegen diese zu wenden; er ollte, wie er es oft schon mit Glück versucht hatte, auch jetzt seine Widersacher von einander trennen. Er konnte den Papst nur gewinnen, enn er sich vom Bann löste, dessen Autorität nur gegen die Fürsten nutzen, wenn er ihm die verlangten Zusicherungen gab und hielt, wenn zugleich jede bedenkliche Verbindung mit den alten Gegnern des Papes vorläufig abbrach. So ertrug er das Widerwärtige, ja selbst Schmacholle, weil er im Augenblicke keine andere Möglichkeit sah, seine Gewalt ı Deutschland herzustellen. Aber er that es in der Hoffnung, daß er adurch den Augsburger Tag und die Wahl eines Gegenkönigs vereitelt

hätte, daß der Papst selbst ihm zur Befestigung seiner Macht die Hand bieten würde. Und in der That hatte ihm der Papst in Canossa die bestimmte Zusage ertheilt, sich nach Kräften der königlichen Sache gegen die Fürsten anzunehmen. Alles mußte Heinrich wünschenswerth machen, Gregor jetzt in versöhnlicher Stimmung zu erhalten; man kann an seiner Absicht nicht zweifeln, daß er vom Papste scheidend erfüllen wollte, was er versprochen hatte.

Aber ein Verhalten, wie es der König sich vorgezeichnet hatte, war schwer zu behaupten; stand er doch in der Lombardei auf dem Boden, welchen die kirchlichen Parteien am meisten durchwühlt hatten, wo die Streitfragen über Priesterehe, Kirchenkauf, Investitur längst das ganze Leben beherrschten, wo der Papst seine eifrigsten Anhänger und seine erbittertsten Feinde zählte, wo die letzteren sich bisher eng an das deutsche Königthum angeschlossen hatten. Wenn Heinrich sich jetzt von den excommunicirten Bischöfen Lombardiens trennte, lief er Gefahr, den Anhang zu verlieren, auf den er bisher am sichersten hatte zählen können; er mußte den Verlust Italiens besorgen, ehe er Deutschland noch wiedergewonnen. Selbst der Papst hatte die Schwierigkeit der Lage Heinrichs erkannt und ihm ausdrücklich Hofdienste von den lombardischen Bischöfen anzunehmen erlaubt, nur verbot er ihm jede engere, namentlich jede kirchliche Gemeinschaft mit den Gebannten.

Man hatte zu Canossa sich der Hoffnung hingegeben, die excommunicirten Bischöfe beschwichtigen und zum Gehorsam gegen Rom zurückführen zu können. Gregor unterließ Nichts, um ihnen die Rückkehr zu erleichtern. Er sandte sofort den Bischof Eppo von Naumburg an die zu Reggio versammelten Bischöfe; Eppo, der vertraute Rath des Königs, war selbst erst so eben vom Bann gelöst und konnte die Milde des Papstes, die er erfahren, seinen Amtsbrüdern empfehlen. Aber ein furchtbarer Sturm des Unwillens brach gegen ihn, gegen den Papst und den eigennützigen König los, der sich selbst im sicheren Hafen geborgen hatte, während er die Seinen dem stürmischen Meere überließ. Die Lombarden wollten sich dem Papste nicht bedingungslos unterwerfen und standen auf dem Punkt einem Könige abzusagen, der sie gleichsam mit gebundenen Händen ihrem schlimmsten Widersacher überlieferte. Die ausschweifendsten Gedanken ergriffen sie; sie dachten daran, sich des dreijährigen Sohns des Königs zu bemächtigen, ihm die lombardische Krone aufzusetzen und ihn dann sofort zur Kaiserkrönung nach Rom zu geleiten, wo

er alle Amtshandlungen Hildebrands aufheben, ihn entsetzen und einen neuen Papst aufwerfen sollte. Augenscheinlich waren die Lombarden in grenzenloser Aufregung, und Heinrich mußte mit größter Vorsicht auftreten, um sich nicht diejenigen, die ihn noch vor Kurzem jubelnd empfangen hatten, zu unversöhnlichen Feinden zu machen.

Nachdem einige Fürsten*), die er vorausgesandt, sein Verfahren mit dem Drange der Umstände entschuldigt und die Gemüther einigermaßen beschwichtigt hatten, kam Heinrich selbst nach Reggio. Als er nun hier mit königlicher Autorität auftrat, Rechtsfragen entschied, die ihm vorgelegt wurden, Männer seines Vertrauens in die lombardischen Städte sandte, um Gericht zu halten und die rückständigen Gefälle der Krone einzutreiben, begegnete er nur finsteren Mienen und widerwilligen Gemüthern. Noch einmal machte er einen Versuch, eine Aussöhnung der lombardischen Bischöfe mit dem Papste herbeizuführen; eine Synode sollte zu Mantua zu diesem Zwecke gehalten werden und der Papst sich selbst in die Mitte der Excommunicirten begeben. Aber der Papst wagte sich nicht unter die „lombardischen Stiere“, und die Lombarden selbst hegten gegen die Absichten des Königs das größte Mißtrauen. Schon suchten Viele das Weite. Um den König wurde es immer stiller. Als er von Reggio aufbrach, begleitete ihn nur ein geringes Gefolge; es bestand aus seinen alten Räthen, die sich vom Bann gelöst hatten, und einigen excommunicirten Lombarden. Der Zug hatte weder ein stattliches Ansehen, noch fand er in den Städten eine würdige Aufnahme. Alle Empfangsfeierlichkeiten unterblieben, die Hofdienste wurden spärlich geleistet, meist mußte man in den Vorstädten übernachten.

Nichts erschwerte die Stellung des Königs mehr, als daß inzwischen auch der innere Krieg in den lombardischen Städten aufs Neue ausgebrochen war. Die Vorgänge in Canossa belebten den Muth der Patarener, namentlich in Mailand. Kaum hörte man hier von dem Triumphe des Papstes, so schickte man Boten an ihn, bezeugte ihm Reue über die geschehenen Dinge und gelobte Unterwerfung. Unter den Boten waren Mitglieder des Mailänder Klerus, die sich der Pataria bisher wenig geneigt gezeigt hatten, wie der Geschichtsschreiber Arnulf. Der Papst sandte sogleich zwei ihm sehr vertraute Männer nach Mailand, die Bischöfe Gerald von Ostia und Anselm von Lucca. Mit Jubel wurden sie in der Stadt aufgenommen, predigten drei Tage unter gewaltigem

*) Es waren wohl Heinrichs Schwager Amadeus und der Markgraf Azzo von Este.

Zulauf, ermuthigten die Getreuen und nahmen die Reuigen wieder in den Schooß der Kirche auf. Eine vollständige Gesinnungsänderung schien in der Stadt erfolgt. Der vom König eingesetzte Erzbischof Thedald verlor alle Macht; ein Versuch der Pataria mit Gewalt entgegenzutreten mißlang vollständig. Im Bewußtsein großer Erfolge verließen die päpstlichen Legaten Mailand, um in Pavia und in anderen lombardischen Städten in ähnlicher Weise zu wirken. Auch hier stärkten sie die Patarener und belebten ihren Widerstand gegen die Bischöfe, bis Bischof Dionysius von Piacenza ihrer Thätigkeit ein schnelles Ende bereitete. Als sie sich seiner Stadt näherten, ließ er die Legaten überfallen und festhalten. Anselm, ein Lombarde, wurde sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt, Gerald aber, der deutsche Cardinal, auf eine Burg des Dionysius geschleppt und dort in sicheren Gewahrsam gebracht. Der Kampf der Pataria mit den lombardischen Bischöfen stand wieder, wie man sieht, in lichten Flammen: konnte der König sich in demselben parteilos halten, ohne sich seinen alten Anhängern ganz zu entfremden?

Wenige Tage nach Geralds Mißgeschick, etwa in der Mitte des Februar 1077, kam der König nach Piacenza. Er war Willens nach Mailand oder Pavia weiter zu ziehen, um sich die eiserne Krone auf das Haupt setzen zu lassen. Es erregte ihm indessen Bedenken, sich von einem excommunicirten Bischof ohne besondere Erlaubniß des Papstes krönen zu lassen, und er bat deshalb denselben entweder den Erzbischof von Mailand oder den Bischof von Pavia oder auch einen anderen Bischof zur Krönung zu ermächtigen. Die Bitte konnte nicht wohl gewährt werden, und Gregor schlug sie um so entschiedener ab, als er in der Gefangennehmung seines Legaten einen offenen Bruch der Versprechungen sah, die ihm Heinrich geleistet hatte. Dringend verlangte er dagegen die Freigebung des Cardinalbischofs, mit dem, wie er sagte, der heilige Petrus selbst in Bande gelegt sei. Auch die Kaiserin Agnes, die Rom verlassen und ihren Sohn zu Piacenza erreicht hatte, sparte keine Bitte, um ihren Sohn zu einem glänzenden Beweis des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl zu vermögen. Aber Heinrich that nichts für den gefangenen Cardinal; er wußte, daß jeder Schritt für die Freigebung desselben einen vollständigen Bruch mit den Bischöfen Lombardiens zur Folge gehabt haben würde *). Er stand vorläufig von der Krönung ab, setzte aber seine Reise nach Pavia fort.

*) Gerald ist erst später auf Verwendung der Kaiserin und der Markgräfin Mathilde der Haft entlassen worden.

Mit jedem Tage wuchs fortan das Mißtrauen zwischen dem König und dem Papste, aber in demselben Maße fühlten sich die lombardischen Bischöfe mehr zu Heinrich hingezogen. Zahlreicher kamen sie jetzt an den Hof, williger leisteten sie dem Könige Dienste. Um ihn sammelten sich bereits in Pavia alle die Elemente, die in Italien bisher dem Papstthum feindlich gewesen waren; selbst ein Cencius hoffte nun bei Heinrich Unterstützung und Lohn zu finden. Es war diesem schlimmen Gesellen gelungen bei einem Ueberfall Roms den Bischof Rainald von Como, den vertrauten Freund Gregors und der Kaiserin, in der Nähe der Peterskirche aufzugreifen, und er führte seinen einflußreichen Gefangenen jetzt dem Könige zu. Aber er fand bei Heinrich nicht die erwartete Aufnahme; erst auf sein wiederholtes Ansuchen wurde ihm Aussicht eröffnet den König zu sprechen, und ehe er dies noch erreicht hatte, raffte ein jäher Tod ihn hin. Die lombardischen Bischöfe bereiteten dem verruchten Menschen in Pavia ein feierliches Leichenbegängniß; denn in ihren Augen hatte er mindestens das Verdienst gehabt, den Papst mit tödtlichem Haß zu verfolgen. Den Bischof von Como, von dessen Gefangenschaft nichts weiter verlautet, scheint der König auf freien Fuß gesetzt zu haben.

Mochte der König auch gegen den Papst noch gewisse Rücksichten beobachten, seine ganze Umgebung mußte doch die Besorgnisse unaufhörlich steigern, welche die Gefangenschaft des Legaten erregt hatte. Schon umstanden auch Eberhard von Nellenburg, Udalrich von Godesheim, Berthold von Mörsburg und die anderen dem Papste so verhaßten Räthe des Königs wieder den Thron desselben und übten den alten Einfluß. Gregors Argwohn, daß der König alle seine Versprechungen bald in den Wind schlagen und sich offen den Feinden der Kirchenreform anschließen würde, schien nicht ohne Grund. Doch auch Heinrich hatte nur zu große Veranlassung dem Papste zu mißtrauen. Er wußte, daß die deutschen Fürsten auch nach seiner Lösung vom Bann die Absicht ihn zu entthronen nicht aufgegeben hatten und daß sie mit dem Papste verhandelten; er fürchtete mit Recht, daß der Papst bei diesen Verhandlungen andere Zwecke verfolgte, als jene Absicht der Fürsten lediglich zu vereiteln.

Man kann nicht verkennen, auch der Papst war in eine schwierige Lage gerathen; die Vorgänge in Canossa hatten sein Verhältniß zu den deutschen Fürsten, im Augenblick seinen zuverlässigsten Bundesgenossen, in ähnlicher Weise getrübt, wie das Heinrichs zu den Lombarden. Wiederholentlich hatte er den deutschen Fürsten versprochen, nur gemeinschaftlich

mit ihnen über Heinrichs Schicksal zu entscheiden, und nun hatte er doch unter dem Zwang der Verhältnisse durch die Lossprechung vom Bann den Beschlüssen von Oppenheim den festen Boden entzogen, auf dem sie ruhten. War auch noch nicht Alles entschieden, so hatte er sich doch Heinrichs Sache, so weit es sein Gewissen zuließe, zu unterstützen verpflichtet. Die Fürsten, welche jene Beschlüsse in das Leben gerufen hatten, mußten die ganze Leidenschaftlichkeit des Königs fürchten, wenn er je wieder zur Macht gelangte, und zu derselben schien ihm der Papst selbst jetzt den Weg bereiten zu wollen. Man konnte sich nicht wundern, wenn ihr Vertrauen zu Gregor zu schwinden begann, wenn sie auch den Bund mit ihm nicht sofort lösen konnten, ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen.

Gregor verhehlte sich am wenigsten, wie seine ganze Autorität in Deutschland auf dem Spiel stehe, wenn er das Vertrauen der Fürsten nicht zu befestigen vermöchte. Deshalb erstattete er ihnen von den Vorgängen in Canossa sogleich selbst ausführlichen brieflichen Bericht. Nichts von dem wahren Verlaufe der Dinge verhehlte er ihnen, gab aber zugleich deutlich genug zu verstehen, daß sie selbst hauptsächlich die Schuld des Geschehenen trügen, indem er durch das Ausbleiben des Geleits die Alpen rechtzeitig zu überschreiten verhindert gewesen sei. Zugleich sprach er ihnen Muth ein, da noch im Wesentlichen Alles weiterer Entscheidung vorbehalten und er selbst demnächst über die Alpen zu kommen gedenke; ausdrücklich forderte er sie zu einmüthigem Beharren in der Sache auf, die sie unternommen hätten. Diese Aufforderung war vieldeutig genug, und entsprach mindestens nicht dem, was der König vom Papste erwartet hatte und erwarten mußte.

Hatte schon die Nachricht, daß der König Speier verlassen, die Fürsten so verwirrt, daß sie nicht mehr an das Geleit des Papstes, nicht mehr an den Reichstag dachten, so war die erste Kunde von der Absolution Heinrichs wie ein Donnerschlag unter sie gefahren. Man beliebte endlich eine Zusammenkunft in Ulm, um bestimmte Entschlüsse in so gefahrvoller Lage zu fassen. Gegen die Mitte des Februar 1077 erschienen hier der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Metz, die Herzöge Rudolf, Welf und Berchthold nebst einigen schwäbischen Herren. Der Winter war hart, und die Straßen mit Schnee bedeckt: deshalb mochten manche Fürsten ausgeblieben sein. Die Sachsen konnten bei der Kürze der Zeit kaum eintreffen. Aber viele Herren fehlten auch

gewiß, weil sie, seit Heinrich vom Bann gelöst war, sich auf dem betretenen Wege zu bleiben scheuten. Um so entschlossener waren diejenigen, welche sich eingefunden hatten. Um keinen Preis würden sie sich Heinrich wieder unterworfen haben; sie wollten den Widerstand gegen ihn fortsetzen, selbst wenn sie der Papst verließe. Bald genug erfuhren sie, daß sie dies nicht zu besorgen hatten. Das erwähnte Schreiben Gregors wurde bekannt und beruhigte die Gemüther um so mehr, als der Bote — es war derselbe Rapoto, der schon einmal dem Stuhle Petri in einer wichtigen Mission gedient hatte — im mündlichen Auftrage des Papstes noch besonders zu versichern hatte, daß Rom alle Wünsche und Absichten der Fürsten nach Kräften unterstützen werde.

Der Brief des Papstes ermahnte zur Beharrlichkeit; dieser Mahnung bedurfte es kaum. So klein das Häuflein in Ulm war, zeigte es sich nicht nur beharrlich, sondern schritt kühn zu dem neuen folgenreichen Beschlusse vor: es solle am 13. März ein großer Reichstag zu Forchheim abgehalten und dort endgültig über die Zukunft des Reiches entschieden werden. Man beschloß zu diesem Tage alle Fürsten des Reichs besonders zu berufen und auch an den Papst eine Einladung mit der Bitte zu erlassen, daß er im Falle seines Ausbleibens brieflich und durch Legaten seine Absichten kundgäbe.

Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß man schon in Ulm sich darüber einigte, daß Heinrich trotz der erfolgten Absolution, weil er die zu Oppenheim gegebenen Versprechungen nicht gehalten, für abgesetzt zu halten sei; nicht einmal eine Aufforderung erließ man an ihn, sich in Forchheim zu seiner Rechtfertigung einzustellen. Nicht minder deutlich ist, daß man sich auch über die Wahl Rudolfs dort bereits verständigte. Der Schwabenherzog war es, der sofort listig Maßregeln ergriff, um jedes Hinderniß zu beseitigen, welches sich der Wahl noch entgegenstellen könnte. Nichts hatte er mehr zu fürchten, als daß sein Schwager nach Forchheim eile, um den Fürsten entgegenzutreten. Deshalb sandte er sogleich Rapoto über die Alpen zurück; er sollte Heinrich vorstellen, wie sein Erscheinen in Deutschland in diesem Augenblick für ihn gefahrvoll sei, wie er seiner Sache besser dienen würde, wenn er seine Mutter oder den Papst voraussende, um ihm die Wege zu bereiten. Zugleich sollte Rapoto den Papst selbst dringend auffordern nach Forchheim zu kommen, aber nicht ohne die Einwilligung des Königs zu erlangen und ohne sich sicheres Geleit von demselben stellen zu lassen.

Es war klar, daß Rudolf und seine Freunde über Heinrichs Krone in dessen Abwesenheit entscheiden wollten; sie wünschten dagegen den Papst oder die schwache Agnes über die Alpen zu locken, weil sie dieselben zu gewinnen und so jetzt auch jene Hemmnisse zu beseitigen hofften, welche zu Tribur den Thronwechsel vereitelt hatten. Aber wie hätte Heinrich die List Rudolfs nicht durchschauen sollen? In der That hatte er selbst keine Neigung Italien zu verlassen, aber noch weniger war er gewillt seine Mutter oder den Papst seinen Feinden in Deutschland zuzuführen. Um Gregor von den deutschen Fürsten zu trennen, war er nach Italien gekommen und hatte die Schmach von Canossa auf sich genommen, und nun war man thörig genug von ihm zu erwarten, daß er zu einer neuen Verständigung des Papstes mit denen, die längst nach seiner Krone trachteten, selbst die Hand bieten würde.

Wie aber dachte Gregor? Er war entschlossen, wenn irgend möglich, über die Alpen zu gehen. Sofort sandte er deshalb Boten an Heinrich und verlangte sicheres Geleit. Lambert von Hersfeld erzählt, daß der Papst Heinrich aufgefordert habe ihn selbst nach Forchheim zu begleiten, damit er dort seine Streitigkeiten mit den Fürsten entscheide, der König habe aber vorgeschützt, daß seine Anwesenheit in Italien jetzt nothwendig, auch die Frist zu kurz bemessen sei, um in Forchheim rechtzeitig einzutreffen. Hat Gregor wirklich eine solche Aufforderung gestellt, so hat er wohl auch nur eine solche Antwort erwartet, zu welcher der König durch das Abkommen von Canossa ohnehin völlig befugt war. Sicher ist nur, daß Gregor das Geleit und die Zustimmung des Königs zu der Reise verlangte, aber eben so sicher, daß er starke Zweifel hegte, ob Heinrich seine Forderungen bewilligen werde. Denn ehe noch seine Boten von Heinrich zurückgekehrt waren, traf der Papst seine Anordnungen für die Forchheimer Versammlung. Er sandte den Cardinaldiakon Bernhard und den gleichnamigen Abt von St. Victor in Marseille über die Alpen, mit ihnen ein Schreiben, in welchem er abermals hervorhob, daß der Augsburger Tag nur durch die Saumseligkeit der Fürsten vereitelt, daß er aber dennoch bereit sei jetzt ihren Wünschen zu entsprechen; er sei entschlossen, ob mit ob wider Willen des Königs, über die Alpen zu kommen; sollten seine Feinde ihm dies unmöglich machen, so würde er doch für den Glauben der Fürsten beten, damit sie für die kirchliche Freiheit und das Wohl Deutschlands heilsame Beschlüsse faßten. Zugleich sprach er sehr bestimmt aus, daß er mit Heinrichs Verhalten, welches die Ver-

wegenheit der schlimmsten Feinde der Kirche nur ermuthige, unzufrieden sei und die Aufrichtigkeit seiner früher gegebenen Versprechungen bezweifele.

Gregor wußte was die Fürsten beabsichtigten, und Niemand kann behaupten, daß er ihren Absichten hindernd entgegentrat. Das Schreiben, welches die Legaten überbrachten, konnte die Fürsten nicht hemmen, und die mündlichen Aufträge der Legaten gaben ihnen noch freieren Spielraum. Denn sie waren angewiesen die Fürsten aufzufordern, die Entscheidung über das Reich bis zur Ankunft des Papstes aufzuschieben, wofern dies ohne Gefahr geschehen könne, anderenfalls sich dem Willen der Fürsten zu fügen. Es ist klar, Gregor wollte in erster Linie in Forchheim selbst über das deutsche Reich entscheiden; konnte er diese Stellung nicht einnehmen, so überließ er den Fürsten nach ihrem Gutdünken zu verfahren. Wollte er sich die Geneigtheit der deutschen Fürsten erhalten und den Bund mit ihnen nicht lösen, so mochte ihm kein anderer Ausweg bleiben, aber sein Verfahren entsprach nimmermehr seinen Zusagen in Canossa. Er hatte sich eben so weit von denselben entfernt, wie Heinrich von jenen Versprechungen, die er dort dem Papste gegeben.

Der Papst hatte mit der Absendung der Legaten geeilt. Erst am 1. März, am Tage nach ihrem Abgange, erschien der schwäbische Graf Manegold von Veringen vor ihm, um ihn im Namen der Ulmer Verbündeten zum Forchheimer Tag einzuladen. Der Papst erklärte aufs Neue seine Bereitwilligkeit der Einladung zu entsprechen und sandte noch in demselben Tage den Grafen mit dem Cardinaldiakon Gregor an den König ab, um die erwartete Antwort desselben wegen des Geleits zu beschleunigen; würde sie zusagend lauten, so sollte der Cardinal sogleich nach Deutschland eilen, um jeden entscheidenden Schritt bis zur Ankunft des Papstes zu verhindern, im anderen Falle aber zu ihm zurückkehren. Der König wies die Forderung des Geleits entschieden zurück. Manegold eilte darauf nach Forchheim, der Cardinal begab sich wieder zum Papste, der nun es aufgab selbst dem Reichstage beizuwohnen; er ließ dem Gange der Dinge freien Lauf.

Auffallend ist, daß auch Heinrich nichts Anderes zu thun schien, daß er den Anschlägen seiner Feinde in Deutschland nicht entschlossen sofort entgegentrat. Man hätte bei seiner sonst bewiesenen Rührigkeit erwarten sollen, daß er über die Alpen stürmen und den Forchheimer Tag zersprengen würde. Die bedrohliche Lage Italiens mochte ihn abhalten, mehr aber

wohl die Meinung, daß die Fürsten ohne den Papst seine Absetzung nicht wagen, daß sie jetzt nach seiner Absolution nur noch größere Besorgnisse beschleichen würden, wie einst zu Tribur. Wie weit der Papst in seiner Nachgiebigkeit gegen die Fürsten gegangen war, konnte Heinrich nicht ahnen; man muß sagen, er traute dem Papste noch zu sehr.

Wir sehen, jene Versprechungen, welche Papst und König in Canossa ausgewechselt, waren von beiden Seiten schlecht und nur auf einige Tage gehalten; Beide glaubten sich kaum noch an dieselben gebunden. Die Hoffnungen, welche sich an die scheinbare Aussöhnung der beiden an die Spitze gestellten Parteihäupter geknüpft hatten, waren bereits hinfällig; die Parteien selbst hatten sie vereitelt, indem sie ihre besonderen Zwecke nach wie vor mit einer Hitze verfolgten, welche weder der Papst noch der König mäßigen konnte. So drohte der lange gefürchtete Kampf dennoch auszubrechen. Jeder Tag konnte ein Ereigniß bringen, welches alle feindlichen Elemente der Zeit in einen allgemeinen Krieg hineinriß. Viel kam darauf an, wer die Fackel anzulegen wagte, um den Weltbrand zu entzünden.

Gregor stand in stäter Besorgniß, daß die Lombarden sich seiner Person bemächtigen wollten. Und hätte sich Heinrich damals von einem excommunicirten Bischof die Krone Italiens aufsetzen lassen und wäre an der Spitze der Lombarden aufgebrochen, um Gregor und die große Gräfin zu fangen, wer möchte sagen, welchen Ausgang die Dinge nach einem solchen Unternehmen, welches kaum zu verwegen schien, genommen hätten? Die Lombarden bebten vor einer solchen That wahrlich nicht zurück, wohl aber Heinrich, welcher die Lage Deutschlands vor Allem ins Auge faßte. Nicht von seiner Seite wurde das Ereigniß herbeigeführt, welches den Ausbruch des Kampfs unvermeidlich machte, sondern von jenen deutschen Fürsten, welche Gregor als die Getreuen des heiligen Petrus, als die Vertheidiger der christlichen Religion zu bezeichnen pflegte. Sie unter dem Beistande päpstlicher Legaten thaten den Schritt, der Heinrich keine Wahl zwischen Kampf und Verhandlung mehr ließ. Als Gregor die letzte Botschaft mit der Forderung des Geleits an den König sandte, färbten sich, wie man erzählt, drei Finger seiner rechten Hand plötzlich bis zur Mitte mit Blut. Eine schlimme Vorbedeutung sah man in dieser Erscheinung, und deutsches Blut ist um Hildebrands willen nur zu bald in Strömen geflossen.

Die Wahl Rudolfs zum Gegenkönig.

Noch immer lag der Schnee hoch auf den Bergen und in den Thälern Frankens, als sich am 13. März die Ulmer Verbündeten zu Forchheim abermals versammelten. Sie sahen Viele von denen, die sie geladen hatten, ihnen zuziehen, namentlich aus Franken und Sachsen. Eine beträchtliche Zahl der deutschen Fürsten fand sich zusammen, doch als eine vollständige Vertretung des Reiches konnte die Versammlung kaum gelten. Unter den dreizehn Bischöfen, die gegenwärtig waren, kamen nur zwei aus Baiern, einer aus Lothringen; aus Schwaben hatte sich keiner der Bischöfe eingestellt. Wie viele man aber auch vermissen mochte, man war zu dem entscheidenden Schritt entschlossen. Dort, wo einst Ludwig das Kind und Konrad I. unglücklichen Andenkens erwählt waren, wollte man einen neuen König bestellen, unter welchem die Fürsten frei wieder schalten könnten und Roms Ansprüche in Deutschland gewahrt würden. Siegfried von Mainz mochte sich ein anderer Hatto bedünken und von neuen goldenen Zeiten für sein Erzstift träumen.

Die Legaten des Papstes erschienen rechtzeitig. Weder das Schreiben des Papstes, welches sie trugen, noch ihre mündlichen Aufträge konnten die Fürsten in ihrem Entschlusse hemmen, zumal Graf Manegold die Nachricht brachte, daß Gregor wegen des verweigerten Geleits jetzt nicht zu erwarten sei. Nachdem die Legaten in voller Versammlung ihr Schreiben übergeben hatten, geleitete man sie in ihre Herberge; hier ließen die Fürsten einzeln wieder die alten Klagen über Heinrichs Tyrannei und Treulosigkeit laut werden, und die Legaten sollen dabei ihre Verwunderung, daß man so lange einen solchen König ertragen, nicht verhehlt haben. So ging der erste Tag hin. Am anderen Tage kamen die Fürsten wieder in die Wohnung der Legaten und stellten ihnen vor, daß eine gefährliche Spaltung dem Reiche drohe, wenn man nicht sogleich zur Königswahl schreite. Die Legaten erwiderten kurz nach ihren Aufträgen, es scheine ihnen zwar das Beste, mit der Wahl wo möglich zu warten, bis einst der Papst selbst erscheinen könne, aber das Wohl des Reichs unterliege nicht so sehr ihrer Beurtheilung, wie der Entscheidung der Fürsten, welche die Bedürfnisse desselben am besten kennen müßten. Damit war Alles in die Hand der Fürsten gelegt.

Gleich darauf trat man zu einer neuen Berathung in der Wohnung des Erzbischofs von Mainz zusammen. Bald waren die Fürsten darüber einig, daß sie unverzüglich zur Wahl schreiten könnten, da der Papst ihnen kein Hinderniß in den Weg lege und sie alle als freie Männer Heinrich gegenüberständen; die Eide, die sie ihm geschworen, seien vorlängst vom Papste gelöst und durch die Absolution habe Rom sie weder in ihrer Gültigkeit herstellen können noch wollen; über ein Jahr sei das Reich ohne König und deshalb eine Neuwahl zur Nothwendigkeit geworden. Nur darum handelte es sich noch, wen man auf den Thron erheben solle: hierüber beriethen die geistlichen und weltlichen Fürsten gesondert.

Die Bischöfe vereinigten bald ihre Stimmen auf Rudolf von Schwaben, dem sie ja bereits zu Ulm sich zugewandt hatten. Seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, seine enge Verbindung mit der Kaiserin und dem Papste ließen ihn als die geeignetste Persönlichkeit unter den obwaltenden Verhältnissen erscheinen; überdies hatte er sich in den kirchlichen Streitigkeiten den Neuerungen überaus günstig gezeigt, so daß Alle, die das Heil der Welt von Gregors Reformen erwarteten, seine Erhebung vor Allem wünschen mußten. Auch die weltlichen Fürsten schlossen sich endlich dieser Wahl an, doch war es unter ihnen vorher zu ärgerlichen Verhandlungen gekommen. Otto von Nordheim wollte Rudolf nicht eher seine Stimme geben, als bis derselbe ihm das Herzogthum Baiern zurückzustellen versprochen habe; Andere stellten andere Forderungen; ein schmählicher Handel um die Wahlstimmen stand in Aussicht. Da untersagten die päpstlichen Legaten ausdrücklich ein solches Verfahren, welches sie mit Recht als Simonie brandmarkten; so nur waren auf Rudolf auch die Stimmen der weltlichen Fürsten vereinigt.

Dennoch boten die Legaten selbst die Hand, daß Rudolf zwei wichtige Zugeständnisse machen mußte. Er mußte erstlich das Recht des Volks, d. h. der Großen, nach seinem Tode frei über das Reich zu verfügen, anerkennen und jedem Erbrecht seiner Kinder an die Krone ausdrücklich entsagen; er mußte ferner die Besetzung der Bisthümer durch freie kanonische Wahlen gestatten und den so gewählten Bischöfen die Investitur mit den Regalien unentgeltlich nach erfolgter Ordination und zwar ohne Ring und Stab zu ertheilen geloben. Es ist um so auffallender, daß die Investitur dem neuen Könige nicht sogleich völlig untersagt wurde, als der Papst wenig später bestimmte Veranstaltungen

traf, um das Investiturverbot in Frankreich im weitesten Umfange durchzuführen.

Aus einem Wahlreich war das deutsche Kaiserthum hervorgegangen, aber das Streben, die kaiserliche Gewalt nach dem Vorbilde der fränkischen Monarchie erblich zu machen, hatte sich früh gezeigt, und wenigstens thatsächlich war die Erblichkeit des Kaiserthums längst durchgesetzt. Nicht minder wichtig, als die erbliche Fortpflanzung der höchsten Gewalt, war bisher für den Bestand des Reichs gewesen, daß die Besetzung der Bisthümer wesentlich in der Hand des Königs lag, daß er an Kleriker seiner Wahl die Bischofsstühle in Deutschland, Italien und Burgund vertheilen konnte. Mochte Heinrich III. sich noch so entschieden gegen die Simonie erklärt haben, nie hatte er das Recht frei über die Besetzung der hohen Kirchenämter zu verfügen aufgegeben, und zum großen Theil waren die obwaltenden Zerwürfnisse mit dem Papstthum gerade dadurch entstanden, daß Heinrich IV. von diesem Recht denselben Gebrauch, wie seine Vorfahren, namentlich in Italien, gemacht hatte. Wenn Rudolf daher das Recht der freien Königswahl den Fürsten und das Recht der freien Bischofswahl Rom und dem Klerus einräumte, so gab er damit das Kaiserthum der deutschen Nation, wie es bisher bestanden hatte, im Wesentlichen auf. Rudolf mochte ein König nach dem Sinne der Fürsten sein, mochte die Anerkennung der Kirche gewinnen, ein Kaiser nach der Weise seiner Vorfahren konnte er nimmermehr werden.

Doch auch auf solche Bedingungen hin erklärte sich Rudolf die Krone zu empfangen bereit. Unsere Quellen berichten, daß er nur nothgedrungen die Wahl angenommen habe, und Rudolf selbst hat dies alsbald dem Papste versichert. Aber schwerlich hat Gregor Rudolfs Worten Glauben geschenkt. Längst hatte Heinrich seinem Schwager vorgeworfen, daß er ihm nach der Krone trachte, und mindestens seit dem Tage von Tribur traten unverkennbare Beweise persönlichen Ehrgeizes in Rudolfs Verhalten hervor. Sein Auftreten zu Ulm, seine Verhandlungen nachher zeigen, daß er die höchste Gewalt nicht floh, sondern suchte*). Er erreichte sein Ziel. Am 15. März 1077 wählten ihn die versammelten Fürsten einstimmig auf dem Pilatushofe zu Forchheim zum deutschen König, und das umstehende Volk erkannte die Wahl durch Zuruf an.

*) Die Krone, mit welcher Rudolf gekrönt wurde, soll er sich bereits vorher im Geheimen im Kloster Ebermünster an der Ill haben schmieden lassen; ein Schwestersohn Rudolfs war Abt dieses Klosters.

Der Wahltag war nicht glücklich gewählt. An den Iden des März war das Blut jenes Cäsars geflossen, nach welchem unsere Kaiser sich nannten, und an demselben Tage thaten die Fürsten, so viel an ihnen war, um dem Kaiserthum die schwerste Wunde zu schlagen. Gerade damals fing der Schnee an aufzugehen, und man wollte darin wohl eine Vorbedeutung sehen, daß die schlimmen Zeiten für das Reich, wie der Schnee, dahin schwinden würden; näherliegend wäre die Deutung gewesen, daß die starre Kraft der deutschen Herrschaft in ihrer Auflösung begriffen. Auch der Wahlplatz konnte trübe Ahnungen wecken. Die Könige, die vordem in Forchheim gewählt waren, hatten unter großen Gefahren kaum ihre Macht aufrecht erhalten und schlimme Gefahren über Deutschland gebracht. Selbst der Name des Pilatushofes schien anstößig genug für die Erhebung eines Königs, der sich vorzugsweise zum Vertheidiger der christlichen Kirche berufen glaubte. Es war in vielfacher Beziehung eine anstößige Wahl. Wie oft hatten die Sachsen über Beeinträchtigung durch die Schwaben Klage geführt, und nun wählten sie den Schwabenherzog, der sein Schwert zu ihrem Verderben geführt, zum Oberhaupt des Reichs. Man wollte einen kirchlichen König auf den Thron setzen, und man erhob einen Herzog, der mit den Bischöfen seines Landes in unausgesetzten Streitigkeiten lebte, dessen Lebenswandel selbst Rom zu tadeln gehabt hatte. Mit dem Namen „Burgunder“ bezeichnete man damals in Deutschland einen treulosen Menschen; jetzt setzte man sich einen König, der aus burgundischem Blute stammte.

Bereits früher hatte sich Gregor die Bestätigung für den Fall einer Neuwahl vorbehalten*). Diese Bestätigung beeilte sich jetzt Rudolf zu gewinnen. Schon in den nächsten Tagen schickte er Botschaft über die Alpen und verpflichtete sich in allen Dingen der römischen Kirche zum Gehorsam; zugleich lud er brieflich den Papst ein zur Herstellung der kirchlichen Ordnung nach Deutschland zu kommen und verhieß ihm sofort sicheres Geleit zu senden. Aber er sollte erfahren, daß der Segen des heiligen Petrus nicht so leicht zu gewinnen sei. Bald mußten er und seine Anhänger hören, daß die Wahl nicht auf den Rath des Papstes erfolgt, sondern allein sie selbst die Verantwortung derselben zu tragen hätten, daß der Papst sich die Entscheidung vorbehielte, wer von beiden Königen ein größeres Recht auf das Reich habe.

---

*) Vgl. S. 372.

Und schon früher wurde Rudolf klar, daß er in seinem Ehrgeiz eine ornenvolle Bahn betreten habe. Man eilte mit der Krönung. Von inem Anhang begleitet, zog der Erwählte schleunig über Bamberg und Würzburg nach Mainz. Siegfried, frohlockend über die neue Krönung ı der alten Metropole, ertheilte hier dem Manne seiner Wahl am Sonntag Lätare (26. März) die Königsweihe, welcher die päpstlichen egaten, der Erzbischof von Magdeburg mit anderen Bischöfen, viele welt- che Fürsten und eine große Menge des Volks beiwohnten. Es fehlte er Krönung nicht an Pracht, und doch war es eine traurige Feier. Schon das erregte Aergerniß, daß das Chrisma zur Salbung fehlte und rst am Krönungstag selbst gegen die Gewohnheit geweiht werden mußte, aß dann ein Diakon, der beim solennen Hochamt das Evangelium lesen ollte, auf Rudolfs Befehl vom Altar entfernt wurde, weil die Anklage er Simonie auf ihm ruhte. Aber das Bedenklichste war, daß am Nach- ittage des Krönungstags ein großer Aufstand der Bürgerschaft gegen as königliche Gefolge ausbrach.

Welche Achtung konnten die Mainzer vor einem Erzbischof haben, en sie fortwährend aus Habgier und Schwäche die Stellung wechseln ihen und der, sich in alle Händel verwickelnd, sie überdies aus Wirren ı Wirren zog? Noch lag ja ein Theil der Stadt seit jenem traurigen Tage, o die Bamberger und Mainzer Stiftsvasallen an einander geriethen, ı Schutt und Asche*). Es kann nicht verwundern, wenn da die Bürger Abneigung auch gegen den Pfaffenkönig hegten, den Siegfried in ren Mauern krönte, und ihn mit seinem Gefolge möglichst bald aus rer Nähe entfernen wollten. Die simonistischen Geistlichen, welchen der König beim Krönungsact selbst mit solcher Entschiedenheit entgegenge- reten war, unterließen nicht die Mißstimmung der Bürgerschaft gegen en König zu nähren. Es bedurfte nur des geringsten Anlasses, um inen Tumult in der Stadt zu erregen.

Leicht fand sich der Anlaß. Es war Sitte am Sonntag Lätare sich mit Spielen zu vergnügen; selbst die Geistlichkeit nahm daran An- theil. Nach der Mittagsmahlzeit fanden sich deshalb mehrere junge Ritter zu fröhlicher Lust zusammen; sie trugen keine Waffen, welche die Sitte während der Fastenzeit zu führen verbot. Ein Bursche aus der Stadt mischte sich unter sie und war keck genug einem der Ritter

*) Vgl. S. 367.

heimlich von einem kostbaren Pelzkragen ein Stück abzuschneiden. Der Bursche wurde ergriffen, mußte seinen Raub ausliefern und wurde dem Stadtschultheißen übergeben, der ihn sogleich wieder freigab. Aber die Bürgerschaft wollte Tumult. Die Glocken wurden gezogen, man schleppte Waffen herbei und stürmte nach dem Dom und der anstoßenden Pfalz; Drohungen erschollen, man wolle den eben Gekrönten tödten.

Der König hatte sich nach dem Dome zur Vesper begeben; die Pfalz wurde inzwischen von seinen Rittern, obschon sie meist ihre Waffen in den Herbergen zurückgelassen hatten, vertheidigt, so daß der König in sie nach vollendeter Vesper zurückkehren konnte. Das Volk wurde es müde die Pfalz zu bestürmen. Der Hauptangriff wandte sich jetzt gegen den Dom. Der König griff nach dem Schwerte; er wollte selbst dorthin und sich unter die Masse stürzen. Nur mit Mühe hielt man ihn zurück. Indessen eilten einige Fürsten mit ihren Vasallen, nachdem sie sich Waffen verschafft hatten, in den Dom, stärkten sich hier durch Gebet zum Kampfe, und brachen dann mit dem Gesange Kyrie eleison aus der am meisten bedrohten Pforte des Domes heraus. Obwohl ihre Zahl nicht groß war, verbreiteten diese ritterlichen Kämpfer doch einen gewaltigen Schrecken unter den Bürgern. Alles sprengte flüchtend aus einander, und Manche, von namenloser Angst verfolgt, stürzten, obwohl die Ritter nicht weit über den Kirchhof vordrangen, blind bis zum Rhein und warfen sich in den Strom. Von beiden Seiten war Blut geflossen; unter den Schwertern der Ritter erlagen manche Städter, andere waren in die Gefangenschaft der Königlichen gefallen.

Einige angesehene Männer der Stadt fürchteten für das Leben der Gefangenen und besorgten das Schlimmste, wenn sich ähnliche Ereignisse wiederholten. Sie baten deshalb am anderen Tage den Erzbischof sich beim Könige für die Stadt zu verwenden. Siegfried that dies, aber der König war nicht gerade versöhnlich gestimmt. Allein die Rücksicht, daß er der Gefahr noch keineswegs entronnen war, scheint ihn zur Nachgiebigkeit vermocht zu haben. Die Mainzer gingen so gut wie straflos aus; nur eine geringe Kirchenbuße wurde von den Legaten den Ruhestörern auferlegt. Und auch diese wurde nicht abgebüßt. Denn alsbald rottete sich das Volk von Neuem zusammen; es kam abermals zu Raufereien mit dem Gefolge des Königs; man drohte sogar Feuer in die Pfalz zu werfen. Siegfried gerieth in die größte Besorgniß und verbürgte sich endlich den Bürgern für die schleunige Abreise des Königs. Sie erfolgte

sogleich; bei Nacht verließ Rudolf mit seinem ganzen Geleit, fast wie ein Flüchtling, die Stadt. Auch der Erzbischof fühlte sich dort nicht mehr sicher; unter den Schmähungen der Bürger zog er aus den Thoren und ist niemals wieder zu seinem Bischofssitz zurückgekehrt.

Erklärten sich die Mainzer in solcher Weise entschieden gegen die neue Königswahl, so standen sie nicht allein. Dieselbe Gesinnung herrschte in Würzburg. Und kaum hatten die Heinrich so treu ergebenen Wormser vernommen, daß auch ihr Bischof sich an der Wahl betheiligt, so sammelten sie kriegerische Mannschaft, um sich gegen ihren Bischof und dessen König zu vertheidigen. Rudolf vermied jedoch Worms; über Tribur und Lorsch nahm er seinen Weg eilends nach Schwaben, seinem alten Herzogthume. Palmsonntag (9. April) feierte er in Ulm; von dort brach er sogleich nach Augsburg auf. Denn hier wollte er Ostern halten und auf einem großen Fürstentag wichtige Beschlüsse für Reich und Kirche herbeiführen.

Aus Schwaben und Burgund erwartete Rudolf vor Allem die Mittel für seine Herrschaft zu gewinnen; hier, wo er seit zwei Jahrzehnden mit herzoglicher Gewalt schaltete, mußte sein Wort am meisten gelten. Waren ihm auch die Bischöfe wenig gewogen, so hatten sich unter seinem Schutze hier doch bereits die Anfänge einer deutschen Pataria gebildet, welche dem Episcopat Bedenken und Furcht erregten. Die Klöster im Schwarzwald, im Elsaß und am Bodensee, welche sich um Hirschau und dessen gefeierten Abt Wilhelm zusammenschlossen, verbreiteten mehr und mehr die neuen kirchlichen Ideen; zahlreiche Missionare gingen von dort aus, um das niedere Volk gegen den papstfeindlichen König einzunehmen und Rudolf, dem Freunde Gregors, die Wege zu bereiten. Ueberdies waren die Zähringer, das erste Geschlecht Alamanniens, mit ihrem großen Anhange mit Heinrich völlig zerfallen; ihre Sache und Rudolfs Sache schien eine und dieselbe.

Aber schon in Augsburg erfuhr Rudolf, wie sehr er sich in den Schwaben geirrt hatte. Der dortige Bischof Embriko trat ihm und den ihn begleitenden Legaten mit großer Schroffheit entgegen, zwei Tage verweigerte er ihnen jede Obedienz, dann fügte er sich ihnen zum Schein, bewahrte aber im Herzen dem rechtmäßigen König die Treue. Gleich ihm dachten die Augsburger, und die Legaten steigerten nur die Mißstimmung der Stadt gegen sich, als sie am Osterfest die althergebrachten Augsburger Ceremonien nach römischer Weise zu ändern suchten. Augs-

burg war und blieb auf Heinrichs Seite. Zugleich wurde Rudolf inne, daß er auch sonst in Schwaben nicht den erwarteten Gehorsam finden werde. Der beabsichtigte Fürstentag konnte in Augsburg nicht stattfinden. Nicht nur daß die beschiedenen Herren ausblieben, auch ein großer Theil seines bisherigen Gefolges verließ ihn. Schon hatte er nicht mehr so viele Ritter um sich, um das versprochene Geleit dem Papste zu schicken. Rudolf berief auf die Mitte des Mai einen neuen Tag nach Eßlingen; inzwischen wollte er in die Schweizer Gegenden und nach Burgund ziehen, um dort ein Heer zu sammeln, während Welf und Berchthold ihre Mannschaft in Schwaben zusammenbrächten.

Von den Legaten begleitet, nahm Rudolf seinen Weg über Reichenau nach Konstanz und Zürich. Aber auch hier fand er die Stimmung überall wenig günstig. Der Bischof Otto von Konstanz, ein hitziger Widersacher Gregors und der Gregorianer, zog sich auf die Burg des Grafen Otto von Buchhorn zurück und spottete allen Drohungen der Legaten. Als sich bald darauf der Abt von Marseille auf den Weg machte, um nach Rom zurückzukehren, wurde er von dem Grafen Udalrich von Lenzburg gefangen genommen und in einen Kerker geworfen. Vor Allem zeigte sich hier deutlich, wie wenig die Predigten der päpstlichen Mönche auf das Volk gewirkt hatten; überall nahm es sich der simonistischen Geistlichkeit an und verfolgte mit Verwünschungen die Legaten und ihren König. Schon gab es Rudolf auf, selbst nach Burgund zu ziehen; er sandte seine Gemahlin Adelheid dorthin und kehrte von Zürich zurück, um auf dem Eßlinger Tag nicht zu fehlen.

Die Mißstimmung, welche dem neuen König entgegentrat, war seinen Freunden ebenso unerwartet, wie unbegreiflich. Aber in Wahrheit war das Regiment des Emporkömmlings niemals in Schwaben beliebt gewesen, und es war auf der anderen Seite nicht ohne Wirkung geblieben, daß Heinrich sich mit schwäbischen Rittern und schwäbischen Klerikern so gern umgab. Die Legaten versetzten ihre üblen Erfahrungen in die größten Besorgnisse; schon fürchteten sie auch im Elsaß, in Franken und Lothringen eine gemeinsame Erhebung für Heinrich und erließen im Namen des Papstes an die dortigen Bischöfe ein Schreiben, worin sie alle Friedensstörungen mit Ernst untersagten und Heinrich ferner zu gehorsamen verboten. Auch der Eßlinger Tag gab Rudolfs Freunden kaum neue Hoffnungen. Unmittelbar von dort brach er gegen die Burg Sigmaringen auf, bei welcher er Widerstand erwarten mußte; er

hatte etwa 5000 Mann um sich und hoffte, daß sich dort noch größere Streitkräfte um ihn sammeln würden. Er zog in den Kampf, aber trübe Ahnungen folgten seinem Zuge.

Ohne Zweifel wußte Rudolf bereits, daß Heinrich die Alpen überschritten hatte und ein Heer in Baiern zusammenzog. Unerwartet traf ihn jedoch vor Sigmaringen die Nachricht, daß dieses Heer schon die schwäbischen Grenzen erreicht habe. Er wollte sogleich ihm entgegeneilen; ein Gottesgericht sollte zwischen ihm und Heinrich entscheiden. Aber sein Heer war schon vor dem Kampfe entmuthigt; es verweigerte nicht allein ihm den Dienst, sondern verlangte sogar, daß er Schwaben ohne Schwertstreich räumen sollte. Mit blutendem Herzen entließ er seine Schaaren, übertrug Berthold und Welf Schwaben nach Kräften gegen Heinrich zu schützen und entschloß sich nach Sachsen zu ziehen, wo er allein noch ausreichende Streitkräfte gegen seinen Widersacher zu finden hoffen durfte.

Pfingsten (4. Juni) feierte Rudolf noch im Kloster Hirschau. Er sandte von hier eine Botschaft dem Papste, um ihn zu entscheidendem Vorgehen zu vermögen. Wenige Tage später verließ er den schwäbischen Boden, den er nie wieder betreten sollte. Ihn begleiteten nur der Cardinal Bernhard, die Bischöfe von Passau, Würzburg und Worms, nebst einigen vertrauten Räthen. Seinen ältesten Sohn Berchtholb, der kaum das Knabenalter überschritten hatte, ließ er unter dem Schutz Welfs und der Zähringer zurück. Seine Gemahlin Adelheid blieb in dem fernen Burgund unter Mühen und Sorgen; sie theilte nie die Krone und den Glanz des Thrones mit ihrem Gemahl.

Eine schwere Prüfung war dem stolzen und ehrgeizigen Rheinfelder aufgelegt. Seine Rolle schien jedoch noch nicht ausgespielt. Als er nach Erfurt kam, zog ihm zur Begrüßung eine große Menge entgegen. Mit königlichen Ehren empfing ihn das Sachsenland; es schien ihm gewähren zu wollen, was ihm Schwaben versagt hatte. Erst in Sachsen fand der Mann von Forchheim ein Volk und ein Heer, einen Hof und einen Thron; erst jetzt konnte er als König gelten.

Augenscheinlich hatte die Partei, welche zunächst Rudolf aufgeworfen hatte und die Vertheidigung der Kirchenreform und der deutschen Fürstenfreiheit als ihre Hauptaufgabe ansah, schwere Niederlagen erlitten, ehe sie noch einmal mit Heinrich selbst sich gemessen hatte. Wie Erzbischof Siegfried aus Mainz, hatte ihr König Rudolf aus Schwaben weichen

müssen. Mit großem Unrecht würde man die Gründe dafür allein in
er Persönlichkeit des Gegenkönigs suchen. Rudolf hatte früher mit
Glück die Waffen geführt — ihm vornehmlich hatte Heinrich den Sieg
ei Homburg zu danken gehabt —, er hatte in den Reichsverhältnissen
isher eine zwar nicht glänzende, aber doch einflußreiche Wirksamkeit ent-
altet, nicht ohne Umsicht hatte er sich in den bedenklichsten Lagen be-
hauptet. Weder Energie noch Erfahrung fehlten ihm, um die gewon-
ene Würde zu behaupten. Wenn ihn dennoch nur Mißgeschick über Miß-
eschick ereilte, so lag es vor Allem daran, daß er und seine Freunde die
ale Macht der neuen Ideen in Deutschland weit überschätzt hatten.
loch waren die deutschen Verhältnisse mit den Erinnerungen an das Kai-
rthum und mit diesem selbst zu innig verwachsen, als daß ein König,
er mit römischen Legaten einherzog, willigen Gehorsam finden sollte.

Sachsen allein war aus Gründen, die ursprünglich mit der kirchlichen
leform nichts gemein hatten, mit dem Erben des Kaiserthums völlig
rfallen; es wollte sich um jeden Preis der Herrschaft desselben ent-
ehen, um jeden Preis seine Freiheit sichern. Und nur, indem sich
ludolf als Vorfechter der Sachsenfreiheit aufwarf, konnte er seine Krone
och zu behaupten hoffen. Vor Allem als Sachsenkönig erscheint er fortan,
ie man ihn auch bald zu bezeichnen liebte. Welche Beschwerden die
Sachsen auch gegen ihn haben mochten, sie erkannten doch jetzt willig
in an; denn sie fühlten, daß sie, um nicht abermals zu unterliegen, der
Bundesgenossen bedurften, daß sie ihrer Sache eine allgemeinere Bedeu-
ung geben mußten. So ergaben sie sich dem Schwaben und seinen
reunden; so schlossen sie den Bund mit Rom. Weihte der Sieger von
Homburg jetzt seine Waffen der sächsischen Freiheit, so erhoben sie dagegen
ire Schwerter unter dem Schlachtruf: Heiliger Petrus! für ihn und für
ie Freiheit der Kirche. Die Sachsen hatten das deutsche Kaiserthum einst
egründet, jetzt waren sie die unversöhnlichsten Feinde desselben; zu seiner
Demüthigung reichten sie einem römischen Bischof die Hand, um dessen
Reformideen sie sich wenig kümmerten und dessen Herrschsucht ihrem
Sinne wenig entsprach.

Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland.

Wie oft hatte Heinrich gegen widrige Strömungen anstreben müssen!
Endlich einmal schien die Fluth sein Fahrzeug leichter dahintreiben zu

wollen, und er zögerte nicht die Gunst des Augenblicks zu nutzen. Noch standen seine Anhänger in Deutschland verwirrt und rathlos, als er schon über die Alpen eilte.

Kaum hatte der König zu Pavia gehört, daß das Unerwartete geschehen, daß seine Feinde ihn entsetzt und eine neue Wahl getroffen hätten, so war auch sein Entschluß gefaßt worden. Sein Herz stürmte in der gewaltigsten Aufregung, seine Seele brannte dem abtrünnigen Schwager entgegenzutreten, mit dem Schwert den Thronräuber zu züchtigen. Sogleich sandte er an den Papst und verlangte den Beistand der Kirche gegen den Meineidigen. Gregor konnte nicht anders als ausweichend antworten; er werde die gerechte Sache, erwiderte er, gern unterstützen, aber erst müsse er beide Theile hören, um zu wissen, was die Gerechtigkeit heische. Diese Antwort befriedigte den König nicht, aber verhinderte mindestens den, der sie gab, offen sogleich für Rudolf Partei zu ergreifen, und schon das war für Heinrich Gewinn. Mit einem großen Gefolge brach er unverweilt von Pavia nach Verona auf, wo er den Palmsonntag feierte. In zahlreicher Versammlung klagte er hier die Verräther an, die ihm seine Krone rauben wollten, welche er bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen werde; er beschwor die Lombarden treu wie bisher zu ihm zu halten. Sie gelobten es und empfingen gleichsam zum Unterpfand des geschlossenen Bundes den kleinen Sohn des Königs, welcher der Obhut des Erzbischofs von Mailand übergeben wurde. Muthig, von einem kriegerischen Gefolge begleitet, verließ Heinrich den Boden Italiens, den er als Büßer betreten hatte.

Die baierischen und schwäbischen Alpenpässe hielten Rudolf und Welf besetzt: Heinrich blieb deshalb nur der Weg durch das Friaul und Kärnthen offen. Er hatte Bundesgenossen gewonnen, die ihm hier unvergleichliche Dienste leisten konnten und leisteten, den Patriarchen Sieghard von Aquileja und die Eppensteiner. Sieghard, einst zu den Zeiten des Erzbischofs Adalbert deutscher Kanzler, hatte sich in seiner Führung des bischöflichen Amts das Vertrauen des Papstes gewonnen, als Legat desselben dem Tage zu Tribur beigewohnt. Damals schien er die Seele der Opposition gegen den König; jetzt trat er offen auf Heinrichs Seite. Der Grund seines auffälligen Parteiwechsels ist nicht zweifelhaft; der König hatte ihm noch in Pavia die Markgrafschaft Friaul verliehen, zu der bald auch Krain und Istrien kamen. Zu derselben Zeit hatte der Kö-

nig mit dem Herzogthum Kärnthen, welches durch des Zähringers Verrath erledigt war, den Eppensteiner Liutold*) belehnt; der neue Herzog war dem Könige verwandt und entstammte einem Hause, welches schon früher die kärnthensche Fahne getragen hatte.

In dem Gebiet von Aquileja feierte der König das Osterfest (16. April) und setzte dann, von seiner Gemahlin, dem Patriarchen, Herzog Liutold und einem mäßigen Gefolge begleitet, ohne Hemmniß die Reise durch Kärnthen fort. Wichtige Dienste leistete ihm damals Bischof Altwin von Brixen und wurde dafür mit großen Schenkungen bedacht. Unerwartet schnell erreichte der König die Grenzen Baierns und fand den Weg nach Regensburg offen. In treuer Gesinnung, wie gleichzeitige Annalen sagen, bewillkommnete ihn hier das Volk.

Nur mit einer kleinen Schaar, aber mit bedeutenden, in Italien gesammelten Geldsummen erschien Heinrich um den 1. Mai in Regensburg. Unter Thränenströmen klagte er hier vor den Baiern Rudolf und dessen Anhänger der Undankbarkeit und des Verraths an, und seine Worte hallten in empfänglichen Herzen wieder. Mit Leidenschaft griff man zu den Schwertern, um den rechtmäßigen König an dem treulosen Vasallen und Schwager zu rächen. Anhänglichkeit an das alte Königshaus, Abneigung gegen den Pfaffenkönig und noch mehr gegen Herzog Welf, den Fremdling, Ehrgeiz und Gewinnsucht sammelten bald eine erhebliche Kriegsmacht um Heinrich. Auch brauchte, wer jetzt für ihn zu den Waffen griff, darum nicht gerade für einen Feind der Kirche zu gelten; hatte sich Heinrich doch mit dem Papste versöhnt, stand doch jener Patriarch an seiner Seite, den man als Vertrauensmann Roms von Tribur her kannte.

Mit einem Heer von etwa 12,000 Mann brach Heinrich um die Mitte des Mai von Regensburg auf. Es bestand aus Baiern, Kärnthnern und Böhmen und nahm seinen Weg zunächst nach Ostfranken, fiel aber dann unerwartet aus den Maingegenden in Schwaben ein. Wir wissen, daß ihm Rudolf nicht zu begegnen wagte; ungehemmt ergoß es sich so über das Neckarland und zog darauf von Eßlingen der Donau zu. In Ulm versammelte Heinrich einen großen Fürstentag; zum ersten Male zeigte er sich inmitten der Deutschen wieder in königlicher Pracht,

*) Liutolds Vater Markward (vgl. S. 170) war, wie es scheint, vor Kurzem gestorben; von ihm ist nicht mehr die Rede.

in der ganzen Fülle seiner richterlichen Gewalt. Hier auf schwäbischer Erde hielt er das große Strafgericht über die aufständigen Herzöge; nach schwäbischem Recht wurden Rudolf, Berchthold und Welf des Todes schuldig befunden, aller ihrer Würden entsetzt und ihrer Lehen entkleidet. Einen Theil der eingezogenen Lehen vertheilte der König sogleich unter seine Anhänger; die Herzogthümer Baiern und Schwaben behielt er vorläufig selbst in der Hand.

Froh, wieder frei seiner Ueberzeugung leben zu können, eilte Bischof Embriko von Augsburg nach Ulm; er nahm öffentlich die Hostie darauf, daß Heinrich allein der rechtmäßige Herrscher sei. Mit noch größerem Eifer wirkte der Patriarch für die Sache des Königs; selbst untergeschobener Schriftstücke soll er sich bedient haben, um darzuthun, daß der Papst Heinrichs Sache jetzt unterstütze. Kaum bedurfte es solcher Mittel, denn wie die Saat aufschoß, wuchs mit jedem Tage die Zahl der Getreuen. Die Burgunder erhoben sich wie ein Mann für Heinrich, und die unglückliche Adelheid, in einer Burg eingeschlossen, verlebte grauenvolle Zeiten. Fast alle Bischöfe Schwabens und des Elsasses, voran die von Basel und Straßburg, ergriffen die Waffen für den rechtmäßigen König. Den ganzen Rhein entlang erklärte man sich für Heinrich oder hielt sich mindestens parteilos; auch der rheinische Pfalzgraf Hermann, den sich Rudolf zum Eidam ersehen hatte, verließ dessen Sache. In Lothringen, wo der Gedanke der Kirchenreform vordem den fruchtbarsten Boden gefunden hatte, regte sich kaum eine Hand für den zu Forchheim Erwählten; selbst Hermann von Metz war genöthigt sich ruhig zu halten. Vielleicht wirkte hier, daß Cluny eine unentschlossene Stellung zwischen den Parteien einnahm.

Heinrichs muthiges Auftreten hatte seine Widersacher im ersten Augenblick völlig verwirrt. Sie unterwarfen sich wieder ihrem König und Herrn, selbst die ältesten Freunde und nächsten Blutsverwandten des Gegenkönigs scheuten sich nicht diesen Weg zu betreten oder verkrochen sich in scheuer Furcht. Wer die Partei nicht wechseln wollte, floh meist nach Sachsen oder in abgelegene Berggegenden. Nur einzelne mächtige Herren rüsteten ihre Burgen, um dem Feind zu begegnen, wie Berchthold und Welf in Schwaben, Graf Ekbert von Formbach*) und Geb-

*) Ekbert, der Schwager des Bischofs Adalbert von Würzburg, war einer der angesehensten Herren Baierns; er hatte durch seine Gemahlin die Erbschaft der Grafen von Lambach und Pütten im Wesentlichen gewonnen.

hard von Salzburg in Baiern. Es war damals, daß Gebhard die Burg über St. Peter, daß er die Festen zu Werfen und Friesach anlegte. Aber was bedeutete solcher Widerstand gegen die allgemeine Stimmung, die völlig verändert schien? Ein Umschlag der Meinung war im oberen Deutschland erfolgt, wie man sich ihn kaum schroffer vorzustellen vermag.

Noch vor Pfingsten verließ Heinrich Schwaben, wo er keinem Heere begegnet war, und kehrte nach Baiern zurück. Auch hier fand er keinen Feind, der ihm offen entgegentrat, obwohl Gebhard von Salzburg und Ekbert im Widerstande beharrten. Bald begab er sich nach Ostfranken zurück; schon dachte er daran, Rudolf in Sachsen anzugreifen. Auf einem Hoftage in Nürnberg (11.—13. Juni) umgaben ihn sein treuester Bundesgenosse Herzog Wratislaw von Böhmen und dessen Bruder der Bischof Jaromir von Prag, damals zum deutschen Kanzler erhoben*), ferner Herzog Liutold von Kärnthen, Markgraf Dietpold von Nordgau, Pfalzgraf Kuno von Baiern, der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Augsburg und viele andere Bischöfe und Herren. Diese stattliche Versammlung berieth den Sachsenkrieg und beschloß das Heer aufzulösen, um alsbald mit neuen größeren Streitkräften Rudolf anzugreifen. Der König sollte nach dem rheinischen Franken gehen, um dort Streitkräfte zu sammeln; inzwischen sollten in Baiern und Böhmen neue Mannschaften zusammengezogen und durch Schwaben dem Könige zugeführt werden. Nach solchen Verabredungen trennte man sich, und der König zog nach Mainz, welches seine Gesinnungen gegen ihn bereits hinreichend bethätigt hatte. Hier bildete er ein Heer, welches jener Zeit wunderbar genug erschien; es bestand aus Bürgern der Rheinstädte, „aus Kaufleuten", wie die Zeitgenossen sagten. Die Ritter sahen ebenso spöttisch jetzt auf die rheinischen Kaufleute herab, wie vor wenigen Jahren auf die sächsischen Bauern; es schien ihnen Tollkühnheit mit solchen Schaaren dem Gegenkönig und den sächsischen Herren begegnen zu wollen.

Rudolf kannte Heinrichs Rüstungen und eilte ihm zuvorzukommen; auch ihn verlangte nach Kampf, und er wollte denselben nicht an den Grenzen Sachsens erwarten. Schon am Peter- und Paulstage (29. Juni) hatte er den zu Merseburg versammelten Fürsten erklärt: man dürfe nicht müßig in Sachsen feiern, sondern müsse dem Feinde entgegenrücken und durch

*) Jaromir nennt sich als Kanzler Gebhard. Man vergleiche über ihn oben S. 219. 220.

einen großen Schlag seinen Uebermuth brechen. Gegen Ende des Juli führte er ein starkes sächsisches Heer nach Ostfranken, zunächst gegen Würzburg, welches er dem vertriebenen Bischof Adalbero wiedergewinnen wollte*); hier gedachte er sich mit Berchthold und Welf zu verbinden, die er zu seinem Beistand entboten und die ein schwäbisches Heer ihm zuzuführen versprochen hatten.

Würzburg stand treu zu Heinrich und hielt im August eine harte Belagerung aus; auch die Sturmböcke, welche gegen die Mauern gerichtet wurden, vermochten die Städter nicht zur Uebergabe zu bringen. Indessen rückten aber Berchthold und Welf, welche etwa 5000 Mann, meist schwäbische Ritter, aufgebracht hatten, gegen den Neckar vor. Heinrich vernahm von ihrem Marsche und zog ihnen von Mainz mit seinem Bürgerheere entgegen. Bis auf zwei Meilen näherte er sich ihnen — wohl bei Lorsch —, dann aber brach er plötzlich sein Lager ab, setzte über den Rhein und begab sich eilends nach Worms. Er scheute sich wirklich, wie es scheint, mit den Kaufleuten einem Ritterheere die Spitze zu bieten. Unbehindert führten so Berchthold und Welf ihre Mannschaft Rudolf vor Würzburg zu.

Heinrich war in bedrängter Lage; der Feind verstärkte sich, während er die Böhmen und Baiern noch immer vergeblich erwartete. Um sich mit ihnen leichter verbinden zu können, ging er gegen Ende des August wieder über den Rhein zurück und nahm in der Gegend von Ladenburg eine Stellung, in welcher er auf einer Linie von drei Meilen, wohl mit Hülfe aufgebotener Bauernschaften, alle Uebergänge über den unteren Neckar besetzt hielt; denn er besorgte, daß man ihn jetzt mit überlegenen Kräften angreifen würde. In der That zog Rudolf bald nach der Vereinigung mit den Herzögen mit sehr überlegener Macht Heinrich entgegen. Aber er fand dessen Stellung am Neckar unangreifbar. Vergebens forderte er einen ehrlichen Kampf; vergebens erbot er sich zwei Meilen vom Flusse zurückzuziehen, wenn Heinrich übersetzen wolle, oder selbst hinüberzuziehen, wenn man ihm Sicherheit stelle. Heinrich würdigte solche Anträge nicht einmal einer Antwort. Auch zu einem Zweikampf soll Rudolf seinen Widersacher vergeblich herausgefordert haben. Als er ihn dann durch

---

*) Adalbero war bald nach Rudolfs Krönung aus Würzburg vertrieben worden. Die Verwaltung des Bisthums übergab Heinrich dem aus seinem Sprengel längst verjagten Eppo von Naumburg.

einen verstellten Rückzug zu täuschen suchte, hatte auch dies keinen besseren Erfolg. Heinrich blieb unbeweglich in seiner Stellung; er wollte nur Zeit gewinnen, bis die Böhmen und Baiern zu seinem Heere stießen.

Da begann das alte Spiel von Neuem. Die Fürsten von beiden Seiten legten sich in das Mittel, um die Entscheidung des Streits in ihre Hand zu bringen. Sie schienen damit einer Anordnung des Papstes nachzukommen, welche bis dahin fast erfolglos geblieben war.

Sobald nämlich Gregor von den Rüstungen Heinrichs vernommen hatte, war er den Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland zu verhüten bedacht gewesen. Durch ein Schreiben vom 31. Mai hatte er die Legaten angewiesen beide Könige aufzufordern ihm sicheres Geleit zu schicken, damit er selbst nach Deutschland kommen und mit den Fürsten nach dem Recht dort den Thronstreit entscheiden könne; wofern einer von beiden Königen das Geleit verweigerte, sollten die Legaten ihn und seine Anhänger mit dem Bann strafen, dagegen die Partei auf alle Weise unterstützen, die sich der Anordnung des apostolischen Stuhles füge. Von dieser seiner Entschließung hatte der Papst zugleich in einem besonderen Schreiben die deutschen Fürsten unterrichtet und sie seinem Willen nachzukommen aufgefordert. Die Schreiben gingen dem Cardinal Bernhard zu, aber er fand auf beiden Seiten wenig Geneigtheit den Forderungen des Papstes zu entsprechen. Rudolf und die Sachsen konnten bei der Lage der Dinge freies Geleit kaum gewähren; überdies empfanden sie übel, daß der Papst von zwei Königen sprach und das Urtheil in einer Sache in Anspruch nahm, in der seine Legaten zu Forchheim bereits entschieden hatten. Noch weniger wollte Heinrich auf eine Botschaft hören, die ihm durch einen Legaten zuging, dessen Betragen bisher das feindseligste gewesen war und im offenen Widerspruch mit den Zusagen des Papstes stand. Er hegte Zweifel, ob von Rom aus diese Schreiben wirklich erlassen, oder gab wenigstens vor Zweifel zu hegen; auf alle Weise suchte er die Verbreitung dieser Schriftstücke unter den Seinigen zu verhindern. Den Cardinal Bernhard, den Begleiter des Gegenkönigs, behandelte Heinrich als einen persönlichen Feind, obwohl er sich sonst gegen Rom gerade damals nichts weniger als störrig zeigte. Auf die Verwendung des Abts von Cluny befahl er sogar dem anderen Legaten, der noch in dem Kerker des Grafen von Lenzburg schmachtete, die Freiheit zu geben. Der Abt von Marseille begab sich darauf in das Kloster Hirschau und lohnte schlecht seinem Befreier, denn er unterließ

Nichts, um Schwaben und die rheinischen Gegenden gegen denselben aufzuwiegeln, und man muß ihm nachrühmen, daß seine Thätigkeit nicht ohne Erfolg war. Heinrich hatte allen Grund jede Verbindung fortan auch mit diesem Legaten zu meiden.

Gregors Friedensbestrebungen waren in dem Kriegsgetümmel, welches bereits Deutschland erfüllte, wirkungslos geblieben. Er gab endlich selbst die Hoffnung auf, in der nächsten Zeit über die Alpen zu gehen, verließ die Lombardei, wo seine Lage immer gefahrvoller wurde, und kehrte im September nach Rom zurück. Als der große Schiedsrichter konnte er jetzt nicht in Deutschland auftreten; eine Aussicht verhüllte sich ihm, die ihn lange aus der Ferne gelockt hatte. Aber zu derselben Zeit nahmen die deutschen Fürsten seinen Gedanken auf, dem Streit durch eine richterliche Entscheidung ein Ziel zu setzen, nur daß sie selbst statt des Papstes als Schiedsrichter eintreten wollten. „Wozu," meinten sie, „soll das Schwert entscheiden, was wir mit Worten schlichten können?" Einige Große von Heinrichs Seite, wahrscheinlich Lothringer, sollen zuerst die Herzöge Welf und Berchthold um die Herstellung eines Waffenstillstands angegangen haben, um sich mit Männern der Gegenpartei besprechen zu können. Rudolf willigte ohne Weiteres in den Waffenstillstand und in die Besprechung. Heinrich dagegen machte Schwierigkeiten und gab den Unterhändlern Udo von Trier und Hermann von Metz endlich nur unter der ausdrücklichen Bedingung seine Einwilligung, daß an den Verhandlungen weder der Cardinal Bernhard Antheil nähme, noch bei denselben die letzten päpstlichen Schreiben verlesen würden. Beides versprachen die Bischöfe, aber konnten es doch nicht verhindern, daß bei der Besprechung sich der Cardinal eindrängte und die Schreiben des Papstes vortrug. Freilich beschloß man nicht, was Gregor verlangte; man bestimmte vielmehr, daß sich am 1. November ein Fürstentag am Rhein versammeln solle, um ohne die beiden Könige, aber in Gegenwart der Legaten, den Thronstreit zu entscheiden; wer von den streitenden Königen sich dem Urtheil dieses Tags nicht unterwerfen wolle, sei dann als ein gemeinsamer Feind im Sinne des päpstlichen Schreibens zu behandeln; bis zu diesem Tage hätten die Waffen zu ruhen.

Rudolf fügte sich diesen Bestimmungen und zog vom Neckar ab; er selbst kehrte nach Sachsen, Welf und Berchthold nach Schwaben zurück. Heinrich blieb in seiner bisherigen Stellung, wo nach einigen Tagen die Baiern und Böhmen zu ihm stießen. An das Abkommen der Für-

sten, unter Bedingungen geschlossen, die er ausdrücklich verworfen, hielt er sich nicht gebunden. Dennoch gab er einen Angriff auf Sachsen auf, da die fränkischen und lothringischen Großen ihm, ohne ihr Wort zu verletzen, jetzt nicht weiter dienen konnten. Er beschloß mit den Böhmen und Baiern den Rückweg durch Schwaben zu nehmen. Nachdem er um den 1. September sein städtisches Heer entlassen, verließ er die Neckargegenden und zog auf die Donau zu. Furchtbare Verwüstungen bezeichneten seine Straße. Das arme Volk flüchtete sich in die Gotteshäuser, aber auch diese steckten die Böhmen in Brand; mehr als hundert Menschen fanden allein in der Kirche zu Wiesloch*) den Tod. Rings herum sah man die Dörfer brennen, als Heinrich eines Tags auf freiem Feld seinem Kapellan Siegfried das durch Embrikos Tod erledigte Bisthum Augsburg und Udalrich, dem Bruder des Herzogs Liutold, die reiche Abtei St. Gallen übertrug.

Es war ein Glück für Schwaben, daß der König seinen Marsch beschleunigte. Schon am 8. September war er in Augsburg, um Siegfried in sein Bisthum einzuführen. Er stieß dabei auf Widerstand, denn ein Theil der Domherren hatte bereits Einen aus ihrer Mitte, Namens Wigold, gewählt und wollte ihn jetzt nicht aufgeben. Heinrich hielt indessen seine Wahl aufrecht, und Wigold mußte weichen**). Zu derselben Zeit wurde ein anderer Augsburger Domherr zu einer wichtigen Stellung erhoben; es war Heinrich, welchen der König zum Nachfolger des Patriarchen Sieghard bestellte. Denn dieser Kirchenfürst, dem er so viel verdankte, war ihm plötzlich entrissen worden. Von Nürnberg im Juni nach Aquileja zurückgekehrt, machte er dort sogleich neue Rüstungen, um dem König abermals in den Krieg zu folgen; er brach auf, aber schon zu Regensburg (14. August) ereilte ihn der Tod. Gleichzeitig starben Mehrere aus seinem Gefolge, so daß es scheint, als ob ein hitziges Fieber ansteckender Art unter demselben ausgebrochen. Viele aber sahen in Sieghards Tode eine göttliche Strafe, und allerdings hatte er in den letzten Wirren eine sehr zweideutige Rolle gespielt.

*) Südlich von Heidelberg.

**) Wigold flüchtete zu Rudolf und erhielt Ostern 1078 durch den Erzbischof von Mainz die bischöfliche Weihe, zugleich auch aus der Hand desselben Ring und Stab; erst nach der Ordination belehnte ihn Rudolf mit den Regalien, wir wissen nicht unter welchem Zeichen. Wigold machte bald darauf einen vergeblichen Versuch sich in Augsburg festzusetzen; in der Folge lebte er meist im Kloster Füssen.

Von Augsburg kehrte der König nach Regensburg zurück, aber nur um kurze Zeit dort zu weilen. Denn abermals mußte er an den Rhein, um den angesagten Fürstentag zu vereiteln. Vergebens bemühte er sich zuvor den Erzbischof Gebhard von Salzburg, der ihm allein von den Bischöfen Baierns noch widerstand, zu gewinnen. Gebhard erschien zwar, als ihm freies Geleit zugesichert war, in Regensburg, doch gelang es Heinrich nicht ihn von dem Gegenkönig zu trennen. Als Gebhard nach Salzburg zurückgeführt wurde, entkam er heimlich seinen Begleitern und eilte nach Schwaben (14. October). Er fühlte selbst, daß ein Mann seiner Gesinnung in Baiern nicht mehr ausdauern konnte. Der König war damals mit einem mäßigen Heere bereits auf dem Wege nach Franken; schon am 30. October finden wir ihn wieder in Worms.

In der That waren einige Fürsten am Rheine zusammengekommen, um das Gericht über die Könige zu halten. Aber ohne Mühe gelang es Heinrich ihr Vorhaben zu vereiteln, war doch nicht einmal der Papst mit demselben einverstanden. Erzbischof Udo von Trier und König Rudolf hatten nämlich inzwischen Botschaften nach Rom gesendet, um die Meinung des Papstes zu erfahren; sie erhielten keine andere Antwort, als eine Verweisung auf die früheren Anordnungen desselben, nach denen sie verfahren und in ihrem Eifer für die Kirche ausharren sollten. Deutlich verrieth der Papst seine Mißstimmung, daß er noch immer von der einen wie von der anderen Seite sicheres Geleit vergebens erwartet habe.

Unverrichteter Sache gingen die Fürsten auseinander, und Heinrich begab sich alsbald auf dem kürzesten Weg wieder nach Baiern. Von einer neuen Verheerung Schwabens nahm er Abstand, weil er schon mit Berchthold und Welf einen ernsten Kampf zu befürchten hatte, zu dem er nicht hinreichend gerüstet war. Er benutzte die Winterszeit, um seinen letzten Gegner in Baiern zu vernichten. Es war der Graf Ekbert. Drei seiner Burgen am Inn und der Traun wurden gebrochen, und da der König mit seinen böhmischen Kriegsschaaren trotz der rauhen Jahreszeit von dem Kampfe nicht abließ, flüchtete endlich der Graf mit seiner Gemahlin nach Ungarn. Zur Weihnachtszeit kehrte Heinrich zur Festfeier nach Regensburg zurück, zog aber nach wenigen Tagen wieder in die östlichen Gegenden Baierns, um im Bisthum Passau die Getreuen Altmanns zu verjagen. Auch im Salzburgischen wird er jetzt Alles nach seinen Absichten eingerichtet haben. Immer größer wurde die Zahl derer, die sich nach Ungarn flüchteten. Die durchgreifende Art, wie Heinrich hier verfuhr,

scheint Besorgnisse bei dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich erweckt zu haben, der sich bald offen von ihm lossagte. Aber für den Augenblick war Heinrich Herr im ganzen Baierlande; triumphirend kehrte er um Mitte der Fasten 1078 nach Regensburg zurück.

Dagegen stand in Sachsen zu dieser Zeit die Autorität des Gegenkönigs nicht minder unbestritten da. Die Heinrich zugethanen Bischöfe hatten das Land geräumt; einige westfälische und thüringische Herren, die Rudolfs Gewalt nicht anerkennen wollten, unterwarf er mit dem Schwerte. Und auch außerhalb Sachsens mußte sein Ansehen sich heben, als der Legat am 12. November 1077 zu Goslar feierlich den Bann über Heinrich erneuerte, Rudolf für den rechtmäßigen König erklärte und ihm allein als solchem in allen deutschen Ländern zu gehorsamen befahl. Der Cardinal glaubte sich, nachdem Heinrich die letzten Friedensverhandlungen vereitelt hatte, zu diesem Schritt durch die früheren und jetzt wieder eingeschärften Anweisungen des Papstes berechtigt; fraglich ist freilich, ob er damit den wahren Absichten des Papstes entsprach, der sich lange genug das Verhalten seines Legaten anzuerkennen weigerte. Aber der Cardinal ging muthig auf den einmal betretenen Pfaden weiter. Unter seiner Billigung sprach alsbald auch der Erzbischof von Mainz mit sieben seiner Suffragane über Heinrich, den er als sein Pfarrkind ansah, den Bann aus. Endlich schleuderte noch der Bischof von Würzburg gegen den Zerstörer seines Bisthums das Anathem. Der vom Papste Absolvirte stand wieder unter dreifachem Bann. Mit geflissentlicher Schaustellung ungewöhnlicher Pracht feierte Rudolf das Weihnachtsfest zu Goslar. In der That konnte er seit den gescheiterten Friedensverhandlungen, durch die Heinrich manchen offenen Anhänger und noch mehr stille Freunde verloren hatte, bessere Hoffnungen nähren, doch war seine und seiner Genossen Lage immer noch bedenklich genug. Sie beunruhigten sich vor Allem über die unentschlossene Haltung ihres großen Führers jenseits der Alpen. Deshalb sandten sie alsbald eine Botschaft an ihn, legten ihm die Lage der bedrängten Kirche in Deutschland an das Herz und beschworen ihn die durch den Legaten erneute Excommunication öffentlich anzuerkennen. Die Botschaft schien nicht die eines Königs; nur durch die Vermeidung alles Aufsehens konnte sie an das Ziel ihrer Reise gelangen.

Stattlicher zog zu derselben Zeit eine andere Gesandtschaft über die Alpen. Es waren die Bischöfe Benno von Osnabrück und Dietrich von

Verdun, welche Heinrich nach Rom sandte, um auf der bevorstehenden Fastensynode seine Sache zu führen. Diese Gesandten fanden in Italien eine glänzende Aufnahme. Die lombardischen Bischöfe hatten bereits bald, nachdem sie Heinrich verlassen, auf einer Versammlung in den roncalischen Feldern den Bann gegen Gregor erneuern wollen, und nur der plötzliche Tod Gregors von Vercelli vereitelte die Versammlung und ihre Absicht. Das erfolgreiche Auftreten Heinrichs in Deutschland und die Rückkehr des Papstes nach Rom hatten ihnen dann wieder ein entschiedenes Uebergewicht über die Pataria verliehen. Den Gesandten Heinrichs kam daher jetzt die günstigste Stimmung entgegen, und sie wußten durch reiche Geschenke neue Freunde zu den alten zu gewinnen. Wie im Triumphe zogen sie nach Rom, und auch hier nahm man sie freundlich auf.

Noch einmal ging Heinrich selbst den Papst an, ein entscheidendes Wort in den deutschen Angelegenheiten zu sprechen. Freilich nicht seine Krone wollte er aus den Händen desselben empfangen, aber doch die Unterstützung Roms gegen seine Widersacher gewinnen; er wollte Gregor an den Beistand, den er ihm einst in Canossa versprochen hatte, gleichsam mahnen. Er war nicht mehr derselbe, der einst dort vor dem Papste im Büßerhemde gelegen. Widerwillig hatte er sich mit den simonistischen Bischöfen Italiens verbunden, nur nothgedrungen hatte er sein Schwert gegen deutsche Fürsten gezogen, welche die Reform der Kirche predigten und ihm seine Krone raubten: aber einmal in diesen furchtbaren Kampf hineingerissen, führte er ihn mit solcher Energie und zugleich mit solcher Klugheit, daß seine Feinde bebten und ihn wider Willen bewundern mußten. Kaum war er zum Mann gereift, aber seine Erfolge waren die eines erfahrenen Staatsmannes und Feldherrn. In wenigen Monaten hatte er sich ganz Baiern unterworfen, in Schwaben die Macht seiner Gegner bedroht, in Franken die Bürgerschaften fest an sich gekettet, Böhmen zu stets bereiter Hülfe gewonnen; die Bischöfe der Lombardei und die Großen Burgunds boten ihm die Hand zum Bunde, und das sonst so streitlustige Lothringen ließ gegen ihn die Waffen ruhen.

Das alte Königthum hatte sich in Deutschland wieder erhoben, und wie es mit der Macht jener Partei stand, welche sich als die Getreuen des heiligen Petrus bezeichnete, zeigten die flüchtigen Bischöfe von Salzburg, Passau, Würzburg und Worms. Die Freiheit der Kirche mußte sich hinter die sächsische Freiheit flüchten; den Gegenkönig, welchen die

päpstlichen Legaten und die römisch gesinnten Bischöfe erhoben, schützten nur sächsische Schwerter und Burgen. Der Kampf war freilich nicht ausgekämpft, sondern erst begonnen. Schwaben vor Allem hatte seine traurigen Anfänge gesehen, und die verwüsteten Länder am Neckar und der Donau wiesen nur zu deutlich auf die Schrecken hin, welche er weiter über Deutschland zu bringen drohte.

2.

Gregor inmitten der streitenden Könige.

Gefahrvolle Lage des Papstes.

Seit dem Tage von Canossa hatte das Glück den Erben des Kaiserthums getragen, und die Hoffnungen auf eine Herstellung der alten Kaisermacht konnten neues Leben gewinnen. Dagegen sah sich der Papst, in dessen Hand bereits die Weltgeschicke zu liegen schienen, zu dessen Füßen der erste Fürst der Welt gesunken war, bald darauf von Schwierigkeiten umgeben, die seine freie Entschließung hemmten. Italien, dessen Kräfte er vor Allem gegen das Kaiserthum wenden wollte, entzog sich ihm; rings war er von mächtigen Feinden umdrängt, denen selbst seine Klugheit und unermüdliche Thätigkeit kaum zu begegnen wußte.

Der Widerstand der lombardischen Bischöfe hatte sich gegen ihn gerade damals, als er in ihrer Mitte lebte, aufs Neue belebt. Er verließ endlich diesen Boden, wo ihn das Verderben täglich umlauerte. Aber nicht Furcht war es, was ihn verjagte. Er zog sich zurück, weil er den Gedanken über die Alpen zu gehen aufgeben mußte und zugleich Alles ihn drängte nach seiner Hauptstadt heimzukehren. Denn während seiner Abwesenheit hatten sich in Rom die ihm feindseligen Elemente des Adels abermals erhoben.

Wir wissen, wie sich bald nach Gregors Abreise jener schlimme Cencius, des Stephanus Sohn, mit seinen Mordgesellen wieder in der Stadt zeigte, wie ihm bei St. Peter den Bischof von Como aufzuheben gelang. Fand Cencius auch bald darauf seinen Tod in der Ferne, sein Anhang erstarb nicht und beunruhigte nach wie vor die Stadt; das

upt desselben wurde jetzt Stephanus, des Cencius Bruder. Im Som-
r 1077 unterlag den Nachstellungen dieses Mannes selbst der Präfect,
er treue Trasteveriner, dem der Papst die Obhut der Stadt an
rtraut hatte. Die Masse der Bevölkerung war aber damals noch dem
pste zugethan; sie stürmte die Burg des Stephanus, bemächtigte sich
ner und brachte ihn auf die grausamste Weise um. Auch seine Ge-
ssen mußten ihr Verbrechen theils mit dem Leben, theils mit Verban-
ng büßen. Die Leiche des ermordeten Präfecten wurde mit ungewöhn-
en Ehren bestattet; man legte sie in einen antiken Marmorsarkophag
d setzte sie im Paradies von St. Peter neben Päpsten und Kaisern
. Bald wollte man am Grabe dieses neuesten Märtyrers Wunder-
hen wahrnehmen; denn zu allen Zeiten hat Rom Zeichen und Wun-
geliebt.

Als der Papst wenige Tage später nach Rom zurückkehrte, empfing
n ihn festlich. Die Stadt war ihm gesichert, aber ein Flüchtling, der
sogleich einstellte, zeigte ihm andere nahe Gefahren. Es war Gisulf
Salerno, dessen Macht inzwischen zusammengebrochen. Ein Tyrann
rohsten Art, hatte er doch mit Energie die letzten Hülfsmittel seines
rstenthums zusammengerafft, um sich der immer weiter um sich grei-
den Macht der beiden kühnen Normannenführer zu widersetzen und
halb hatte ihn der Papst von jeher begünstigt. Dennoch konnte sich
sulf nur so lange behaupten, als Robert Guiscard und Richard von
pua verschiedene Interessen verfolgten; sobald sich Beide gegen ihn die
nde reichten*), war sein Untergang unvermeidlich. Nach langer Be-
erung ergab sich Salerno an Robert Guiscard; Gisulf mußte sich
d seine Burg seinem ländergierigen Schwager übergeben und hatte von
ück zu sagen, daß dieser ihn nicht zu einem traurigen Ende in einem
rker Palermos verurtheilte. In das Elend hinausgestoßen, wandte
sulf zunächst seine Schritte nach Capua; denn er rechnete auf ein neues
würfniß zwischen Richard und Robert, da dieser jenen nicht nach
unsch bei der Belagerung von Neapel unterstützte. Aber seine Berech-
ngen waren irrig; der Bund der Normannen zog sich nur fester. Gi-
f verließ deshalb Capua und eilte nach Rom, wo er mit offenen Armen
pfangen wurde.

Gregor bedurfte eines kriegskundigen und streitlustigen Mannes, wie

*) Vgl. S. 334.

der Salernitaner war, gegen den ihm widerstrebenden Adel der Stadt, noch mehr gegen die Normannen, welche des Bannes spottend einen Theil des römischen Gebiets nach dem anderen an sich rissen; noch in jüngster Zeit hatte Richard neue Eroberungen in der Campagna gemacht. Die Streitkräfte des apostolischen Stuhls stellte der Papst deshalb unter Gisulfs Befehl, der so gleichsam des erschlagenen Präfecten Nachfolger wurde. Er überwachte die Stadt und suchte die Normannen aus der Campagna zu vertreiben. Aber er wußte ihnen kaum zu wehren; schon bedrängten sie Rom in unmittelbarster Nähe, und man befürchtete, daß sie in der Stadt selbst Verbindungen unterhielten. Inzwischen hatten sie auch Benevent von Neuem angegriffen. Am 17. November 1077 war Landulf VI., der letzte Fürst des alten Herrscherhauses, der als Vasall Roms das Regiment geführt hatte, ohne Erben gestorben, und am 19. December hatte Robert Guiscard die Stadt, das Eigenthum des Stuhls Petri, rings mit seinen Schaaren umschlossen. Tapfer wehrten sich die Beneventaner gegen ihren alten Feind, doch ihr Widerstand schien hoffnungslos, so lange der Papst die Belagerten nicht zu unterstützen vermochte. Ein neuer großer Verlust drohte dem Stuhle Petri. Und wo auf der Halbinsel hätte er nicht in diesem letzten Jahre schwere Einbußen an Macht und Ansehen erlitten?

Es war nicht so lange, daß Rom geglaubt hatte die Kräfte Italiens sammeln zu können, um das Joch der deutschen Herrschaft abzuschütteln; diese Kräfte wandten sich jetzt gegen den apostolischen Stuhl selbst und hinderten den Papst in die deutschen Angelegenheiten, die sich so heillos verwickelten, mit Entschiedenheit einzugreifen. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er unablässig zu Gott betete, dem Blutvergießen in Deutschland Einhalt zu thun, und auch die Fürbitten Anderer dafür in Anspruch nahm; denn von der Fortsetzung des Kampfes fürchtete er nicht nur für das deutsche Volk, sondern für die gesammte Christenheit unermeßliches Elend und grenzenlose Zerrüttung. Was in seinen Kräften stand, hatte er gethan, um in Deutschland einzugreifen, ehe die Schwerter gezückt wurden. Aber sie waren gezogen, und dem Ausgang des blutigen Streits sah er mit stets wachsender Besorgniß entgegen. Weder Heinrichs Sieg noch Niederlage wünschte er. Denn beide mußten ihn gleicher Weise von dem Ziele entfernen, welches er bisher mit so großer Festigkeit verfolgt hatte, und noch immer wollte er nichts Anderes, als den Erben des Kaiserthums demüthigen, um durch ihn das deutsche Reich

und die deutsche Kirche nach seinen Absichten zu lenken, um durch ihn seine Herrschaft über die abendländische Welt zu stützen. Aber er war innerlich ebenso an freier Entschließung behindert, wie äußerlich durch den Zwang der Verhältnisse, die ihn zunächst umgaben, gehemmt.

In dieser inneren und äußeren Bedrängniß schlug er eine Politik ein, welche keinen anderen Zweck haben konnte, als jede große Entscheidung hinzuhalten. Während seine Legaten in Deutschland Nichts versäumten, um die Macht Rudolfs zu befestigen, verweigerte er ihren Schritten, die er nicht offen verwerfen konnte, da sie seinen Weisungen nicht geradezu widersprachen, nicht nur jede Anerkennung, sondern trat sogar selbst immer aufs Neue mit Heinrich in Unterhandlung. Eine Sache, welche die Legaten längst entschieden hatten, bezeichnete er hartnäckig als eine schwebende, deren Entscheidung er sich vorbehalten, und wagte doch die getroffene Entscheidung jener nicht umzustoßen. Es war eine zweideutige Politik, welche die Leiden Deutschlands, so tief von ihm beklagt, nicht minderte, sondern mit jedem Tage vermehrte, um derenwillen viel deutsches Blut umsonst vergossen ist.

Sicher erwartete Gregor doch noch auf diesem Wege an sein Ziel zu gelangen und Heinrich zu seinen Absichten zu nöthigen. Mit geringem Unterschied wiederholten sich auch jetzt nur die alten Praktiken, die den König schon einmal zu den Füßen des Papstes geworfen. Aber die Dinge gewannen von Tag zu Tag eine andere Gestalt. Vor Allem hatte Heinrich Erfahrungen gemacht, die ihm nicht verloren gingen. Wenn er auch mit Rom zu unterhandeln nicht müde wurde, so überwachte er doch mit nur zu gerechtfertigtem Mißtrauen jeden Schritt des Papstes und seiner Legaten und unterhielt unablässig enge Verbindungen mit den Lombarden. Und auch die deutschen Fürsten und die Sachsen waren vorsichtiger geworden; auch sie dachten an den Tag von Canossa und wollten nicht eine zweite Aussöhnung des Papstes mit dem König erleben, die sie noch mehr kosten konnte, als die erste. Bald genug hatte Gregor Reden von ihnen zu hören, wie sie selten zu einem Statthalter Petri gedrungen waren.

Je mehr den Papst die deutschen Angelegenheiten bedrängten, desto schmerzlicher mußte er den Tod zweier Personen empfinden, die, tief in diese Verhältnisse eingeweiht, ihm bis dahin bei der Behandlung derselben den wirksamsten Beistand geleistet hatten. Am 8. December 1077 starb in Rom der Cardinalbischof Gerald, nicht lange nachdem er dem Kerker des Bischofs

von Piacenza entronnen. Nur wenige Jahre hatte dieser Nachfolger des Petrus Damiani auf dem Bischofsstuhle von Ostia gesessen, dennoch dankte ihm Rom manchen wichtigen Dienst; seine Legation nach Deutschland im Jahre 1074 und dann seine letzte nach Mailand kennt die Geschichte. Gerald hatte einst den Weg über Cluny nach Rom gefunden: denselben Weg nahm sein größerer Nachfolger. Es war kein Anderer, als jener Otto, welcher dereinst unter dem Namen Urban II. das Werk Gregors mit eben so viel Geschick als Glück fortsetzen sollte. Der neue Cardinalbischof stammte aus einer französischen Adelsfamilie, die auf ihren Burgen in der Champagne saß; früh war er der Kirche zu Reims übergeben worden, hatte dort die unteren Weihen empfangen und war bis zum Archidiakonus aufgestiegen, als er mit seinem Erzbischof, welcher der kirchlichen Reform durchaus abgeneigt war, in Zerwürfnisse gerieth und in das Kloster Cluny ging. Eine Reise führte ihn bald darauf nach Italien; er besuchte auf derselben die Klöster La Cava bei Salerno und Banzi in Apulien; er besuchte Rom, wo Gregor die bedeutenden Gaben des eifrigen Mönchs erkannte. Nach Cluny zurückgekehrt, erhielt er als Prior auf die Verwaltung des Klosters einen bedeutenden Einfluß und bewahrte denselben, bis er jetzt mit Erlaubniß seines Abts nach Rom eilte, um das Bisthum Geralds zu übernehmen.

Der Deutsche wurde durch einen Franzosen ersetzt. Aber unersetzlich war der Verlust, welcher den Papst wenige Tage später traf. Am 14. December beschloß die Kaiserin Agnes ihr Leben, wenig über funfzig Jahre alt. In unablässigen Kasteiungen hatte sie ihren Leib so geschwächt, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst war und bei einem Fieberanfall alsbald diese gebrechliche Hülle zusammensank; sie selbst, der Heilwissenschaft nicht unkundig, hatte vergebens die Wuth des Fiebers zu brechen gesucht. Sie starb in Gegenwart des Papstes, aller ihrer Freunde und Getreuen, mit großer Ergebenheit; ihr Ende war erbaulich, wie es ihr Leben in den letzten Jahren allen andächtigen Seelen gewesen war. Unermüdlich in frommen Werken, den Armen und Kranken in aller ihrer Hoheit mit beispielloser Aufopferung dienend, keine Entbehrung und Gefahr scheuend, um im Interesse des Stuhls Petri aller Orten Frieden zu stiften, hatte sie sich da zugleich als die leidenschaftlichste Gegnerin der Simonie und Priesterehe, als eine unversöhnliche Gegnerin Aller gezeigt, welche den Bestrebungen des Papstes sich widersetzten; selbst das Wohl jenes Reichs, welches sie einst beherrscht

hatte, selbst die Zukunft ihres Sohns galten ihr wenig, wo es sich um die Macht des apostolischen Stuhls handelte.

Mitten in den großen Kampf widerstrebender Zeitrichtungen versetzt, hat Agnes Unendliches erlitten, und die Geschichte wird über eine solche Dulderin nicht hart richten, zumal sie selbst ihre Zeitgenossen zu einem milden Urtheil gestimmt hat. Dennoch läßt sich nicht verschweigen, daß es ein unglücklicher Tag für unser Vaterland war, als sie von den Ufern der Loire ihm zugeführt wurde. Ihre Schwäche hat unser nationales Königthum in einem entscheidenden Augenblick so gelähmt, daß es niemals wieder zu seiner früheren Bedeutung erstarken konnte, und zugleich hat sie das kaiserliche Ansehen, erst im Bunde mit Cadalus die Reform der Kirche bekämpfend, dann als Genossin Papst Gregors die neuen Ideen mit Feuereifer verfechtend, auf das Aeußerste gefährdet. Kaum ist irgend eine Persönlichkeit für das deutsche König- und Kaiserthum verhängnißvoller gewesen, als die einst von so vielem Glanz umstrahlte Gemahlin Heinrichs III., die Tochter Wilhelms von Aquitanien. Sie, aus dem Stamm der letzten selbstständigen Könige Italiens entsprossen, schien wie vom Schicksal bestimmt ihr Geschlecht und die Heimath ihrer Ahnen an den Nachfolgern Ottos des Großen zu rächen. Wie anders, als sie, hatte einst jene griechische Theophano als Reichsverweserin ihre Aufgabe erfaßt, neben deren kaiserlichem Gemahl jetzt Agnes ihr Grab fand*). Sie ist die einzige unserer Kaiserinnen, deren Gebeine Rom verblieben sind, und Rom hatte ein Recht sich dieser Reliquien zu rühmen.

Unter ungünstigen Vorzeichen ging Gregor der Fastensynode entgegen, wo er seine Politik der Welt darlegen mußte. Daß er nicht in kampfbereiter Stimmung war, zeigte die ehrenvolle Aufnahme der Gesandten Heinrichs in Rom, zeigte noch deutlicher das in der mildesten Form abgefaßte Einladungsschreiben an Wibert von Ravenna und die lombardischen Bischöfe. Gegen hundert Bischöfe, zahllose Aebte, Kleriker und Laien stellten sich auf der Synode ein; eine stattliche Versammlung, in welcher man freilich viele Häupter der lombardischen Kirche vermißte und in der auch der deutsche Klerus nicht zahlreich vertreten sein konnte.

Die wichtigste Entscheidung war offenbar in den deutschen Angelegenheiten zu treffen. Schon am ersten Tage der Synode wurden Hein-

*) Agnes wurde in St. Peter in der Kapelle der heiligen Petronella bestattet.

richs Abgesandte gehört. Sie entwickelten beredt die traurige Lage des Reichs, warfen alle Schuld auf den Treubruch Rudolfs und seiner Anhänger und forderten die Strafen der Kirche gegen die Abtrünnigen; nicht daß ihr König nicht selbst sie mit leichter Mühe niederwerfen könne, sondern weil es geziemend sei, auch das Urtheil des apostolischen Stuhls in einer so wichtigen Sache zu hören. Viele in der Versammlung riethen sogleich den Bann über Rudolf und seine Genossen zu verhängen. Der Papst widersetzte sich einer voreiligen Entscheidung, da die Sache reiflicher Ueberlegung bedürfe; erst am Schluß der Synode werde er seine Entschließung kundgeben. Viele andere Sachen wurden noch an diesem und den folgenden Tagen verhandelt. Bischof Hugo von Die, unter den heftigen Gregorianern der heftigste, war gegenwärtig; als päpstlicher Legat hatte er auf den Synoden zu Dijon, Clermont und Autun zum Mißfallen selbst der Cluniacenser eine lange Reihe von Absetzungen und Excommunicationen verhängt und gab über sein Verfahren Rechenschaft. Auch was in der Lombardei, was im römischen Gebiet und in den Ländern der Normannen vorgegangen war, bot zu manchen traurigen Verhandlungen Anlaß, zugleich aber auch Gelegenheit den Anhängern des Papstes neuen Muth einzuflößen. So verhandelte man in der Synode über die Wunder, welche am Grabe des erschlagenen Präfecten bemerkt sein sollten; auch die Gebeine Erlembalds in Mailand sollten sich wunderthätig erwiesen haben. Man war auf dem Wege diese letzten Märtyrer für Roms Sache selig zu sprechen.

Am Sonnabend den 3. März trat der feierliche Schluß der Synode ein. Nach der Gewohnheit bezeichnete ihn eine lange Reihe von Anathemen. Sie trafen in der Masse alle Normannen, welche die Besitzungen des heiligen Petrus angriffen und die Stadt in Verwirrung zu bringen suchten, dann in Besonderem Thebald von Mailand und Wibert von Ravenna, welche sich ketzerisch und frevelhaft gegen die römische Kirche erhoben, jenen Roland von Parma, der sich durch seine Gesandtschaft im Jahre 1076 das Bisthum Treviso gewonnen*), den Cardinal Hugo, der als Apostel und Häresiarch die Kirche in Verwirrung gebracht, den Bischof Arnulf von Cremona und den Erzbischof Gaufred von Narbonne. In Bezug auf den Streit der Könige bestimmte endlich der Papst, daß demnächst neue Legaten nach Deutschland geschickt werden

*) Man vergleiche S. 349.

ollten, um auf einem Convent aller frommen und die Gerechtigkeit lie- enden Männer geistlichen und weltlichen Standes entweder einen ge- echten Frieden aufzurichten oder doch sich zu vergewissern, auf welcher Seite das größere Recht sei, damit die andere Partei zur Ruhe verwie- n und durch das päpstliche Ansehen die gerechte Sache geschützt werden önne; welche Macht, hoch oder niedrig, sich diesem Friedenswerk wider- tzen würde, die solle an Leib und Seele verflucht, jedes Lebensglücks eraubt sein und ihre Waffen nie wieder der Sieg begleiten. Die Bann- rafen trafen nicht allein die Schuldigen, sondern auch die, deren Ver- ehen noch im Dunkel der Zukunft ruhten. Die brennenden Kerzen ı den Händen des Papstes und seiner Suffragane wurden darauf zur rde gesenkt und verlöscht; die Gebannten sollten wie diese Lichter auf wig vernichtet sein.

Inmitten der schwersten Bedrängnisse hat Gregor, wie man sieht, as Bewußtsein seiner Stellung nicht verloren; allen Gefahren bietet er m Gefühl der gerechten Sache die Stirn. Aber so kühn er, die Blitze es Anathems nach allen Seiten schleudernd, auch aufzutreten scheint, andelt er doch nicht mehr in der alten Siegesgewißheit, sondern mit sehr emerkenswerther Vorsicht. Auf derselben Synode hat er Bestimmungen etroffen, welche den Umgang mit den Gebannten in manchen Fällen estatteten und vielfachen Tadel von den strengen Verfechtern des kano- nischen Rechts erfuhren. Die harten Strafbestimmungen Hugos von Die für Frankreich und Burgund bestätigte er nicht allein nicht, sondern hob sie sogar gleich darauf zum großen Theil auf. Nicht massenweise wurde der Bann aufs Neue über die Lombarden verhängt, sondern traf nur einige wenige Häupter, welche den Zorn des Papstes besonders gereizt. Keinen deutschen Bischof — und der ungehorsamen gab es Viele — er- reichte die Strafe. Gewiß ist auch das nicht ohne Bedeutung, daß Gre- gor auf dieser Synode das Investiturverbot zu erneuern unterließ und zu derselben Zeit sich gefügig genug gegen Bischöfe erwies, welche wie Heinrich von Aquileja und Huzmann von Speier Ring und Stab vom Könige trotz des Verbotes genommen hatten.

Und wie verhielt sich der Papst in dem Streite Heinrichs und Rudolfs? Er gab es endlich auf, persönlich den verhängnißvollen Hader zu schlich- ten; statt seiner sollten Legaten in Gemeinschaft mit den deutschen Fürsten den Frieden Deutschlands herstellen. Aber nicht jene Legaten, welche bei Rudolfs Wahl und Krönung zugegen gewesen waren und sich so

entschieden auf dessen Seite gestellt hatten. Unzweifelhaft erklärte schon damals Gregor, wie er es später öfters gethan hat, daß die Wahl und Weihe Rudolfs nicht auf seinen Befehl oder Rath erfolgt sei. Die Erneuerung des Bannes durch seinen Legaten erkannte er, so sehr die Sachsen darauf drangen, nicht nur nicht an, sondern gab sich sogar den Anschein, als ob er von derselben Nichts wisse. Mit den Gesandten Rudolfs verkehrte er nur im Geheimen; vor der Synode waren sie gar nicht erschienen. Es konnte dem Gegenkönig wenig nützen, wenn sie ihm nur den Segen und Gruß des heiligen Vaters heimbrachten.

Von ganz anderer Bedeutung war es, wenn der Papst offen Heinrichs Gesandte empfing, wenn er mit ihnen einen besonderen Legaten an ihn zurücksandte, wenn er endlich einen offenkundigen Anhänger Heinrichs mit den Einleitungen zu jenem Convent beauftragte, auf welchem über die Zukunft des Reichs entschieden werden sollte. Es war der Erzbischof Udo von Trier, der Bruder jenes Eberhard von Nellenburg, der noch immer im Rathe des Königs am meisten vermochte. In einem besonderen Schreiben wurde Udo angewiesen sich mit irgend einem Bischof der Gegenpartei zu verständigen; gemeinschaftlich sollten sie dann eine Zusammenkunft beider Parteien herbeiführen, auf welcher Zeit und Ort des Friedensconvents bestimmt, ein Waffenstillstand bis auf zwei Wochen nach Auflösung desselben geschlossen und Sicherheit für die Legaten bestellt würde, welche der Papst zu dem Convent entsenden wolle. Diese Bürgschaften sollte Udo persönlich — entweder in Gemeinschaft mit dem anderen Unterhändler oder allein — nach Rom überbringen und die Legaten dann unter seinem Geleit über die Alpen ziehen. Von diesen seinen Entschließungen unterrichtete der Papst in einem zweiten Schreiben auch die deutschen Fürsten.

Offenbar waren alle Hoffnungen, welche Rudolf und die Sachsen auf die Botschaft nach Rom gesetzt hatten, bitter getäuscht. Weder hatte der Papst die Wahl von Forchheim anerkannt, noch den Bann über Heinrich erneuert. Allerdings hatten sie früher bereits in einen Fürstentag zur Entscheidung des Thronstreits gewilligt, aber sie dachten dabei nur an Verhandlungen unter dem Einfluß jener Legaten, welche Rudolf bisher auf alle Weise unterstützt hatten, deren Ansicht unzweifelhaft war. Fast mit Sicherheit war zu erwarten, daß die neuen Legaten, von Udo über die Alpen geführt, die Wege ihrer Vorgänger, welche der Papst jetzt zu billigen beanstandete, nicht weiter beschreiten würden. Maßregeln,

elche wesentlich unter dem Einfluß Udos durchgesetzt werden sollten, erhießen von vornherein einen Heinrich günstigen Ausgang.

Die Mißstimmung der Sachsen gegen den Papst gibt sich am deutchsten in einem Schreiben zu erkennen, welches sie bald nach der Synode n ihn richteten. Es ist voll der bittersten Vorwürfe, und Niemand irb sie unbegründet nennen wollen. Ohne Rückhalt halten hier die Sachsen dem Papste vor, wie sie ihm den Triumph von Canossa beitet und zum Dank dafür nun in der Noth verlassen würden, wie er ie von ihm selbst angeordneten Maßregeln seiner Legaten anzuerkennen ch weigere und in das Dunkel einer unverständlichen Politik zurückeiche. „Wir unerfahrenen Leute," sagen sie, „vermögen eure geheimen bsichten nicht zu durchschauen, aber wir müssen auch vorstellen, was us dieser Vertröstung beider Parteien, aus dieser unentschiedenen Verhleppung bereits entschiedener Sachen entstanden ist und, wie wir sehen nd hören, täglich entsteht. Daher stammt ein furchtbarer Bürgerkrieg, nzählige Mordthaten, der Gräuel der Verwüstung, die Einäscherung er Kirchen und Wohnhäuser, unerhörte Bedrückung der Armuth und elastung des Kirchenguts, die Ohnmacht aller staatlichen und kirchlichen esetze, endlich durch den Kampf der beiden Könige, denen ihr in gleier Weise mit Hoffnungen schmeichelt, eine solche Verschleuderung des ronguts, daß unsere Könige fortan werden vom Raube leben müssen. ies Alles würden wir gar nicht oder doch in viel geringerem Maße u beklagen haben, wenn ihr, ohne zur Rechten oder zur Linken zu weichen, uf dem betretenen Pfade verharrt hättet. Allerdings habt ihr im Eifer ir die Kirche einen gefahrvollen Weg beschritten: ihn zu verfolgen wird ühevoll sein, aber auf ihm umzuwenden ist schmachvoll." Wenn Ruolfs Anhänger dann im Verlauf des Schreibens dem Papste zur Last gen, daß er sie nicht einmal mit gleichem Maße, wie ihre Gegner, esse, daß er Heinrich, wenn er von beiden Königen spreche, in erster Stelle nenne, daß er Heinrichs Gesandte gnädig aufnehme, während die rigen als unbedeutende und ungeschickte Leute geringschätzig behandelt ürden, so waren sie auch da in ihrem Rechte. Von dem Convent thält das Schreiben nicht ein Wort; sie wollten Nichts von demselben issen.

Freilich waren auch Heinrichs Absichten auf der Synode nicht erreicht: er Papst hatte weder über den Gegenkönig den Stab gebrochen, noch h völlig von denen getrennt, die ihn erhoben hatten, die Schritte seiner

Legaten nicht gebilligt, aber auch nicht verworfen. Aber klar ist doch, daß sich Rom, so weit es möglich war, ihm genähert hatte, daß sich ihm neue Aussichten eröffneten, die Autorität des apostolischen Stuhls gegen seinen Widersacher wenden zu können. Nie war Heinrich in seinen Mitteln besonders wählerisch gewesen, und er verschmähte auch die Entscheidung eines Convents nicht, wenn er nur sicher war, daß sie ihm die volle Regierungsgewalt zurückgab; selbst das Eingreifen des Papstes hatte er unter dieser Voraussetzung mehr als ein Mal in Anspruch genommen.

Nicht Geringes gewann Gregor seinem Herzen ab, indem er von seiner bisherigen Bahn, wenn auch nur um einige Schritte, abwich. Jeden Anspruch, jedes wahre oder vermeintliche Recht seines Amtes opferte er nur mit bekümmerter Seele; Nachgiebigkeit und Mäßigung waren, wo es die Macht der Kirche galt, seinem Sinne nicht eigen, eine zögernde und zuwartende Politik seinem lebhaften Charakter wenig entsprechend. Was mußte es ihn nicht kosten, einen Lieblingsgedanken aufzugeben, der ihm so lange geschmeichelt, jene Reise nach Deutschland, auf welcher er als Richter über Deutschland dem apostolischen Stuhl den glänzendsten Triumph bereiten konnte! Die Noth der Zeit forderte von ihm neben anderen Opfern auch dieses.

Man ermißt die Kämpfe, welche in diesen Tagen sein Inneres durchtobten, aus einem Schreiben, welches er einige Wochen nach der Synode an den Abt von Cluny richtete. „Unter so vielen Bedrängnissen und Mühseligkeiten,“ schreibt er, „leiden wir, wie sie unsere Umgebung nicht mitzudulden, ja nicht einmal anzuschauen vermag. Oft ist mir das Leben zum Ekel und des Leibes Tod mein Verlangen. Nur der leidende Jesus, jener liebreiche Tröster, wahrer Gott und wahrer Mensch, wenn er mir dann seine Hand entgegenstreckt, richtet mich wieder von meiner großen Trübsal auf; sobald er mich aber verläßt, ist meine Seele von Neuem verzagt. Denn in mir herrscht der Tod, und nur in dem Herrn finde ich bisweilen das Leben. Wenn alle meine Kräfte mir versagen, rufe ich seufzend zu ihm: Hättest du Moses und Petrus solche Bürde aufgelegt, sie würden ihr, wie ich glaube, unterlegen sein: was vermag also ich, der ich gegen sie Nichts bin? Entweder mußt du selbst jetzt herabsteigen und mit Petrus den Pontificat verwalten, oder du mußt meinen Fall und den Untergang des Pontificats sehen. Dann aber gedenke ich der Worte: „Herr, sei mir gnädig, denn ich bin

schwach"*), und jener anderen: „Ich bin vor Vielen wie im Wunder, aber du bist meine starke Zuversicht"**). Und auch deren vergesse ich nicht: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken""***).

Aus diesem Erguß seiner innersten Gefühle wird klar, wie schwach Gregor sich selbst erschien, aber nicht minder deutlich erhellt, was ihn stärkte und hob. Es war der Glaube an Christus, nur verstand er nicht jenes Christuswort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Denn was Anderes war die Quelle seiner Leiden und Aengste, als daß er sich berufen hielt als Haupt der Kirche auch über die Reiche dieser Welt zu gebieten?

Eitele Friedensbestrebungen und vergebliche Kämpfe.

Heinrich empfing in Regensburg die ersten Nachrichten von den Beschlüssen der römischen Synode. Er war durch sie nicht befriedigt, aber er verkannte keinen Augenblick alle Vortheile, die sie ihm boten. Sofort entschloß er sich selbst in Verhandlungen mit den Sachsen zu treten, um den Convent zu ermöglichen, von dem er jetzt kein anderes Resultat als die Unterwerfung aller seiner Widersacher erwartete. Ohne Verzug begab er sich in die rheinischen Gegenden, wo die Friedensbestrebungen die meisten Anhänger hatten, wo man sich am meisten um eine Ausgleichung des traurigen Streits bemühte. Ostern (8. April) feierte der König zu Köln, und erst hier kehrten seine Gesandten zu ihm zurück. Der päpstliche Legat, der sie begleitete, überbrachte dem Könige die dringenden Aufforderungen des Papstes in einen Waffenstillstand zu willigen und dem in Aussicht genommenen Convent kein Hinderniß zu bereiten; einen Beweis der Liebe werde der Papst darin sehen, wenn sich der König seinen Wünschen füge.

Heinrich war so fügsam, wie der Legat nur irgend erwarten konnte. Sogleich ging er nach Mainz und betrieb selbst das Friedenswerk, bei welchem ihm ohne Zweifel Erzbischof Udo als Unterhändler diente. Eine

*) Psalm 6, 3.
**) Psalm 71, 6.
***) Matthäus 3, 9.

Zusammenkunft von Vertrauensmännern beider Parteien wurde verabredet, um eine Verständigung darüber herbeizuführen, wie man den Forderungen des Papstes entsprechen könne. Die Zusammenkunft fand in Fritzlar statt. Aber die Sachsen fanden dort nur Männer, die sie als ihre erbitterten Feinde anzusehen gewohnt waren, sie hörten von ihnen eine Sprache, als ob die Beschlüsse der römischen Synode nur gegen Rudolf und seinen Anhang gerichtet, als ob es bei dem Convent lediglich auf die Unterwerfung des Gegenkönigs abgesehen sei. Dennoch wagten sie aus Furcht vor den vom Papste angedrohten Strafen nicht die Verhandlungen abzubrechen, sondern erklärten sich zu einem Waffenstillstand und zur Beschickung des Convents bereit. Um Zeit, Ort und andere Bedingungen desselben näher zu bestimmen, begleitete ein Gesandter der Sachsen die Vertrauensmänner des Königs an den Rhein zurück. Die Unterhandlungen wurden nun am königlichen Hoflager fortgeführt, aber sie zeigten sich bald als erfolglos*); unverrichteter Sache reiste der Gesandte der Sachsen ab. Weder über Ort noch Zeit des Convents war man übereingekommen; auch vom Waffenstillstand war nicht mehr die Rede.

Die Chronisten jener Zeit klagen Heinrich an, die Friedensbestrebungen des Papstes damals, wie immer in der Folge, vereitelt zu haben. Aber sie sind gegen ihn sehr parteiische Zeugen, und hinreichende Beweise liegen vor, daß gerade die Sachsen einem Convent, wie ihn der Papst beabsichtigte, durchaus abgeneigt waren. Auch blieb der Legat nach dem Abbruch der Verhandlungen ohne Scheu, bis er Deutschland verließ, an Heinrichs Seite, und sein Bericht in Rom scheint dann den Sachsen nicht eben günstig gewesen zu sein. Denn am 1. Juli erließ Gregor ein neues Schreiben an die Deutschen, worin er abermals auf den Convent drang und die Androhung des Bannes gegen Alle wiederholte, die sich demselben widersetzen würden; zugleich betheuerte er, daß er der ungerechten Sache damit in keiner Weise Vorschub zu leisten beabsichtige und alle derartige Voraussetzungen ungerechtfertigt seien.

Die Sachsen müssen sich besonders durch dieses Schreiben getroffen gefühlt haben; denn sie hielten eine Rechtfertigung für erforderlich. Wir besitzen das merkwürdige Schriftstück, welches ein helles Licht auf die

*) Wahrscheinlich hat schon damals, wie später, sich die Unterhandlung zerschlagen, weil die Sachsen auf der Stellung von Geißeln bestanden.

Lage der Dinge wirft. In sehr bestimmter Weise erklären hier die Anhänger Rudolfs dem Papste, daß ein Convent unmöglich sei, auf welchem die vertriebenen Bischöfe mit ihren Verfolgern, die Vertheidiger der Kirche mit Excommunicirten sich verständigen sollten, daß dieser Convent überdies Nichts mehr entscheiden könne, nachdem ein Legat des Papstes nach den ihm ertheilten Weisungen den Bann über Heinrich erneuert und das Reich Rudolf bestätigt habe, daß jedes weitere Schwanken von Seiten des heiligen Vaters die Verwirrung nur steigere und er bei seinem früheren Verhalten beharren müsse, wenn nicht Alles zu Grunde gehen solle. „Denn wenn ihr — so schließen sie — euch nicht zu dem bekennen wollt, was ihr selbst geboten habt, wenn ihr uns in der Gefahr, in die wir uns nur euretwillen gestürzt haben, verlaßt, so ist Himmel und Erde uns Zeuge, daß wir ungerecht untergehen."

Ehe noch dieser Brief an den Papst abging, hatte man wieder zu den Waffen gegriffen. Die nächste Folge der gescheiterten Verhandlungen war gewesen, daß sich Bischof Hermann von Metz mit mehreren lothringischen Herren, die sich während derselben an Heinrichs Hof begeben, diesen verließen und in ihre Heimath zurückkehrten. Heinrich fürchtete eine allgemeine Erhebung Oberlothringens; denn schon seit längerer Zeit bemühte sich der Legat Abt Bernhard von Hirschau aus die überrheinischen Gegenden gegen ihn in die Waffen zu bringen. Eilends folgte er deshalb, begleitet vom Herzog Theoderich, dem Grafen Folkmar und einem kleinen eilig zusammengerafften Heere, dem Bischof, nöthigte ihn durch einen unerwarteten Ueberfall zur Flucht, bemächtigte sich der Stadt Metz und legte eine Besatzung hinein. Dann führte er seine Schaaren nach dem Elsaß ab, dessen Sicherung jetzt von außerordentlicher Wichtigkeit für ihn war. Bischof Werner von Straßburg war gestorben, und an seiner Stelle bedurfte der König eines Mannes, dem er unbedingtes Vertrauen schenken konnte. Er setzte deshalb seinen Kapellan Dietpald, bisher Propst zu Konstanz, in das dortige Bisthum ein. Von einem Einfall in Schwaben stand er, da ihm ein genügendes Heer fehlte, auch diesmal ab; er entließ die geringe Mannschaft, die er am Rheine gesammelt, und ging durch die fränkischen Länder nach Regensburg zurück, wo er das Pfingstfest (27. Mai) feierte.

Inzwischen war der Gegenkönig, der sich während dieser ganzen Zeit in Goslar aufhielt, mit Zurüstungen zu einem großen Heereszuge beschäftigt. Da er in Deutschland selbst nicht auf eine ausreichende Unter-

stützung gegen Heinrich zählen konnte, hatte er sich nach auswärtigen Bundesgenossen umgesehen und sie gefunden. König Philipp von Frankreich und Graf Robert von Flandern boten ihm die Hand. Jener hoffte bei den Wirren Deutschlands zu gewinnen; dieser suchte mit seinem Stiefsohn Graf Dietrich schon seit geraumer Zeit eine Gelegenheit, um den jungen Gottfried von Bouillon aus den friesischen Gegenden zu verdrängen*), und hatte sich zu dem Ende mit den Westfriesen verbündet. Noch wichtiger aber war, daß der König Ladislaw von Ungarn, der vor Kurzem seinem Bruder Geisa gefolgt war und in stäter Besorgniß vor einem erneuten Versuch Heinrichs die Rückkehr des entthronten Salomo zu bewirken stand, die Bundesgenossenschaft Rudolfs und des Markgrafen Liutpold von Oesterreich suchte. Auch König Boleslaw von Polen, damals auf der Höhe seiner bald zusammenbrechenden Macht stehend, trat dadurch Rudolf näher. Denn der Pole war Ladislaws Vetter, und Beider Macht stützte sich gegenseitig**); überdies war der Böhmenherzog, der treue Bundesgenosse Heinrichs, der schlimmste Widersacher der Polen, und diesem blieb kaum eine andere Wahl, als Rudolfs Sache zu unterstützen. Der Gegenkönig war so ein Mittelpunkt für Alle geworden, die sich durch Heinrichs Macht in ihrem Interesse bedroht fühlten. Als er das Pfingstfest 1078 nicht ohne Glanz in Goslar feierte, erschienen vor ihm Gesandte der Könige von Frankreich und Ungarn, wie der Westfriesen von Vlaardingen und mehrerer lothringischer Herren; sie alle entboten ihm Freundschaft und versprachen ihm Beistand gegen seine Feinde***).

Noch war Rudolf mit seinen Rüstungen beschäftigt, als seine Freunde in Schwaben bereits losschlugen. Zuerst machte der junge Berchthold von Zähringen, Herzog Berchtholds Sohn, einen Angriff auf den Elsaß. Heinrich hatte hier die Bauern nach Grafschaften zu den Waffen gerufen und eine Art Landwehr organisirt. Mit diesem Bauernheere traten die Bischöfe von Basel und Straßburg dem Zähringer entgegen. Aber schon beim ersten Zusammenstoß hielten die Elsasser Bauern gegen die schwäbischen Ritter nicht Stand; ein großes Blutbad wurde unter ihnen angerichtet, und die in die Gefangenschaft der gewappneten Herren

*) Vgl. S. 359—361.
**) Vgl. S. 299. 300.
***) Damals oder wenig später vermählte Rudolf seine Tochter Adelheid dem König Ladislaw von Ungarn.

elen, wurden für ihren Waffengang mit Entmannung bestraft. Nur
it Mühe waren die Bischöfe selbst den Feinden entronnen. Gleich
arauf warfen sich der alte Berchthold und Welf mit einem stattlichen
)eere nach dem rheinischen Franken und durchzogen es unter furchtbaren
Berwüstungen. Mit ihnen zog in das Feld der päpstliche Legat Abt
Bernhard, welcher das Kloster Hirschau verlassen hatte, um am Rhein
ntlang den Aufstand gegen Heinrich zu schüren. Die Absicht der auf-
ändigen Herzöge war vom Rhein nach Ostfranken vorzubringen und sich
ier um den 1. August mit dem Gegenkönige zu vereinigen.

Für Rudolf lagen die Verhältnisse günstig genug. Lothringen, selbst
edroht, vermochte Heinrich keine Hülfe zu gewähren; gelang es Rudolf
ur die Verbindung mit Berchthold und Welf zu bewirken, so ward er
icht Herr in Ostfranken, konnte Heinrich in Baiern angreifen und dort
it Unterstützung des Ungarnkönigs und des Markgrafen Liutpold gegen
m den entscheidenden Schlag führen. Heinrich sah, daß die Sicherung
Ostfrankens allein die ihm drohende Gefahr beseitigen konnte; er mußte
ch den Besitz desselben wahren, ehe sich das sächsische und schwäbische
jeer vereinigen konnten. Mit so starker Macht, als er in Baiern nur
ufbringen konnte, eilte er deshalb in die Maingegenden, um hier Ru-
olf selbst entgegenzutreten; inzwischen sollten die Bauernschaften am
Neckar die Herzöge aufhalten. Denn auch hier hatte er die Bauern
ach Grafschaften und Zehnten aufbieten und mit ritterlichen Waffen
ersehen lassen, wie im Elsaß. 12,000 Mann stark, hielt dieses Bauern-
eer die Uebergänge am unteren Neckar besetzt und hemmte in der That
nige Zeit das weitere Vordringen der schwäbischen Ritterhaufen. In-
vischen rückten die Sachsen unter Rudolfs Führung über das Thüringer
Valdgebirge und betraten die fränkischen Grenzen: hier stießen sie bei
Melrichstadt an der Streu auf Heinrich und seine Baiern. Durch
igerische Friedensverhandlungen soll sich Rudolf erst einige Tage
ben täuschen lassen; dann aber griff ihn Heinrich am 7. August un-
wartet an.

Es war ein völlig ungeordneter Kampf, der nun entbrannte. Ru-
lf fand nicht Zeit seine Schaaren planmäßig zu ordnen. Deshalb
ichen gleich beim ersten Angriff Heinrichs die Haufen der Erzbischöfe
n Magdeburg und Merseburg, welche sich nach des Chronisten Bruno
usdruck besser auf Psalmensingen als Kriegsführung verstanden und
ohl gethan hätten zu Hause zu bleiben. Diese Bischöfe selbst suchten

sofort das Weite, und mit ihnen der Cardinal Bernhard, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Worms. Vergebens bemühte sich König Rudolf der Flucht Einhalt zu thun. Immer allgemeiner wurde der Schrecken um ihn; auch Herzog Magnus und dessen Oheim Hermann hielten dem Feinde nicht Stand. Schon glaubte sich Rudolf ganz verlassen und wandte sich mit denen, die um ihn noch stritten, zum Rückzug.

Aber an anderen Stellen hatten die Sachsen mit besserem Erfolge gekämpft. Vor Allem hatte Otto von Nordheim mit seinen Rittern sich nicht nur wacker gehalten, sondern auch die Feinde zurückgedrängt und ziemlich weit verfolgt. Erst bei Einbruch der Nacht trat er den Rückweg nach dem Schlachtfelde an. Er fand es besetzt. In der Meinung, daß es Feinde seien, schickte er Kundschafter aus, und da deren Rückkunft sich verzögerte, hielt er für das Gerathenste sich weiter zurückzuziehen. Aber nicht der Feind, sondern der sächsische Pfalzgraf Friedrich stand mit seinen Schaaren damals auf dem Schlachtfeld. Auch er hatte sich tapfer geschlagen, die Feinde zurückgetrieben und verfolgt, dann aber sich gewandt, um das Schlachtfeld zu behaupten. Gott für den Sieg des heiligen Petrus preisend — denn unter diesem Namen hatten die Sachsen gekämpft — brachte er die Nacht bei Melrichstadt zu und trat erst am folgenden Tage den Rückweg an. Er nahm ihn durch Thüringen, wo er Schmalkalden und mehrere benachbarte Ortschaften mit Feuer und Schwert verwüstete.

Denn wie nach der Schlacht bei Homburg*) behandelten die Thüringer die flüchtigen Sachsen übel genug; sie griffen sie auf den Straßen auf und beraubten sie ihrer Habe. Gerade die hervorragendsten Männer wurden am ärgsten mißhandelt. Den Bischof von Merseburg hatte man nackt ausgezogen und so entlassen; ein ähnliches Schicksal traf Herzog Magnus. Der Erzbischof von Magdeburg wurde auf der Flucht erschlagen; man schob die Schuld auf Wenden, deren es auch damals noch Viele in diesen Gegenden gab. Den Cardinal Bernhard, den Erzbischof Siegfried von Mainz und viele Andere hatte man festgehalten, um ein hohes Lösegeld zu gewinnen, aber Pfalzgraf Friedrich befreite sie jetzt aus den Händen ihrer Bedränger. Für andere Gefangene kam die Stunde der

*) Vgl. S. 306.

Erlösung nicht so bald; der Bischof von Worms und Graf Hermann der Billinger wurden von den Thüringern dem Könige ausgeliefert.

Nach einer späteren Aufzeichnung soll Heinrich am Tage nach dem Kampfe auf das vom Pfalzgrafen geräumte Schlachtfeld zurückgekehrt sein und sogar an die Verfolgung der Sachsen gedacht haben, als ihm eben damals der Böhmenherzog mit einem starken Heere zuzog. Ist dies begründet, so mußte er doch bald seine Absicht aufgeben. Denn auch er hatte schmerzliche Verluste erlitten. Nach rühmlichen Kämpfen war Graf Eberhard von Nellenburg gefallen, seit langer Zeit der erste Mann im Rathe des Königs; wie Eberhards beide Söhne bei Homburg, so hatte er selbst jetzt mit seinem Blute die Treue besiegelt. Auch der Markgraf Dietpold vom Nordgau, die Grafen Poppo von Henneberg und Heinrich von Lechsgemünd hatten im Kampfe ihr Ende gefunden. Die hervorragendsten Männer hatten sich auf Rudolfs Seite zuerst in die Flucht geworfen; auf Heinrichs Seite kämpften gerade sie bis zum letzten Athemzug.

Noch mehr als solche Verluste mußte Heinrich zur Vorsicht die schlimme Nachricht bewegen, daß an demselben Tage, an welchem er an der Streu geschlagen, die fränkischen Bauern am Neckar von den schwäbischen Rittern überfallen und nach hartem Kampf überwältigt waren. Die Ritter mißhandelten das geringe Volk, welches sich ritterliche Waffen zu tragen erkühnte, auf unmenschliche Weise; die nicht niedergemacht wurden, entmannten sie nach dem traurigen Beispiel, welches bereits im Elsaß gegeben war. Wäre Heinrich jetzt vorgedrungen, so hätte er, da Berchthold und Welf der Weg offen lag, zwischen zwei Heeren in eine sehr gefahrvolle Lage gerathen müssen: er beschloß deshalb den Rückzug nach Baiern anzutreten. Berchthold und Welf befürchteten einen neuen Einfall in Schwaben; auch sie verließen deshalb sofort den fränkischen Boden und zogen unter entsetzlichen Verwüstungen in ihre Heimath zurück.

Das Waffenglück war Heinrich nicht günstig gewesen; an der Streu war er mindestens nicht im klaren Vortheil geblieben und sein Bauernheer am Neckar war aufgerieben. Aber doch hatten seine Gegner sich nicht vereinigen, ihm nicht Ostfranken entreißen, ihn nicht in Baiern angreifen können. Sein Uebergewicht über seine Widersacher war nicht mehr so stark, wie ein Jahr zuvor, — in Schwaben, wie in den rheinischen Gegenden, hatten diese weiteren Raum gewonnen — doch stand er aufrecht, und nicht wenig fürchteten ihn die, welche einst seine Heere

zum Siege geführt hatten und die er nun mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen mußte.

Im October sammelte Heinrich in Regensburg ein neues Heer, angeblich um es gegen Rudolf und die Sachsen zu führen, in Wahrheit aber zu einem Rachezug gegen seine Widersacher in Schwaben. Er hatte es darauf abgesehen, die Macht Berchtholds, Welfs und ihrer Anhänger jetzt gründlich zu brechen. Während deshalb von anderen Seiten auf sein Geheiß die Burgunder und Franken in Schwaben einfielen, brach er selbst mit einem baierischen und böhmischen Heere gegen den 1. November vom Osten her in das unglückliche Land, welches nun zum dritten Mal alle Gräuel der Verwüstung sah. Schonungslos wurde gehaust, wo man auf welfische oder zähringische Besitzungen stieß. Auch der Wehrlosen, die in die Kirchen sich flüchteten, erbarmte man sich nicht. Die Weiber schändete das rohe Kriegsvolk, steckte sie in Mannstracht und schleppte sie mit sich fort. Die Kirchen benutzte man als Pferdeställe oder zu noch niedrigeren Zwecken; mehr als hundert von ihnen sollen ruchlos entweiht sein. Die Priester wurden mißhandelt. Und dies geschah vor den Augen der Bischöfe, welche dem Könige dienten. Selbst Erzbischof Udo von Trier nahm keinen Anstoß an solchen Freveln; man hielt es deshalb für eine göttliche Strafe, daß er auf diesem Zuge einen plötzlichen Tod fand. Er starb vor Tübingen, einer Burg des Grafen Hugo, am 13. November; seinem Bruder Graf Eberhard folgte er schnell in das Grab.

So furchtbar die Verwüstung Schwabens war, sah der König seine Absicht, die Macht seiner Widersacher völlig zu vernichten, doch vereitelt. Die alten Stammsitze der Welfen um Altdorf und Ravensburg wurden arg heimgesucht, aber Welf nicht überwunden. Der alte Herzog Berchthold, als er von der Lintburg*) die Verheerung seiner Länder sah, verfiel in Irrsinn und hauchte alsbald den letzten Athem aus (6. November), aber in seine Stellung trat sein Sohn gleichen Namens, der sich schon als ein mannhafter Kriegsführer erprobt hatte. Von den Widersachern des Königs hatte sich nur der Graf Hugo, als die fremden Schaaren bei Einbruch der strengen Jahreszeit Schwaben wieder räumen mußten, zur Unterwerfung bequemt.

Die Waffen hatten so wenig, wie die Friedensbestrebungen des

*) Oberhalb Weilheim, jetzt in Ruinen.

apstes, eine wesentliche Entscheidung herbeigeführt, und kein Ende dieser
Wirren schien abzusehen, wenn nicht der Papst aus seiner schwankenden
altung trat. Abermals wandten sich die streitenden Parteien an ihn,
m ihn zu einer bestimmten Erklärung zu drängen.

Gregor konnte im Sommer 1078 freier das Haupt erheben, als
r Zeit der Fastensynode. Der Bann, den er damals auf die Nor-
annen geschleudert, war nicht wirkungslos geblieben. Unmittelbar in
olge desselben hatten sich Roger von Sicilien, der Bruder Robert Guis-
rds, und Jordan, der Sohn Richards von Capua, dem Stuhle Petri
nterworfen, und auch Richard selbst gab, als er bald darauf in eine
hwere Krankheit verfiel, dem Papste reuig die ihm entrissenen Besitzun-
en zurück. Mit der Kirche versöhnt, starb am 5. April dieser rastlose
nd ehrgeizige Kriegsmann, der so viel dazu beigetragen hatte, die Herr-
haft der französischen Ritter im südlichen Italien zu befestigen; bisweilen
atten die Nachfolger Petri einen zweideutigen Bundesgenossen, öfter
och einen schlimmen Widersacher an ihm gehabt, seine Vasallentreue
ar zu allen Zeiten nicht probehaltig befunden worden. Jordan über-
am die Länder des Vaters, und alsbald eilte der Papst selbst nach
apua, um sich der Treue des neuen Vasallen zu versichern. Er baute
m so fester auf sie, als sich Jordan sogleich in den Kampf gegen Robert
uiscard, seinen Oheim, warf. Denn er hob die Belagerung Neapels
uf und zog den Beneventanern, die ihn durch eine große Geldsumme
ewonnen, zur Hülfe. Die Thürme Herzog Roberts vor der Stadt
urden zerstört, er von den Mauern derselben abzuziehen gezwungen.
nd schon erhob sich, von Jordan genährt, ein weitverbreiteter Aufstand
nter den normannischen Baronen Apuliens; auch Abälard, Hum-
ids Sohn, der sich noch vor Kurzem mit seinem Oheim ausgesöhnt
tte, beanspruchte von Neuem die unterschlagene Erbschaft des Vaters.
och einmal wurde Roberts Macht, so gesichert sie schien, tief erschüttert;
st zwei Jahre bedurfte er zur Bewältigung der aufständigen Großen.

Da die Normannen ihre Schwerter gegen einander wandten, hatte
der Papst jetzt weder in Rom noch im Patrimonium Petri sehr zu
rchten. Schwerere Besorgnisse erweckte ihm der hartnäckige Widerstand

der lombardischen Bischöfe, aber auch er konnte ihm kaum unmittelbar gefährlich werden, so lange Heinrich in Deutschland festgehalten wurde. Von den Vorgängen an der Streu war der Papst unterrichtet. Heinrich hatte gleich nach der Schlacht dieselben den Lombarden, den Römern und ihm als einen vollständigen Sieg dargestellt, aber der Abt Bernhard, der bald darauf von seiner Legation zurückkehrte, und andere Männer, welche nach Rom den Weg fanden, hatten andere Nachrichten gebracht. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Kampf beide Theile nur geschwächt hatte, und um so mehr Hoffnung auf ihre Nachgiebigkeit mochte der Papst hegen.

So faßte Gregor den Entschluß, gegen die Gewohnheit auf die Mitte des November eine zweite Synode nach Rom zu berufen, auf welcher auch die deutschen Angelegenheiten aufs Neue zur Verhandlung kommen sollten.

Am 19. November wurde die Synode im Lateran gehalten. Sie war nicht zahlreich besucht, aber dies hinderte den Papst nicht eine lange Reihe bedeutender Beschlüsse fassen zu lassen. Für die Reform der Kirche, wie Gregor sie auffaßte, ist keine seiner Synoden bedeutender gewesen; auf keiner sind die reformatorischen Kanones vollständiger veröffentlicht worden. Das Investiturverbot wurde erneuert und erhielt nun erst allgemeine Verbreitung, doch wurden auch jetzt nur die Geistlichen, welche die Investitur aus Laienhand nähmen, mit Strafen bedroht, nicht die Laien, welche sie ertheilten. Mit der größten Entschiedenheit trat der Papst abermals der Simonie und dem Nicolaitismus entgegen. Jedes kirchliche Eigenthum, vor Allem freilich das Patrimonium Petri, wurde gegen Eingriffe der Laien geschützt, nur zu kirchlichen Zwecken sollte fortan Kirchengut verwendet werden; aber man darf nicht vergessen, daß dabei den Bischöfen die Fürsorge für den Unterricht in den freien Wissenschaften besonders an das Herz gelegt wurde. An Excommunicationen fehlte es abermals nicht, nur verschonten sie mindestens den deutschen Klerus. Wie weit die Blicke des Papstes jetzt wieder schweiften, zeigt der Bannfluch, den er gegen Nicephorus Botaniates, den Usurpator des byzantinischen Throns, schleuderte; denn dieser hatte vor wenigen Monaten Kaiser Michael entthront, ihn in ein Kloster zu gehen genöthigt und mit dessen Gemahlin Maria eine alle Ordnungen der Kirche verhöhnende Ehe geschlossen. Auch über die Lehre des Berengar von Tours, der schon seit längerer Zeit in der Nähe des Papstes lebte, wurde aufs Neue ver-

handelt; gegen die heftigsten Angriffe mußte Gregor den französischen Theologen, den er als seinen Schützling ansah, zu vertheidigen und erwirkte ihm zu seiner Rechtfertigung einen Aufschub bis zur nächsten Fastensynode.

Die Versammlung hatte ihren Geschäftskreis weit genug gezogen und faßte folgenreiche Beschlüsse. Aber was für die Beilegung der deutschen Wirren geschah, hatte wenig Bedeutung. Die Erneuerung des Investiturverbots schien nur geeignet, diese zu vergrößern, und wenn man sich Hoffnung gemacht hatte, daß der Papst jetzt mit einer entschiedenen Erklärung für Heinrich oder Rudolf hervortreten würde, sah man sich abermals getäuscht. Daß Alle, welche den Friedensconvent gehindert hatten, excommunicirt wurden, schien eine gleichgültige Maßregel, da die Friedensstörer nicht näher bezeichnet wurden; entmuthigen mußte dagegen, wenn der Papst noch immer an der Entscheidung durch den Convent festhielt, obwohl sich die Unmöglichkeit desselben hinreichend herausgestellt hatte.

Beide Könige hatten Gesandte geschickt, und beide Gesandtschaften wurden dies Mal von der Synode gehört. Die Gesandten Rudolfs verlangten die Bestätigung des Bannes, welchen der Legat über Heinrich erneuert; Gregor wollte auch jetzt noch nichts von diesem Schritt seines Legaten wissen und erklärte, daß er vor Allem Heinrichs Rechtfertigung vernehmen müsse, ehe er mit neuen Strafmaßregeln gegen ihn vorgehen könne. Die Gesandten Heinrichs drängten den Papst gegen Rudolf und seine Anhänger als Meineidige das Anathem zu schleudern; der Papst erwiderte, daß er die Beschuldigten erst hören, aber die Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs, welche Rudolf geweiht, ihrer Würden entsetzen und Rudolf das Reich absprechen wolle, wenn sie nicht sich zu rechtfertigen vermöchten. Jede weitere Entschließung verwies er auf die nächste Fastensynode; bis dahin sollte Heinrich zuverlässige Männer nach Rom senden, unter deren Geleit die Legaten, welche für den Convent bestimmt, sicher nach Deutschland ziehen könnten.

In der Hauptsache, wie man sieht, blieb der Papst in seiner abwartenden Stellung. Aber ganz ungetröstet blieben doch diejenigen nicht, die für den heiligen Petrus in Deutschland litten, namentlich nicht jene Bischöfe und Priester, die Heinrich ihrer Güter beraubt und in das Exil gejagt hatte. Schon längst war der Bischof Adalbert von Worms nach Rom gekommen und hatte dort die schwersten Anklagen gegen die Zer-

störer seines Bisthums erhoben; der Papst hatte ihm Beistand versprochen, aber bald war Adalbert in die Hände des Königs gefallen und Rom konnte ihm wenig helfen. Jetzt tönten die lautesten Klagen auch der anderen vertriebenen Bischöfe aus Deutschland herüber. In einem Schreiben schilderten sie dem Papste alle Leiden, die sie um ihrer Treue willen erduldet, und zwar von Männern, die ihren Ungehorsam gegen Rom deutlich kundgegeben und denen der Papst entgegentreten müsse und könne; da er dies verabsäume, müsse man glauben, daß er ihnen absichtlich Raum zur Vernichtung der Getreuen ließe. „Eure hochgerühmte Tapferkeit" — so schließt der Brief — „welche nach dem Apostel*) allen Ungehorsam zu rächen bereit ist, weshalb züchtigt sie ihn nicht hier? Weshalb läßt sie ihn hier unbeachtet, obschon er so groß ist, daß zahllose unerhörte Uebel aus ihm erwachsen? Wenn wir armen Schafe auch nur in einer Kleinigkeit einmal fehlen, kommt sogleich über uns die Zuchtruthe mit apostolischer Strenge. Nun es aber den Wölfen gilt, die mit gierigem Rachen unter der Heerde des Herrn wüthen, wird jedes Einschreiten langmüthig verschoben, Alles im Geiste der Sanftmuth ertragen. Mag euch aber die Furcht vor dem Manne, dessen Herrlichkeit Koth und Würmer ist**), verleitet oder die Ueberredungskunst vertrauter Personen***) erweicht haben, wir bitten euch bei dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr euch ermuthigt, der Ehre und Gottesfurcht gedenket, und wenn ihr euch unserer um unserwillen nicht erbarmt, mindestens eure Unschuld bei solchem Blutvergießen wahret. Denn laßt ihr ferner diejenigen, die ihr daran hindern müßt und könnt, ungestraft gegen uns wüthen, so ist zu befürchten, daß ihr vor dem gerechten Richter wegen unseres Ungemachs keine Entschuldigung finden werdet." Dieses Schreiben erweichte doch den Papst; auf der Synode sprach er den Bann aus über alle Ritter, welche ohne Zustimmung der Bischöfe vom König oder sonst einem Fürsten Kirchengut zu Lehen genommen oder sonst unrechtmäßiger Weise Kirchengut an sich gebracht hätten.

Für die Anhänger Rudolfs war damit freilich nur wenig gewonnen und ihr Unmuth über den Erfolg der Synode ist sehr erklärlich. Diesem Unmuth lieh Welf in einem Schreiben an den Papst Ausdruck, zog sich

*) 2. Korinther 10, 6.
**) 1. Makkabäer 2, 62.
***) An die Gräfin Mathilde dachte man dabei wohl vorzüglich.

ier dadurch nur eine zurechtweisende Antwort zu. Zugleich ermunterte n jedoch der Papst in seinem Eifer für die Kirche nicht nachzulassen. ollte Welf damit zu einem neuen Waffengange aufgefordert sein, so istete er Gehorsam. Noch im Winter durchzog er verwüstend Churrhätien nd zwang hier mehrere Herren auf Rudolfs Seite zu treten.

Rudolf selbst konnte den Kampfplatz nicht so bald wieder betreten. rst hemmte ihn eine schwere Krankheit, dann die Ungunst der Verhält- sse. Der ihm von Frankreich und Ungarn zugesagte Beistand konnte m, nachdem seine Unternehmung gegen Franken und Baiern gescheitert, enig nützen, und die Sachsen zeigten zu einem neuen Zuge außerhalb indes wenig Neigung. Sie waren schon zum Theil der aufreibenden ämpfe müde, und ihre Stimmung erschien so schwankend, daß sich Hein- ch sogar Hoffnungen eröffneten, sie auch ohne den Papst wieder auf ine Seite zu ziehen.

Sehr unzufrieden mit den Beschlüssen der Synode hatte sich Hein- ch gegen Weihnachten nach Franken begeben und das Fest in Mainz efeiert. Lebhaft beschäftigte ihn damals die Besetzung der beiden Erz- sthümer Köln und Trier. In Köln war der ihm ergebene Hildulf ge- orben und hatte Siegwin, den Dekan des dortigen Domstifts, zum Nach- lger erhalten. In Trier trat an Udos Stelle der Propst Eigilbert von assau, der eben von der Gesandtschaft nach Rom zurückgekehrt war. Obwohl Eigilbert bei der Verkündigung des Investiturverbots selbst zu- egen gewesen war, weigerte er sich so wenig, wie Siegwin, Ring und Stab aus der Hand des Königs zu nehmen. Gleichzeitig eröffnete Hein- ch mit den Sachsen Friedensverhandlungen; wahrscheinlich durch den rafen Hermann den Billinger, welchen er, nachdem derselbe Unterwer- ng gelobt, der Haft entlassen hatte. Heinrich trug auf eine Zusammen- nft von Vertrauensmännern beider Theile in Fritzlar an und versprach Allem, was billig sei, sich nachgiebig zu erweisen. In der That gin- n die Sachsen auf dieses Anerbieten ein. Abermals wurde nun in der Mitte des Februar 1079 in Fritzlar getagt, doch abermals zeigten sich e Verhandlungen als vergeblich. Heinrich wollte nur die Unterwer- ng seiner Widersacher, und diese bedurften Sicherungen, welche ihnen r König entweder nicht geben wollte oder nicht konnte. Nur den Er- lg hatte der Tag von Fritzlar, daß sich Manche, die es bis dahin mit udolf gehalten, jetzt wieder dem rechtmäßigen König zuwandten, na- entlich in Hessen und Westfalen. Gegen diese Abtrünnigen unternahm

Rudolf bald darauf eine Heerfahrt, auf welcher Fritzlar mit dem Münster, welchen der heilige Bonifacius errichtet hatte, eingeäschert wurde.

Zu derselben Zeit, als die Besprechungen in Fritzlar stattfanden, wurde auch in Rom wieder über die Geschicke des deutschen Reichs verhandelt. Am 11. Februar wurde im Lateran die Fastensynode eröffnet. Eine sehr zahlreiche Versammlung — 150 Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte — begrüßte den Papst. Vor Allem wichtig war, daß sich der Cardinal Bernhard, der bisher in Sachsen eine so wichtige Rolle gespielt, mit den vertriebenen Bischöfen von Passau und Metz eingestellt hatte; nur auf Umwegen unter manchen Fährlichkeiten soll ihnen nach Rom zu kommen gelungen sein. Ihre Worte mußten schwerer in das Gewicht fallen, als Alles, was die Gesandten der Sachsen, die auch diesmal nicht fehlten, für ihre Sache sonst anführen mochten. Heinrich hatte ebenfalls Boten geschickt, aber nur mit dem Auftrag, ihn zu entschuldigen, daß er das versprochene Geleit für die Legaten noch nicht habe abgehen lassen können; in der nächsten Zeit werde er eine Zahl angesehener Männer nach Rom senden, mit denen sich der Papst über die Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Reich verständigen könne. Diese Boten waren wahrscheinlich einige Kleriker des Bischofs Robert von Bamberg; sie hatten zugleich den Auftrag Protest einzulegen, wenn der Papst sich zu der Erneuerung des Bannes sollte hinreißen lassen. Unfraglich wollte Heinrich, da er den Ausgang der Unterhandlungen in Fritzlar damals noch nicht voraussehen konnte, nur Zeit gewinnen, aber gerade wegen dieser Verhandlungen, welche auch dem Papste nicht verborgen bleiben konnten, mußte er vor einem raschen Schritte desselben Besorgniß hegen.

Nur mit zwei Angelegenheiten von Bedeutung beschäftigte sich die Synode. Die Sache Berengars wurde in einer so wenig für ihn, wie für seine Widersacher, ehrenvollen Weise ausgetragen. Berengar ließ sich zur Beschwörung eines vieldeutigen Glaubensbekenntnisses bewegen, welches er denn doch bald wieder zurücknahm. Seine Nachgiebigkeit war besonders durch den Papst veranlaßt, der Nichts unterließ, um diesen ihn auch persönlich tief berührenden Handel zu beseitigen. Wenn Berengar trotz der Rückkehr zu seinen früheren Lehren in der Folge nicht neuen Anfechtungen unterlag, so dankte er es der Fürsorge des Papstes, der einen die Kirche schon zu lange aufregenden Theologenstreit nicht neue Nahrung gewinnen lassen wollte. Für seine Person hielt Gregor an der Mei-

nung fest, daß Berengars Lehre nicht häretisch sei; er glaubte durch die heilige Jungfrau selbst in dieser Meinung bestärkt zu sein. Er ließ es über sich ergehen, daß seine Gegner nun selbst seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen suchten.

Schwerere Sorgen, als Berengars Handel, bereiteten dem Papste die deutschen Angelegenheiten, die zu einer Entscheidung drängten. Dem Cardinal Bernhard und den Bischöfen, die mit ihm bei Rudolfs Krönung assistirt hatten und nun vor der Synode standen, konnte es nicht schwer fallen, ihr Verfahren mit Gregors eigenen Anweisungen zu rechtfertigen; die Schilderung der Verfolgungen, welche die Getreuen des heiligen Petrus von Heinrich erlitten, mußten überdies auf den Papst und die Synode einen tiefen Eindruck machen. Dagegen hatte sich Gregor von Heinrich, so sehr er ihn bisher geschont zu haben glaubte, kaum noch die Unterwürfigkeit zu versprechen, die er forderte. Das verlangte Geleit für die Legaten war ausgeblieben, und die Unterhandlungen mit den Sachsen zeigten, daß Heinrich bereits ohne Einmischung Roms die Ordnung in Deutschland herzustellen suchte. Gelang ihm dies und kam er dann über die Alpen, wo man längst seiner harrte, so mußte der Papst in die bedenklichste Lage gerathen. So groß war sein Mißtrauen, daß er öffentlich aussprach, er halte alle Versprechungen Heinrichs für trügerisch. Dennoch schien es ihm auch jetzt noch nicht an der Zeit mit dem König völlig zu brechen.

Aufs Neue drang man in den Papst und die Synode das Anathem über Heinrich zu erneuern, und es wurde förmlich hierüber verhandelt. Aber Gregor war nicht dazu zu bewegen, vielmehr nahm er die Frist an, die Heinrich für die Sendung einer neuen Gesandtschaft gestellt hatte, und setzte jede weitere Entscheidung über ihn bis auf die Pfingstwoche aus, wo abermals eine Synode in Rom gehalten werden sollte. Im Uebrigen verharrte er durchaus bei allen früheren Bestimmungen in Betreff des Convents und excommunicirte Alle, die denselben verhindert hätten oder verhindern würden. Die Boten Heinrichs mußten schwören, daß bis Himmelfahrt das versprochene Geleit eintreffen und ihr König sich dann dem Richterspruch der Legaten auf dem Convent fügen werde. Ingleichen leisteten die Gesandten Rudolfs einen Eid, daß auch er sich dem Urtheile des Convents unterwerfen würde, sei es nun, daß der Papst selbst oder dessen Legaten auf demselben erscheinen würden. Man sieht, auch der Fall wurde noch einmal ins Auge gefaßt, daß der Papst

selbst über die Alpen käme und die Entscheidung über das deutsche Reich unmittelbar in die Hand nähme.

Es könnte scheinen, als ob sich Gregors Stellung inmitten der Parteien auch jetzt noch im Wesentlichen nicht geändert habe; in Wahrheit war dem nicht so, in Wahrheit ergriff der Papst bereits entschieden für Rudolf Partei. Nicht allein daß er den Bann bestätigte, welchen der Bischof Hermann von Metz über den Herzog Theoderich und den Grafen Folkmar ausgesprochen hatte, daß er das Anathem gegen Alle schleuderte, welche die Kirchengüter der anderen vertriebenen Bischöfe an sich gerissen hatten, er erließ auch sofort ein Schreiben an Rudolf und die Sachsen mit der Aufforderung zu den Waffen zu greifen und der ausdrücklichen Zusicherung treuen Beistands; in seinem Vertrauen auf diesen Beistand sollte sich Rudolf durch keine Täuschungen Anderer beirren lassen; wenn er im Kampfe nur beharre, werde das Ende seiner Leiden nicht fern sein. Es steht hiermit im Zusammenhange, daß Gregor alsbald dem König von Ungarn an das Herz legte sich des Grafen Ekbert von Formbach und der anderen baierischen Flüchtlinge thatkräftig anzunehmen, daß er sofort Anstrengungen machte die Pataria diesseits und jenseits der Alpen wieder in das Leben zu rufen, indem er noch von der Synode ein Schreiben erließ, worin er die Messen der verheiratheten Priester zu hören verbot, daß er endlich abermals mit den schärfsten Strafen gegen die simonistischen Bischöfe der Lombardei einschritt.

Sichtlich faßte der Papst alle Mittel des Widerstands gegen Heinrich scharf in das Auge — und doch begann gerade er selbst jetzt neue Unterhandlungen mit diesem Könige und sandte neue Legaten an ihn ab, um wo möglich noch eine Verständigung zu erzielen. Sie sollten mit dem König sich über Ort und Zeit des Convents verständigen, die Einsetzung der vertriebenen Bischöfe und den Abbruch des Verkehrs mit den Gebannten von ihm fordern, im Uebrigen sich in die Angelegenheiten des Reichs nicht mischen und namentlich die Investiturfrage unberührt lassen: so lauteten ihre uns hinreichend bekannten Anweisungen. Die Träger dieser Botschaft waren der Cardinalbischof Petrus von Albano, ein einfacher Mönch, der sich im Kampfe gegen die Simonie einen Namen gemacht und dadurch seine hohe Stellung gewonnen hatte, und der Bischof Udalrich von Padua, ein eifriger Gegner Berengars, sonst ein Mann von losen Grundsätzen. Die Fürsorge für diese Legaten wurde dem Patriarchen Heinrich von Aquileja befohlen, der sich in letzter Zeit

h Unterwürfigkeit nicht geringe Gunst zu Rom gewonnen hatte.
rch Heinrich eingesetzt, hatte er Ring und Stab doch aus der Hand
Papstes genommen und ihm einen förmlichen Lehenseid geleistet.
dem so war, kannte der Papst die Beziehungen des Patriarchen
Heinrich gut genug, um zu wissen, daß er am leichtesten den neuen
uten den Zugang zu ihm eröffnen konnte. Auch versäumte man zu
n nicht andere beim Könige einflußreiche Personen zu gewinnen,
nentlich den Bischof Robert von Bamberg, der über sieben seiner Vasallen,
he unrechtmäßiger Weise Kirchenbesitzungen an sich gerissen, Be-
verde geführt hatte; sie wurden, wenn sie ihren Raub nicht auslie-
en, mit dem Bann bedroht.

So schürte der Papst mit der einen Hand das Kriegsfeuer, in der
eren erhob er die Friedenspalme. Wer glauben wollte, daß er Hein-
durch neue Unterhandlungen nur in trügerische Sicherheit habe ein-
lfern wollen, würde sich sicherlich irren. Wie sehr seine Aussichten
eine gütliche Unterwerfung Heinrichs unter die Entscheidung der rö-
chen Kirche herabgestimmt sein mochten, er hatte doch nicht alle und
Hoffnung aufgegeben. Aber man wird fragen, welche Entscheidung
für den Fall, daß diese Unterhandlungen Erfolg haben sollten, hätte
fen können. Denn augenscheinlich konnte er Rudolf jetzt nicht mehr
en lassen und auf einen freiwilligen Rücktritt Heinrichs von der Herr-
aft war bei der Lage der Verhältnisse nicht von fern zu denken. Es
gt die Vermuthung nahe, daß Gregor unter diesen Umständen eine
eilung des deutschen Reichs in Aussicht nahm, und nicht ohne Be-
mden bemerkt man, daß in seinen Schreiben aus dieser Zeit öfters von
em Sachsenreich die Rede ist und dieses sogar ausdrücklich neben dem
utschen Reiche genannt wird*). Wir wissen, daß der Papst damit
r Gedanken begegnet wäre, die sich längst in dem sächsischen Stamm
gten. Der Tag zu Forchheim hatte Deutschland zwei Könige gegeben;
limmer wäre es gewesen, wenn der Convent, welchen der Papst so eifrig
trieb, das deutsche Reich in zwei Theile für alle Folge zerrissen hätte. Ge-
ß war es ein Glück für Deutschland, daß der Convent auch jetzt unterblieb.

*) Es muß dabei erwogen werden, daß Gregor Sachsen als ein besonderes Eigenthum des heiligen Petrus nach einer angeblichen Schenkung Karls des Großen ansah.

König Heinrich war um Ostern nach Baiern zurückgekehrt und feierte zu Regensburg das Fest (24. März). Bald erfuhr er von den Vorgängen auf der Synode und daß die neuen Legaten sich schon auf dem Wege zu ihm befänden. Er vermochte den Patriarchen von Aquileja ihre Reise aufzuhalten, und sandte den Bischof Benno von Osnabrück, seinen geschicktesten Unterhändler, schleunigst nach Rom, um das Ausbleiben des zur Himmelfahrt angekündigten Geleits — der Papst hatte verlangt, daß es aus sieben Männern von hervorragender Bedeutung bestehe, — zu entschuldigen und die Pfingstsynode zu vereiteln. Als Entschuldigungsgrund konnte Heinrich anführen, daß er in einen unausweichlichen Kampf verwickelt sei, der ihn anderen Geschäften entziehe.

Der König Ladislaw von Ungarn hatte nämlich im Bunde mit dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich und den vertriebenen baierischen Grafen eine den König bedrohende Stellung eingenommen. Heinrich beabsichtigte ihm durch einen Angriff auf Ungarn zuvorzukommen, zugleich aber seine Widersacher in Schwaben durch einen Einfall zu beschäftigen. Da er den letzteren nicht selbst leiten konnte, übergab er ein aus Baiern, Ostfranken und dem Augsburgischen gesammeltes und durch die aus Churrhätien vertriebenen Herren verstärktes Heer dem Grafen Friedrich von Staufen, den er zugleich mit dem Herzogthum Schwaben belehnte und mit seiner Tochter Agnes, obwohl sie noch Kind war, verlobte.

Das Geschlecht Friedrichs war nicht von altem Ruhme, aber es zählte zu den angesehenen des schwäbischen Adels. Die nicht sehr ausgedehnten Besitzungen desselben lagen um die Alp, wo sich zwischen dem Rems- und Filsthal der Staufenberg stattlich erhebt. Der Vater des neuen Herzogs wurde Friedrich von Büren*) nach einer Burg zwischen dem Staufenberg und dem Marktflecken Lorch genannt, von der sich noch jetzt Ruinen vorfinden; er vermählte sich mit der im Elsaß reich begüterten Hildegard, und aus dieser Ehe entsprangen mehrere Kinder, welche in das Geschlecht neuen Glanz brachten. Vor Allem geschah dies durch den Sohn, welcher den Namen des Vaters trug. Er baute die Burg auf dem Staufen, nach welcher sich das Geschlecht fortan nannte**). Er wird zuerst als Graf bezeichnet, vertauschte diesen Titel aber bald ge-

*) Jetzt Wäscherschlößchen bei Wäschenbeuern.

**) Die Burg ist im Bauernkrieg zerstört worden; nur wenige Mauerreste sind noch von derselben erhalten.

mit dem herzoglichen; zugleich verband ihn das Glück mit dem
lichen Geschlecht. Nur seiner Treue und Tapferkeit konnte Friedrich
schnelle Erhebung zu danken haben. Aber so rasch gewonnene
n pflegen nicht ohne Kampf behauptet zu werden, und auch Friedrich
e mit ihnen ein mühevolles Dasein zu Theil.

Denn alsbald erhob Rudolfs Anhang einen anderen Herzog, da
olf selbst in der Ferne weilen mußte und seine Gemahlin Adelheid,
ls seine Stellvertreterin in den letzten Jahren gelten konnte, vor
em ihr peinvolles Leben beendet hatte. Ihren jungen Sohn Berch-
, dem schon früher von Heinrich die Nachfolge im Herzogthume zu-
gt war, führte Welf jetzt mit einigen anderen Großen nach Ulm,
er ihn zum Herzog wählen und ihm huldigen ließ. Nach Welfs
g erschien der Staufener mit seinem Heere vor Ulm und besetzte
Stadt, mußte aber dieselbe bald wieder räumen, als Welf mit krie-
cher Macht zurückkehrte. Um den Zähringer fester an sein Haus zu
n, vermählte ihm König Rudolf seine Tochter Agnes. Die vereinte
ht des Welfen und Zähringers schien mehr als hinreichend, um das
ommen des Staufeners niederzuhalten. Der Kampf tobte in Schwa-
um Herzog und Gegenherzog fort; besonders litten dabei die Gegen-
um Ulm und Augsburg. Schwer seufzte man über den Mißstand
Zeiten, wo man zwei Könige, zwei Herzoge und zwei Bischöfe hatte;
mußte man auch über zwei Päpste seufzen.

Indessen war König Heinrich gegen Osten gezogen und hatte die
nzen Ungarns mit seinem Heere überschritten. Zu einem offenen
npf mit Ladislaw scheint es nicht gekommen zu sein, auch wurde die
erwerfung desselben nicht erreicht. Aber erfolglos war der Zug nicht, da
rkgraf Liutpold seinem Bunde mit Ladislaw und Rudolf entsagen
ßte, und der Ungarnkönig zunächst Ruhe hielt. Um dieselbe Zeit war
Macht Boleslaws in Polen, an welcher er bisher eine Stütze gehabt
e, zusammengebrochen, und er bedurfte Zeit, um sich in seinem eigenen
ch zu schützen. Zur Pfingstzeit kehrte Heinrich nach Regensburg zurück
empfing hier die Legaten des Papstes, die mit dem Patriarchen
Alpen endlich überstiegen hatten. Sie fanden die beste Aufnahme,
der König erklärte sich abermals den Convent zu fördern bereit; er
g vor, daß Männer beider Parteien mit den Legaten eine neue Be-
chung in Fritzlar halten sollten, um über die Bedingungen desselben
Nähere zu bestimmen.

31*

Heinrichs Vorschlag fand Beifall, und abermals beschloß man in Fritzlar zu tagen. Die Legaten begaben sich dorthin und wurden vom Erzbischof von Mainz mit allen Ehren empfangen. Welf stellte sich mit den Schwaben nicht ein; angeblich weil ihm der König freies Geleit versagte. Auch Ekbert von Meißen und seine Freunde fehlten, da um diese Zeit Herzog Boleslaw von Böhmen einen Versuch machte, sich in den ihm früher zugetheilten Marken festzusetzen*). Dieser Angriff machte Ekbert, seine Schwiegermutter Adela und ihre ganze Sippe bedenklich, und sie sannen bereits auf einen Vergleich mit Heinrich. Die von Rudolfs Seite zu Fritzlar erschienen waren, zeigten sich aus diesen und anderen Gründen von Mißtrauen erfüllt und erklärten sich erst dann auf weitere Verhandlungen einlassen zu können, wenn Heinrich ihnen durch Geißeln und eidliche Versprechungen genügende Sicherheit böte; sie selbst seien bereit ihm gleiche Bürgschaften zu stellen. Die Gegenpartei weigerte sich Zusicherungen zu geben, von denen vorauszusehen war, daß sie der König nicht billigen würde. Aber die Legaten drangen darauf, und man gab ihnen endlich nach; wohl um so eher, als die neue Zusammenkunft, die auf die Mitte des August anberaumt war, zu Würzburg, einer Heinrich ganz ergebenen Stadt, stattfinden sollte.

Um die bestimmte Zeit zog Heinrich selbst, von den Legaten, vielen Bischöfen und einem stattlichen Heere begleitet, nach Würzburg. Geißeln hatte er nicht gestellt, und die Sachsen erschienen, wie zu erwarten stand, deshalb nicht auf dem Tage; sie sandten dagegen Botschaft nach Rom, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und die Legaten anzuklagen, deren Zusammenhalten mit Heinrich sie mit Besorgniß erfüllte. Jetzt schob Heinrich alle Schuld, daß die Friedensverhandlungen vereitelt seien, auf Rudolf und die Sachsen und verlangte, daß die Legaten sofort über sie als Ungehorsame gegen die Befehle des Papstes den Bann verhängen sollten. Er meinte, daß sie dazu mindestens gleich berechtigt wären, wie früher der Cardinal Bernhard zu dem unter ähnlichen Umständen eingeschlagenen Verfahren, und wollte Gleiches mit Gleichem vergolten wissen. Aber die Legaten weigerten sich hartnäckig, so weit ihre Aufträge zu überschreiten.

Mit einer Kriegesmacht war Heinrich ausgezogen und traf nun Anstalten, sogleich die Sachsen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Rudolf war zu einem Kampfe nicht hinreichend gerüstet, zog aber dem an-

*) Vgl. S. 312.

rückenden Feind entgegen. Auf einen Zusammenstoß mit demselben konnte er es nicht ankommen lassen: deshalb wandte er sich alsbald an die weltlichen Fürsten in Heinrichs Lager mit dem Begehren, die Waffen ruhen zu lassen, um die Sache in Güte auszutragen; er sei entschlossen unter erträglichen Bedingungen auf den Convent einzugehen und wolle sich jeder Entscheidung des Papstes gern unterwerfen. Rudolfs Worte fanden Gehör. Die weltlichen Fürsten an Heinrichs Seite drangen auf einen Waffenstillstand. Der König widerstrebte, noch mehr die Bischöfe, aber ihr Widerstand brach sich an den Legaten, die beiden Theilen vom Kampfe abzustehen geboten. Ein Waffenstillstand, wie es scheint auf unbestimmte Dauer, wurde von den Fürsten geschlossen; während desselben sollten abermals Vertrauensmänner von beiden Seiten zusammentreten, um Zeit und Ort des Convents zu bestimmen. Die Heere zogen ab; Rudolf kehrte im October nach Sachsen, Heinrich nach Baiern zurück.

Von der Zusammenkunft der Vertrauensmänner, von dem Convent ist dann nicht mehr die Rede gewesen; wohl auf beiden Seiten war man endlich des unseligen Spieles müde, in welches man durch die Forderungen des Papstes immer von Neuem verwickelt wurde. Auch die Legaten desselben mußten die Ueberzeugung gewinnen, daß sie ihre Aufträge nimmermehr ausführen könnten. Sie zogen im Herbste ohne Dank, aber nicht ohne Lohn über die Alpen heimwärts; denn beide Parteien hatten das Gold nicht geschont, um sich Vortheile zu gewinnen. Der Patriarch blieb am Hofe Heinrichs zurück; er war bereits ganz in dessen Interesse gezogen.

Noch immer glaubte der Papst mit den Mitteln der Politik den Streit schlichten zu können. Schon bald nach der Fastensynode hatte der Herzog Theoderich von Oberlothringen ihm durch die Markgräfin Mathilde seine Dienste angeboten, um einen ihm günstigen Frieden mit dem Könige zu vermitteln; der Papst mußte dieses Anerbieten, da es von einem Manne kam, den er vor Kurzem noch excommunicirt hatte, zurückweisen. Dagegen fand Benno von Osnabrück, als er nach Rom kam, dort keine ungünstige Aufnahme; die Entschuldigungsgründe, die er geltend machte, gewannen Anerkennung. Die Pfingstsynode unterblieb, das Strafverfahren gegen Heinrich wurde vertagt. Von der neuen Legation versprach sich der Papst die besten Erfolge. Die Bemühungen des Patriarchen belohnte er durch ein Dankschreiben vom 16. Juni und durch die Verleihung von Ehrenbezeugungen; zu derselben Zeit wies er die

Legaten aufs Neue an, das Investiturverbot Heinrich gegenüber nicht in Erwägung zu bringen und nur ihre besonderen Aufträge im Auge zu behalten. Inzwischen drangen Rudolf und die Sachsen immer heftiger in den Papst die Excommunication Heinrichs zu erneuern. Wir besitzen ein langes Schreiben, worin sie alle Gründe für die Nothwendigkeit der Excommunication erörtern; wahrscheinlich war es für jene vereitelte Pfingstsynode bestimmt, deren eben erwähnt ist. Sie erreichten damit so wenig etwas vom Papste, wie mit den Klagen, welche sie dann gegen das auffällige Benehmen seiner Legaten erhoben. Allerdings sprach er in einem Schreiben vom 1. October sein Bedauern aus, wenn die Legaten ihre Vollmachten überschritten haben sollten, und forderte die Getreuen des heiligen Petrus auf sich in dem begonnenen Kampf dadurch nicht beirren zu lassen: aber bestimmte Schritte gegen Heinrich vermied er auch jetzt noch und rechtfertigte sein Zögern mit der fast einmüthigen Geneigtheit der Italiener zu Heinrichs Sache, mit den Vorwürfen zu großer Härte und Lieblosigkeit, die er sogar an seiner Seite vernehmen müsse.

So zögerte Gregor, bis seine Legaten zurückkehrten. Zuerst erschien Udalrich von Padua in Rom allein; er hatte Petrus, den anderen Legaten, auf der Reise zurückgelassen. Seine Mittheilungen waren Heinrich durchaus günstig; er bürdete die Schuld, daß der Convent nicht zusammentreten könne, vor Allen den Sachsen auf. Aber ein Mönch, der als Rudolfs Abgesandter in Rom verweilte, trat ihm entgegen; Petrus wurde darauf beschieden, verhört und seine Aussagen richteten sich gegen Heinrich. Wie der Papst auch über die Thätigkeit seiner Legaten nun denken mochte, er mußte endlich begreifen, daß er auf dem bisher eingeschlagenen Wege zu keinem anderen Ziele gelangen könne, als die Entscheidung ganz aus den Händen zu verlieren; griff er nicht bald ein, so schlichteten die Fürsten Deutschlands ohne Rom den verderblichen Streit oder ein glücklicher Waffengang machte einen der beiden Könige vollständig zum Herrn des Reichs.

Und schon dachte Heinrich an eine große Heeresfahrt nach Sachsen und knüpfte Verbindungen dort mit Allen an, deren Treue gegen Rudolf zu wanken schien. Kaum von einem Streifzug in die schwäbischen Gegenden zurückgekehrt, begab er sich um Weihnachten nach Franken und feierte das Fest in Mainz. Um ihn sammelte sich hier ein Heer von Baiern, Franken und Schwaben, welche der Staufener führte, von Böhmen unter Herzog Wratislaw, und selbst aus dem fernen Burgund; auch der Patriarch von

Aquileja war und blieb in der Nähe des Königs. Mitten im Winter brach Heinrich mit diesem Heere auf, zog durch Hessen und überschritt die Grenzen Thüringens. Er hoffte Rudolf unvorbereitet zu finden, sah sich aber in dieser Hoffnung getäuscht.

Auch Rudolf hatte längst mit Eifer gerüstet und ein stattliches Heer aus Sachsen zusammengebracht. Freilich verweigerten ihm Manche jetzt den Dienst, die noch bei Melrichstadt für ihn in den Kampf gezogen waren. Die Billinger hatten sich schon mit Heinrich vertragen; Adela und der Markgraf Ekbert dachten nur an einen vortheilhaften Frieden; Ekbert folgte wohl dem Heere, aber lediglich um den rechten Moment zu wählen, wo er Rudolf verlassen könne. Auch Dietrich, der Sohn des Grafen Gero von Brena, sagte sich alsbald von dem Gegenkönige los, und mit ihm einige andere Herren, wie Wiprecht von Groitsch. Dennoch hatte Sachsen Rudolf noch große Streitkräfte gestellt; mit einer bedeutenden Macht zog er seinem Widersacher nach Thüringen entgegen, bis er dessen Heer vor sich sah. Im Angesicht desselben zog er sich dann wieder bis gegen die sächsischen Grenzen zurück; er wollte die schlimmen Thüringer nicht abermals, wie bei Melrichstadt, im Rücken haben.

Heinrichs Schaaren ergossen sich nun verheerend über Thüringen; besonders hatten sie es auf die Besitzungen des Mainzer Erzbischofs abgesehen. Erfurt wurde in Brand gesteckt; zwei Kirchen dort eingeäschert, in deren Flammen auch zahlreiche Flüchtlinge den Untergang fanden. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg sprachen über Heinrich und seine Anhänger als Tempelschänder aufs Neue den Bann aus. Erst in der Nähe der Unstrut wenig oberhalb der Stelle, wo Heinrich den Sieg bei Homburg erfochten hatte, auf halbem Wege zwischen Mühlhausen und Langensalza unfern des Dorfs Dorla fand Heinrich den Feind in fester Stellung, einen Kampf erwartend; er bezog darauf in der Nähe bei dem Dorfe Flarchheim ein Lager. Zwischen beiden Heeren floß ein kleiner Bach, dessen Rand sich auf der Seite nach Dorla zu steil erhob. Hier hatte Otto von Nordheim Fuß gefaßt; denn er wollte zuerst dem Feinde entgegentreten, und man erwartete, daß Heinrich zunächst den Uebergang über den Bach erzwingen würde.

Kein Zweifel kam bei Heinrich auf, daß er jetzt den Feind angreifen müsse; nur wollte er den Kampf nicht da annehmen, wo er ihm angeboten wurde. Er umging den Bach und erschien plötzlich im Rücken des sächsischen Heeres. Rudolf ließ Otto auffordern, schnell seine Stel-

lung zu ändern und der bedrängten Nachhut zur Hülfe zu eilen. Es bedurfte einiger Zeit, ehe Otto die nothwendige Schwenkung ausführen konnte; inzwischen hatten Heinrichs Ritter die Nachhut zersprengt und waren schon bis zu den Schaaren, welche Rudolf selbst befehligte, vorgedrungen. Ein furchtbares Gemetzel entstand; die Schrecken desselben vermehrte, daß sich ein Wirbelwind erhob und so dichten Staub aufwühlte, daß man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte. Besonders hitzig drangen die Böhmen vor; Herzog Wratislaw kam bis in Rudolfs Nähe und gewann dessen Königslanze, ein kostbares Beutestück, welches sich in der Folge die böhmischen Herzöge bei feierlichen Gelegenheiten vortragen ließen. Heinrichs Schaaren waren entschieden im Vortheil, bis der Kampf plötzlich eine andere Wendung gewann; wie es scheint dadurch, daß sich Otto noch rechtzeitig mit den Seinen in das Waffengetümmel mischen konnte. Die Schaaren Heinrichs stoben plötzlich auseinander; die sich eben noch Sieger geglaubt hatten, dachten alsbald nur an Flucht. Es war ein Wintertag (27. Januar 1080), an dem so zum zweiten Male die Könige ihre Waffen maßen; erst am Nachmittag hatte die Schlacht begonnen, und in kaum einer Stunde war sie entschieden. Rudolf behauptete das Schlachtfeld und hatte volles Recht sich des Sieges zu rühmen.

Auf beiden Seiten war viel Blut geflossen. Von den Böhmen allein sollen über dreitausend Mann auf dem Kampfplatz geblieben sein, unter ihnen der Burggraf von Prag; auch von seinen deutschen Leuten verlor Heinrich nicht wenige. Rudolfs Verlust scheint etwas geringer gewesen zu sein; der vornehmste Mann, der in seinem Heere fiel, war der Burggraf Maginfred von Magdeburg. Er hatte einst den Aufruhr der Sachsen gegen den König schüren helfen, sich dann aber vom weltlichen Leben zurückgezogen. Nachdem er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem aufgegeben, war er in ein Kloster getreten; hier ergriff ihn von Neuem die Lust zum Kriegshandwerk, er warf die Kutte ab und eilte in den Kampf, um mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Nach der Schlacht war Heinrich in sein Lager zurückgekehrt, aber er fand es von den Sachsen, die während des Kampfs über den Bach gegangen waren, geplündert und die Schildknappen und Troßbuben, die er zum Schutz zurückgelassen hatte, erschlagen. Unverzüglich trat er selbst den Rückzug an und suchte, vom Grafen Ludwig von Thüringen unterstützt, schleunigst die hessischen Grenzen zu erreichen. Ihm folgte alsbald

sein Heer, wurde aber am Hörselpaß von den nachfolgenden Sachsen, welche die Wartburg — sie wird damals zuerst genannt — besetzt hatten, noch einmal angegriffen. Die Sachsen machten bei diesem Ueberfall reiche Beute; namentlich kam das kostbare Geräth, welches der Patriarch mit sich führte, in ihre Hände. Die Reste des Heeres entließ Heinrich in Hessen und kehrte dann durch Ostfranken nach Regensburg zurück; sein Plan, in Sachsen einzudringen, war gescheitert, und die erlittene Niederlage konnte sich ihm, dessen Schicksal wesentlich noch immer auf kriegerischen Erfolgen beruhte, noch weiter sehr fühlbar machen.

Aber trotz seines Sieges war auch Rudolfs Lage in Sachsen keine gefahrlose; Heinrich zählte dort bereits zu viele offene und noch mehr stille Anhänger. Bald mußte Rudolf gegen abtrünnige Bundesgenossen sein Heer wenden, namentlich gegen den Markgrafen Ekbert, Adela und ihren Anhang. Diese wußten, was ihnen drohte, und hatten ihre Burgen befestigt. Rudolf machte ihnen jedoch ihre Vasallen abwendig, nahm ihnen ihre Güter und Lehen und vertheilte sie unter seine Freunde. So schien sich seine Stellung in Sachsen doch nach Kurzem wieder leidlich zu befestigen; er fand bald wieder ein Heer zur Fortsetzung des neubegonnenen Kampfes.

Die Nachricht von dem zweiten Waffengange der Könige durchlief die Welt, als zu Rom die Vorbereitungen zu der neuen Fastensynode getroffen wurden. Heinrich sandte zu derselben den Erzbischof Liemar von Bremen und den Bischof Robert von Bamberg in Begleitung mehrerer Kleriker ab. Sie nahmen große Geldsummen mit sich, um die Meinung in Rom für Heinrichs Sache zu gewinnen. Auch Udalrich von Padua, bereits ganz in Heinrichs Interesse gezogen, machte sich mit einem Schatz auf den Weg, um auf dem ihm wohlbekannten Boden für seinen König damit zu wirken. Aber sein Geld wurde ihm zum Verderben; ein hochgeborner Wegelagerer überfiel, beraubte und tödtete ihn. Die beiden anderen Bischöfe kamen nach Rom, und ihre Aufträge lauteten bestimmt genug: sie sollten nicht sowohl ihren König rechtfertigen, wie die Bannung Rudolfs verlangen und, wenn der Papst länger zögere, ihm mit Absetzung drohen. Für diesen Fall waren sie bereits angewiesen sich mit den lombardischen Bischöfen über die Wahl eines neuen Papstes zu verständigen. Heinrich durchschaute, daß man zu Rom unter dem Schein der Friedensverhandlungen seine Widersacher zu ermuthigen

nicht abließ, und wollte nun endlich dem Doppelspiel päpstlicher Politik, welches ihm kaum noch einen Vortheil verhieß, ein Ziel setzen.

Nicht minder drangen die Sachsen auf eine Entscheidung des Papstes. Gleich nach der Schlacht hatte Rudolf einen Boten mit der Siegesnachricht nach Rom gesendet. Kurze Zeit darauf richteten seine Anhänger ein Schreiben an den Papst, worin sie neue Beschwerden über die geringe Unterstützung ihrer Sache vom Stuhle Petri erhoben; Gott aber, erklärten sie, habe sich Rudolfs angenommen und ihm den Sieg verliehen; der Papst möchte endlich nach so vielen Täuschungen ablassen weiter Geleit von Heinrich und seinen Genossen zu verlangen. „Eure Herüberkunft zu uns," heißt es in dem Schreiben, „wäre uns ebenso erwünscht, wie sie nothwendig ist: aber wir wissen sicher, jene werden euch niemals in unser Land kommen lassen, ohne sichere Bürgschaften, daß ihr ihre Sache nach ihrem Gefallen, nicht nach dem Rechte unterstützt. Die Welt ist voll zahllosen Jammers, und der Streit, der von euch begonnen und auf euer Geheiß eröffnet ist, wird durch euch und eure Decrete nicht mehr beigelegt werden, sondern ist bereits der Entscheidung durch das Schwert anheimgegeben. Darum bitten wir und beschwören wir euch bei dem Namen des Herrn, daß ihr nun mit euren Schmeichelworten und Vertröstungen aufhört, daß ihr euch mit dem Eifer der Gerechtigkeit umgürtet und wenn nicht um unsertwillen, so doch wegen der Ehre des apostolischen Stuhls das Verfahren eures Legaten bestätigt, so daß ihr durch euer Wort und durch Ausschreiben nach allen Seiten unzweideutig kundthut, woran man sich bei dieser Spaltung der Kirche zu halten habe. Wäre dies längst geschehen, so hätte gewiß die Partei der Ungerechtigkeit schon so sehr an Kraft verloren, daß sie weder euch noch uns schaden könnte. Stehet davon ab, über ausgemachte Dinge unbestimmte und zweideutige Erklärungen abzugeben, die bisher uns nur in soweit zu begünstigen schienen, als ihr dadurch euch die Feinde nicht erbittertet. Sicher ist, daß ihr die euch anvertraute Kirche aus ihrem Elend nur dann retten könnt, wenn ihr euch ihrer Feinde Feindschaft zu tragen entschließt." Die Rücksichten auf die Italiener, welche der Papst in seinem letzten Erlaß geltend gemacht hatte, wollten die Sachsen offenbar nicht anerkennen, und ihre Gesandten, welche zur Fastensynode nach Rom kamen, werden eine noch entschiedenere Sprache geführt haben, als sich in diesem Schreiben findet.

Der Papst mußte endlich aus seiner zuwartenden Haltung treten.

wenn er nicht mit beiden Parteien in Deutschland völlig zerfallen, auf die Entscheidung der Dinge dort allen Einfluß verlieren wollte. Es war ganz richtig, wenn die Sachsen sagten, daß sich Heinrich nie auf einen Friedensconvent einlassen würde, wenn man nicht Sicherheiten für einen ihm günstigen Ausfall böte. Aber nicht minder ist sicher, daß auch sie allen Maßregeln des Papstes sich widersetzten, wenn dadurch die Wahl von Forchheim gefährdet schien, und daß sie einem Heinrich günstigen Spruch des Papstes oder seiner Legaten sich nimmer gefügt haben würden. Wozu anders hatte das verworrene Spiel einer zweideutigen Politik geführt, als daß Ströme deutschen Blutes vergeblich flossen und die Kräfte unseres Volks sich im inneren Kriege aufrieben? Das war das Ergebniß dieser endlosen und verwickelten Negotiationen des römischen Oberpriesters, die nicht einmal ihm selbst den erwarteten Vortheil gewährten. Die Fäden, die er immer feiner gedreht hatte, zerrissen endlich in seiner Hand. Er, der das deutsche Reich seinem freien Urtheilsspruche unterwerfen wollte, mußte den rechtmäßigen König aufgeben, mit dem er so lange ein Abkommen zu treffen versucht hatte, er mußte, wenn er nicht ganz verlassen sein wollte, die Sache des Gegenkönigs und seiner Partei ergreifen. Die Bahn, auf der er bisher gewandelt hatte und ferner wandeln wollte, mußte er verlassen. Aber er that entschlossen den unvermeidlichen Schritt. Muthig betrat er den neuen Lebensweg, obwohl er ihn in das Verderben führte, immer weiter von dem Ziele entfernte, welches einem Kirchenfürsten gesteckt ist.

Es ist ein trauriges Capitel der deutschen Geschichte, welches wir hier behandelt haben, doch ist das Studium desselben nicht unnützlich. Selten ist so deutlich zu Tage getreten, wie thöricht das deutsche Volk handelt, wenn es sich zum Spielball römischer Politik hergiebt.

3.

Große Spaltung in Kirche und Reich.

Erneuerung des Banns über Heinrich IV.

Die Fastensynode versammelte sich zu Rom in den ersten Tagen des März. Fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe, eine große Zahl Aebte und Kleriker hatten sich zu derselben eingefunden; es waren meist Italiener und Franzosen. Mit großer Festigkeit trat der Papst in der Synode auf; nie war er kampfbereiter erschienen. Die Jungfrau Maria selbst soll ihn in einem Gesicht aufgefordert haben, mit der Erneuerung des Banns gegen den Widersacher der Kirche nicht länger zu zögern.

Zunächst ging der Papst in den Maßregeln gegen die Investitur rücksichtslos weiter; zum erstenmal wurden jetzt auch diejenigen, welche die Investitur ertheilten, Kaiser, Könige, Herzöge, Grafen und die anderen weltlichen Gewalten, wenn sie bei dem Brauche beharrten, mit dem Bann bedroht. Eine andere kaum minder wichtige Bestimmung für die Besetzung der geistlichen Aemter wurde veröffentlicht: sie sollte unter Beaufsichtigung und mit Zustimmung des apostolischen Stuhls oder des Metropoliten durch freie Wahl des Klerus und der Gemeinde erfolgen; wenn aber die Wähler durch weltliche Interessen sich leiten ließen, sollten sie ihr Recht verlieren und die Besetzung der Stelle dem apostolischen Stuhl oder dem Metropoliten zufallen.

Dann wurde eine Reihe von Strafurtheilen erlassen. Die Erzbischöfe von Mailand, von Ravenna und von Narbonne, wie den Bischof von Treviso traf aufs Neue der Bann. Auch den Normannen wurde diese Strafe abermals angedroht, wenn sie weiter in den Ländern des heiligen Petrus um sich griffen, namentlich im Herzogthum Spoleto, in der Mark von Fermo und im Beneventanischen. Dennoch zeigte der Papst gegen diese aufsässigen Vasallen des apostolischen Stuhls jetzt mehr Rücksicht, als bisher; er wußte, daß er sich nach ihrem Beistande bald werde umsehen müssen.

Endlich und vor Allem wurde die Sache Heinrichs verhandelt. Gegen ihn traten die Gesandten Rudolfs mit den schwersten Anklagen

vor der Synode auf. „Im Auftrage des Königs Rudolf und seiner Fürsten," sagten sie, „klagen wir Gott und dem heiligen Petrus, dem apostolischen Vater und dem gesammten hochheiligen Concil, daß jener Heinrich, den ihr kraft eures apostolischen Berufs des Reichs entsetzt habt, dasselbe gegen euer Verbot gewaltthätig an sich gerissen, Alles mit Feuer und Schwert verwüstet, Erzbischöfe und Bischöfe aus ihren Sitzen mit gottloser Grausamkeit verjagt und ihre Güter seinen Helfershelfern zu Lehen gegeben hat. Durch seine Tyrannei kam der Erzbischof Wezel von Magdeburg frommen Andenkens um das Leben, und den Bischof Adalbert von Worms martert er gegen den Befehl des apostolischen Stuhls noch heute im Kerker. Viele Tausende sind durch seine Anhänger getödtet, zahlreiche Kirchen nach Entwendung der Reliquien eingeäschert und völlig zerstört worden. Unberechenbare Frevel hat dieser Heinrich gegen unsere Fürsten begangen, weil sie wider den Befehl des apostolischen Stuhls ihm nicht als König gehorsamen wollten, und der Convent, welchen ihr zur Ermittelung der gerechten Sache und zur Friedensstiftung im Reiche angeordnet hattet, unterblieb nur durch die Schuld Heinrichs und seiner Genossen. Deshalb bitten wir demüthig um die Gnade, daß ihr die dem verruchten Kirchenräuber gebührende Strafe zu verhängen, um unsret- oder vielmehr um der heiligen Kirche willen nicht weiter unterlaßt."

Auch Heinrichs Gesandte erschienen vor der Synode. Wie ihnen der Papst aber vorher schon jedes Gehör verweigert hatte, wollte man sie auch hier nicht zu Wort kommen lassen. Wieviel sich gegen die Anklage der Sachsen einwenden ließ, man verwehrte ihnen jede Einrede. Sie beriefen sich auf die kanonischen Bestimmungen, welche eine mehrmalige Vorladung des Angeklagten verlangten, um ihm die Möglichkeit der Rechtfertigung zu geben; der Papst selbst hatte sich früher mehrfach auf diese Bestimmungen bezogen, jetzt wollte er von ihnen Nichts hören. Man drohte den Bischöfen von Bremen und Bamberg mit den Schwertern, wenn sie den Zorn der Versammlung ferner reizen würden. So unterließen sie dem Papste die Absetzung anzukündigen, wenn er ihrem Könige aufs Neue an die Krone greifen würde; das Schicksal, welches Roland hier vor vier Jahren erlitten hatte, stand ihnen vor Augen.

Was geschehen mußte, geschah. Am Schluß der Synode — er erfolgte am 7. März — erneuerte der Papst den Bannfluch gegen Heinrich und schleuderte ihn zugleich gegen alle Anhänger des Königs. In

der eigenthümlichen Form eines Gebets an die Apostelfürsten sprach er das Anathem über den König aus und ergriff zugleich von der Weltherrschaft, die ihm mit der Herrschaft über die Kirche als Nachfolger des heiligen Petrus gebühre, in feierlichster Weise Besitz. Nie hat Gregor die schrankenlose Gewalt, die er auf Erden beanspruchte und die das Kaiserthum mit dem Papstthum gleichsam verbinden mußte, offener vor der Welt in Anspruch genommen. Indem er dies that, glaubte er zugleich seinen ganzen Lebenslauf darlegen zu müssen, damit darüber kein Zweifel bleibe, daß er nie nach eigener Ehre gestrebt habe, sondern in allen seinen Handlungen nur dem Gebot der Apostel gefolgt sei, daß er auch jetzt nicht nach seines Herzens Gelüsten, sondern in Vollmacht der Apostel handle.

„Heiliger Petrus," hub Gregor an, „du Fürst der Apostel, und du Lehrer der Völker, heiliger Paulus, neiget eure Ohren, ich bitte euch, zu mir und höret mich gnädig an. Weil ihr die Schüler und Jünger der Wahrheit seid, so steht mir bei, daß ich vor euch ohne alle Falschheit, die ihr verabscheut, die Wahrheit rede, auf daß meine Brüder so williger mir beipflichten und klar erkennen, daß ich, nur auf euch nächst Gott und seiner Mutter der Jungfrau Maria vertrauend, den Bösen Widerstand leiste, euren Getreuen aber Beistand gewähre. Denn ihr wißt, daß ich nicht gern in den heiligen Stand getreten, wider meinen Willen einst mit Papst Gregor über die Alpen gezogen, aber noch widerwilliger mit Papst Leo, meinem Herrn, zu eurer eigenen Kirche zurückgekehrt bin, wo ich euch jedoch nach dem Maß meiner Kräfte gedient habe. Dann bin ich nur mit dem höchsten Widerstreben, unter Schmerzen, Seufzern und Klagen, ein ganz Unwürdiger, auf euren Thron erhoben worden. So habe ich nicht euch, sondern ihr habt mich erwählt und die schwere Bürde eurer Kirche auf meine Schultern gelegt; ihr habt mir geboten auf einen hohen Berg zu steigen und laut zu verkündigen dem Volke Gottes ihr Uebertreten und den Söhnen der Kirche ihre Sünde *). Es begannen sich aber gegen mich die Glieder des Satans zu erheben und suchten, nach meinem Blute verlangend, ihre Hände an mich zu legen. Es standen auf die Könige im Lande, die Fürsten der Welt und der Kirche, wie die Leute am Hofe und auf den Gassen rathschlagten mit einander wider den Herrn und euch, seine Gesalbten

*) Jesaias 58, 1.

d sie sprachen: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen
: Joch;" *) auf alle Weise traten sie mir feindlich entgegen, um mich
rch Tod oder Verbannung aus dem Wege zu räumen. Besonders
)ob den Stachel gegen eure Kirche jener Heinrich, den sie einen Kö-
g nennen, der Sohn Kaiser Heinrichs; er verschwor sich mit vielen
schöfen jenseits der Alpen und in Italien, um mich zu stürzen und
) die Kirche zu unterwerfen. Aber eure Gewalt widerstand seinem
ochmuth, eure Macht warf ihn zu Boden. Denn tief erniedrigt kam
in der Lombardei zu mir und bat um Lösung vom Banne. Da ich
ı in seiner Erniedrigung sah und er mir viele Versprechungen gab
n Leben zu bessern, nahm ich ihn wieder in die Gemeinschaft der
rche auf, ohne ihn jedoch in das Reich, dessen ich ihn auf einer rö-
schen Synode entkleidet hatte, wieder einzusetzen, und ohne zu gebie-
., daß diejenigen, die ihm den Treueeid geleistet hatten oder leisten
lten, nachdem ich sie auf derselben Synode von diesem Eide entbunden,
ı fortan, wiederum halten sollten. Und dies unterließ ich, um den
reit zwischen ihm und jenen Bischöfen und Fürsten jenseits der Alpen,
ihm auf Befehl eurer Kirche widerstanden, nach dem Rechte ent-
eiden oder den Frieden vermitteln zu können, wie mir dies Hein-
h selbst eidlich durch zwei Bischöfe zugestanden hatte. Die erwähnten
ischöfe und Fürsten jenseits der Alpen verzweifelten aber an ihm, als
: vernahmen, daß er die mir gegebenen Versprechungen nicht halte,
ıd wählten ohne meinen Rath — ihr seid meine Zeugen — den Her-
g Rudolf zu ihrem Könige. Eiligst schickte darauf König Rudolf zu
ir einen Boten und zeigte mir an, daß er gezwungen die Regierung
:s Reichs übernommen, aber bereit sei mir in allen Stücken zu gehor-
men. Zu größerer Sicherheit wiederholte er diese Zusage immer aufs
eue und erbat sich auch seinen Sohn und den Sohn seines Getreuen
erzog Berchtholds als Geißeln zu stellen, um sein Versprechen so zu
rbürgen. Inzwischen begann Heinrich mit Bitten in mich zu dringen,
ıß ich ihm gegen Rudolf meinen Beistand liehe. Ich gab ihm zur
ntwort, daß ich es gern thun würde, nachdem ich ihrer Beider Recht-
rtigung gehört und erfahren hätte, auf wessen Seite das größere Recht
. Er aber meinte mit eigener Kraft seinen Widersacher überwinden
können und achtete nicht meiner Antwort. Erst als er inne wurde,

). Psalm 2, 2. 3.

daß er nicht, was er gehofft hatte, durchzusetzen vermöge, kamen die beiden Bischöfe von Verdun und Osnabrück, die ihm anhingen, nach Rom und baten vor einer Synode im Namen Heinrichs, daß ich die Sache nach dem Rechte entscheiden möchte, und auch die Gesandten Rudolfs willigten hierein. Darauf bestimmte ich unter Gottes Eingebung, wie ich glaube, in derselben Synode, daß jenseits der Alpen ein Convent gehalten werden solle, um so entweder einen Frieden aufzurichten oder wenigstens zu ermitteln, wer von Beiden die gerechtere Sache habe. Denn ich wollte — ihr, meine Väter und Herren, seid mir dessen Zeugen — bis auf den heutigen Tag nur allein die Partei unterstützen, für welche die Gerechtigkeit sprach. Und weil ich meinte, daß der minder berechtigte Theil den Convent, wo das Recht zur Entscheidung kommen mußte, zu hindern suchen würde, excommunicirte und bannte ich Jedermann, der sich, ob König, Herzog, Bischof oder wer sonst, dem Convent auf irgend eine Weise widersetzen sollte. Heinrich aber, ohne vor der Gefahr des Ungehorsams, der Abgötterei ist *), zurückzubeben, hinderte den Convent, brachte dadurch die Excommunication auf sein Haupt und band sich mit den Banden des Fluchs; überdies ließ er eine große Zahl Christen hinschlachten, Kirchen zerstören und gab fast das ganze Reich der Zerstörung Preis. Deshalb schließe ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und das Erbarmen Gottes und seiner liebreichen Mutter der Jungfrau Maria, gestützt auf euer Ansehen, jenen Heinrich, den sie König nennen, und alle seine Anhänger von der Kirchengemeinschaft aus und binde sie mit den Banden des Fluchs; zum zweitenmal untersage ich ihm die Regierung Deutschlands und Italiens im Namen des allmächtigen Gottes und in eurem Namen, entziehe ihm jede königliche Macht und Gewalt, gebiete, daß ihm kein Christ als einem Könige gehorche, und Alle, die ihm als dem Herrn des Reichs geschworen haben oder noch schwören werden, spreche ich von ihrem Eide los. In jedem Kampfe unterliege Heinrich fortan mit den Seinen, und nie kröne hienieden seine Waffen der Sieg! Damit aber Rudolf, welchen die Deutschen in treuer Gesinnung gegen euch zum König erwählt haben, das deutsche Reich bewahren und regieren könne, gebe, gewähre und verleihe ich in eurem Namen allen denen, die getreulich zu ihm halten, Erlaß aller ihrer Sünden und spende ihnen im Vertrauen auf euch euren Segen für dieses

*) 1. Buch Samuelis 15, 23.

und für das zukünftige Leben. Denn mit gleichem Recht, wie Heinrich wegen seines Hochmuths, seines Ungehorsams und seiner Falschheit der königlichen Würde entsetzt wird, wird Rudolf wegen seiner Demuth, seines Gehorsams und seiner Wahrhaftigkeit die königliche Macht verliehen. Und so laßt nun, ihr hochheiligen Väter und Fürsten, alle Welt klar erkennen, daß ihr, wenn ihr im Himmel binden und lösen könnt, so auch auf Erden Kaiserthümer und Königreiche, Fürstenthümer und Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, jeden Besitz Jedermann nach Verdienst zu geben und zu nehmen vermögt. Denn oft habt ihr Patriarchate und Primate, Erzbisthümer und Bisthümer den Bösen entrissen und den Frommen gegeben: und wenn ihr über Geistliches richtet, wieviel mehr müßt ihr nicht über Weltliches Macht besitzen! Wenn ihr über die Engel, die über die hoffährtigen Fürsten gebieten, richten werdet*), was vermögt ihr erst über die Knechte jener? Die Könige und alle Fürsten der Welt mögen nun erfahren, was ihr seid und was ihr vermögt, und fortan sich euren Befehl zu verachten scheuen. Vollziehet schnell an jenem Heinrich euer Gericht, damit Jedermann erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht untergeht, wo möglich zu seiner Buße, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn!" **)

So sprach der Papst, und seine Worte wurden sogleich niedergeschrieben, um in alle Welt verbreitet zu werden. Kaum giebt es Merkwürdigeres, als diese Rede, die Gebet, Geschichtserzählung und Urtheilsspruch in Einem ist, in welcher sich die persönliche Rechtfertigung des Papstes mit der offnen Proclamation der Allgewalt des Nachfolgers und Stellvertreters Petri seltsam verbindet. Staunenswerth ist die Mischung nüchterner Reflexion mit höchster Erstase. Schwer wird man sich entscheiden, ob die parteiische Darlegung der Streitigkeiten mit Heinrich, in welcher fast mehr verschwiegen als gesagt ist, kluger Berechnung oder unfreiwilliger Täuschung zuzuschreiben ist. Berechnet genug freilich erscheint es, wenn Heinrich Deutschland und Italien abgesprochen, Rudolf dagegen nur als deutscher König anerkannt wird; Gregor wußte nur zu gut, wie die Anhänger Rudolfs jedes seiner Worte zu wiegen pflegten. Aber dann meint man am Schluß die Worte eines Propheten zu vernehmen, dem die Gerichte Gottes vor Augen liegen. Gregor erwartet,

*) 1 Kor. 6, 3.
**) 1 Kor. 5, 5.

daß die Apostel alsbald ihre Macht beweisen und den Ungehorsame zu Boden strecken werden; des Sieges sicher, sieht er auf den Feind hera, der eine Macht anzugreifen wagt, die über Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und die Besitzungen aller Menschen verfügt. In derselbe Siegesgewißheit verkündigte er am Tage nach Ostern, als er in de Peterskirche den Bann erneuerte, den nahen Untergang Heinrichs; wär dieser, sagte er, nicht bis zum Peter- und Paulstage (29. Juni) tod oder entsetzt, so solle Niemand fortan seinen Worten Glauben schenken.

Eins vor Allem war klar, daß der Papst sich jetzt jede Möglichkeit einer Aussöhnung mit Heinrich abgeschnitten hatte, daß der König, so lange er aufrecht stand, fortan jedes Mittel des Widerstandes rücksichtslos gegen ihn anwenden würde. Sieg oder Untergang? So lag die Frage offen für Heinrich, wie für Gregor, und jede Vermittelung schien von nun an unmöglich.

Es entging dem Papste nicht, daß die Schrecken des Kampfs jetzt bald auch den Mauern Roms sich nahen und den apostolischen Stuhl umlagern würden, und wie stark sein Vertrauen auf die Hülfe der Apostel war, er sah sich doch auch sofort nach irdischem Beistand für die Stunden der Gefahr um; selbst seinem bittersten Feinde reichte er die Hand, um in ihm einen Kampfgenossen zu gewinnen. Es war nicht das Geringste an dem außerordentlichen Mann, daß er, durch die Noth auf eine Bahn getrieben, deren Gefahren er vollauf kannte und die er deshalb so lange gemieden hatte, sie nun doch mit dem unerschrockensten Muthe betrat. Noch einmal erwachte die ganze Energie seines Charakters, die man in den letzten Jahren oft vermißt hatte; ja er konnte selbstbewußter jetzt erscheinen, als jemals zuvor.

In seinem Systeme hatte Gregor Nichts geändert, nur die letzten Consequenzen desselben waren deutlicher zu Tage getreten. Er wollte die Herrschaft der römischen Kirche, wie er sie längst gewollt. Aber die Verhältnisse zwangen ihn zu anderen Mitteln zu greifen, als er bisher angewendet hatte. Was die Politik nicht leistete, sollten nun die Waffen erreichen. Bisher hatte er Heinrich zu unterwerfen gehofft, jetzt galt es ihn zu vernichten.

Die Wahl Wiberts zum Gegenpapst.

werlich irrt man in der Annahme, daß in Gregors Sinne die
ing Heinrichs zugleich die Aufhebung der deutschen Herrschaft
en gewesen wäre. Wir wissen, wie in der letzten Zeit dort
ch Freiheit rang, wie wenig bisher Heinrich seine Macht jen-
Alpen hatte befestigen können. Und doch war die Stimmung
Gregor — wir wissen es aus seinem eigenen Munde — nichts
als günstig; gerade aus Furcht vor der geistlichen und welt-
yrannei des Papstthums schloß sich Italien wieder enger an
n des Kaiserthums an. Nicht einmal Roms war der Papst
her, und die Lombardei stand ihm geradezu feindselig gegenüber.
e Bannflüche über die abtrünnigen Bischöfe verhallten am Po
rkung. Vergebens suchte er der Pataria neue Lebenskräfte zu
die städtischen Bevölkerungen schienen des Kampfs mit ihren
endlich müde zu sein; selbst Mailand hatte sich Thedald von
interworfen. Es bedurfte nur eines Wortes von Heinrich, um
e Italien zum offenen Abfall von Gregor zu bewegen, um eine
chenspaltung hervorzurufen. Und dieses Wort hatte der König,
ine Gesandten zur Synode entließ, bereits gesprochen.
bald der Papst den Bann erneuert hatte, erhob sich die Bewe-
gen ihn im ganzen Norden der Halbinsel; es erforderte nur
Anstrengungen von Seiten der Bischöfe von Bremen und Bam-
sie zu steigern. In Tuscien empörten sich die Massen gegen die
räfin, die Freundin des Papstes; eine königliche Partei trat zu-
an deren Spitze sich der Markgraf Albert und der Graf
lten. Kaum erreichten Heinrichs Gesandten die Lombardei, so
auch hier schon Alles gegen den Papst erklärt; Ravenna und
igna waren ohnehin längst der Mittelpunkt jener Partei, welche
ft und die Patarener mit dem tödtlichsten Hasse verfolgte. Als
s Gesandte die Fürsten Italiens auf den Juni nach Brixen
um dort mit dem König und seinen Getreuen Maßregeln
ildebrands Vermessenheit zu treffen, fanden sie die meisten bereit
ufe zu folgen. Denn es war klar, daß Heinrich jenes Werk
er aufnehmen wollte, welches einst mit zaghafter Hand seine

Mutter angegriffen, aber bald wieder aufgegeben hatte. Das
was man längst in Italien von Heinrich gefordert hatte; kein
war, daß man ihn, sobald er Gregor und der Reformpartei kraft
gegentrat, bereitwillig unterstützen würde.

Eine merkwürdige Anklageschrift gegen Gregor besitzen
dieser Zeit. Als ihr Verfasser nennt sich ein Petrus Crassus,
lichen Standes und offenbar Lehrer an einer italienischen Rec
war. Die Schrift ist aller Wahrscheinlichkeit nach in Ravenna
ben, wo damals eine der ersten Rechtsschulen Italiens blüht
nächste Zweck der Schrift ist zu zeigen, wie Gregor alle kirchlic
weltlichen Gesetze durch sein Bestreben gegen den König verletzt
daß das entschiedenste Einschreiten gegen den aufrührerischen Mön
sei; daneben werden auch die Patarener und die Sachsen weg
Theilnahme an der Rebellion angeschuldigt. Nicht allein Bib
und Aussprüche der Kirchenväter finden sich hier in gewohnt
gegen Gregor angeführt, sondern auch in großer Zahl Stellen
Justinianeischen Recht*). Die alten Majestätsgesetze der Römer
der Verfasser als Waffe gegen Gregor, ja beutet Bestimmun
Privatrechts über Besitz, Verjährung u. s. w. zu dem Beweise a
da Heinrich das Reich nach Erbrecht besitze, jede Auflehnung geg
Gewalt als ein Eingriff in ein wohlerworbenes Eigenthum zu
sei. Zu derselben Zeit ergriff auch der Bischof Benzo von Al
endlich die letzte Stunde seiner alten Widersacher gekommen
wieder die Feder, um in seinen wunderlichen, halb poetischen halb
tischen Ergüssen Heinrich als Retter Italiens zu begrüßen und sei
brüder zu muthigen Entschlüssen zu begeistern.

Andere Wirkungen des Banns mochte Gregor in Italie
vermuthen. Sicher aber erwarteten er und die Sachsen, daß in
land jetzt ein ähnlicher Abfall von dem gebannten Fürsten st
würde, wie vier Jahre zuvor. Aber kaum ist je eine Täuschung
gewesen. Heinrichs Partei, die hier nun schon geraume Zeit
gelitten und gestritten hatte, war bereits so fest geschlossen, da
und Briefe von Rom sie nicht mehr aufzulösen vermochten. Unseres
verlor durch den erneuten Bannfluch Heinrich nicht einen seiner An

*) Besonders aus dem Codex und den Institutionen, auch eine Stelle
Digesten.

schaarten sich vielmehr nur fester um ihn und übertrugen allen Ingrimm, den sie längst gegen die Sachsen und ihren König hegten, nun h auf den Papst, den Bundesgenossen des meineidigen Vasallen. eitaus die Mehrzahl der deutschen Bischöfe stand jetzt auf Heinrichs ite, und hatten diese längst das Treiben des Politikers in der Kutte, ihnen als Nachfolger Petri seinen Willen aufdrängen wollte, mit nwillen betrachtet, so steigerte dieser Unwille sich nun zum bittersten Haß. ehrere von ihnen waren Ostern (12. April) in Bamberg versammelt, hrscheinlich feierte auch Heinrich selbst dort das Fest; kaum verbreitete h hier die Kunde von der neuen Bannung des Königs, so ergossen sich in Schmähungen gegen den falschen Papst und kündigten ihm fentlich während der Festfeier den Gehorsam auf. Gleich den Lomrden waren auch sie jetzt einen Gegenpapst einzusetzen entschlossen.

Was Ostern in Bamberg von einigen deutschen Bischöfen geehen, sollte Pfingsten in Mainz von allen, die gleiche Gesinnungen gten, wiederholt werden. Neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe versamelten sich hier am Hofe des Königs, entsetzten ohne Beobachtung der nonischen Formen Gregor und beschlossen einen anderen Papst an iner Stelle auf den Stuhl Petri zu erheben. Die gegenwärtigen weltchen Fürsten traten diesem Beschlusse bei, und man beeilte sich von emselben durch Gesandte und Briefe den Italienern Nachricht zu eben.

Mehrere dieser Briefe, beredte Zeugnisse für die damaligen Zuände, sind uns erhalten. Bischof Huzmann von Speier schrieb an die ombarden: „Ueber die Wirren des Reichs, die Schwächung des Köigthums und die unsichere Lage der Kirche tief bekümmert, pflog ich it den anderen Fürsten zu Mainz Rath, wie die Wirren des Reichs seitigt, die königliche Gewalt hergestellt und der Kirche, damit sie nicht llig Schiffbruch leide, Beistand gewährt werden könne. Wir wußten er dafür keine Abhülfe zu finden, wenn nicht das Haupt der verderbhen Schlange abgeschlagen werde, die mit ihrem giftigen Hauch dies les hervorgerufen und bisher gefördert hat. Denn bleibt die wirde Ursache, wie soll die Wirkung beseitigt werden? Nach reiflicher rathung faßten wir deshalb den unumstößlichen Beschluß, daß Hildeand, der Erschleicher des apostolischen Stuhls, der fluchwürdige Zerrer göttlicher und menschlicher Gesetze, unter Gottes Beistand für immer zusetzen sei und ein Anderer durch Wahl auf den apostolischen Stuhl er-

hoben werden müsse, der das Zerstreute sammelt, das Gebrochene heilt, der nicht nach Zwietracht und Kampf, sondern nach Frieden in der heiligen Kirche wie ein guter Hirt trachtet. Vor der Durchführung dieser Sache möget ihr nicht deshalb zurückschrecken, weil wir früher in einer ähnlichen Angelegenheit selbst für uns den sicheren Hafen gesucht haben, während wir euch gefahrvollen Stürmen überließen. Handelt vielmehr wie Männer und schreitet in der Hoffnung auf den Herrn muthig vorwärts, denn ihr seid sicher, daß eher die Keule der Faust des Hercules zu entwinden ist, als wir uns von euch in dieser Sache trennen werden." In ähnlicher Weise schrieb Bischof Dietrich von Verdun an alle Fürsten, Kleriker und Laien des römischen Reichs über Hildebrand, „der den Meineid Treue, die Treue Frevel nennt und, weil sein Vater der Lügner von Anbeginn ist, in Allem lügt und in Allem der Wahrheit widerstrebt." Wohl die stärksten Ausfälle finden sich in einem Schreiben des Erzbischofs Egilbert von Trier, der schon seit längerer Zeit wegen der Einsprache Gregors die Weihe nicht erhalten konnte; er versagt ihm nicht allein den päpstlichen Namen, sondern will ihn nicht einmal mehr als Christen anerkennen, da er am wahren Leib und Blut Christi im Abendmahl zweifle, nur nach Blutvergießen trachte und das Volk gegen seinen König und Herrn in die Waffen rufe. Diesseits wie jenseits der Alpen tobte man in Flüchen gegen den herrschsüchtigen Mönch.

Heinrich eilte von Mainz nach Brixen; ihn begleiteten seine Gemahlin, einige ergebene Bischöfe, wie Benno von Osnabrück, Konrad von Utrecht, Meginward von Freising, Robert von Chur, Diedi von Brandenburg und ein großes Gefolge edler Herren. Zugleich stellte sich hier der Bischof Burchard von Lausanne, damals Kanzler Italiens, ein, wie Liemar von Bremen und Robert von Bamberg, welche die Sache des Königs in Italien bisher glücklich geführt hatten. Ihrer Einladung waren nach Brixen eine nicht geringe Zahl lombardischer Bischöfe und Herren gefolgt. Es kam der Erzbischof Thedald von Mailand und führte den kleinen Konrad dem Vater wieder zu, dann der Patriarch von Aquileja, der sich jetzt offen auf die Seite des Königs stellte, vor Allen aber Erzbischof Wibert von Ravenna, schon seit geraumer Zeit der Vorkämpfer gegen die Gregorianer, jetzt zum Gegenpapst ersehen. Auch einige römische Große sollen sich eingefunden haben. Man begegnete sich auf dem Grund und Boden Bischof Altwins, dessen Treue gegen Heinrich hinreichend erprobt war, inmitten der Alpen, wo

Grenzen Deutschlands und Italiens nahe rücken, an einem kleinen
t zwischen hohen Felsen, wo, wie ein Zeitgenosse sagt, ewig Hun-
r und Kälte herrschen und das Christenthum kaum bekannt ist.

Hier wurde am 25. Juni 1080 eine Synode gehalten, die nach
n Willen Heinrichs folgenschwere Beschlüsse zu fassen hatte. Als der
nkläger Gregors trat abermals der Cardinal Hugo auf. Längst aus
om vertrieben und das Gnadenbrod Wiberts essend, spielte er noch
Rolle des Römers, ja er gab vor, das gesammte Cardinalcollegium
sich darzustellen. Wie einst in Worms, stellte er jetzt wiederum das
nze Leben des Papstes als ein Gewebe von Verbrechen und Schand-
aten dar. Eines solchen Anklägers bedurfte Gregor kaum in einer
ersammlung, die vorweg jede Schuld auf ihn zu lasten bereit war;
nen Anwalt konnte er ohnehin in derselben nicht finden. Man hörte
ur eine Stimme, daß der König das ihm übertragene weltliche
Schwert zur Strafe über den Uebelthäter zücken müsse, und beschloß nach
em Vorgange der Bischöfe in Mainz, daß der rebellische Mönch abzu-
ßen und wenn er nicht freiwillig vom Stuhle Petri herabsteige, der
wigen Verdammniß zu überliefern sei.

Das Absetzungsdecret, vom Cardinal Hugo abgefaßt, verhängt über
Hildebrand, den verwegensten Menschen, der Kirchenraub und Brand
edigt, Meineid und Mord vertheidigt, den katholischen und apostolischen
lauben von dem Leib und Blut des Herrn in Frage stellt, den Irr-
ren Berengars anhängt, auf Enthüllungen und Träume baut, die
ister der Todten beschwört und einen Wahrsagergeist hat," die höch-
n Strafen der Kirche. Das Decret ist von 27 Bischöfen unterzeichnet *),
ßerdem in erster Stelle von Hugo und in letzter Stelle vom Kö-
ge. Benno von Osnabrück hat seine Unterschrift nicht geliehen; wir
ssen, daß er sich durch eine List den Verhandlungen, deren Gesetzmä-
keit er mit gutem Grund bezweifelte, zu entziehen wußte. Er ver-
ch sich in eine Nische im Altar und zog den Vorhang derselben vor,
n unbemerkt zu bleiben. So meinte er sein Gewissen zu retten, und
einrich wollte dasselbe nicht beschweren; er erhielt sich dadurch in Benno,
wohl dessen Meinung längere Zeit schwankte, schließlich doch einen
euen Anhänger. Noch zwei andere Bischöfe scheinen ähnliche Bedenken,
ie Benno gehegt zu haben; denn es erhellt aus dem Decret selbst,

*) Neunzehn Bischöfe gehörten Italien an, sieben Deutschland, einer Burgund.

daß dreißig Bischöfe auf der Synode anwesend waren, also drei die Unterschrift versagten.

Wie über Gregor, wurde nun auch über König Rudolf, Herzog Welf und ihre Anhänger der Bann ausgesprochen. Diese Synode verweigerte Heinrich nicht, was er so oft vergeblich in Rom zu erreichen gesucht hatte. Aber auch damit war Heinrich noch nicht befriedigt. Hatte Hildebrand ihm einen Gegenkönig entgegengestellt, so sollte die Synode jenem jetzt einen Gegenpapst setzen; in jedem Betracht wollte er seinem Gegner das Widerspiel halten und ging dabei mindestens von vorn herein mit voller Offenheit zu Werke. Die Italiener waren einer neuen Papstwahl nur zu geneigt; die deutschen Bischöfe werden größere Bedenken gehegt haben, da so Manche von ihnen auch später noch diesen Schritt Heinrichs als einen unüberlegten betrachteten. So verzögerte sich die Wahl und scheint erst am folgenden Tage (26. Juni) stattgefunden zu haben.

Der Gewählte war Wibert von Ravenna und konnte nach der ganzen Lage der Dinge kaum ein Anderer sein; nach einigem Zögern nahm er die Wahl an. Sein Erzbisthum gab er deshalb nicht auf, vielmehr ließ er sich sofort alle Besitzungen und Gerechtsame desselben durch den König aufs Neue bestätigen. Heinrich versprach ihm zu Pfingsten des kommenden Jahres die Romfahrt anzutreten, ihn zu inthronisiren und dann aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen; man suchte ihn zu überzeugen, daß ihn Rom freudig empfangen würde. Inzwischen ließ er in Wiberts Hand gleichsam als Geißel seinen Sohn zurück. Nach dem Peter- und Paulstage (29. Juni) verließ Heinrich Brixen, um sich gegen Rudolf neu zu rüsten. Wibert kehrte, vom Sohne des Königs begleitet, nach Ravenna zurück; im Norden der Halbinsel erkannte man ihn fast überall als den erwählten Nachfolger des heiligen Petrus an.

Die alte kirchliche und politische Rivalität zwischen Rom und Ravenna schärfte sich von Neuem, nicht minder die persönliche Feindschaft, welche seit geraumer Zeit zwischen Hildebrand und Wibert herrschte. Sie waren nicht allzu verschieden im Alter und neben einander emporgekommen, kannten sich nur zu gut. So lange Heinrich III. lebte, waren ihre Wege noch in ziemlich gleicher Richtung gelaufen, obschon der Mönch aus Soana seinen Gang zu Rom gemacht, der vornehme Kleriker aus Parma am kaiserlichen Hofe. In der Zeit der Kaiserin Agnes leitete Wibert als ihr Kanzler die italienischen Verhältnisse; er

hielt fest zum deutschen Hof, während Hildebrand, schon in der päpstlichen Curie der mächtigste Mann, Rom und Italien mit Hülfe der Pataria von Deutschland zu befreien suchte. Seitdem trennten sich ihre Wege, und Wibert wurde auf die Seite derer gedrängt, welche alle Vorschriften Roms gegen Priesterehe, Simonie und Laieninvestitur für Ketzerei hielten, welche grundsätzlich jeder Reform widerstrebten. Vor Allem war es Wiberts Werk, wenn dieser Partei von der Kaiserin ein eigenes Oberhaupt gesetzt wurde; der Gegenpapst wurde Cadalus von Parma, Wiberts Freund, und Parma, Wiberts Heimath, war seitdem der Heerd aller Kämpfe gegen die Kirchenreform. Als das Regiment der Kaiserin zu Ende ging, sah sich Wibert als Kanzler gestürzt, Cadalus blieb ohne jede Unterstützung von jenseits der Berge und verlor alle Bedeutung. Nachdem dann endlich der alte Bischof von Parma das Zeitliche gesegnet, war es der Ehrgeiz Wiberts, das Bisthum seiner Vaterstadt zu erhalten. Man versagte es ihm, doch wurde er bald danach unter dem Einfluß der Kaiserin auf den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhoben. Schon war Agnes ganz in der Gewalt Hildebrands, und die Erfolge der Reformpartei in Rom hatten auch auf ihren Günstling Eindruck gemacht. Er bewarb sich um Hildebrands Freundschaft und gewann dadurch von Alexander II. die Weihe; er leistete damals einen Treueeid dem Papst und seinen Nachfolgern, der Ravenna in eine größere Abhängigkeit von Rom versetzte, als es je vordem anerkannt hatte. Bald bestieg Hildebrand selbst den apostolischen Stuhl, und einige Zeit bestand noch das vertraute Verhältniß zwischen den beiden hohen Kirchenfürsten fort. Sie schienen auf das Engste mit einander verbunden. Kam Wibert nach Rom, so fand er gastfreie Aufnahme im Lateran, und der Papst räumte ihm in den Synoden den Ehrenplatz zu seiner Rechten ein. Dann aber traten neue Zerwürfnisse ein, theils wegen der Hoheitsrechte in Imola, theils weil Wibert den Zuzug gegen die Normannen verweigerte. Sobald sich der Cardinal Hugo und Cencius in tödtlicher Feindschaft vom Papste trennten, traten sie mit Wibert in Verbindung; der Sieg der simonistischen Bischöfe über die Pataria zog den Erzbischof von Ravenna ganz wieder auf ihre Seite; in den Zerwürfnissen zwischen dem Papst und dem jungen König zweifelte Wibert keinen Augenblick, welche Partei er zu ergreifen habe. Fortan trafen ihn immer aufs Neue die Bannstrahlen aus dem Lateran, aber sie konnten ihm wenig schaden. Alle

dem Papste feindseligen Elemente hatten sich inzwischen in Ravenna gesammelt, ein Mittelpunkt aller der Kirchenreform feindlichen Bestrebungen hatte sich dort gebildet, und Wibert waltete mit derselben Sicherheit in seiner Stadt, wie der Papst in Rom.

Wibert war ein anderer Mann, als der alte Cadalus, dem man nur Reichthum und Gefügigkeit nachgerühmt hatte. Wiberts Geist war durch die Wissenschaften und reiche Lebenserfahrung gebildet, seiner vornehmen Geburt entsprach eine imponirende, würdevolle Haltung, seine Sitten waren tadellos; selbst die Gegner gestanden, daß er den Stuhl Petri geziert haben würde, wenn er auf andere Weise zu demselben gelangt wäre. Und in der That hätte man ein anderes Schicksal einem Manne wünschen mögen, der unter dem verderbten Klerus Norditaliens sich durch manche rühmliche Eigenschaften auszeichnete. Aber Wibert hat doch nur erlitten, was seine Thaten werth waren. Leidiger Ehrgeiz trieb ihn in die Arme der Simonisten und zwang ihn in eine Stellung, wo er nicht nur Hildebrands System, sondern jeder Reform der Kirche sich widersetzen mußte, die ihn überdies zum willenlosen Werkzeug des Königs machte, dem er seine Erhebung verdankte. Allerdings hat Wibert auf dem Throne Platz genommen, von welchem Hildebrand gestürzt wurde. Doch noch in seiner Erniedrigung war Hildebrand größer, als sein Widersacher im Glück; denn jenen erfüllte eine Idee, Wibert ließ sich von der Leidenschaft und der Gunst der Verhältnisse zu eitelen Ehren treiben.

Leicht zu begreifen ist, daß der Bund, zu dem Heinrich den simonistischen Bischöfen Italiens jetzt gegen den gemeinsamen Feind die Hand reichte, nicht leicht wieder zu lösen war. Allerdings gewann Heinrich bedeutend an äußeren Machtmitteln, indem er sich den Simonisten hingab: aber dessenungeachtet war es ein für ihn und das deutsche Kaiserthum höchst trauriger Bund. Denn nicht allein Hildebrand hatte er nun zu bekriegen, sondern auch der Kirchenreform grundsätzlich abzusagen. Seine Vorgänger hatten diese Reform begünstigt, er selbst sich zeitweise derselben geneigt gezeigt, und sie war eine Forderung der Zeit, die sich nicht ohne schwere Folgen abweisen ließ. Wer sie ergriff und durchführte, beherrschte das geistige Leben, wie es seine Vorgänger, wie es zuletzt noch sein Vater gethan hatte. Aber im Bunde mit den lombardischen Bischöfen war die Reform nur zu bekämpfen, und Heinrich selbst sollte bald inne werden, wie er trotz des gewaltigsten Kraftauf-

wandes vergeblich gegen eine Zeitströmung anrang, deren Gewalt er weit unterschätzte.

So erregt in den meisten deutschen Bisthümern die Stimmung gegen Hildebrand war, so wenig man ihm zu gehorsamen geneigt war, fand doch der Papst von Ravenna niemals dort willige Anerkennung. Nicht allein Benno von Osnabrück, sondern auch Dietrich von Verdun, so nahe Beide Heinrich standen, schwankten einige Zeit, ob sie sich nicht offen gegen Wibert erklären sollten. Nirgends war man königlicher als in Augsburg, aber die Beschlüsse von Brixen bezeichnete man dort als ebenso anmaßend wie unbesonnen. Sie lagen, wie man fühlte, nicht auf dem Wege, den Heinrich III. vordem zu Sutri eingeschlagen hatte, sondern auf jener abschüssigen Bahn, welche die Kaiserin einst in Basel zu ihrem Verderben betreten hatte. Mußte man auch den Gedanken an eine durchgreifende Kirchenreform, wie man sie einst vom Kaiserthum erwartet hatte, in den Wirren der Zeit aufgeben, die Reformideen, wie sie von Heinrich III. und Leo IX. angeregt waren und in den Schriften des Petrus Damiani den lebendigsten Ausdruck gefunden hatten, gingen deshalb in Deutschland nicht unter. Bald bildeten sich hier die Anfänge einer Partei, welche treu zu dem Könige hielt, aber doch nur den von den römischen Cardinälen Erwählten als den wahren Nachfolger Petri anerkannte, welche allein von der Eintracht Beider eine bessere Zukunft der Kirche erwartete und deshalb auf eine Aussöhnung des Kaiserthums mit der römischen Kirche bedacht war.

Diese Partei des Friedens hatte eine Zukunft, die Gegenwart gehörte dem Streit. Dem König stand ein Gegenkönig, dem Papst ein Gegenpapst gegenüber; Reich und Kirche waren gespalten, von den extremen Parteien zerrissen. Der Waffenkampf, bereits begonnen, mußte neues Leben und weitere Dimensionen gewinnen. Von dem Kriegsglück hing zunächst das Schicksal des Kaiserthums und des Papstthums ab. Traurig genug, daß auch die Zukunft der Kirche durch die Wechselfälle furchtbarer Bürgerkriege bedingt war. Aber auch das war nur eine Consequenz des gregorianischen Systems, welches die Kirche nicht vom Reiche löste, sondern nur tiefer in alle Zerwürfnisse desselben verflocht.

4.

Getäuschte Hoffnungen des Papstes und des Königs.

Der Angriffsplan des Papstes.

Der Peter- und Paulstag war gekommen, bis zu welchem Gregor den Fall Heinrichs verkündet hatte. Aber Heinrich stand aufrecht, und gerade an diesem Tage sah sich der Papst ein Abkommen zu treffen genöthigt, zu dem er sich nie verstanden hätte, wenn er sich nicht selbst in bedrängtester Lage befunden hätte. Wie oft hatten die Nachfolger Petri gegen die Normannen den Bann geschleudert! Und Niemand unter ihnen war häufiger von den Strafen Roms getroffen worden, als Robert Guiscard, der abtrünnige Vasall des apostolischen Stuhls. So lange Gregor auf dem Thron des Apostelfürsten saß, lebte er in Feindschaft mit dem kühnen Normannenherzog, der in Italien eine Macht bildete, welche Rom zu erdrücken drohte; stets hatte er ihn nur als einen verwegenen Räuber behandelt. Nun aber, als er mit Kaiser Heinrichs Sohn auf immer gebrochen, mußte er doch dem Sohne Tancreds von Hauteville die Hand zum Bunde reichen.

Der Vermittler dieses Bundes wurde der Abt Desiderius von Monte Cassino, ein Mann von jeher Robert ganz ergeben und deshalb früher dem Papste nicht unverdächtig. Das Kloster des Desiderius hatte schwer bei der Fehde zwischen Robert und Jordan von Capua gelitten und sich besonders über Jordans Gewaltthätigkeiten beim Papste beschwert; auch war Gregor mit Ernst gegen seinen Bundesgenossen, den Fürsten von Capua, eingeschritten und hatte ihn selbst mit dem Banne bedroht. Inzwischen kämpfte Robert den Aufstand seiner Vasallen nieder, und Jordan mußte daran denken, sich mit ihm abzufinden, wenn er nicht untergehen sollte. Der Fall Capuas wäre auch für den Papst gefahrvoll geworden; auch ihm mußte daran liegen, der Zwistigkeit der Normannen ein Ziel zu setzen, zumal vom Norden noch andere und schwerere Unwetter gegen Rom anzogen. Unter solchen Umständen kam Abt Desiderius nach Rom und bat den Papst, Robert Guiscard vom Banne zu lösen. Er fand Gehör und begab sich darauf mit mehreren Cardinälen zum Herzog, um ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen.

:itdem traten sich Gregor und Robert Guiscard mit jedem Tage näher;
s alten Feinden wurden Bundesfreunde.

Im Juni begab sich der Papst selbst nach Ceprano und hatte hier
der Grenze der Normannen mit Robert und anderen normännischen
oßen eine Zusammenkunft. Robert bekannte sich jetzt als Vasall des
pstes; er versprach eidlich alle Rechte und Besitzungen des heiligen
trus gegen Jedermann zu schützen, für die Sicherheit und ehrenvolle
ellung des heiligen Vaters Sorge zu tragen, bei einer Erledigung des
›stolischen Stuhls den von den Cardinälen erwählten Nachfolger des
.ligen Petrus zu unterstützen, alle Kirchen in seinem Machtgebiet Rom
unterwerfen und von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die in
inen Händen seien, jährlich einen festgestellten Zins zu zahlen. Außer-
:m machte sich Robert anheischig, in seiner ganzen Herrschaft von allem
and, welches er noch nicht an andere Normannen ausgethan habe,
ine Lehnsabgabe zu zahlen, zwölf Denare von jedem Joche Ochsen,
›elche alljährlich Ostern abgetragen werden sollten; auch seine Nach-
›lger verpflichtete er zu diesem Zins. Gegen diese Versprechungen be-
hnte Gregor Robert als Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien.
uch in dem Besitz von Salerno, Amalfi und eines Theils der Mark
›n Fermo beließ er ihn vorläufig, nachdem diese Länder einmal Roberts
Waffen zur Beute gefallen waren; endgiltige Bestimmungen über dieselben
urden von dem weiteren Verhalten des neuen Vasallen abhängig ge-
:acht.

Es war eine weitverbreitete Meinung, daß der Papst Robert da-
als die Kaiserkrone versprochen habe. Aber schwerlich hat Gregor je-
ıals dem Sohne Tancreds von Hauteville ein so gefährliches Verspre-
en gegeben. Ein Kind des Glücks, wie Robert war, hielt freilich
lichts für unerreichbar, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er auch
a eine Kaiserkrönung in Rom dachte. Gerade in dieser Zeit waren
ıdessen seine Blicke nicht so sehr auf Rom, wie auf Constantinopel ge-
chtet. Mit dem Kaiserreiche des Ostens hatte er schon vor mehreren
ahren vertraute Verbindungen geschlossen und seine Tochter dem
iohne und Erben Kaiser Michaels VII. vermählt *). An diese
›eirath knüpfte er große Hoffnungen, welche die unsägliche Schwäche

*) Vgl. S. 251.

des Kaisers vereitelte. Fast ganz Klein-Asien ging an die Seldschucken verloren, die Völker an der Donau empörten sich und bedrohten mehr als einmal die Hauptstadt des Reichs, die Heere des Kaisers selbst wurden schwierig und warfen Gegenkaiser auf. Einer von diesen, Nicephorus Botaniates, machte endlich dem jämmerlichen Regiment Michaels ein Ende und verbannte den entthronten Kaiser mit seinem Sohne in ein Kloster. Der Normannenherzog gab deshalb seine Hoffnungen nicht auf. Sobald er den Aufstand seiner Vasallen niedergeworfen hatte, dachte er nur an einen großen Kriegszug gegen den Usurpator des Ostens, in dessen Kerker seine Tochter schmachtete. Er wollte sein Kind befreien und die Herrschaft in Constantinopel entweder dem ihm verschwägerten Geschlechte der Dukas zurückgeben oder lieber selbst in Besitz nehmen. In Italien ging damals das Gerücht um, daß Kaiser Michael seinen Feinden entronnen sei und die Hülfe des Normannenherzogs in Anspruch genommen habe. In der That lebte am Hofe zu Salerno ein landesflüchtiger Grieche, der sich fälschlich für Michael ausgab und den Robert als solchen anerkannte, obwohl ihm der Betrug nicht entgehen konnte. Er sollte dem Normannen als Mittel dienen, um sich selbst die Macht im Osten zu gewinnen.

Bei einem Angriff auf Constantinopel war es für Robert von großer Bedeutung, sich der Treue Apuliens und Calabriens zu versichern, da diese Länder so lange unter griechischer Herrschaft gestanden hatten und Constantinopel hier noch immer vielfache Verbindungen unterhielt. Stets war hier der Einfluß des Papstes gewichtig gewesen, und er allein schien jetzt auch eine Erhebung gegen die Normannenherrschaft verhindern zu können. Ueberdies mußte Robert aus diesen Ländern einen großen Theil seines Heeres nehmen, da er des Beistandes seiner normannischen Ritter keineswegs sicher war, und auch hierbei bedurfte er der Unterstützung des Papstes. Die Aussöhnung mit Rom stand deshalb mit Roberts Absichten gegen das Ostreich in enger Verbindung. Auch war der Papst diesen Absichten nicht entgegen. Schon hatte er über Botaniates den Bann ausgesprochen*) und konnte nun hoffen seine Strafgewalt auch in Constantinopel fühlbar zu machen. Neue Aussichten eröffneten sich ihm zugleich auf die Vereinigung der griechischen

*) Vgl. S. 462.

t. der lateinischen Kirche, dann auf einen gemeinsamen Kampf gegen Ungläubigen an den heiligen Stätten; Lieblingsideen früherer Tage ichten aus der Vergessenheit auf *). Ob er den Betrug des falschen ichael durchschaute, wissen wir nicht; sicher ist nur, daß er ihm und obert seinen Beistand zusagte und die Bischöfe Apuliens und Calaens ihnen jede Unterstützung zu gewähren anwies.

Aber ganz andere Rücksichten waren es doch, die Gregor zu der usföhnung mit den Normannen zunächst bestimmten. Vor Allem lag n daran, durch sie ein Heer gegen Wibert und die schismatischen Bihöfe der Lombardei zu gewinnen. Deshalb rief er zu derselben Zeit die schöfe Unteritaliens auf, auch ihm mit ihren Gebeten und mit der at Beistand zu leihen, und zwar gegen den Häresiarchen und Antiist von Ravenna, da Heinrich mit diesem das alte Spiel, welches er st mit Cadalus so jämmerlich getrieben habe **), jetzt von Neuem zinne. Das schmähliche Ende des Cadalus schien ihm freilich Beis genug, welchen Ausgang auch dieses Schisma nehmen müsse. „Die heilbare Wunde, welche das Schwert des heiligen Petrus den Abnnigen geschlagen hat — so schreibt er den Bischöfen — liegt von Sohle bis zum Scheitel bloß, und doch genügt sie den Gottlosen ht. Wir verachten sie um so mehr, je höher sie glauben gestiegen zu n, und hoffen, daß ihr Untergang nicht lange sich verzögern wird." regor ruhte fortan keinen Augenblick, um einen großen Waffenbund r Vertheidigung des Stuhls Petri gegen Wibert zum Abschluß zu ingen. Nicht nur Robert Guiscard, auch Jordan von Capua und anderen Normannenführer vermochte er zu einem eidlichen Versprechen, r römischen Kirche mit ihren Waffen zu dienen; auch mehrere Hern in der Campagna und in Tuscien ließen sich zu ähnlichen Zusagen wegen.

Im Sommer 1080 stand der Papst an der Spitze eines großen undes in Italien und hoffte mit den Kräften desselben sogar alsbald lbst die Schismatiker angreifen zu können. Er erließ ein feierliches Maifest an alle Getreuen des heiligen Petrus mit der Ankündigung eines riegszugs gegen Ravenna, den er im September, sobald die kühlere

---

*) Vgl. S. 243—251.

**) Gregor wußte am besten, daß Heinrich an Cadalus Erhebung ganz unschuldig gewesen war.

Jahreszeit eintrete, eröffnen wollte. Er hoffe, sagte er, jene Stadt den Händen der Gottlosen zu entreißen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen, denn er verachte die Anschläge der Abtrünnigen und erwarte, daß Alle auf deren Hochmuth mit gleicher Verachtung herabsähen und sich von dem baldigen Untergange derselben überzeugt hielten. „Haltet fest an der Hoffnung, daß binnen Kurzem die Wirren der Kirche durch den verdienten Sturz der Verruchten beseitigt, binnen Kurzem der Friede wieder hergestellt sein wird; wir versprechen es euch im Vertrauen auf Gott."

Jene Ergüsse eines geängstigten Herzens, welche uns sonst nicht selten in den Briefen des Papstes begegnen, finden sich in dieser Zeit nirgends. Nur Muth und Vertrauen spricht aus allen seinen Erlassen. So schlecht sich seine erste Prophezeiung erfüllt hatte, wird er nicht müde den nahen Untergang der Widersacher zu verkünden. Er baut auf die unmittelbare Hülfe des Himmels. Als damals die Gebeine des Apostels Matthäus zu Salerno aufgefunden sein sollten, sieht er darin ein Zeichen göttlicher Huld; schon, meint er, liefen die Getreuen, den Stürmen entronnen, in den sicheren Hafen ein. Aber auch auf die Menschen rechnet er im Kampf gegen den Antichrist. An der Spitze der Normannen hofft er selbst gegen Wibert, das Geschöpf des deutschen Königs, in das Feld zu rücken; an seinem Siege hegt er nicht den leisesten Zweifel.

Gregors Angriffsplan war nicht auf Italien beschränkt. Vor Allem zählte der Papst auch auf den Beistand seiner Freunde in Deutschland. Die Sachsen hatten durch die neue Excommunication endlich ihre Absichten erreicht: ihrer und des ganzen Anhangs des Gegenkönigs schien er jetzt völlig sicher, und mit jedem Tage, hoffte er, würde sich die Zahl derer mehren, die von dem verfluchten Könige abfielen. Indem er selbst Wibert angreifen wollte, sollten die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Heinrich mit verstärkter Macht darnieder halten und vernichten. Zunächst schien es wichtig, das Schwabenland ganz dem König und dem von ihm eingesetzten staufenschen Herzog zu entreißen. Das war die bedeutendste Aufgabe, welche Gregor Altmann von Passau zugewiesen hatte, als er ihn unlängst zu seinem ständigen Legaten in Deutschland bestellte. Mit dem Feuereifer, den er schon so oft für die Sache Roms bewiesen, war auch Altmann sogleich an das Werk gegangen. Während Welf und Berchthold die schwäbischen Herren, welche

Heinrich hielten, aus dem Lande zu vertreiben suchten, zog er selbst
n die Bischöfe Schwabens aus, von denen noch keiner die könig-
Sache verlassen hatte. In Konstanz ließ er einen Gegenbischof
len. Als man ihm dann in Augsburg die Aufnahme verweigerte,
te er am 11. Juni bewaffnete Schaaren gegen die Stadt. Die
städte wurden zerstört, die Peterskirche eingeäschert. Noch lange
te man zu Augsburg an diese Verwüstung, welche der König und
zog Friedrich, damals auf dem Wege nach Brixen, nicht hatten hin-
n können. Während Gregor noch zum Kriege rüstete, stand sein Le-
in Deutschland schon in den Waffen, und Wilhelm von Hirschau
igte mit seinen Mönchen eifriger als je den Aufstand gegen den
ig im Banne.

Und nicht allein durch innere Kriege hoffte Gregor Heinrich zu
ältigen, auch äußere Feinde suchte er zu einem Angriff auf ihn
bewegen. Allerdings war Philipp von Frankreich nicht der Mann,
den er sein Vertrauen setzen konnte. Mehr als von dem Capetinger
artete er von den Königen des Nordens, namentlich von Wilhelm
England. Aber bald genug erkannte er, daß er sich in dieser Er-
tung getäuscht hatte.

Wieviel König Wilhelm auch dem Beistande Roms und besonders
debrand zu danken hatte, mit großer Festigkeit hatte er seine Selbst-
digkeit gegen den apostolischen Stuhl zu behaupten gewußt. Lange
ten die englischen Bischöfe nicht einmal die römischen Synoden be-
n, der Peterspfennig fiel aus, und der Papst sah sich endlich bewo-
einen besonderen Legaten nach England zu senden, um den König
seine Pflicht zu erinnern und zugleich die Leistung des Lehneids für
Reich, welches unter der Fahne des heiligen Petrus erobert, von
zu verlangen. Die Zahlung des Peterspfennigs erfolgte darauf,
den Lehnseid verweigerte der König mit voller Entschiedenheit. So
gebracht der Papst hierüber war, nahm er doch Anstand in gewohn-
Weise gegen einen Fürsten vorzugehen, dessen gute Dienste er nicht
ehren zu können glaubte. Vielmehr ging alsbald Botschaft über
schaft nach England, um den König und dessen Gemahlin in Güte
gewinnen. Die Briefe des Papstes an Wilhelm aus dieser Zeit
noch merkwürdiger durch das, was sie verschweigen, als durch das,
sie sagen. Der Papst erinnert an die alte Freundschaft, an seine
önlichen Verdienste um den König, er dringt auf Gegendienste, welche

die bedrängte Kirche von ihrem bevorzugten Sohne erwarten müsse, und verweist auf mündliche Aufträge, die er seinen Boten in dieser Beziehung mitgegeben hatte. Man wird schwerlich in der Vermuthung irren, daß diese Gegendienste in Waffenrüstungen für Rom und vor Allem in Angriffen auf Heinrich bestehen sollten. Seit Jahren fürchtete man einen Einfall Wilhelms in die niederrheinischen Länder *), und gewiß hätte man dem Normannen von Rom gern noch einmal eine heilige Fahne geschickt, wenn er sich zu einem solchen Einfall jetzt verstanden hätte. Aber Wilhelm zeigte wenig Lust sich noch einmal unter die Fahne Roms zu stellen und zu einer Machterhöhung des heiligen Vaters die Waffen zu leihen. Er blieb ein kühler Zuschauer der Kämpfe, die Deutschland aufregten, und nicht minder ruhig betrachtete sie Lanfrank, der geistliche Rath des Königs. Einst ein hitziger Vorfechter der Reform, hatte sich der Erzbischof von Canterbury Gregor und den Gregorianern mehr und mehr entfrembet; es fehlte wenig, daß er sich nicht offen auf die Seite ihrer Gegner stellte.

Auch mit Dänemark stand Gregor in lebhafter Verbindung. Harald Hein, der Sohn Svend Estrithsons, hatte es besonders dem Papste zu danken, wenn er sich gegen seine Brüder und Olaf von Norwegen in der Herrschaft über Dänemark behauptet hatte. Es war um die Osterzeit 1080, daß Gregor ihm eine Botschaft sandte, ihm alle Wohlthaten Roms in Erinnerung brachte und dafür den Lohn des Gehorsams verlangte. Wie Harald diesen auch abstatten sollte, er vermochte es nicht. Er starb, ehe noch die Botschaft an ihn gelangt war, und ihm folgte sein Bruder Knud. Dieser war sonst wohl ein Mann nach dem Sinne Gregors, der Begründer der bischöflichen Privilegien unter den Dänen, aber zu einem Kampfe für Rom gegen Heinrich hätte er sich nimmer bewegen lassen. Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke, England wieder unter die dänische Herrschaft zu bringen; der Streit zwischen Kaiserthum und Papstthum in Deutschland berührte ihn wenig.

Von den Mächten des Nordens hatte, wie man sieht, Gregor wenig zu hoffen und Heinrich wenig zu fürchten. Und nicht anders war es im Osten. Zu neuem Glanze hatte sich hier auf kurze Zeit die Polenherrschaft erhoben. König Boleslaw II. waltete nicht nur frei in

---

*) Vgl. S. 297.

seinem Reiche, sondern war auch allen seinen Nachbarn furchtbar; am furchtbarsten dem Böhmen, denn der alte Gegensatz zwischen der lechischen und czechischen Macht hatte sich aufs Neue geschärft. Während Herzog Wratislaw die Schlachten Heinrichs mitschlug, war der Polenkönig mehr auf die Seite Gregors und Rudolfs getrieben worden: aber er hatte deshalb nicht selbst Antheil an den deutschen Kämpfen genommen, vielmehr seine Waffen nach dem fernen Osten gerichtet, wo lohnendere Siege seiner harrten. Großfürst Isäslaw war von seinen Brüdern aus Kiew abermals vertrieben worden*), und abermals führte ihn Boleslaw zurück; er brachte den hergestellten Fürsten in eine ähnliche Abhängigkeit von sich, wie die war, in welcher Ladislaw von Ungarn stand. Mitten in großen Erfolgen kam Boleslaw unerwarteter Weise zu Falle. Seine Macht mißbrauchend, reizte er den Widerstand im eigenen Volke. Die Szlachta verweigerte ihm den Dienst, der Bischof Stanislaus von Krakau, selbst der Szlachta entsprossen, trat dem Tyrannen mit dem Kirchenbann entgegen und sank, ein Opfer seiner Kühnheit, von des Königs eigener Hand am Altare erschlagen. Aber Boleslaw hatte damit zugleich den verderblichsten Streich gegen sich selbst geführt. Ueberall erhob sich der Aufstand, flüchtig mußte er das Reich verlassen und ein Asyl bei seinem früheren Schützling in Ungarn suchen, das rebellische Land aber seinem Bruder Wladislaw überlassen.

Im Sommer 1079 war so das mächtigste Reich des Ostens zusammengebrochen, und die Wirkungen seines Sturzes machten sich weithin fühlbar. Niemand gewann mehr durch denselben, als der Böhmenherzog, der treueste Bundesgenosse König Heinrichs. Konnte der Böhme auch, in die deutschen Händel immer von Neuem verwickelt, nicht zu einem unmittelbaren Angriff auf Polen und Ungarn schreiten, so hielt er doch die Fürsten beider Länder jetzt so in Furcht, daß sie dem Papste und dem Gegenkönig nicht zu nützen, Heinrich nicht zu schaden vermochten. Gregor hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, den Böhmenherzog für Rom zu gewinnen, aber alle Verhandlungen mit ihm scheiterten, wohl weniger deshalb, weil der Böhme fest an der Kirchenliturgie in der Landessprache hielt, als weil seine ganze Stellung ihn an Heinrich verwies, der überdies jeden Dienst ihm und seinem Hause auf das Reichlichste vergalt.

---

*) Vgl. S. 401.

Einst konnte es scheinen, daß es dem reformirten Papstthum gelingen würde, die Fürsten des Abendlands gegen das deutsche Kaiserthum zu verbinden, um nach dem Sturze desselben sie um den Stuhl des heiligen Petrus als dienstwillige Vasallen zu schaaren. Aber schon sah Gregor, daß diese Herren der Welt dem Apostelfürsten und seinen Nachfolgern doch nur einen sehr bedingten Gehorsam schuldig zu sein glaubten, daß ihre eigenen Interessen ihnen mehr galten, als der Sieg des priesterlichen Roms. Der Abfall Heinrichs und Wiberts von Rom lag offen vor den Augen der Welt, aber außerhalb Deutschlands regte sich keine Hand, um die Abtrünnigen zu bestrafen. Gleichgültig sah man in den meisten Ländern der Entwickelung des inneren Kriegs in Italien und Deutschland zu; an vielen Orten blieb man lange unentschieden, ob man Gregor oder Wibert als Papst anerkennen solle. Selbst in Frankreich, einst der Wiege der Reform, war die Stimmung Gregor nicht eben günstig. Auf der weltbeherrschenden Höhe, zu welcher Hildebrand das reformirte Papstthum erhoben, hatte es sich nicht erhalten können; sobald Roms Forderungen und Ansprüche hervortraten, begann die Auflehnung, und nur in seltenen Fällen erzwangen die Anatheme Gehorsam.

Ohne seinen Anhang in Deutschland wäre Gregor bald völlig verlassen gewesen. Denn auch jener Bund, den er in Italien gegen Wibert geschlossen, bot ihm schließlich keine Hülfe. Das Heer, mit welchem er im September gegen Ravenna ausziehen wollte, trat gar nicht zusammen. Die Normannen und die anderen Fürsten der Halbinsel, welche ihm Beistand zugesagt, hielten nicht Wort; Robert Guiscard dachte nur an Constantinopel und die bevorstehenden Kämpfe im Osten. Allein die große Gräfin bewährte Gregor auch jetzt ihre Treue, ja fester als je schloß sie sich ihm an, nachdem auch das letzte Band, welches sie an Heinrich gefesselt hatte, gelöst war. Aber sie war zugleich machtloser als je, nicht einmal in ihren eigenen Besitzungen sicher. Widerspänstige Vasallen erhoben sich, und der Gegenpapst, der ein stattliches Heer bereits gesammelt, zog drohend gegen ihre Burgen heran.

Und doch verzagte Gregor nicht. Wunderbar genug, er hoffte sogar noch immer auf den baldigen Sieg einer Sache, für die Niemand den Arm erheben wollte. In einem Schreiben vom 22. September verkündete er abermals seinen Anhängern in Deutschland den nahen Untergang der Feinde, den nahen Triumph des heiligen Petrus. Aber auch

dort hatten Rudolf und Altmann bisher kaum nennenswerthe Erfolge erzielt. Nur ein unbestreitbarer Sieg des Gegenkönigs konnte der Sache Gregors noch aufhelfen; er rechnete auf eine große Entscheidung, welche in den nächsten Tagen jenseits der Alpen eintreten werde. Sie trat ein, aber anders, als er sie erwartet hatte.

Das Ende König Rudolfs.

Sobald Heinrich von Brixen zurückgekehrt war, hatte er neue Rüstungen gegen die Sachsen begonnen. Schon im Juli war er zu Nürnberg mit diesen Rüstungen beschäftigt, dann im August und September zu Mainz. Ein bedeutendes Heer sammelte sich hier um ihn. Herzog Friedrich von Schwaben stieß zu demselben, wie mehrere schwäbische Bischöfe. Am zahlreichsten hatten sich die Baiern, nächst ihnen die Lothringer gestellt. Unter den geistlichen Herren aus den rheinischen Gegenden ragten die Erzbischöfe von Trier und Köln besonders hervor, unter den weltlichen jener Graf Heinrich von Laach, der wenige Jahre später zum Pfalzgrafen in Lothringen erhoben wurde. Von den anwesenden Bischöfen — man zählte ihrer sechszehn — ließ Heinrich die Wahl Wiberts noch ausdrücklich bestätigen, ehe er mit dem Anbruch der kühleren Jahreszeit das Heer gegen den Feind führte. Er nahm dann seinen Weg durch Hessen und Thüringen auf das Thal der oberen Unstrut, gleich als wolle er hier zum dritten Male dem Feind begegnen.

Die Sachsen erwarteten ihn hier, hatten den Fluß bereits überschritten und bei einem Ort, der Cancul genannt wird*), eine feste Stellung genommen. Auch sie waren gut gerüstet, und es hob ihren Muth, daß sie jetzt gegen einen von der Kirche abermals Verfluchten ihre Schwerter schärften. Fast das ganze Sachsenland hatte sich noch einmal erhoben; ein gewaltiges Heer war ausgezogen, der Adel zu Roß, die Bauern zu Fuß. Heinrich trug Bedenken sich mit solcher Masse in einen Kampf einzulassen; durch List suchte er deshalb das feindliche Heer zu theilen. Heimlich entsandte er einige Reiterschaaren über die Unstrut, die im Rücken des Feindes mehrere Dorfschaften in

*) Gewöhnlich sieht man in Cancul das jetzige Groß-Keula, welches aber zu sehr in nördlicher Richtung liegt; ich denke an Küllstädt, südlich von Dingelstädt.

Brand steckten und dann unbemerkt zu ihm zurückkehrten. Die List gelang. Die Sachsen fürchteten umgangen zu sein, besorgten, Heinrich möchte in ihrem Rücken ein Heer gegen Goslar führen, und ein großer Theil brach auf, um Haus und Hof zu schützen. Die Streitmacht Rudolfs war zersplittert, ehe es zum Kampfe gekommen war.

Heinrich schlug, sobald er seine Absicht erreicht sah, schleunig die östliche Straße durch Thüringen ein; er wollte sein Heer mit den Schaaren, welche ihm der Böhmenherzog und Markgraf Ekbert zuführen sollten, in den Gegenden an der Saale vereinigen, dann aber über Merseburg und Magdeburg in das östliche Sachsen eindringen. Unbehindert kam er bis Erfurt, welches aufs Neue verwüstet wurde; erst als er weiter bis in das Gebiet von Naumburg vorrückte, fand er Rudolf mit einem Heere in seiner Nähe. Sobald nämlich die Sachsen Heinrichs Plan erkannt hatten, war der größere Theil ihres Heeres in Eilmärschen das Unstrutthal herabgezogen und hatte Naumburg noch zur rechten Zeit besetzt. Der Marsch war mit solcher Schnelligkeit ausgeführt worden, daß die Fußgänger meist nicht folgen konnten, auch die Pferde gelitten hatten.

Als Heinrich den Feind vor sich sah, ging er über die Saale und rückte bis zur Elster vor, an deren hohem Ufer er das Heer ein Lager aufschlagen ließ. Die Sachsen folgten unverweilt, und Heinrich glaubte einem Kampfe nicht länger ausweichen zu dürfen. In Schlachtordnung rückte er in der Frühe des folgenden Tages — es war der 15. October — ihnen entgegen, und auch sie machten sich sofort zum Kampfe bereit. Sie hatten nur wenig Fußvolk; sie ergänzten es, indem die Ritter, deren Pferde ermüdet waren, sich zu Fuß an die Seite der Bauern stellten. So zogen sie aus, während ihre Bischöfe den Psalm anstimmen ließen: „Gott stehet in der Gemeine Gottes und ist Richter unter den Göttern" *). In geschlossenen Reihen einander näher rückend, kamen beide Heere bald an einen Sumpf, Grona damals genannt **), durch den

*) Psalm 82.

**) Der Rest jenes Sumpfs ist der kleine Grunaubach zwischen Pegau und Mölsen. Der Bach fließt jetzt in einem kaum zwei Schritte breiten Bette, ist aber von beiden Seiten von Wiesen umgeben, die künstlich entwässert sind. In der Gegend von Mölsen, wie bei dem in südwestlicher Richtung liegenden Röblitz sind neuerdings Lanzenspitzen, Sporen u. s. w. unter der Erde in großer Menge gefunden worden. Das Schlachtfeld liegt nur wenige Stunden südlich von Lützen und Groß-Görschen.

e Furt zu finden war. Schmähreden und Herausforderungen er-
ten von hüben und drüben, aber mit den Waffen konnte man sich
t erreichen. Endlich machten die Sachsen eine Schwenkung in süd-
r Richtung und zogen nach dem Ende des Sumpfs, der nicht weit
lag; sofort schlug Heinrichs Heer dieselbe Richtung ein. In der
he von Hohen-Mölsen trafen endlich die beiden Heere zusammen, hier
es zu dem hitzigsten Kampfe.

Das Waffenglück schwankte längere Zeit. Heinrichs Schaaren trie-
anfangs die Sachsen zurück, und die Bischöfe im Lager an der
er erhielten bereits Kunde von einem vollständigen Siege ihres Kö-
s, so daß sie mit ihren Klerikern das Te Deum begannen. Da
hte man den Grafen Rapoto von Vohburg, aus dem Geschlechte
Pfalzgrafen von Baiern *), todt in das Lager zurück, und die
ger der Leiche ließen den Schreckensruf erschallen: „Fliehet! fliehet!"
on ergoß sich auch ein Strom von Flüchtigen in das Lager. Otto
Nordheim hatte sich an der Spitze des geringen, aber wohlgerüsteten
volks den vordringenden Baiern entgegengeworfen und sie zu Paa-
getrieben; er verfolgte sie bis zum Lager, welches sie spornstreichs
heilten, um sich über den Fluß zu retten. Das sächsische Fußvolk
lte sogleich das Lager plündern, aber Otto fürchtete bei dem noch
ewissen Ausgang des Tages abgeschnitten zu werden und führte
e Schaar deshalb auf den Kampfplatz zurück. In der That hatten
hier die Lothringer unter Heinrich von Laach behauptet, sie glaubten
ır des Sieges bereits sicher zu sein und sangen das Kyrie eleison.
einen neuen Angriff waren sie nicht gefaßt. Als daher Otto mit seiner
aar unerwartet gegen sie anstürmte, geriethen sie in Verwirrung,
ıbten alsbald den Rücken und eilten, von Otto verfolgt, der Elster
Manche fanden in dem Flusse den Tod, Andere kamen auf die
ere Seite desselben, mußten aber ihre Rosse, die sie auf den hohen
rrand nicht in Eile bringen konnten, dem Feinde preisgeben.

Heinrichs Heer war in vollständiger Auflösung. Was nicht dem
werte der sächsischen Ritter oder den Aexten und Knütteln der
ıern erlegen war, fiel meist in Gefangenschaft oder fand in der
er den Tod. Nur spärliche Reste des königlichen Heeres hatten sich

---

Wahrscheinlich derselbe Rapoto, der als Unterhändler Gregors vielfach eine wich-
tige Rolle gespielt hatte.

mit dem Könige selbst über den Fluß gerettet. Das ganze Lager Heinrichs fiel unvertheidigt in die Hände der Sachsen. Sie machten eine unermeßliche Beute an Geld, an Gold- und Silbergeräthen, an Rossen, Waffen und kostbaren Gewanden. „Was die Unstrut an uns, da wir besiegt wurden, gefehlt hatte," sagt Bruno, der bei dem Kampfe wohl Augenzeuge war, „das vergalt uns doppelt die Elster; denn dort verloren wir auf der Flucht nur unsere eigene Habe, hier nahmen wir den fliehenden oder erlegten Feinden nicht nur ihr Eigenthum ab, sondern erhielten auch Alles, was sie uns einst geraubt hatten, zurück."

Als der glücklichste Sieger kehrte Otto von Nordheim in das sächsische Lager zurück, aber er fand dort gewaltige Bestürzung. König Rudolf hatte sich selbst mitten in den Kampf gestürzt und zwei schwere Wunden davon getragen. Die rechte Hand war ihm abgehauen, und ein so gewaltiger Streich hatte den Unterleib getroffen, daß man sein Ende nahe wußte. Man hatte ihn in das Lager zurückgebracht, und hier empfing er alsbald die Kunde, daß die Sachsen aller Orten gesiegt hätten. „Nun dulde ich gern," sagte er, „was der Herr über mich beschlossen hat." Er tröstete die Umstehenden, die ihm rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit gaben; auch wenn ihm beide Hände fehlten, erklärten sie, würden sie, wofern ihm Gott nur das Leben ließe, keinen Anderen als König in Sachsen anerkennen. In den Armen seiner Getreuen verschied er; wie es scheint, noch am Abend des Schlachttages.

Die Leiche ihres Königs brachten die Sachsen nach dem nahen Merseburg, wo sie im Dome ehrenvoll bestattet wurde. Das Grab wurde bald nachher durch einen Leichenstein bezeichnet, den man noch jetzt dort sieht. Derselbe trägt eine prunkvolle Inschrift, welche den Sachsenkönig Karl dem Großen mit wenig Recht zur Seite stellt. Sie schließt:

Da, wo die Seinen gesiegt, fiel er als ein heiliges Opfer.
Leben war ihm der Tod, den für die Kirche er litt.

War er wirklich für die Kirche gestorben? Man wird mit Fug Zweifel hegen, ob der Glaubenseifer ihn eine Krone aufzusetzen trieb, die für ihn allerdings wenig mehr als eine Dornenkrone war. Sein ganzes Leben ist mehr das eines Mannes, der vom weltlichen Ehrgeiz bestimmt wird, als das eines Gerechten. Hofgunst machte den Burgunder zum Herzog von Schwaben und Gemahl einer Kaiserstochter,

Rebellion zum Sachsenkönig. Ein unstäter Sinn trieb ihn weiter und weiter von der Stelle, die ihm die Natur angewiesen hatte; in der Fremde unter Fremden ereilte ihn ein früher Tod. Seinem Sohn hinterließ er das Herzogthum Schwaben, aber niemals hat dieser dort eine feste Stellung gewonnen. Bald verscholl das Geschlecht der Rheinfelder von dem deutschen Boden, ohne ein rühmliches Andenken zu hinterlassen.

Heinrich hatte in der Schlacht die empfindlichsten Verluste erlitten. Nur ein kleiner Theil seines Heeres war dem Verderben entronnen, und auch dieser war völlig entmuthigt. Als der König die Böhmen an sich ziehen wollte, um doch noch einen Einfall zu wagen, weigerte sich seine Mannschaft entschieden ihm weiter gegen den Feind zu folgen, so daß er sie entlassen mußte. Dennoch bot ihm der Tod des Gegenkönigs Vortheile, wie sie ihm kaum ein Sieg gewährt haben würde.

In jedem unerwarteten Todesfalle fand jene Zeit ein Gottesurtheil, und das Ende Rudolfs schien ihr ein Zeichen himmlischer Rache, wie man es niemals deutlicher gesehen hatte. Mit Schaudern gedachte man der abgehauenen Rechte. Noch jetzt wird Niemand in Merseburg die verfressenen Reste jener Hand ohne innere Bewegung berühren, noch jetzt treten bei ihrem Anblick uns die Folgen des Meineids mit furchtbarer Gewalt vor die Seele. Welche Gefühle mußte da erst bei den Zeitgenossen Alles erregen, was man von dem Gottesurtheil berichtete! Und diese todte Hand verurtheilte nicht allein Rudolf, sondern auch die, welche ihn erhoben hatten. Sterbend sollte er zu den ihn umstehenden Bischöfen gesagt haben: „Sehet, das ist die Hand, mit welcher ich meinem König Treue geschworen. Ich verlasse jetzt sein Reich und das Leben, aber ihr, die ihr mich seinen Thron besteigen hießet, sehet wohl zu, ob ihr mich, der ich euch nur folgte, auf den rechten Weg geführt habt." Rudolf sollte damit den schwersten Theil seiner Schuld auf jene Bischöfe gewälzt haben, die ihn zu Forchheim gewählt hatten. Und wenn er es nicht that, so thaten es doch Andere und fanden Beistimmung. Die Achtung vor den Bischöfen, welche den von Gott jetzt als meineidig Verurtheilten erhoben hatten, schwand in weiten Kreisen, zugleich die Achtung vor der Sache, die sie vertraten. Und überdies erschien Rudolfs Tod auch als ein Verdammungsurtheil für jenen Papst, den sie als einen neuen Heiligen priesen. Mehr als einmal hatte er Rudolf Sieg und Leben, Heinrich Tod und Verderben verkündigt: Rudolfs

Grab erwies ihn jetzt abermals als einen falschen Propheten. Gott selbst, meinte man, habe auch ihn verurtheilt, die Beschlüsse von Brixen könnten keine bessere Rechtfertigung finden. So bestärkten sich Heinrichs Anhänger in der Meinung, die sie immer verfochten hatten; Manche, die bisher geschwankt hatten, ergriffen jetzt offen für den rechtmäßigen König Partei; man hegte wohl gar die Hoffnung, daß sich bald ganz Deutschland ihm wieder unterwerfen würde.

Aber weder die Sachsen, noch die vertriebenen Bischöfe und die entsetzten Herzöge dachten an Unterwerfung. Sie waren jetzt nach einer gewonnenen Schlacht am wenigsten geneigt sich dem verhaßten Feinde zu beugen, gegen dessen rücksichtslose Härte sie keinen Schutz, als ihre Schwerter, mehr hatten. Auch stand ihre Sache nicht so ungünstig. Sachsen war ganz in ihren Händen, und in Schwaben waren Welf und Berchthold dem Staufener mit seinem bischöflichen Anhang noch immer vollauf gewachsen. Es war keine Frage, daß die Partei des Gegenkönigs ihn überleben würde, dennoch hatte sie unverkennbar durch seinen Tod einen schwer zu verwindenden Schlag erlitten. Es zeigte sich dies sogleich, als man an die Wahl eines Nachfolgers dachte. Daß eine solche zu treffen sei, war keinen Augenblick zweifelhaft, aber man schwankte lange, wen man zu wählen habe.

Die Partei, welche Rudolf anerkannt hatte, war nicht so gleichartig, wie es auf den ersten Blick wohl scheinen möchte. Die Hauptmasse bildeten die Vorfechter der sächsischen Freiheit, neben ihnen standen Vertheidiger der fürstlichen Gerechtsame und endlich Anhänger der neuen Ansprüche Roms. Sie alle hatten sich Rudolf untergeordnet, da ihn seine Energie und die Verhältnisse weit über jede andere Persönlichkeit erhoben, auf welche man rechnen konnte; ihre besonderen Interessen hatten sie seiner Sache gleichsam zum Opfer gebracht. Aber die eigenen Interessen traten sogleich wieder hervor, als es sich um die Wahl eines neuen Königs handelte, und viel schroffer jetzt, als einst in Forchheim. Die Sachsen wollten jetzt keinen Anderen, als Otto von Nordheim, ihren Kriegshelden, einen Mann reifster Erfahrung, auf den Thron erheben. Unzweifelhaft wäre es die beste Wahl gewesen, doch sagte sie weder den Schwaben noch den eifrigen Gregorianern zu. Berchthold und Welf verlangten einen König, der ihnen die Herrschaft in Baiern und Schwaben verbürgte; die römisch gesinnten vertriebenen Bischöfe wollten einen Herrn, der sich Rom unterwürfe und Macht genug besäße, sie in

ihre Sprengel zurückzuführen und ganz Deutschland dem Willen des Papstes dienstbar zu machen. Eine Einigung war schwer zu erzielen; ehe sie nicht erreicht war, schien aber jede Action der Partei gelähmt.

Heinrich wußte dies und suchte den günstigen Augenblick zu benutzen. Im Anfang des December sammelte er in den mittelrheinischen Gegenden ein mäßiges Heer; er hoffte damit ohne Widerstand in Sachsen einrücken und das Weihnachtsfest in Goslar feiern zu können. Die Sachsen waren gerade in Berathungen über die Königswahl vertieft, als sie vernahmen, daß Heinrich mit Waffenmacht anrücke. Sogleich brachen sie auf und brachten in drei Tagen ein Heer zusammen, mit dem sie dem König entgegentreten konnten. Heinrich sah seine Absicht vereitelt, auf einen neuen ernsten Kampf wollte er es nicht ankommen lassen, er hielt für das Beste seine Schaaren zu entlassen. Noch einmal machte er jetzt einen Versuch, sich mit den Sachsen gütlich zu verständigen. Er ließ ihnen sagen: da sie ja einen besonderen König haben wollten, möchten sie seinen Sohn wählen; er wolle in diesem Falle ihnen eidlich versprechen, nie selbst wieder nach Sachsen zu kommen. So weit es ihm möglich war, schien er dem Sachsenthum entgegenzukommen, und gewiß werden Manche der sächsischen Herren dem Vorschlage nicht abgeneigt gewesen sein. Aber Otto von Nordheim und die ersten Männer des Landes ließen sich doch nicht für denselben gewinnen. „Oft habe ich," sagte Otto, „von einem bösen Bullen ein böses Kalb gesehen; mich verlangt weder nach Vater noch Sohn." Heinrichs Anerbieten wurde zurückgewiesen; die Sachsen blieben in kriegerischer Haltung.

Das Jahr ging zu Ende, ohne daß Heinrichs Widersacher sich über die Wahl eines neuen Oberhaupts geeinigt hatten. Der König glaubte sie schon ihrer eigenen Zwietracht überlassen zu dürfen. Ihn trieb es über die Alpen; er hatte Wibert nach Rom zu führen versprochen, wollte den verwegenen Mönch, der abermals den Bann gegen ihn geschleudert, züchtigen und sich in St. Peter von dem Papst, den er selbst eingesetzt, als Kaiser gekrönt sehen. Schon rüstete er zu seiner Romfahrt, die schon über ein Jahrzehnd immer von Neuem beabsichtigt und immer von Neuem ausgesetzt war; es lag ihm nur an Vorkehrungen, daß seine Anhänger in Deutschland nicht schutzlos ihren Feinden preisgegeben wären. Aus diesem Grunde bot er zunächst den Sachsen jetzt einen Waffenstillstand an. Sein Anerbieten wurde nicht völlig zurückgewiesen,

doch sollten Vertrauensmänner von beiden Seiten die Bedingungen des Waffenstillstands erst näher feststellen.

In einem Walde bei Kaufungen an der Weser traten zu Anfang des Februar die Vertrauensmänner zusammen. Von Heinrichs Seite waren die Erzbischöfe Siegwin von Köln, Eigilbert von Trier, nebst den Bischöfen Robert von Bamberg, Huzmann von Speier, Konrad von Utrecht und einem ritterlichen Gefolge erschienen; von Seiten der Sachsen hatten sich die Erzbischöfe Siegfried von Mainz, Gebhard von Salzburg, Hartwich von Magdeburg, die Bischöfe Poppo von Paderborn und Udo von Hildesheim eingestellt, von einer großen Menge sächsischer Herren und Ritter begleitet. Die sächsischen Abgesandten verlangten sogleich Oeffentlichkeit der Verhandlung; die Abgeordneten des Königs willigten ein, aber erst nach einigem Zögern.

Kaum war die Oeffentlichkeit zugestanden, so ergriff Erzbischof Gebhard das Wort, um den Verhandlungen eine unerwartete Wendung zu geben. Nicht Waffenruhe verlangte er, sondern vollständigen Frieden. Er und die Seinen seien bereit, sagte er, Heinrich als König anzuerkennen, wenn man sie überzeugen würde, daß sie dabei nicht die Religion verletzten; wäre dies nicht möglich, so wollten sie dagegen durch auf die heilige Schrift gegründete Beweise darthun, daß Heinrich nicht mehr nach dem Recht das Reich regieren könne. Die Abgeordneten des Königs erklärten, daß sie zu Verhandlungen von solcher Tragweite keine Vollmacht hätten und sich auf eigene Hand nicht auf eine Sache einlassen könnten, die nicht allein sie, sondern auch den König und das ganze Reich auf das Tiefste berühre; nur einen Waffenstillstand abzuschließen hätten sie Auftrag, und zwar bis zur Mitte des Juni; bis dahin würde sich dann auch wohl Gelegenheit finden, über die in Anregung gebrachte Angelegenheit auf einem allgemeinen Reichstage zu verhandeln. Die Absicht, über Heinrichs Recht zur Reichsregierung gleich eine Entscheidung herbeizuführen, welche Gebhard und seine Freunde gehegt hatten, mußte aufgegeben werden. Jetzt erklärten sich die Sachsen auch zu einem Waffenstillstande bereit, wenn er vollständig sei und offen und ehrlich gehandhabt werde. Die Königlichen glaubten nicht anders, als daß man die Ausdehnung des Waffenstillstandes auch auf die Schwaben beanspruche, und räumten sofort ein, daß die Waffen in allen deutschen Ländern ruhen sollten. Aber sie hatten damit die Meinung der Sachsen nicht getroffen, vielmehr wollten diese vor Allem einen

auf den Papst in Italien verhüten. „Der Papst ist unser
" sagte Otto von Nordheim, „und wie kann der Leib ruhen,
nan gegen das Haupt den Todesstreich führt? Entweder Friede
s und alle die Unsrigen, für euch und alle die Eurigen, — oder
Wollt ihr nicht allen unseren Freunden, hoch oder niedrig, vollen
gewähren, so geht, von wannen ihr gekommen seid! Nur laßt
sagt sein, daß ihr alsbald in euren Häusern unerwünschte Gäste
rgen und bei der Rückkehr aus Italien euer Hab und Gut nicht
ewahrt finden werdet. Denn wir sind gesonnen uns bald einen
zu setzen, der uns nicht nur gegen Unbill schützen, sondern auch
die uns Schlimmes zugefügt haben, es zu vergelten wissen
Die Gesandten des Königs konnten natürlich auf einen
ıstillstand nicht eingehen, der sich auch auf Italien ausdehnte.
ısammenkunft hatte keinen Erfolg, als daß man sich von beiden
die Feindseligkeiten für eine Woche auszusetzen versprach.
ıer innere Krieg tobte fort, doch wollte deshalb Heinrich die
hrt nicht aufgeben. Er hoffte in Italien in wenigen Monaten
ei de bewältigt zu haben und dann mit um so größerer Energie
ımpf in Sachsen und Schwaben aufnehmen zu können. Auch er
dem Papst das Haupt aller rebellischen Bewegungen; dieses
zu treffen erschien ihm für den Augenblick als seine wichtigste
ıe. Aber allerdings mußte er dann auf Mittel bedacht sein, um
Anhänger und seine eigene Stellung in Deutschland während der
iner Abwesenheit zu sichern. Nur geringe Streitkräfte konnte er
utschen Ländern entziehen und hatte Vorkehrungen zu treffen, daß
änder unter dem Schutz treuer Männer gegen Vergewaltigungen
bellen gesichert waren. In Baiern, Franken und Lothringen schien
nigliche Partei wohl stark genug, um sich gegen jeden Angriff
ıten zu können. Anders war es in Schwaben, wo Friedrich von
n, wenn ihn auch die Bischöfe des Landes unterstützten, die
che Sache nur mit großer Anstrengung aufrecht erhielt. Nichts
nußte dem Könige mehr am Herzen liegen, als die Sachsen von
nderen Unternehmungen dadurch abzuhalten, daß er, wenn irgend
), ihnen Widersacher im eigenen Lande erweckte, eine ihm ergebene
dort bildete.

Bei der allgemeinen Erbitterung, die im Sachsenvolk gegen den
herrschte, war es schwer, Männer zu finden, die ihm offen die

Hand reichten. Die Billinger, obwohl sie vom Kampfe sich fern hielten, wären zu einem entschiedenen Auftreten gegen Otto von Nordheim und ihre anderen alten Freunde doch nie zu bewegen gewesen. Nur in einem überaus ehrgeizigen Jüngling, der sich ihm bereits zugewendet, glaubte der König die erforderlichen Eigenschaften zu einem Parteiführer zu finden, der den sächsischen Rebellen das Gegenspiel halten könne. Es war sein Vetter Ekbert von Meißen, der zugleich auch das Schicksal seines noch im Knabenalter stehenden Schwagers Heinrich, der auf die Ostmark und Lausitz ein Erbrecht besaß, in Händen trug. Diese jungen Markgrafen hatten zu den Sachsen gehalten, aber dabei Verlust über Verlust erlitten; ihre Marken waren dem Böhmenherzog zugesprochen worden, und nur mit Mühe hatten sie und ihre Vasallen sich gegen ihn behauptet. Als sie die Unmöglichkeit weiteren Widerstands einsahen, hatten sie erst heimlich, dann offen Partei gewechselt, sich Heinrich wieder unterworfen und Verzeihung gefunden. Jetzt setzte sie der König wieder in ihre Marken ein und eröffnete Ekbert auch auf höhere Ehren, wenn er seine Treue bethätigen würde, bestimmte Aussicht. Die Kampflust und der Unternehmungsgeist des unruhigen jungen Fürsten konnten allerdings, sobald nur seiner Gesinnung zu trauen war, den sächsischen Angelegenheiten eine bessere Wendung geben.

Herzog Wratislaw von Böhmen wurde in anderer Weise für den Verlust der sächsisch-thüringischen Marken entschädigt. Ihm wurde die wichtige Mark Oesterreich übertragen, da sich Markgraf Luitpold abermals vom König abgewandt hatte, mit den aufständigen Schwaben conspirirte und ohne Zweifel auch mit den Ungarn in Verbindung stand. Der König hatte den Babenberger entsetzt, aber die Mark war noch in dessen Händen, und ein heißer Streit drohte um dieselbe zu entbrennen. Denn der Markgraf hatte sich zu Tuln mit allen Großen der Mark zum Verderben Heinrichs verschworen. Schon war auch Altmann nach Passau zurückgekehrt und schürte das Feuer gegen den von Rom verfluchten König. Die Hülfe Ungarns war Liutpold ohnehin gewiß. Nicht ohne schweren Kampf war so dem Babenberger die Mark zu entreißen, und der Böhmenherzog konnte bei diesem Kampf nur auf den Beistand der Eppensteiner zählen. Abermals war ihm der bedenklichste Posten zugetheilt worden; wie früher gegen Polen, stand er jetzt gegen Ungarn, von wo aus im Augenblick die größere Gefahr zu drohen schien, gleichsam auf der Wacht.

Nachdem der König diese Anordnungen getroffen, trat er gegen
de des März 1081 seine Romfahrt an. Er ließ den inneren Krieg
ter sich; erst in der kaiserlichen Macht hoffte er die Mittel zu finden
vollständig zu bewältigen. Die Verhältnisse waren denen nicht so
ihnlich, die einst Heinrich II. zur Kaiserkrönung über die Alpen ge-
rt hatten. In kurzer Zeit erwartete er wieder auf dem Kampfsplatz
Deutschland zu erscheinen; es vergingen fast so viele Jahre, als er
onde gerechnet hatte.

Heinrichs IV. mißglückte Romfahrt.

Beinahe ein Menschenalter hindurch hatte das Abendland keinen
iser gesehen; immer aufs Neue hatten Hildebrand und die deutschen
rsten eine Krönung in St. Peter hintertrieben. Konnte die Zeit
le Kaiser länger eine kaiserliche bleiben? Gewann aber jetzt der
nig das höchste Diadem der Welt, wie seine Vorfahren, warum
te es — so meinten Viele mit ihm — nicht wieder die frühere Be-
tung gewinnen, nicht wieder im alten Glanze strahlen? Noch war
jung; fast in gleichem Alter hatte sein Vater die Kaiserkrone ge-
nnen, die dann im blendendsten Scheine auf dessen Haupte geleuchtet
te. Freilich war seine bisherige Regierung nur ein ununterbroche-
: Kampf gegen widerstrebende Mächte gewesen, ein stäter Kampf
nn man sagen um das Kaiserthum selbst, und er war bisher nicht
Sieger aus demselben hervorgegangen. Aber Niemand konnte ihn
ch einen Besiegten nennen, und selbst seine Feinde räumten ein, daß
ungewöhnliche Kraft und Klugheit in allen Wirren bewährt hatte;
ch Otto der Große hatte lange um das Kaiserthum ringen, die Kai-
krone gleichsam erobern müssen. Und wer stellte sich nicht gerade im
ßesten Streite den vollsten Preis in Aussicht?

Ungebrochenen Muthes trat Heinrich den großen Weg an. Die
ldenbilder und die Ruhmesthaten seiner Vorfahren, die einst nach
Peter gezogen waren, schwebten ihm vor der Seele, als er noch
dem ersten Anhauch des Frühlings die Alpen überstieg. Es begleiteten
einige ergebene Bischöfe, seine vertrauten Freunde aus Schwaben
d ein mäßiges Kriegsgefolge; er kannte die Stimmnng Italiens und
artete nirgends auf bedenklichen Widerstand zu stoßen. Wenn er

größere Streitkräfte brauchte, hoffte er sie in der Halbinsel selbst zu finden.

Seine Erwartungen erfüllten sich, als er vom Brenner herabstieg, vollkommen. Niemand widersetzte sich ihm an den Pässen, die lombardischen Städte begrüßten ihn freudig; Italien schien in wenigen Jahren kaiserlicher geworden, als es nur je zuvor gewesen. Das Osterfest (4. April) feierte er in Verona, eilte darauf nach Mailand, wo er sich die eiserne Krone aufsetzen ließ, dann unverweilt über den Po nach Ravenna, um mit Wibert zusammenzutreffen. Mehrere lombardische Bischöfe und Herren hatten sich seinem Zuge angeschlossen, aber er hatte noch immer nur ein schwaches Heer um sich, welches er jetzt aus der Romagna und der Mark von Ancona um etwas verstärkte. Nach kurzer Rast brach er, von dem Gegenpapst, dem Erzbischof Thebald von Mailand, dem Erzbischof Liemar von Bremen, dem Kanzler Italiens Bischof Burchard von Lausanne und einigen anderen deutschen und lombardischen Bischöfen begleitet, gegen Rom auf; auch der vertriebene Erzbischof Manasse von Reims gesellte sich dem kleinen Heere bei. Man durchzog eilends unter großen Verheerungen die Länder Mathildens. Im Sturmschritt hoffte Heinrich gegen Rom vorzudringen, ohne Widerstand sich der Stadt zu bemächtigen, einen Kaiserpapst, wie sein Vater, einzusetzen, von diesem die Krone zu empfangen und mit ihm das Abendland zu regieren; schon zu Pfingsten erwartete er in der Stadt zu sein, deren Adel, wie er sich überzeugt hielt, nur seiner Ankunft harrte. Er rückte gegen Rom um Pfingsten an, aber er hatte sich bitter getäuscht, wenn er einen freundlichen Empfang dort erwartete, wenn er den Muth Gregors für gebrochen hielt.

Das Vertrauen des Papstes auf den baldigen Sieg seiner Sache schien unerschütterlich. Ihm verflog eine Hoffnung nach der anderen, ihn umdrohten Gefahren über Gefahren: nichtsdestoweniger stand er aufrecht, wie der Felsen im Meer, an dessen Fuß die Wogen branden. Schlag auf Schlag hatte ihn getroffen. In denselben Tagen, wo Rudolf an der Elster fiel, hatte ein Lombardenheer, welches den kleinen Konrad mit sich führte, die Vasallen Mathildens bei Volta am Mincio geschlagen. Fortan verweigerten diese ihrer Herrin, deren Widerstand gegen den Gegenpapst und den König sie für sinnlos hielten, den Dienst, und die Städter, welche mit dem Regiment der großen Gräfin immer

ızufrieden waren, boten ihr keinen Ersatz. Mathilde, auf deren Bei-
ınd allein der Papst sicher hatte rechnen können, war machtlos. Ver-
bens hatte er sich dann bemüht die Wahl eines Gegenbischofs in
avenna durchzusetzen, vergebens selbst einen solchen in einem gewissen
ichard bestellt; seine vereitelten Bestrebungen zeigten nur, wie sein An-
hen in der Romagna und in den Marken völlig vernichtet. Und
ıon regten sich auch in seiner Nähe die alten Feinde wieder. In der
ampagna gehorchte man nicht mehr seinen Geboten. Zwei adlige
erren, Lando und Ildimondo, spielten dort die kleinen Tyrannen, und
obert von Loritello, ein Neffe Robert Guiscards, dem im Patrimonium
s heiligen Petrus Landbesitz eingeräumt war, griff gegen die Ver-
rechungen des Normannenherzogs weiter und weiter um sich. Der
apst sah, wie wenig er Roberts Worten trauen konnte, und noch
ızuverlässiger zeigte sich Jordan von Capua, der stets nur die Erhal-
ng seines Fürstenthums im Auge hatte. So war die Fastensynode
s Jahres 1081 herangekommen, und ihr spärlicher Besuch legte aber-
ıls an den Tag, wie tief die Autorität des Papstes gesunken. Den-
ch trat Gregor abermals mit einer langen Reihe von Anathemen her-
r. Er schleuderte den Bann gegen Lando, Ildimondo und ihre Hel-
rshelfer, bestätigte ihn über Heinrich und alle seine Anhänger, ex-
mmunicirte die Erzbischöfe von Arles und Narbonne, suspendirte alle
ischöfe, die zu der Synode entboten und nicht erschienen waren. Nur
trafurtheile kennen wir von dieser Synode; es war, als ob Gregor
m Kampf nirgends auswich, sondern ihn suchte.

Schon wußte man damals in Rom, daß Heinrich zu seiner Kai-
rfahrt rüste, und die Getreuen des Papstes riethen ihm sich mit Hein-
ch zu versöhnen, da ja fast alle Italiener auf dessen Seite ständen;
ie Partei in Deutschland, welche sich nach dem heiligen Petrus nenne,
werde ihm doch, wenn der Feind gegen Rom anrücke, nicht helfen.
Solche Rathschläge, die auch ohne Zweifel zu spät kamen, machten auf
Gregor keinen Eindruck, vielmehr erwartete er gerade von Deutschland
us Unterstützung. Er schrieb bald nach der Synode an Altmann von
Passau und den Abt Wilhelm von Hirschau von jenen verführerischen
Vorschlägen, die er abgewiesen habe, und forderte sie auf, eine Hülfs-
endung in Deutschland zu betreiben. „Wir achten,“ äußerte er, „Hein-
ichs Hoffahrt gering. Uns selbst scheint sein Angriff, bliebe uns selbst
eutsche Hülfe versagt, nicht eben gefährlich. Nur wird unsere Tochter

Mathilde, deren Vasallen den Dienst verweigern, ohne Beistand von eurer Seite sich entweder unterwerfen oder alles das Ihrige aufgeben müssen." Vor Allem verlangte Gregor, daß Welf jetzt die Treue, die er einst der römischen Kirche versprochen, bethätige; ihn habe er sich recht eigentlich zum Dienstmann ersehen und wünsche ihn ganz in den Schooß des Apostelfürsten zu versetzen; auch andere mächtige Herren möchte man für den Dienst der Kirche gewinnen; gelänge dies, so könne man die Italiener von Heinrich abzuziehen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen hoffen. Vor Allem ermahnte er die Bischöfe, die auf Heinrichs Seite standen, mit der Kirche zu versöhnen, selbst von der Strenge der Kanones wolle er zu diesem Zwecke absehen. Bald darauf erließ er an Altmann noch eine besondere Anweisung, wie er in Gemeinschaft mit Gebhard von Salzburg und anderen kirchlichen Männern jene Bischöfe der Kirche wieder zuführen solle; besonders war es dabei auf Benno von Osnabrück abgesehen, der über die Rechtmäßigkeit der Brixener Beschlüsse noch immer Zweifel hegte.

Offenbar lag dem Papste Nichts mehr am Herzen, als Hülfe von Deutschland zu erhalten; wollte er diese erreichen, so mußte er wünschen, daß seine Anhänger dort nicht in neue Irrungen geriethen. Deshalb ermahnte er sie die Wahl eines Gegenkönigs auszusetzen; wenn dies unmöglich, so müsse man vor Allem darauf Bedacht nehmen, daß er der Kirche ergeben und nützlich sei, wie es sich für einen christlichen König gezieme und wie man es von Rudolf habe erwarten können; entspräche die Wahl diesen Anforderungen nicht, so werde die Kirche sie nicht nur nicht anerkennen, sondern sogar bekämpfen. Wofern es zur Wahl käme, sollte Altmann von dem Gewählten folgenden Eid fordern: „Von Stund' an und in der Folge werde ich ein gewissenhafter Getreuer des heiligen Apostels Petrus und des Papstes Gregor, seines jetzigen Statthalters, sein, und was mir der Papst unter ausdrücklicher Berufung auf meinen aufrichtigen Gehorsam aufträgt, werde ich treulich, wie es einem Christen gebührt, vollführen. Ueber die Besetzung der Kirchenämter, über die Länder und Einkünfte, welche die Kaiser Konstantin und Karl dem heiligen Petrus verliehen, wie über alle Kirchen und Güter, welche dem apostolischen Stuhl zu irgend einer Zeit von andern Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts aufgetragen oder übergeben sind und welche jetzt in meiner Gewalt sind oder früher gewesen sein sollten, werde ich mit dem Papst ein solches Abkommen treffen,

iß ich weder einen Meineid leiste noch Schaden an meiner Seele ide, sondern Gott und dem heiligen Petrus unter Christi Beistand ie gebührende Ehre erweise und nützlich bin. An dem Tage endlich, o ich zuerst des Papstes ansichtig werde, werde ich mich getreulich mit gener Hand als des heiligen Petrus und seines Stellvertreters Vasall kennen." Nebenbestimmungen in dieser Eidesformel sollte Altmann ildern können, aber Alles, was die Vasallentreue und den Gehorsam etraf, durchaus aufrecht erhalten. Niemand wird bezweifeln, daß is erste Gebot des Papstes an den König, der diesen Schwur eleistet hätte, kein anderes gewesen wäre, als mit seiner ganzen Macht nach Italien aufzubrechen. Aber die Verhältnisse lagen in Deutschland so, daß die Wahl eines Gegenkönigs noch nicht möglich var und auch Niemand ernstlich daran denken konnte, dem Papste zur Hülfe zu eilen.

Denn es war wahrlich wenig begründet, wenn der Papst zu derelben Zeit an den Abt Desiderius von Monte Cassino schrieb, daß die Sache Heinrichs nach allen seinen Nachrichten in Deutschland nie schlecher gestanden habe; auch wollte der Papst damit wohl nur seine Gesuche mpfehlen, welche Desiderius bei Robert Guiscard vermitteln sollte. Von dem Normannenherzoge verlangte er nämlich, daß er ihm entweder lbst nach Ostern ein Heer zuführe oder unter dem Befehle seines ohnes sende oder mindestens eine Anzahl normannischer Ritter für n Dienst des heiligen Petrus überlasse; überdies wünschte er wähnd der Fastenzeit eine Zusammenkunft mit dem Herzog, damit sich das Einverständniß Beider der Welt zeige und die Gutgesinnten irke, die Abwendigen aber in Schrecken halte. Robert lag wenig ran, ein solches Einverständniß an den Tag zu legen; er ging weder uf die Zusammenkunft ein, noch stellte er dem Papste ein Hülfsheer in ussicht.

So rückte Ostern heran; der König hatte die Alpen überstiegen, und weder vom Norden noch vom Süden kam dem Papst Beistand. Bald hörte er von Mathilde, daß der König nicht nur in Ravenna sei und bis Pfingsten Rom zu erreichen beabsichtige, sondern daß er auch mit Robert Guiscard ein Abkommen getroffen, nach welchem der Sohn es Königs eine Tochter des Herzogs ehelichen, der Herzog selbst aber mit Ancona belehnt werden solle. Dies Alles theilte der Papst dem Abt Desiderius mit, damit dieser ermittele, ob wirklich eine Verständigung

zwischen dem König und Robert stattgefunden habe; die Römer würden leicht an dieselbe glauben, wenn der Herzog noch länger die beschworene Lehnspflicht gegen den apostolischen Stuhl versäume. Die Wetterwolken zogen sich immer dichter und drohender um den Papst zusammen, aber sein Muth und sein Selbstvertrauen blieben sich gleich. Auch jetzt noch hegte er Zweifel, ob Heinrich ein größeres Heer sammeln und den Weg nach Rom einschlagen könne. Er verachte, schrieb er an Desiderius, die Drohungen Heinrichs und seiner Genossen und werde lieber sterben, als ihnen nachgeben; hätte er ihnen zu Willen sein wollen, so hätte er mehr von Heinrich und Wibert erlangen können, als irgend einer seiner Vorgänger von den Vorgängern jener. Zugleich versicherte er dem Abte, daß die Römer vom besten Geiste beseelt und ihm in allen Dingen dienstwillig seien.

Und mindestens hierin hatte sich der Papst nicht getäuscht. Als er die Stadt in Vertheidigungszustand setzte, fand er überall hülfreiche Hände. War es die energische Persönlichkeit des Papstes, war es die Abneigung gegen den Eindringling von Ravenna, was die Bürger bewog: sie waren einmüthig entschlossen die Stadt Heinrich nicht zu übergeben. Die weiten Mauern Roms mit ihren zahllosen Thürmen wurden in Stand gesetzt und bemannt; die Miliz des heiligen Petrus, welche der Papst längst gebildet hatte, leistete dabei gute Dienste. Man konnte dem Feinde, als er anrückte, begegnen.

Am Freitag vor Pfingsten (21. Mai) erschien Heinrich in der Nähe Roms und schlug alsbald nach alter Sitte sein Lager auf den Neronischen Wiesen vor der Stadt auf. Kein furchterweckendes Heer begleitete ihn, denn er hatte auf einen Widerstand nicht gerechnet. Man hatte ihm den Glauben erweckt, daß die Römer den Papst vertreiben, ihn selbst nach alter Weise feierlich zur Kaiserkrönung einholen würden. „Aber er fand," wie ein Zeitgenosse sagt, „statt der Priesterchöre Kriegerschaaren, statt der Wachskerzen Speere, statt der Loblieder Verwünschungen und statt Jubelruf Wehgeschrei." Das Pfingstfest hatte er in St. Peter zu feiern gedacht und mußte es im Lager zubringen, wo man die an den hohen Festtagen übliche Krönungsceremonie in der kläglichsten Weise, indem zwei Zelte die Stelle des Lateran und der Peterskirche vertraten, zur Ausführung brachte.

Ohne die Mittel, einen Sturm auf Rom wagen zu können, wollte

einrich die Stadt mit Güte zu gewinnen suchen. Er erließ folgende roclamation an den Klerus und das Volk Roms: „Wie treu und er- ben ihr euch gegen unseren Vater hochheiligen Andenkens erwiesen nd wie hoch er dagegen die Würde eurer Kirche und die gesammte edeutung des römischen Namens sowohl in Person wie durch sein nzes Regiment erhoben hat, haben wir aus dem Munde unserer älteren ürsten vernommen. Auch unserer Jugend seid ihr nach seinem Tode it nicht geringerer Liebe und Treue zugethan geblieben, so weit euch bei der Treulosigkeit gewisser verderblicher und übermüthiger Menschen möglich war. Wenn wir eure treue Liebe nicht nach Gebühr ergolten haben, so lag die Schuld erst an der Hülflosigkeit unserer Jugend, und als wir zum Manne reiften, erhob frevelhafte Treulosigkeit inen solchen Aufruhr, daß wir nothgedrungen auf die Unterdrückung esselben alle unsere Kräfte verwenden mußten. Jetzt endlich, nachdem vir dem Leben unserer grimmigsten Feinde und ihrem Hochmuth ein Ziel gesetzt, nachdem wir die Glieder des zerrissenen Reichs größtentheils vieder vereinigt haben, kommen wir zu euch, um die uns nach Erbrecht ebührende Würde unter eurer Aller Zustimmung von euch zu empfan- n und euch den verdienten Dank in Ehren aller Art abzustatten. ir verwundern uns daher, daß ihr nicht auf die Nachricht von unserer ikunft an uns eine feierliche Gesandtschaft abgeordnet habt. Wir terließen nur deshalb eine solche an euch zu senden, weil im vorigen hre, wie ihr wißt, unsere Gesandten, ehrwürdige und angesehene änner, auf das Schmählichste, wie es selbst Barbaren sich nicht er- iben, von einem Manne behandelt wurden, dem solches Verfahren t wenigsten zustand. Wenn jene Friedensstörer uns zur Last gelegt d unter euch ausgebreitet haben, wir kämen um die Ehre des heili- n Petrus zu verringern und eure Freiheit zu vernichten, so haben sie mit nur gethan, was ihrer bisherigen Weise entspricht. Aber wir be- euern euch, unsere Absicht ist, friedlich, so viel an uns liegt, zu euch kommen, um die lange Zwietracht zwischen Reich und Kirche vorzüg- h nach eurem Rath und nach der Meinung unserer anderen Getreuen beseitigen und Alles in Christi Namen zum Frieden und zur Ein- acht zurückzuführen."

Wie zu erwarten stand, öffneten diese Worte, so gut gewählt sie varen, nicht die Thore Roms. Einige Grafen der Campagna, nament- ch die längst gedemüthigten Tusculaner, fielen Heinrich wohl zu und

wurden von ihm mit Aemtern und Geschenken belohnt, aber die Bürgerschaft blieb dem Papste treu. Bis zum Ende des Juni lag Heinrich vor der Stadt; da rieth die Jahreszeit den verderblichen Fiebern des römischen Bodens auszuweichen. Der König ließ die Zelte abbrechen und trat den Rückweg an. Ueber Siena und Pisa zog er nach Lucca, wo er dann längere Zeit verweilte. Er wußte, aus der Romfahrt mußte sich ein Krieg um Rom entwickeln, dessen Wechselfälle sich nicht voraussehen ließen.

Nie war ein deutscher König, der zur Kaiserkrönung ausgezogen, in solcher Weise vor Rom umgekehrt. Es war ein unerhörtes, schmachvolles Ereigniß. Mit je größeren Hoffnungen sich Heinrich getragen hatte, als er die Alpen überstieg, desto tiefer mußte er die unerwartete Niederlage empfinden. Einst hatte er im Büßerhembe an die verschlossene Pforte Canossas gepocht und doch seine Absicht erreicht; in gewissem Sinne hatte er da seine Widersacher und den Papst selbst überwunden. Jetzt war er in königlichem Glanze, mit einem kriegerischen Gefolge vor den Thoren Roms erschienen, und sie blieben ihm verschlossen; unverrichteter Sache mußte er umkehren. Er hielt sich nicht für besiegt, und war es nicht, doch unleugbar hatte ihm jener Mönch, der noch vor Kurzem so hülflos und verlassen schien, Widerstand leisten, seine Krönung vereiteln können.

Die Wahl des Gegenkönigs Hermann.

Unzweifelhaft hätte sich Heinrich, wenn ihm Rom und die Kaiserkrone zugefallen wären, ohne Mühe zum Herrn Italiens gemacht: Mathildens Widerstand wäre länger unmöglich gewesen, die Normannen hätten ein Abkommen getroffen. Auch auf die deutschen Verhältnisse hätte eine Heinrich günstige Rückwirkung nicht ausbleiben können. In gleicher Weise mußte sein Mißgeschick vor Rom sich diesseits und jenseits der Alpen nothwendig fühlbar machen. Es geschah in der auffälligsten Weise. Mathilde rüstete sich zum hartnäckigsten Widerstande, von einem Vertrage Robert Guiscards mit dem Könige war nicht mehr die Rede, und die päpstliche Partei in Deutschland schritt, was das Wichtigste war, zur Wahl eines neuen Gegenkönigs. Die Spaltung im Reiche, die eine Zeit lang beseitigt schien, trat von Neuem ein.

Die Widersacher des Königs in Deutschland hatten freilich die
ahl eines neuen Oberhauptes nie aufgegeben, aber eine Einigung
nnte lange nicht erzielt werden. Vergebens hatte sich Gebhard von
alzburg bemüht eine allgemeine Versammlung der deutschen Fürsten
Stande zu bringen, um sie in ihrer Gesammtheit auf die Seite
oms herüberzuführen und dann zu einer neuen einmüthigen Königs-
ahl zu vermögen. Vergebens hatte selbst die Mehrzahl der sächsi-
en Fürsten ihren Sonderinteressen entsagt und ein Wahlausschreiben
alle deutschen Herren erlassen, in welchem sie erklärten, daß sie mit
ısnahme Heinrichs und dessen Sohnes sich jedem anderen Fürsten,
lchen die Wahl treffen würde, zu unterwerfen bereit seien, „damit
e Theile des Reichs, wie sie es einst waren, wieder unter einem
önige vereinigt wären." Eine Verständigung über die Wahl war
cht zu erreichen. Inzwischen nutzte man aber doch die Abwesenheit
s Königs, um seine Anhänger zu bewältigen. Altmann gelang es,
m Markgraf Liutpold unterstützt, auch in Baiern mehrere Herren zum
fallе vom Könige zu bewegen, und in Schwaben schmolz die könig-
he Partei immer mehr zusammen. Im Juni brach ein sächsisches
eer auf, um sich Franken zu unterwerfen; es erwartete hier mit Welf
nd anderen schwäbischen Herren zusammenzutreffen. Verheerend drang es
is in die Bamberger Gegend vor; hier gelang es ihnen sich mit
Welf und seinen Schwaben zu verbinden. Diese Schwaben und Sachsen
aren es, die dann völlig unerwartet die so lange vereitelte Königs-
ahl vornahmen. Es geschah in den ersten Tagen des August, un-
ittelbar unter dem Eindruck der Nachrichten, welche über den Rückzug
einrichs von Rom bekannt wurden. Zu Ochsenfurt am Main, an
nz ungewöhnlicher Stelle*), wurde die Wahl getroffen. Nicht einmal
schwäbischen und sächsischen Großen waren in einiger Vollständigkeit
gegen; Vertreter der anderen Stämme waren, wie es scheint, außer einigen
hringern gar nicht zur Stelle; von den hervorragenden Fürsten des
eichs war unseres Wissens nur Herzog Welf bei der Wahlhandlung
ätig.

Nach vielfachen Erwägungen fiel die Wahl auf einen reichbegü-
rten und kriegstüchtigen Fürsten aus dem Luxemburgischen Hause, den

*) Forchheim war wohl deshalb diesmal nicht der Wahlort, weil es in den Händen des feindlichen Bischofs von Bamberg war.

Bruder des Grafen Konrad von Luxemburg, einen nahen Verwandten des rheinischen Pfalzgrafen Hermann und jenes Heinrich von Laach, der in der Schlacht an der Elster gegen Rudolf gekämpft hatte. Der Name des Gewählten, der bisher kaum in weiteren Kreisen einen Klang hatte, war Hermann. Er hatte in Lothringen und Franken ausgedehnte Besitzungen und Verbindungen, so daß man durch ihn die Partei wesentlich zu verstärken hoffen durfte. Er trug Güter von der Kirche von Metz zu Lehen und hatte sich, wie es scheint, des Bischofs Hermann in der Noth treulich angenommen. Welf und Hermann werden besonders die Stimmen auf ihn gelenkt haben. Weder sächsische noch schwäbische Interessen können bei dieser Wahl schwer in das Gewicht gefallen sein; Rücksichten auf die Sache der Kirche und des Papstes müssen den Ausschlag gegeben haben. Ob Hermann einen Schwur geleistet hat, wie ihn Gregor verlangte, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich. Dem Papste zur Hülfe zu eilen, war er entschlossen, sobald er sich nur in der Würde befestigt hätte.

Die Anfänge des Gegenkönigs waren nicht unglücklich. Um dem überhandnehmenden Abfall in Schwaben und Baiern zu wehren, hatten Herzog Friedrich von Schwaben und der baierische Pfalzgraf Kuno der Jüngere die Getreuen aufgeboten und ihre Streitkräfte verbunden. Es gelang ihnen auch mehrere Burgen der Aufständigen in Baiern zu brechen, dann Donauwörth. Als sie aber weiter ihren Weg nach Hochstädt an der Donau nahmen, stießen sie unerwartet auf ein schwäbisches Heer unter dem neuen Gegenkönige und Herzog Welf, welches ihnen am 11. August eine vollständige Niederlage beibrachte. Pfalzgraf Kuno selbst blieb im Kampfe, mit ihm viele treue Anhänger König Heinrichs in Baiern; die Schaaren des Staufeners löſten sich in wilder Flucht auf. Durch diesen Erfolg ermuthigt, griff der Gegenkönig Augsburg, welches noch immer den Mittelpunkt der Anhänger Heinrichs in Schwaben bildete, an. Drei Wochen lang belagerte er, vom Markgrafen Liutpold unterstützt, die Stadt, verwüstete die Umgegend, brannte die Vorstädte abermals nieder. Da erst erschien ein Ersatzheer, welches Hermann zum Abzug nöthigte; um sich den Rücken zu decken, schloß er einen Vertrag, den er aber schlecht genug beobachtet haben soll.

Wenn auch Augsburg sich hielt, fand Hermann doch in den meisten Theilen von Schwaben Anerkennung. Weniger günstig stand seine Sache anfangs in Sachsen. Die Wahl in Ochsenfurt fand wenig Beifall bei denen, die vor Allem das Interesse des eigenen Landes in das

uge gefaßt hielten, am wenigsten bei Otto von Nordheim, der sich selbst
lechnung auf die Krone gemacht hatte. Otto ließ sich sogar mit Ekbert
nd dessen Freunden in Verhandlungen ein. Monate lang schwankte
:, ob er sich für Hermann erklären oder gleich Ekbert seinen Frieden
ıermals mit Heinrich machen sollte. Schon hatte er das Roß bestie-
:n, um mit seinen bisherigen Widersachern abzuschließen: da stürzte er
ıit dem Thiere. Er sah eine göttliche Warnung in diesem Unfall und
ıtschloß sich Hermann anzuerkennen. Nun erst kam der Lothringer selbst
ach Sachsen. Einige Tage vor Weihnachten traf er in Goslar ein,
ıurde dort gut aufgenommen und am 26. December feierlich gekrönt.
)er Krönungsort auf sächsischer Erde war so ungewöhnlich, wie der
Bahlplatz. Aber noch einmal hatte Erzbischof Siegfried die Genug-
ıuung eine Königskrone dem Gewählten aufzusetzen; freilich mochte es
ittere Erinnerungen in ihm wecken, daß er nicht in Mainz die Krö-
ung vornehmen konnte.

Die Partei Heinrichs hatte, wie man sieht, den Rückschlag der
ıißglückten Romfahrt schwer genug zu empfinden und vollauf zu thun,
m nicht ganz überwältigt zu werden. Indessen war Heinrich selbst mit
em Kampf gegen die große Gräfin und Zurüstungen zu einem neuen
Juge nach Rom beschäftigt gewesen.

Den Zwiespalt zwischen Mathilde und Heinrich hatten die Städte
Tusciens mit Freude wachsen sehen, denn es schien so der rechte Zeit-
ıunkt zu kommen, um die Herrschaft der Gräfin abzuschütteln und die
igenen Freiheiten dauernd zu befestigen. Deshalb schlossen sie sich sogleich
ng dem Könige an und erhielten zum Lohn die bedeutendsten Privilegien.
Heinrich gewährte ihnen leicht, was er, durch sein Verhältniß zu den
ombardischen Bischöfen gebunden, den Städten Oberitaliens versagen
nußte. Schon am 23. Juni hatte er vor Rom den Bürgern Luccas
ine Urkunde ausgestellt, welche die umfassendsten Rechte ihnen zuge-
land und als die erste dieser Art von außerordentlichem Interesse ist.
Nach diesem Freiheitsbrief durften die Stadtmauern nicht abgetragen,
ıicht die Bürger zu Bauarbeiten an den kaiserlichen Pfalzen innerhalb
er Stadt oder außerhalb angehalten, keine Einquartierung ohne ihre
Einwilligung ihnen aufgebürdet werden; außerdem wurden sie von man-
)en beschwerlichen Zöllen befreit und ihnen Marktgerechtigkeiten gegeben,
on denen die Florentiner ausdrücklich ausgeschlossen blieben. Sechs
ıalienische Meilen um die Stadt sollte keine Burg erbaut, in der Stadt

von keinem langobardischen Richter getagt werden, wenn nicht in Gegenwart des Königs oder seines Sohnes oder des Kanzlers. Die Beweisführung durch den Zweikampf wurde beschränkt, alle Freiheiten, die frühere Markgrafen der Stadt zugestanden, bestätigt, dagegen die beschwerlichen Einrichtungen seit den Zeiten des Markgrafen Bonifaz beseitigt. Alles in Allem war Lucca nach diesem Privilegium durch die kaiserliche Gewalt wenig, durch die markgräfliche fast gar nicht mehr beschränkt. Es wollte dies um so mehr bedeuten, als Lucca bis zu dieser Zeit für den Hauptsitz der Markgrafen galt.

Pisa stand längst freier da. Die markgräfliche Gewalt konnte sich in die inneren Angelegenheiten der seemächtigen Stadt, die sich durch selbstgewählte Obrigkeiten regierte, wenig mehr mischen. Nur die höhere Gerichtsbarkeit wurde von dem Markgrafen im Namen des Kaisers geübt, auch einzelne Lieferungen und Abgaben von den Bürgern erhoben. Die letzten Markgrafen, namentlich Bonifaz, hatten dieselben gesteigert und dadurch die Bürger in eine Opposition getrieben, unter der jetzt die große Gräfin litt. Durch einen Freiheitsbrief, welchen Heinrich zu Pisa selbst für die Pisaner erließ, stellte er diese Neuerungen ab, bestätigte der Stadt ihre alten Gerechtsame und fügte, wenn anders die Urkunde in der uns überlieferten Gestalt unverfälscht ist, die außerordentlichsten Zugeständnisse hinzu; selbst die Ernennung der Markgrafen soll er von der Einwilligung der Stadtoberen abhängig gemacht haben. Nicht die Grundlagen der städtischen Freiheit in Italien sind durch diese Kaiserurkunden gelegt — längst war dies geschehen —, aber die Freiheiten der Bürger wurden von dem Könige als der höchsten Autorität jetzt verbrieft, und auch das war eine Thatsache von großer Tragweite.

Die meisten Städte Tusciens leisteten Heinrich bereitwillig gegen Mathilde Beistand; nur Florenz scheint der großen Gräfin treu geblieben zu sein. Die Florentiner rühmen sich damals dem Heere Heinrichs widerstanden zu haben, und dieser Ruhm scheint begründet, wie wenig zuverlässig auch die Einzelnheiten sind, welche sie von der Belagerung ihrer Stadt erzählen. Mathilde war hart bedrängt, ließ aber inmitten von tausend Gefahren den Muth nicht sinken. In der That reichten Heinrichs Streitkräfte, wie sie sich vor Rom ungenügend gezeigt hatten, noch weniger hin, um die wohlbefestigten Städte und zahllosen Burgen der großen Gräfin zu überwältigen.

Wenn Mathilde mit bewundernswerther Ausdauer den Kampf

gegen den König, gegen die lombardischen Bischöfe und ihre aufständigen Vasallen damals und noch durch Jahre fortführte, so war das nicht allein ihr Verdienst, sondern sie theilte es mit ihrem Freunde, Bischof Anselm von Lucca. Aus seinem bischöflichen Sprengel vertrieben, wo er kaum eine Burg sich bewahrte, hatte dieser Mann, den sein ganzes Leben in die innigste Gemeinschaft mit den Patarenern und Hildebrand gebracht, sich muthig in den Kampf gegen Heinrich, gegen den Gegenpapst und die simonistischen Bischöfe der Lombardei geworfen. Der Papst hatte ihm die gefährdetste Stellung übertragen, ihn zu seinem Vicar in der Lombardei und Tuscien bestellt, ganz besonders die große Gräfin seiner Obhut empfohlen: Anselm war gerade der rechte Mann für solche Stellung.

Vielfach hat Anselm zur Vertheidigung der gregorianischen Doctrin die Feder ergriffen und durch seine Sammlung der Kirchengesetze, ein ganz von Hildebrands Geist durchdrungenes Werk, der kirchlichen Reformpartei wesentlich genützt. Aber Größeres konnten ihm doch die Gregorianer nicht nachrühmen, als die Dienste, die er Mathilde weihte und die er selbst in seinen Schriften als solche bezeichnet, die er Gott und der römischen Kirche geleistet habe; denn seine Schutzbefohlene sei bereit nicht allein alle ihre Habe hinzugeben, sondern bis zum letzten Blutstropfen gegen die Gottlosen zum Ruhm der heiligen Kirche zu kämpfen, und würde nicht eher ihre Waffen niederlegen, als bis Gott den bösen Feind in die Hand des Weibes gegeben habe. Anselm war es, der alle Schritte Mathildens leitete. Er rieth, und sie führte aus; die Klugheit des Plans war ihm zuzuschreiben, die Energie der That der muthigen Frau. Wibert und seine Anhänger unterließen Nichts, um diesen ihnen so verderblichen Bund zu trennen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich.

Anselm und Mathilde im Verein leisteten Außerordentliches. Nicht allein daß sie sich selbst gegenüber zahlreichen Gegnern behaupteten, auch alle Verlassene ihrer Partei fanden bei ihnen Beistand, die Verzagten Trost, die Flüchtigen eine sichere Stätte. Sie unterstützten zugleich den Papst in seiner Bedrängniß und suchten ihm mächtige Bundesgenossen in der Ferne zu erwerben. Anselm, von seiner Jugend her dem herzoglichen Geschlecht der Normandie befreundet, rief König Wilhelm von England zur Befreiung Italiens auf. Als Wilhelm trotz mancher Versprechungen nicht zu einem Entschluß gelangen konnte, begann mindestens dessen Halbbruder, Bischof Odo von Bayeux, Heer und Flotte in der Normandie zu rüsten, um der bedrängten Kirche zu helfen. Doch auch

die auf ihn gesetzten Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Mathilde und Anselm blieben nur auf sich verwiesen, aber auch so gelang es ihnen sich zu behaupten. Als Heinrich über den Po zurückwich, mußte er sich sagen, daß er sich weder dem Mönche in Rom noch dem Weibe von Mantua gewachsen gezeigt habe. Er mußte andere Kräfte um sich zu sammeln suchen, wenn er in Italien sich behaupten, wenn seine Widersacher in Deutschland nicht völlig die Oberhand gewinnen sollten.

Zu Heinrichs Mißgeschick war die Lage seiner Freunde in Deutschland nicht so, daß sie ihm wirksamen Beistand zu leisten vermocht hätten; nur einige schwäbische Ritter scheinen ihm zugezogen zu sein. Im Ganzen blieb er auf die Unterstützung der lombardischen Bischöfe und Wiberts auch jetzt beschränkt. Doch gelang es ihm ein ausreichendes Heer zusammenzubringen, um einen neuen Angriff auf Rom mindestens zu wagen. Noch mitten im Winter, der so heftig war, daß der Po zufror, führte er seine Schaaren über den eisbedeckten Strom und suchte dann in möglichster Eile Rom zu erreichen. Von dem Gegenpapst begleitet, erschien er um den Anfang der Fastenzeit 1082 abermals vor der Stadt. Abermals fand er die Thore geschlossen, das römische Volk zur Gegenwehr gerüstet. Es wäre unmöglich gewesen, die Stadt im Anlauf zu nehmen: man mußte zur Belagerung schreiten. So entspann sich ein Kampf um Rom, wie ihn die priesterliche Stadt seit Jahrhunderten nicht mehr vor ihren Mauern gesehen hatte. Die Römer zeigten sich ihres kriegerischen Ursprungs in diesem Kampfe nicht ganz unwürdig, aber sie unterlagen doch zuletzt, und nicht ohne eigene Verschuldung, die sich durch den Ruin ihrer Stadt furchtbar rächte.

5.

Der Kampf um Rom.

Sobald Heinrich erkannte, daß die Römer auch jetzt noch zum Widerstande entschlossen seien, ergriff er Maßregeln zu einer regelmäßigen Einschließung der Stadt. Während der ganzen Fastenzeit des Jahres 1082 lag sein Heer vor Rom, während er selbst mehrere Züge durch die Campagna und Sabina unternahm, um sich Land und Leute zu

unterwerfen. Am 17. März war der König in der Abtei Farfa, wo man ihn festlich empfing. Den in der Gegend mächtigen Rusticus, einen Anhänger Gregors, verjagte er und gab dessen Burg Fara den Mönchen von Farfa. Bald war er hier Herr, aber die Stadt beharrte im Widerstand. Eine unerwartete Ausdauer zeigten die Römer. Selbst ein Brand, welcher in der Nacht des Palmsonntags bei der Peterskirche von den Belagerern angelegt wurde, um in der Verwirrung in die Thore eindringen zu können, verfehlte seinen Zweck. Die Römer empfingen die Anstürmenden, und es kam zu einem hitzigen Kampfe an den Thoren. Das Feuer wurde gelöscht, und der Wachdienst nur sorgfältiger gehalten.

Bald nach Ostern (24. April) verließ der König selbst das römische Gebiet und eilte nach der Lombardei zurück. Aber der größte Theil seines Heeres blieb mit Wibert, der seinen Sitz in Tivoli nahm, bei der Stadt zurück. Rom verharrte im Belagerungszustand. Von Tivoli aus schickte Wibert immer neue Schaaren bis vor die Thore der Stadt; Niemand konnte sicher dieselbe verlassen, die Aecker der Bürger wurden verwüstet, ihre Saaten niedergebrannt. Was Wibert verschonte, verheerten die Grafen der Campagna.

Es war eine schwere Aufgabe für Gregor in solcher Bedrängniß den Muth der Römer aufrecht zu erhalten, zumal seine Geldmittel zu versiegen anfingen. Die Fastensynode hatte er wegen der Belagerung nicht abhalten können; erst zum 4. Mai wagte er eine Synode zu berufen. Aber nur der römische Klerus und einige benachbarte Bischöfe, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, erschienen. Der einzige Gegenstand ihrer Berathungen war unseres Wissens, ob die Kirchengüter zur Fortsetzung des Kampfes gegen Wibert verpfändet werden dürften, und die Synode entschied sich dagegen. Weniger bedenklich waren Mathilde und Anselm; sie waren es, die damals dem Papst aus der Bedrängniß halfen. Der reiche Kirchenschatz von Canossa, Altartafeln, Kreuze, Rauchfässer von edlem Metall, wurden eingeschmolzen, so daß man 700 Pfund Silbers und 9 Pfund Goldes nach Rom schicken konnte.

Eine dankenswerthe Hülfe für den Augenblick, doch ließ sich Rom damit nicht auf die Dauer halten. Die Stadt war verloren, wenn ihr nicht ein Entsatz kam. Aber woher ließ sich derselbe erwarten? Mathilde hielt sich allerdings tapfer und widerstand den Ueberredungskünsten der Markgräfin Adelheid, die sich zur Vermittlerin zwischen dem

König, ihrem Schwiegersohne, und der großen Gräfin aufwarf. Doch nur mit Mühe vertheidigte Mathilde selbst die ihr gebliebenen Burgen und Städte; in der eigenen Noth war ihr unmöglich Rom zu befreien. Jordan von Capua war mit dem Papst bereits völlig zerfallen und nutzte nach Kräften dessen Bedrängniß, um sein Fürstenthum zu erweitern. Und Robert Guiscard hatte gerade im entscheidenden Augenblick Rom und den Papst verlassen. Als Heinrich zum ersten Male gegen die Stadt anrückte, hatte der Herzog sein Heer eingeschifft, um den Kampf gegen Byzanz zu beginnen. Es erschien fast wie Hohn, daß dieser ungehorsame Vasall des heiligen Vaters unter der Fahne des Apostelfürsten über das Meer ging. Und doch richtete noch immer der Papst auf ihn die nach Hülfe spähenden Blicke, aber noch immer vergeblich.

Einen schwereren Kampf, als er erwartet, hatte Robert im Osten gefunden. Nachdem er sich Korfus bemächtigt, war er vor Durazzo gerückt und hier auf so hartnäckigen Widerstand gestoßen, daß er die Stadt belagern mußte. Nicht mehr Nicephorus Botaniates saß auf dem Throne von Byzanz. Eine Revolution hatte den Schwächling erhoben, eine zweite beseitigte ihn nach wenigen Jahren und brachte Alexius aus dem Geschlecht der Komnenen an die Spitze des Ostreichs. Der neue Herrscher von erprobtem Feldherrntalent und ungewöhnlicher Rührigkeit durchschaute die Gefahr, die von den Normannen drohte, und eilte ihr vorzubeugen. Sogleich schloß er mit Venedig, welches mit Eifersucht die Ausbreitung der normannischen Macht am adriatischen Meere betrachtete, ein Schutz- und Trutzbündniß, und eine venetianische Flotte machte alsbald Durazzo nach der Seeseite frei; dann rückte Alexius selbst mit einem großen Heere von Konstantinopel heran, um die Belagerer von seiner Stadt zu verjagen. Am 18. October 1081 kam es vor Durazzo zu einem harten Kampf. Der Sieg entschied sich für die Normannen, hauptsächlich durch die persönliche Tapferkeit Robert Guiscards und seines heldenmüthigen Weibes; mit hochgeschwungenem Speer hatte Sigelgaita die fliehenden Apulier und Calabresen in das Schlachtgetümmel zurückgetrieben. Auch Kaiser Alexius hatte sich im Kampf als Held bewährt, mußte aber schwerverwundet und mit Blut bedeckt endlich der Flucht seiner Schaaren folgen. Er zog sich in die inneren Theile seines Reichs zurück, um neue Streitkräfte zu sammeln. Durazzo hielt sich auch nach diesem Sieg der Normannen, welche die Belagerung während der Winterzeit fortsetzten. Erst am 21. Februar 1082 fiel die

Stadt in Roberts Hände, der das glückliche Ereigniß sofort Gregor und den Römern meldete. Man schöpfte in Rom neue Hoffnungen, daß der Herzog nun zunächst seine Verpflichtungen gegen den heiligen Petrus erfüllen würde. Eine dringende Aufforderung richtete der Papst an Robert, der Bedrängniß zu gedenken, in welcher sich seine Mutter, die heilige römische Kirche, befinde. Aber Robert war nicht gewillt mitten im Siege von dem Boden des griechischen Reiches zu weichen. Schon rüstete er, um in das Innere desselben einzudringen; schon dachte er an die Eroberung Konstantinopels. Es handelte sich nicht mehr um die Herstellung des falschen Michaels, der vor Durazzo gefallen, sondern um die Begründung einer Normannenherrschaft über den weiten Osten.

Wie Robert den Papst seinem Schicksal überließ, so jener andere Normannenfürst, welcher den englischen Thron erobert hatte. Zwar rüstete Bischof Odo von Bayeux im Sommer 1082, um Rom zur Hülfe zu eilen, doch nicht im Einverständniß mit seinem königlichen Bruder, dem vielmehr Odos Verhalten so verdächtig war, daß er ihn im Herbst verhaften und in einen Kerker werfen ließ. Unzweifelhaft wirkte Lanfrank auf diesen Entschluß des Königs ein, und es erklärt sich hieraus die immer wachsende Erbitterung Gregors gegen den Erzbischof von Canterbury, den er bald darauf sogar mit dem Banne bedrohte, wenn er sich nicht persönlich in Rom zu rechtfertigen wüßte. Allein von Deutschland aus konnte der Papst unter solchen Umständen noch Rettung erwarten. Fiel ein deutsches Heer des Gegenkönigs in die Lombardei ein, so mußten Wiberts Schaaren zum Schutze der Heimath aus der Campagna weichen. Schon war Roms Hülferuf über die Alpen gedrungen, und hier in der That nicht so wirkungslos verhallt, wie bei den Normannen.

Der Gegenkönig hatte in Sachsen schneller, als er hoffen konnte, Anerkennung gewonnen. Otto von Nordheim hatte sich ihm bald eng angeschlossen, und selbst Ekbert, nicht stark genug der herrschenden Stimmung zu widerstreben, hatte abermals die Sache des rechtmäßigen Königs verlassen. Nur in Westfalen regte sich einiger Widerstand, wurde aber durch einen verheerenden Zug, den Hermann im Anfange des Jahres durch das Land unternahm, unschädlich gemacht. Auch Bischof Benno von Osnabrück sah sich damals auf der Iburg, welche er stark befestigt hatte und wo er die Einrichtung eines Klosters betrieb, von starker Heeresmacht belagert, doch rettete ihn die Verwendung Ek-

berts und des Bischofs Udo von Hildesheim von dem Verderben; vielleicht schonte man seiner, weil man ihn noch immer gütlich für die kirchliche Sache zu gewinnen hoffte. Bis tief in den Sommer verweilte der Gegenkönig in Sachsen*); hier erreichten ihn die Boten des Papstes, welche ihn zum Schutze Roms aufriefen. Er wollte dem heiligen Petrus seine Dienstwilligkeit beweisen und brach alsbald, nachdem er den Nordheimer als Statthalter in Sachsen eingesetzt, nach Schwaben auf, um hier zu einem Zuge über die Alpen zu rüsten. Das obere Deutschland fand er jedoch in größter Verwirrung, überall Mord, Brand und Verwüstung. Die Erfolge Liutpolds von Oesterreich und seiner Verbündeten waren nicht dauernd gewesen. Wratislaw von Böhmen hatte mit seinen Brüdern Konrad und Otto ein großes Heer gerüstet, dem auch baierische Hülfsvölker, namentlich die Vasallen des Bischofs Otto von Regensburg, in nicht geringer Zahl zuzogen; der Böhmenherzog wollte sich der ihm übergebenen Mark bemächtigen. Markgraf Liutpold war ihm entgegengerückt, und es bei Mailberg nahe der mährischen Grenze am 12. Mai 1082 zu einem blutigen Kampfe gekommen, in welchem Liutpolds Herr unterlag. Die Böhmen waren darauf über die wehrlose Mark hergestürmt und hatten sie fast in eine Wüstenei verwandelt. Behaupten konnten sich die Böhmen in Oesterreich nicht: der Babenberger hielt sich in seinen zahlreichen Burgen, und Altmann ermunterte von Götweih aus, wo er damals ein stattliches Kloster errichtete, die Getreuen zur Ausdauer in der Bedrängniß. Aber der harte Schlag, welchen die kirchliche Partei erlitten hatte, machte sich doch im ganzen oberen Deutschland fühlbar.

Als Weihnachten kam, ging Hermann mit den schwäbischen Fürsten über die Heerfahrt nach Italien zu Rath, gab sie aber bald auf. Ueberdies lief die Nachricht ein, daß Otto von Nordheim verschieden sei**), und der Gegenkönig glaubte schleunigst nach Sachsen zurückkehren zu müssen, damit seine Widersacher sich nicht von Neuem regten. So eilig seinen Weg durch Ostfranken nehmend, daß man seine Spur kaum entdeckte, war er schon um Ostern wieder in Sachsen. Er schloß sich eng an Bischof Burchard von Halberstadt an, gelangte aber nach des Nordheimers Ableben niemals wieder zu dem früheren Ansehen. Die kirchliche Partei

*) Am 3. August 1082 hielt Hermann einen großen Hoftag zu Goslar.
**) Otto von Nordheim starb am 11. Januar 1083.

utschland fand in ihm kaum noch einen Schutz, viel weniger konnte
regor und seine Anhänger aus der Bedrängniß reißen.
So schlug Gregor auch diese Hoffnung fehl; er blieb verlassen, wie
r, und inzwischen war Heinrich selbst wieder vor Rom erschienen.
ß waren es die deutschen Angelegenheiten gewesen, die Heinrich
der Lombardei gerufen hatten. Noch im November hatte er an den
grenzen Italiens, in den Gebieten von Bergamo und Verona, sich
halten und dort mit Herzog Liutold von Kärnthen zusammengefun-
die Vermuthung liegt nahe, daß er Vorkehrungen für die Verthei-
ig der Alpenpässe traf, wenn ja der Gegenkönig in Italien einzu-
en versuchen sollte. Mitten im Winter wandte er sich dann mit
ı Streitkräften gegen Rom. Das Osterfest 1083 (9. April) feierte er
St. Rufina, gleich darauf bezog er abermals vor St. Peter auf den
nischen Wiesen ein Lager. Es kam nun zu harten Kämpfen. Einen
m auf die Burg bei St. Paul versuchte der König; sein Heer wurde
chlagen. Zweimal wurde dann die Leosstadt angegriffen, beide Male
blich. Endlich wagten die Römer hier selbst einen Ausfall. Mit ge-
gem Ungestüm stürzten sie sich aus den Thoren auf die Belagerer und
jten sie bis zu dem Lager zurück. Aber das Kampfglück wandte sich schnell.
zu Roß hieb der König selbst auf die vordringenden Feinde ein,
te neu den Muth der Seinen und jagte die Römer bis an die
ern zurück. Viele sanken unter dem feindlichen Schwert, Andere
en ihren Tod unter den Hufen der Rosse, noch Andere in den
jen des Tiber, in welche sie sich in verzweiflungsvoller Flucht
en.
Bereits herrschte in der Stadt empfindlicher Mangel. Man konnte
ı noch Lebensmittel herbeischaffen; die Bauern der Campagna kamen
t nicht mehr zu Markt. Viele und gerade angesehene Bewohner
n aus Furcht vor einer Hungersnoth schon die Stadt verlassen,
unter den Zurückgebliebenen wuchs die Muthlosigkeit mit jedem
. Man sträubte sich auch gegen den lästigen Kriegsdienst, als man
er Rettung zu verzweifeln anfing; selbst in der Leosstadt wurden
Wachen nachlässiger abgehalten. Als sich bald nach jenem Ausfall
e Krieger Heinrichs den Mauern näherten, bemerkten sie zu ihrer
ten Verwunderung, daß die Posten dort fehlten. Schnell gaben sie
Ihrigen ein Zeichen herbeizueilen. So sammelte sich eine größere
ar. Leitern wurden beschafft, angelegt, und ohne irgend ein Hin-

derniß die Mauern überstiegen. Die Masse des Heeres drängte nach. Man ließ sich nicht Zeit die Thore zu öffnen, sondern riß eine weite Oeffnung in eine Mauer, um den Einmarsch zu beschleunigen. Die Römer liefen nun wohl zusammen, versuchten den Feind wieder zurückzudrängen, aber ihre Anstrengungen waren vergeblich; sie wichen alsbald und beeilten sich über die Tiberbrücke zu entkommen. Mit Ausnahme der stark befestigten Engelsburg, welche Gregor selbst vertheidigte, kam die ganze Leosstadt in Heinrichs Hände; nach so vielen erfolglosen Anstrengungen war sie unerwartet, wie durch ein Wunder, ihm zugefallen. Am 3. Juni, am Sonnabend nach Pfingsten, nahm Heinrichs Heer in den weiten Räumen um St. Peter Lager, der König bezog dort die kaiserliche Pfalz.

Nicht nur die Engelsburg, auch die eigentliche Stadt auf dem linken Tiberufer, die Tiberinsel und Trastevere standen noch in Gregors Gewalt. Mit der Leosstadt waren also weder Rom noch der Papst bezwungen. Wie wenig der letztere den Kampf aufzugeben gesonnen war, trat an den Tag, als er am Johannistage (24. Juni) abermals die Excommunication über Heinrich und seine Anhänger feierlich aussprach. Der König antwortete damit, daß er am Tage vor Peter und Paul (28. Juni) Wibert in St. Peter auf den Stuhl des Apostelfürsten erheben ließ. Auf engstem Raum bei einander standen Heinrich und Gregor, von ihren Kriegsschaaren umgeben; jede Stunde schien die Entscheidung darüber bringen zu müssen, ob sich die neuen Ansprüche des Papstthums gegen das alte Kaiserthum aufrecht erhalten ließen. Mußte sich Gregor jetzt für überwunden erklären und in Heinrichs Hand geben, so erlitt die kirchliche Partei eine Niederlage, von welcher sie sich kaum je wieder erholen konnte.

Es muß befremden, daß Heinrich dieser Entscheidung auswich. Ohne die Engelsburg anzugreifen, ohne selbst sich von Wibert krönen zu lassen, entschloß er sich alsbald St. Peter zu verlassen. Den größten Theil seines Heeres löste er auf; reich beschenkt zogen die Lombarden in ihre Heimath ab. Nur 400 deutsche Ritter blieben auf einer Burg, welche in Eile auf einer Anhöhe neben der Peterskirche aufgeführt wurde, unter der Anführung Udalrichs von Godesheim mit dem jungen Konrad, dem Sohn des Königs, zurück. Nachdem Heinrich die Mauern der Leosstadt zum großen Theil, damit sie nicht abermals den Römern zum Bollwerk gegen ihn dienen könnten, hatte niederreißen lassen, zog er, von Wibert

egleitet, um den 1. Juli von St. Peter ab, war am 4. dieses Monats
ı Sutri und nahm dann seinen Weg nach der Lombardei, während
Bibert nach Ravenna zurückging.

Dieser auffällige Rückzug läßt sich nur dadurch erklären, daß sich
)einrich inzwischen mit dem römischen Adel in geheime Verhandlungen
ingelassen hatte, durch welche er die Stadt ohne weiteres Blutvergießen
n sich zu bringen hoffte. Der Adel hatte für den Fall, daß Heinrich
:tzt abzöge, ihm versprochen, bis zu einer bestimmten Frist entweder
Gregor zu vermögen den König zu krönen oder, wenn derselbe sich dessen
ıeigern sollte, einen anderen Papst zu wählen, welcher die Krönung
ornähme; alle Römer sollten sich ihm zugleich unterwerfen und ihm hul-
igen. Dieses Versprechen war eidlich und durch Stellung von zwanzig
Geißeln verbürgt worden. Man hatte sodann den 1. November als
en Termin festgestellt, bis zu welchem Heinrich Rom nicht weiter be-
nruhigen werde; spätestens 15 Tage nach seiner Rückkehr sollte die
Krönung und Huldigung stattfinden. Wohl mochten Manche im römi-
chen Adel noch eine friedliche Ausgleichung für möglich halten, wofern
ıur die Brixener Beschlüsse vernichtet, Wibert entfernt und die Wahl-
reiheit Roms gesichert würde; Andere aber dachten wohl nur daran,
vie Gregor aus der augenblicklichen Noth gezogen und Zeit gewonnen
verden könne. Es steht sehr zu bezweifeln, ob Alle den Vertrag mit
)er Absicht ihn zu erfüllen schlossen. Ob solche Zweifel in Heinrich
ıufstiegen oder nicht, er nahm ihn an, da er ihm unläugbar große Vor-
theile in Aussicht stellte. Schwerlich hat er darauf gerechnet, daß sich
Gregor noch ihn zu krönen bewegen lassen würde; es wäre ein Sieg
iber diesen stolzen Gegner gewesen, wie er ihn sich kaum versprechen
)urfte. Nach der Sinnesart Gregors war das Wahrscheinlichere, daß
:r die Krönung verweigerte, und dann konnte sich Heinrich mit der
Hoffnung schmeicheln, die Stadt in Güte zu gewinnen und unter den
Huldigungen des Volks die Kaiserkrone zu empfangen; auch die Aner-
kennung der Wahl Wiberts ließ sich inmitten eines großen Erfolges
vielleicht noch den Römern abtrotzen. Wurden die Verheißungen des
Adels erfüllt, so gewann Heinrich jedenfalls noch vor Jahresschluß den
Besitz der Kaiserstadt, um welche er schon so lange und nicht ohne er-
hebliche Verluste an Zeit und an Kräften kämpfte.

Inzwischen hatte Gregor endlich einen Bundesgenossen gefunden,
von dem er sich wirksame Hülfe mit Recht versprechen konnte. Es war

Robert Guiscard, welchen das eigene Interesse sich jetzt Roms und des Papstes anzunehmen nöthigte. Große Gefahren für seine Herrschaft in Italien hatten ihn die Siegesbahn jenseits des Meeres zu verlassen gezwungen. Denn nicht vergeblich hatte der Komnene sich mit allen Gegnern Roberts in Verbindung gesetzt und bedeutende Geldsummen, um sie für sich zu gewinnen, aufgewendet. Den Bewohnern Apuliens und Calabriens war jede Gelegenheit erwünscht, um das verhaßte Joch des Herzogs abzuschütteln, und auch unter den Normannen selbst zählte Robert Feinde genug, welche gern auf Anerbietungen des Byzantiners eingingen. Abälard hatte immer noch nicht verschmerzt, daß ihn der schlaue Oheim einst um die väterliche Erbschaft betrogen; mit ihm hielten sein Stiefbruder Graf Hermann und andere normannische Ritter zusammen. Ueberdies schwiegen bei Jordan von Capua niemals die Besorgnisse vor Roberts erstarkender Macht, die er auf alle Weise zu schwächen Bedacht nahm. So war bereits im Frühjahr 1082 eine weitverzweigte und von Jordan unterstützte Rebellion in Roberts eigenen Ländern ausgebrochen, welche der junge Roger nicht zu bewältigen vermochte. Schon war Robert bis Macedonien vorgedrungen und hatte sich der festen Stadt Kastoria bemächtigt, schon zitterte man vor ihm in Konstantinopel: da hatten ihn die schlimmen Nachrichten aus Italien ereilt und zur schleunigen Rückkehr gezwungen. Den größten Theil seines Heeres ließ er unter dem Befehl seines Sohnes Bohemund im fernen Osten zurück; er selbst eilte an das Gestade des adriatischen Meeres, setzte mit einem kleinen Gefolge auf zwei Schiffen über und landete bei Otranto. Nach einjähriger Entfernung hatte er so wieder den Boden Apuliens betreten, auf welchem er nun seine Herrschaft gleichsam von Neuem erobern mußte. Schwere Kämpfe folgten, doch allmählich gewann er wieder die Oberhand über seine Feinde.

Abälard war über das Meer zu Alexius geeilt, um ihn zu neuen Geldspenden zu bewegen, neue Unterstützung in Byzanz zu fordern. Das Ostreich sah kein anderes Mittel mehr, um die Empörung in Apulien zu unterhalten, als Heinrich zu einem ernstlichen Angriff auf Roberts Länder zu bewegen. Denn schon seit Jahresfrist unterhandelte Alexius auch mit dem deutschen König über ein Bündniß gegen Robert. Die erste Aufforderung zu demselben hatte Heinrich günstig aufgenommen, da seine eigenen Verhandlungen mit dem Herzog unfruchtbar geblieben waren und ihm bedeutende Hülfsgelder von Byzanz in Aussicht gestellt waren

ı, deren er sehr bedurfte: er hatte deshalb den Grafen Burchard und
en zweiten Gesandten, Albert mit Namen, nach Konstantinopel ge-
ickt, um das Bündniß abzuschließen. So mußte durch eine selt-
ne Verwickelung die Eroberung Roms durch einen deutschen König
ıst für den griechischen Kaiser ein wünschenswerthes Ereigniß werden;
höchst eigenthümlicher Weise schien vor den Mauern Roms auch
:r das Schicksal von Byzanz entschieden zu werden. Denn so lange
m widerstand, hatte Robert nicht viel in seinen Ländern von Hein-
) zu fürchten, konnte selbst den Kampf gegen Byzanz fortführen
sen; fiel dagegen Rom, so ergossen sich Heinrichs Schaaren über Apu-
n, und das griechische Reich schien gerettet.

Die eigenste Gefahr mußte Robert Guiscard jetzt, wie man sieht,
thatkräftiger Unterstützung des Papstes bewegen. Konnte er auch, da
bis in den Sommer 1083 hinein vor Cannä gegen Graf Hermann
Felde lag, Rom kein Ersatzheer zuführen, so hatte er doch Gregor
,000 Goldgulden gesendet, die ohne Zweifel nicht wenig dazu bei-
igen, daß die Römer in der letzten Bedrängniß neue Ausdauer be-
esen hatten; auch auf weitere Beisteuern vom Herzog konnte der
ıpst rechnen. Roberts Geld war aber Heinrich in Rom um so gefähr-
er, als keine Sprache dort verständlicher war, als die der klingenden
ünze. Zum Glück füllten sich jedoch alsbald auch die Säckel des
nigs, so daß er nicht nur seine alten Anhänger in Rom sich zu er-
ten, sondern auch neue zu gewinnen vermochte. Im Sommer 1083
hien vor Heinrich eine Gesandtschaft des Kaisers, geführt von dem
ıtoprohedros Konstantin, und überbrachte 144,000 Denare in voll-
htigen Silbermünzen, hundert seidene Gewänder, ein goldenes, reich
Perlen besetztes Kreuz, ein goldenes, höchst kostbares Reliquien-
chen und andere werthvolle Geschenke. Schon vorher hatte der Kaiser,
:m er diese Gesandtschaft anmeldete, sich dem Könige zu einer zweiten
ılung von 216,000 Denaren und der Ueberweisung der Einkünfte
20 Hofämtern *) erboten, wenn sich derselbe eidlich zu einem An-
f auf Roberts Länder verpflichten werde; sobald Heinrichs Heer in
ulien einrücke, werde Abälard ihm diese neuen Subsidien aushän-
en. So großen Werth legte Alexius auf die engste Verbindung mit

Letzteres war wohl nur eine Byzanzs Stolz weniger verletzende Form für einen
stehenden Tribut. 216,000 Denare sind etwa 15,000 Thaler.

dem deutschen König, daß er dringend für seinen Neffen und wahrscheinlichen Nachfolger um die Hand jener kleinen Agnes warb, die schon dem Staufener verlobt war. Heinrich hat gewiß nie an eine Auflösung dieser Verbindung gedacht, aber das byzantinische Geld nahm er gern und verpflichtete sich auch ohne Zweifel zu dem Angriff auf Apulien.

Während die Parteien in Rom sich von griechischem und normannischem Gelde nährten, gewannen die Dinge durch einen unerwarteten Entschluß Gregors noch einmal eine ganz neue Wendung. Der Papst berief nämlich auf die Mitte des November eine große Synode nach Rom, die den Streit zwischen Kirche und Reich entscheiden solle und deren Ausspruch er sich unweigerlich unterwerfen werde. Es ist schwer zu glauben, obwohl es versichert wird, daß Gregor von dem Pact des römischen Adels mit Heinrich keine Kenntniß gehabt habe; sein Entschluß konnte vielmehr nur darauf berechnet sein, der ihm durch jenes Abkommen drohenden Gefahr zu begegnen. Bei der Lage der Dinge mußte man ein versöhnliches Auftreten auf der Synode von ihm erwarten: alle Römer billigten deshalb sein Verfahren und nur Gisulf von Salerno machte, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Einwendungen. Die Cluniacenser und ihre Gesinnungsgenossen, welche längst einen gütlichen Austrag des verderblichen Streits wünschten, begrüßten die Synode mit Freude, und Abt Hugo, der damals nach Italien reiste, scheint es gewesen zu sein, der selbst den König zu gewinnen wußte einer Maßregel, die so viel Gutes versprach, kein Hinderniß zu bereiten. In der That ließ Heinrich durch einige Große seines Hofes beschwören, daß Alle, welche die Synode besuchen wollten, ungehemmt nach Rom ziehen und zurückkehren würden.

In alle Welt ergingen nun die Einladungen zu der Versammlung im Lateran, welcher Gregor einen ganz besonderen Glanz zu geben gedachte. Wohin aber seine Absichten mit derselben gingen, zeigt deutlich das erhaltene Ausschreiben an die französischen Bischöfe. Es ist reich an Ausfällen gegen die Verfolger der christlichen Religion, beklagt die Bedrängnisse der Kirche, die Lauheit ihrer Feinde, preist dagegen die Barmherzigkeit Gottes, welcher den Statthalter Petri gegen die Ungerechtigkeit geschützt habe. Waren die Schmähungen auch nicht gegen Heinrich ausdrücklich gerichtet, so mußten sie doch mit Nothwendigkeit auf ihn gedeutet werden. Keinem ließen die Worte des Papstes mehr darüber einen Zweifel, daß es ihm mit der Herstellung eines Friedens mit

Heinrich nicht Ernst war, sondern er die Synode nur benutzen wollte, um die Welt gegen seine Widersacher zu erregen, daß er nicht einen Fuß breit von seinen Ansprüchen zu weichen gedachte.

Heinrich sah jetzt, daß die Synode anderen Zwecken dienen sollte, als man ihn glauben gemacht hatte; er wirkte deshalb ihr so weit entgegen, als es ihm möglich. Wenigstens seine hitzigsten Widersacher ließ er nicht nach Rom gelangen, wie Anselm von Lucca, Rainald von Como und Hugo, jenen übereifrigen Legaten Gregors in Burgund und Frankreich, der vom Bischof von Die inzwischen zum Erzbischof von Lyon aufgestiegen war. Die Gesandten des Gegenkönigs Hermann — es waren einige Kleriker und Mönche — wurden zwischen Viterbo und Sutri um den 11. November geradezu gefangen genommen, und ihre Haft mußte auch der Cardinalbischof Otto von Ostia theilen, welchen Gregor an den König abgeschickt hatte, wahrscheinlich um über den Bruch des gegebenen Versprechens Beschwerde zu führen. Kaum konnte zweifelhaft sein, daß die Gefangennehmung auf Befehl des Königs erfolgt war, und die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal hielt viele Bischöfe ab nach Rom zu gehen und der Synode beizuwohnen.

Dennoch eröffnete der Papst die Versammlung am 20. November im Lateran; nur aus Unteritalien waren die Bischöfe und Aebte zahlreicher erschienen, außerdem hatten sich aus Frankreich einige eingestellt. Drei Tage saß die Versammlung, und Gregor sprach vor ihr mit großer Beredsamkeit über den rechten Glauben, über den christlichen Wandel, über die Treue und Beständigkeit, welche in diesen schweren Zeiten für die Kirche von den Christen gefordert würden. Er sprach wie mit eines Engels Stimme und bewegte Alles zu Thränen. Aber Beschlüsse, welche zur Austragung des Streits mit dem Reiche hätten beitragen können, wurden nicht gefaßt; vielmehr war Gregor fest entschlossen abermals den Bann ausdrücklich über Heinrich, der seine Treulosigkeit abermals an den Tag gelegt habe, zu erneuern. Nur mit Mühe hielt man ihn davon ab, konnte aber nicht wehren, daß er dennoch das Anathem gegen Alle aussprach, die Jemanden nach Rom oder zum Papste zu gehen hinderten. Die Bannformel umging so Heinrichs Namen, in der That aber wurde der König von Gregor selbst zum Kampfe aufs Neue herausgefordert.

Und schon stand Heinrich wieder mit einem Heere vor Rom; da er zunächst die Beschlüsse der römischen Synode abwarten wollte, hatte

er Wibert in Ravenna zurückgelassen. Die Leosstadt stand ihm mit ihren abgetragenen Mauern freilich offen, aber die Burg, die man vor wenigen Monaten neben St. Peter errichtet hatte, war von den Römern niedergerissen; die kleine Besatzung, welche in derselben zurückgelassen, hatten die Sommerfieber fast ganz aufgerieben. Auch Udalrich von Godesheim, der mit ritterlicher Treue dem König so viele Jahre gedient hatte, war hier in der Fremde seinem Schicksal erlegen. Bald genug zeigte sich, daß die Stimmung des römischen Adels nicht mehr die alte war. Diese Herren mochten glauben, daß Heinrich selbst durch seinen Wortbruch ihre Friedensbestrebungen vereitelt habe; sie machten keine Anstalten ihm die Stadt zu übergeben. Es war das vierte Mal, daß Heinrich vor den Mauern erschien, um die Kaiserkrone zu empfangen: sollte er abermals ungekrönt abziehen?

Aber der Adel war durch den Vertrag gebunden, war durch Geißeln verpflichtet, und Heinrich bestand mit Ernst auf der Erfüllung des gegebenen Versprechens; er verlangte die Kaiserkrone, ob sie ihm nun Gregor oder ein anderer Papst aufsetze. Das Abkommen mit dem Könige, wenn dasselbe je ein Geheimniß gewesen war, kannte jetzt die ganze Stadt; man fürchtete das Schlimmste, wenn der Vertrag nicht gehalten würde. Kleriker und Laien bestürmten den Papst nachzugeben, fußfällig baten sie ihn sich der Stadt anzunehmen, die am Rand des Verderbens schwebe. Wenigstens so viel rang man endlich Gregor ab, daß er sich zu einer öffentlichen Krönung bereit erklärte, wenn der König öffentlich Buße thue und sich vom Banne lossprechen ließe; anderenfalls solle ihm die Krone nicht vorenthalten werden, aber nicht der Segen, sondern der Fluch werde sie begleiten. Es war eine Gregors nicht würdige Erklärung, lediglich darauf berechnet, den römischen Adel seines Versprechens zu entheben; der Papst wußte recht wohl, daß die Tage von Canossa nicht wiederkehren würden, am wenigsten jetzt, wo Heinrich mit einem Heere ihm gegenüber stand. Der Adel theilte dem König die Entschließung des Papstes mit und fügte hinzu, daß ihm Gregor, wenn er die verlangte Buße nicht leisten wollte, die Krone an einer Stange von der Engelsburg herabreichen lassen würde; vielleicht glaubte man so noch größerem Aergerniß vorzubeugen. Aber in der That fügte man zum Eidbruch — denn in dem Eide war lediglich von der Krönung, nicht vom Darreichen der Krone die Rede — offenbaren Hohn und nöthigte den König jede weitere Rücksicht gegen die Stadt aus den Augen zu setzen.

Er beschied sofort Wibert von Ravenna, entschlossen den Gegenpapst nun weihen zu lassen, um aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen.

Das Weihnachtsfest feierte Heinrich zu St. Peter und empfing um diese Zeit eine neue Gesandtschaft von Byzanz. Der Kaiser forderte Heinrich dringend auf sein Versprechen zu erfüllen und Robert in Apulien anzugreifen; zugleich sandte er ihm die zweite früher in Aussicht gestellte Summe, nicht durch Abälard, der inzwischen in Konstantinopel gestorben war, sondern durch einen gewissen Methymnes, der die Gesandtschaft führte. Dieses Geld von Byzanz wanderte zum großen Theil in die Straßen Roms und gewann hier schnell Heinrich neue Freunde. Schon war die Stadt von Neuem umstellt, und alle Schrecken der Belagerung traten der Bürgerschaft wieder vor die Seele. Unaufhörlich bestürmte sie deshalb den Papst nachzugeben, aber alle ihre Bitten waren vergebens. Die Gemüther wandten sich endlich von dem eisernen Manne ab, der kein Gefühl für die Seinen zu haben schien. Die Drohungen, wie die Silberlinge Heinrichs begannen einen um so tieferen Eindruck auf die Masse zu machen.

Indessen erfüllte Heinrich das Versprechen, welches er dem Kaiser gegeben, so weit er es bei der Lage der Dinge vermochte. Mit einem Theil seines Heeres ging er im Anfang des Februar 1084 über den Tiber, nahm dann wahrscheinlich seinen Weg durch das Marsische Land, wo ihm die Grafen zugethan waren, weiter durch die Mark von Camerino, welche er mit dem Herzogthum Spoleto einem einheimischen ihm geneigten Herrn, Ranieri mit Namen, schon früher übergeben hatte, und drang bis an die Grenzen Apuliens vor. Kaum hier angelangt, trat er aber den Rückweg an, denn es kamen ihm Botschaften zu, welche Aussichten auf die Unterwerfung Roms eröffneten. Er zog durch die Mark, das Herzogthum Spoleto und das Sabinerland zurück und begab sich dann nach dem Latinergebirge, wo er zu Albano mehrere Tage Hof hielt. Hier traf er mit Fürst Jordan und anderen Normannen aus Campanien zusammen, die sich als seine Vasallen bekannten. Auch der Abt Desiderius von Monte Cassino glaubte ohne Gefahr für sein Kloster den Hof jetzt nicht länger vermeiden zu dürfen, so sehr er, ein aufrichtiger Anhänger der Reformpartei und einer der geachtetsten Cardinäle der römischen Kirche, sich auch vor der Berührung mit dem Gebannten scheute. Er kam und unterwarf sich nicht allein, sondern ließ sich, kleinmüthig geworden, sogar zu dem Versprechen bewegen, Heinrich

zur Kaiserkrönung helfen zu wollen. Selbst die Gemeinschaft mit dem Gegenpapst, der inzwischen am Hof eingetroffen war, konnte er nicht vermeiden. Einen Trost für seine Nachgiebigkeit mochte er darin finden, daß auch der Cardinalbischof von Ostia, wie er sah, in der Haft zu Ansichten gelangt war, welche die streng kirchliche Partei kaum billigen konnte.

In Rom reiften inzwischen die Dinge der Entscheidung entgegen. Die Mehrzahl der Bürger war des unsicheren Zustandes längst müde und wollte sich Heinrich unterwerfen. Er erhielt Aufforderungen sich vor der Stadt zu zeigen. Am 20. März war er wieder in der Pfalz bei St. Peter, mit ihm seine Gemahlin, der Gegenpapst, die Bischöfe von Utrecht, Straßburg, Basel, Padua und Vicenza, der Herzog Ranieri, mehrere Markgrafen und vornehme Herren. Schon am anderen Tage wurde dem Könige das Thor St. Johann geöffnet; ohne Kampf zog er mit dem Gegenpapst ein und nahm sofort vom Lateran Besitz. Jubelnd empfing ihn das Volk, welches von der langen Kriegsnoth endlich befreit zu werden hoffte. Dem Könige erschien es fast wie ein Traum, daß er jetzt so leicht an ein Ziel gelangt war, dem er so lange vergeblich zugestrebt hatte und welches er schon zu erreichen verzweifelte.

Die Stadt war freilich nicht ganz in Heinrichs Gewalt. Mehrere Häupter des Adels, welcher den König zugleich betrogen und verhöhnt hatte, hielten an Gregor fest und stellten ihm sogar zum Unterpfand ihrer Treue Geißeln. In ihren Händen und in der Gewalt der Miliz des heiligen Petrus waren gerade die festesten Burgen der Stadt. Rusticus, ein Verwandter des Papstes, vertheidigte das alte Septizonium am Südfuße des Palatin, welches in eine starke Feste verwandelt war. Am Titusbogen besaßen die Frangipani einen Thurm, die Turris Cartularia, und auch dieses Geschlecht, dessen Haupt der Consul Cencius war, wankte nicht in der Treue zu einem Gebieter, dem es seine Macht dankte. Auf dem Capitol behauptete das alte Haus der Corsi seine Befestigungen, welche die Anhöhe unzugänglich machten. Der Papst selbst hatte sich wieder auf die Engelsburg zurückgezogen und hielt die Brücke aus der Stadt zu St. Peter gesperrt. Es waren längere Kämpfe vorauszusehen, ehe Heinrich jeden Widerstand beseitigte: deshalb verschob er dieselben bis nach der Weihe des Gegenpapstes und der Kaiserkrönung. Diese beiden Akte ließ er zunächst, soweit es möglich war, beschleunigen.

Noch am Tage des Einzugs wurde eine Synode zusammenberufen,

um über Gregor zu Gericht zu sitzen. Er wurde selbst vor dieselbe beschieden, aber leistete der ersten, zweiten und dritten Mahnung begreiflicher Weise keine Folge. Darauf wurde das Urtheil über ihn gesprochen, welches ohnehin feststand: Entsetzung und Excommunication. Die Wahl Wiberts erkannten nun auch die Römer nachträglich an, und schon am nächsten Tage nach dem Schluß der Synode — es war Palmsonntag — erfolgte die feierliche Weihe des Erzbischofs von Ravenna zum römischen Bischof; von diesem Tage an zählte er als Clemens III. die Jahre seines Pontificats. Am Ostertag (31. März) setzte der neue Papst dann Heinrich IV. und seiner Gemahlin die Kaiserkrone in St. Peter auf; zugleich bestellte das römische Volk den Sohn Heinrichs III. zum Patricius. In allen Stücken ahmte man die Vorgänge bei der Krönung am Weihnachtsfest des Jahres 1046 nach. Die Verhältnisse schienen denen, die damals obgewaltet hatten, sehr ähnlich, waren aber doch, wie sich bald zeigte, völlig andere.

Die Beschlüsse der römischen Synode, einer in Eile zusammengetretenen, aus lombardischen Bischöfen, Kriegsgefährten des Königs und römischen Laien bunt zusammengewürfelten Versammlung, boten zu den mannigfaltigsten Ausstellungen Anlaß. Bei der Absetzung Gregors und der Anerkennung des neuen Papstes waren die römischen Cardinäle, deren Mitwirkungsrecht über allem Zweifel erhaben war, so gut wie unbetheiligt geblieben; denn wenn auch einer oder der andere sich in der Folge auf Heinrichs Seite wandte, damals standen sie noch fast alle zu Gregor. Auch die Weihe des Gegenpapstes hatte deshalb an Formfehlern gelitten, die ihr alle Bedeutung zu rauben schienen. Dieselbe hatten nach altem Brauch die Bischöfe von Ostia, Albano und Porto vorzunehmen, aber keiner von ihnen wäre jetzt die Hand dabei zu bieten fähig gewesen: so mußten die Bischöfe von Modena, Bologna und Cervia, excommunicirte Suffragane von Ravenna, die Stellen der Consecratoren zu großem Aergerniß aller Frommen versehen. Den Gregorianern fiel es leicht glaublich zu machen, daß eine Weihe durch unberechtigte Consecratoren keine rechtlichen Wirkungen habe, daß Wibert demnach nicht der wahre Nachfolger Petri sei. Dies war die Meinung der Patarener in Italien, und Gebhard von Salzburg sorgte dafür, daß sie auch in Deutschland Verbreitung fand. „Die Gebannten,“ schrieb er an Hermann von Metz, „konnten dem Ravennaten nicht ihren Segen, sondern nur den Fluch, den sie selbst tragen, mittheilen, ihn nicht zum Haupt

der römischen Kirche, sondern nur zum Haupt ihrer Ketzerei erheben. Jeder Christ hüte sich also, sich vor dem Antichrist zu beugen, das vom Nabuchodonosor aufgerichtete Götzenbild zu verehren und so den verderblichen Fluch, der auf dem Häresiarchen ruht, auf sich selbst zu laden." Auch die Kaiserkrönung, welche Wibert vorgenommen hatte, sahen folgerichtig die Gregorianer als einen völlig bedeutungslosen Act an.

Dennoch war jetzt Heinrich Herr des größten Theils der Kaiserstadt und traf Anstalten, um auch den letzten Widerstand in derselben zu brechen. Schon in der Osterwoche kam es an der Brücke zur Engelsburg zu einem Kampfe zwischen den Getreuen Gregors und den Anhängern des Kaisers: er blieb ohne Erfolg. Dann aber gelang es Heinrich das Capitol zu gewinnen, die Thürme der Corsen zu brechen. Am 29. April hielt er, von einer großen Zahl seiner Großen umgeben, auf dem Capitol Gericht; er schaltete von hier über Rom, wie es heißt, „als wäre es sein eigenes Haus". Der wunderliche Benzo hatte ihm angerathen, wenn das Capitol in seine Hand fiele, es seinen Kriegsleuten zu übergeben und den römischen Adel in Ketten nach Sachsen führen zu lassen. So gewaltsame Maßregeln ergriff freilich Heinrich nicht, setzte jedoch den schon früher ernannten kaiserlichen Präfecten jetzt in Rom ein — sein Name war Petrus — und stellte den römischen Adel unter dessen Befehl. Nur das Septizonium und die Engelsburg hielten sich noch gegen die Angriffe des Kaisers. Das Septizonium wurde mit Widdern und anderen Belagerungsmaschinen berannt; einige Säulen des stattlichen Baues stürzten ein, doch die Besatzung hielt sich tapfer. Noch schwieriger schien es, die Engelsburg zu nehmen. Die ganze Miliz des römischen Volks bot der König auf, um die Burg zu umstellen, man führte um sie Mauern auf, um jeden Zugang unmöglich zu machen. Gregor wurde das Ende des Crescentius prophezeit, aber er baute auf die Festigkeit der alten Steinmassen, die ihn umfingen, und auf Robert Guiscard, zu dem bereits seine Boten den Weg gefunden hatten.

Obwohl Robert die Empörung in Apulien völlig bewältigt, hatte er sich doch immer noch nicht persönlich dem Papste zur Hülfe zu eilen entschlossen; ihn beschäftigten nun einmal die Dinge im Osten mehr, als das Schicksal Roms und der Kirche. Wacker hatte sich Jahr und Tag in Macedonien und Albanien Bohemund, dem Ruhme des Vaters nachstrebend, gegen Alexius herumgeschlagen, bis ihm im Sommer 1083 seine Ritterschaaren den Gehorsam versagten. Der vielen Drangsale,



denen keine lohnenden Erfolge entsprachen, müde, verlangten sie nach dem rückständigen Solde. Um seine leeren Kassen zu füllen, verließ Bohemund das Heer. Kaum hatte er sich aber entfernt, so löste sich alle Ordnung und Zucht. Die Meisten liefen zum Kaiser über, der ihnen Geld und Ehren bot. Alle festen Plätze, welche die Normannen im Innern gewonnen hatten, gingen wieder verloren; nur einige Küstenorte blieben noch in ihren Händen. Unablässig kreuzten inzwischen griechische und venetianische Schiffe auf dem adriatischen Meere, um auch diese letzten Reste von Robert Guiscards Eroberungen im Osten ihm zu entreißen und jeden Landungsversuch neuer Normannenschaaren zu verhindern. Robert rüstete Tag und Nacht eine Flotte, um im Frühjahr mit einem großen Heere nach Epirus zurückkehren zu können. Erst der Einfall Heinrichs und die Verbindung desselben mit Jordan zeigten ihm deutlich die Gefahren, die seinen Ländern drohten, wenn er jetzt aus ihnen wiche. Rom in Heinrichs Händen steigerte unermeßlich diese Gefahren; seit dem Falle der Stadt entschloß er sich daher den neuen Zug nach dem Osten auszusetzen, um endlich dem Papste die Hülfe zu leisten, die er so oft vergeblich beansprucht hatte.

Der Abt Jerento von Dijon, ein vertrauter Freund Gregors, der in dieser Leidenszeit eine rührende Treue dem Papste bewies, hatte mit einigen Cardinälen dem Herzog in Salerno den letzten Nothruf der römischen Kirche überbracht, der diesmal nicht wirkungslos verhallte. Schon rüstete Robert, und ein Heer von 6000 Reitern und 30,000 Mann Fußvolk stand ihm bald zu Gebote. Es waren Normannen und Langobarden, Apulier und Calabresen, selbst Araber aus Sicilien, die nun zum Schutze des heiligen Petrus auszogen, schnell zusammengeraffte, ziemlich zuchtlose Schaaren. Als Desiderius von Roberts Rüstungen hörte, benachrichtigte er sofort Gregor von der nahen Hülfe, machte aber zugleich auch dem Kaiser, dem er sich bereits verpflichtet hielt, von der drohenden Gefahr Meldung. Und bald erschienen Boten des Herzogs selbst vor Heinrich mit einer förmlichen Kriegserklärung. Als der getreue Sohn und Vasall des heiligen Petrus, meldeten sie, rücke Robert an, um den Papst, seinen Vater und Herrn, zu befreien; Heinrich solle Rom verlassen oder sich zum Kampfe mit den Normannen bereiten.

Der Kaiser war gegen ein Heer, wie es Robert führte, kaum hinreichend gerüstet und mußte fürchten in einen neuen Kampf verwickelt zu werden, der seine Rückkehr nach Deutschland bedeutend verzögern würde.

Schon hatte er frohlockend dorthin die Niederlage Gregors und die Erhebung des Gegenpapstes gemeldet, seine Kaiserkrönung verkündigt und seine nahe Zurückkunft in Aussicht gestellt, der seine Anhänger sehnlichst entgegenharrten; er selbst wollte möglichst bald den Glanz der neuen Kaiserkrone jenseits der Berge leuchten lassen. So entschloß er sich, dem Kampfe mit den Normannen auszuweichen und in Eile Rom zu verlassen. Nachdem er mit seinen Fürsten Rath gepflogen, versammelte er das römische Volk, erklärte ihm, daß er vorläufig nach der Lombardei abziehen müsse, und übergab ihm den Schutz der Stadt; nach seiner Rückkehr versprach er alle treuen Dienste nach Gebühr zu belohnen. Das römische Volk war in guter Stimmung gegen den neuen Kaiser und ahnte kaum die ihm drohende Gefahr. Mit Ehrenbezeugungen geleitete es Heinrich, als er am 21. Mai mit Wibert die Stadt verließ, und setzte in bisheriger Weise die Belagerung der Engelsburg fort.

Wibert begab sich nach Tivoli, wo er schon einmal seinen Sitz genommen hatte und dessen sichere Lage er kannte; unzweifelhaft blieb ein Theil des Heeres bei ihm zurück. Heinrich selbst trat in größter Eile den Rückweg an. Am 23. Mai war er in Sutri, um die Mitte des Juni bereits in Verona. Er sandte den Bischof von Utrecht nach Lothringen voraus, um Dietrich von Verdun, dem er die Sorge für das Land übertragen hatte, zu unterstützen. Das Schreiben an Dietrich, welches der Utrechter mitnahm, sprach nur von den wunderbaren Erfolgen des Kaisers in Rom, stellte Alles in ein mehr blendendes, als wahres Licht und verhieß, daß der Kaiser am Peter- und Paulstage (29. Juni) in Regensburg sein und sich dann nach Augsburg wenden würde. Noch wußte Heinrich schwerlich, welche schlimme Wendung inzwischen die Dinge in Rom genommen hatten. Die nächsten Tage müssen ihm die Kunde davon gebracht haben, aber sie hinderten ihn nicht die Alpen zu übersteigen; er begnügte sich ein lombardisches Heer Wibert zur Hülfe zu senden. Nach dreijähriger Entfernung kehrte er zur Heimath zurück, reicher an Erfahrungen, als an Siegen. Den heißen Boden Roms hat er, nachdem er seinen größten Widersacher dort bekämpft und sich die Kaiserkrone geholt, niemals wieder betreten.

Das schwere Schicksal Roms hatte sich auch jetzt noch nicht erfüllt. Während Heinrich dem Norden zueilte, zog Roberts Heer vom Süden heran, wahrscheinlich von Apulien aus dieselbe Straße verfolgend, die Heinrich vor Kurzem dorthin eingeschlagen hatte. Am 27. Mai stand

Robert mit seinem Heere vor der Stadt und bezog ein Lager vor dem Thore St. Johann bei einem alten Aquäduct. Die Thore der Stadt waren geschlossen, aber Robert hatte Freunde in derselben, und schon um die dritte Stunde des folgenden Tages wurden ihm und seinen Schaaren die Thore am Monte Pincio und auf der Flaminischen Straße heimlich geöffnet. So brachen die wilden Schaaren in die Stadt, und die Römer, überrascht, wußten ihnen nicht zu widerstehen. Unaufgehalten drangen die Feinde über das Marsfeld vor; der Stadttheil um die Kirchen der Heiligen Silvester und Laurentius wurde verheert und hier fast Alles in einen Schutthaufen verwandelt. Unter dem Rufe: Guiscard! Guiscard! stürmten die Normannen über die Petersbrücke nach der Engelsburg. Auch hier wurde an Gegenwehr nicht gedacht. Die Thore öffneten sich Robert; Gregor war befreit und begab sich mit seinem Retter in dessen Lager. Ein erfolgreicher Widerstand war jetzt den Bürgern nirgends mehr möglich; die Stadt lag Robert nach allen Seiten offen. Rom unterwarf sich dem Schwerte des siegreichen Abenteurers. Schon am anderen Tage, wie es scheint, zog er mit dem Papste in den Lateran ein.

Mit dem frechsten Uebermuthe schalteten Roberts Schaaren in der leicht bezwungenen Stadt. Der römische Stolz trug Vieles, aber nicht Alles, und bald entspannen sich Raufereien hier und dort, bei denen auch ein Vasall des Herzogs erschlagen wurde. Das Blut dieses Normannen ist den Römern theuer zu stehen gekommen. Der Herzog beschloß furchtbare Rache zu nehmen, um durch den Schrecken die Bürger von weiteren Widersetzlichkeiten abzuhalten. Die Stadt wurde der Plünderung preisgegeben und die Straßen um den Lateran und das Colosseum mit Feuer zerstört; ein Römer selbst, der Consul Cencius Frangipane, rieth den Normannen zur verruchten Brandstiftung. Alle Gräuel der Verwüstung kamen jetzt erst über Rom. Die Grausamkeit schwelgte im Morde der Männer, die viehische Begierde sättigte sich an den Frauen und Jungfrauen. Als des Mordes genug war, schleppte man viele tausend Gefangene in das Lager, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Mit welchen Gefühlen wird Gregor vom Lateran auf diese Schreckensscenen geblickt haben. Das Eine mußte ihm klar werden, daß eine nie mehr auszufüllende Kluft zwischen ihm und dem römischen Volke sich aufgethan hatte. Bald konnte er hören, wie man seinem Befreier und ihm im tödtlichsten Ingrimme fluchte, wie man sich dagegen nach Heinrich zurücksehnte, der wohl die Priesterstadt um den Vatican

zerstört und die Burgen des Adels gebrochen, aber die Häuser und das Leben der Bürger geschont hatte. Die Gräuel der Normannen, sagt ein Zeitgenosse, gewannen dem Kaiser mehr Herzen, als hunderttausend Goldstücke vermocht hätten.

Mit Recht mißtraute fortan Robert den Römern. Als er die Stadt verlassen wollte, um die nächstgelegenen Ortschaften im römischen Tuscien zu unterwerfen, ließ er sich deshalb von den Bürgern Geißeln stellen und sie in der Engelsburg, die er besetzt hielt, bewahren. Dann zog er mit dem Papste aus, und bald konnte Mathilde ihren Freunden in Deutschland melden, daß nicht nur Rom, sondern auch Sutri und Nepe wieder in der Gewalt des Papstes seien. In den letzten Tagen des Juni kehrten Gregor und Robert nach Rom zurück. Aber ohne Robert war Gregor keinen Augenblick mehr hier gesichert, und schon wurde es dem Herzog unheimlich in einer Stadt, wo ihm nur die Verwüstung und der unverhohlene Ingrimm einer verzweifelten Bevölkerung begegnete. Er versprach den Römern Schadenersatz: aber wie war derselbe zu leisten? Und was hätten die Römer noch von ihm erwarten und hoffen sollen? Er eilte aus der Stadt, und mit ihm zog der Papst. Wie ein Flüchtling verließ Gregor Rom, für welches er gelebt und gearbeitet hatte; die Verwünschungen der Römer gaben ihm das Geleit. Es war ein furchtbares Scheiden. Auf den Beistand des Himmels hatte er so fest gebaut, aber er war ihm versagt worden, und unter den Menschen hatte Niemand die Hand für ihn gehoben, als ein Abenteurer, den er mehr als einmal als einen Sohn der Ungerechtigkeit verflucht hatte. Unter dem Schutze normannischer Schaaren schied er von dem Lateran. Hier hatte er noch vor wenigen Jahren das Gebet an die Apostelfürsten gerichtet: „Vollziehet schnell an Heinrich euer Gericht, damit Jedermann erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht untergeht!" Ein Gericht war vollzogen worden — aber wen hatte es ereilt? Sollte man nun der Himmlischen Macht oder den Zufall in ihm erkennen?

Eine nicht geringe Zahl der Cardinäle, Gisulf von Salerno, der treue Abt Jerento folgten dem Papste in die Verbannung. Unfreiwillig geleiteten ihn mehrere vornehme Römer, die Robert als Geißeln mit sich fortgeschleppt hatte, unter ihnen auch der kaiserliche Präfect Petrus. Das Normannenheer zog von Rom ab — nur ein Theil blieb als Besatzung der Engelsburg zurück — und wandte sich zunächst gegen Tivoli, wo Wibert sich inzwischen eingerichtet hatte. Es wäre kein ge-

nger Gewinn gewesen, wenn Gregor den Gegenpapst in seine Ge-
alt bekommen oder mindestens von einem Platze verjagt hätte, der ihm
e Rückkehr nach Rom so leicht machte. Die Stadt wurde berannt,
er widerstand, und Robert, der sich auf eine längere Belagerung nicht
nlassen wollte, zog alsbald ab. Er geleitete dann Gregor nach Monte
assino, wo Desiderius den Nachfolger Petri nicht allein mit allen
hren empfing, sondern auch aus den reichen Einkünften seines Klosters
rtan für ihn und die flüchtigen Cardinäle den Lebensunterhalt zu
agen sich verpflichtete. Später ging Gregor mit dem Herzoge nach
enevent, endlich nach Salerno, welches er nicht wieder verlassen sollte.

Wibert kehrte bald nach Roberts Abzug, wie es scheint, nach Rom
rück. Ohne Gefährdung feierte er dort das Weihnachtsfest 1084 und
rweilte sich in der Stadt bis in den folgenden Sommer. Die Ge-
nnung der Masse war jetzt entschieden dem Kaiser günstig, und Wi-
rt benutzte die Stimmung, um seine Macht in Rom zu befestigen.
chon hatten sich manche Cardinäle auf seine Seite gewendet, und es
ldete sich um ihn ein geistlicher Hof von erklärten Gegnern des Gre-
rianischen Systems. Auch jener Hugo der Weiße, der Hildebrand
hoben und dann mit unversiegbarem Haß an seinem Untergange
arbeitet hatte, kam noch einmal zu Ehren; er wurde zum Gegenbi-
hof in Palestrina bestellt. Die Grafen der Campagna hatten meist
hon längst Gregor abgesagt; auch Sutri und Nepe fielen wieder in
ie Hände Wiberts, welcher seinen Neffen Odo zum Grafen von Sutri
nsetzte. Die alte Ordnung der Dinge schien sich im Römischen herzu-
llen, Wibert nur Gerberts Werk fortzusetzen. Dennoch zeigte sich
nell genug, daß die Ottonischen Zeiten vorüber: Wibert bedeutete
nig ohne den Kaiser, und dem Kaiser selbst blieb Rom, nachdem er
rt die Krone gewonnen, fast gleichgültig.

Seit mehr als einem halben Jahrtausend, seit jenen Tagen, wo
elisar und Totila in Rom und um Rom gestritten hatten, war dies
cht einer so andauernden, so verzehrenden Kriegsnoth ausgesetzt ge-
esen. Damals bot Rom nur den unglücklichen Kampfplatz, auf dem
embde Heere sich maßen und wo die Waffen Anderer über sein
chicksal entschieden. Jetzt hatten die Römer ihre eigenen Leiber
den Streit geworfen, um ihren Antheil am Papstthum und die
errschaft des Statthalters Petri zu vertheidigen. Wie sie einst den
veiten und dritten Gregor gegen das Ostreich geschützt hatten, so jetzt

einen anderen Gregor gegen die Macht des hergestellten abendländischen Kaiserthums. Gegen Byzanz hatten sie in Italien und außerhalb mächtige Bundesgenossen gewonnen, mehr durch die Politik als mit dem Schwerte ihre Sache durchgeführt; dem deutschen Kaiserthum standen sie allein gegenüber und Alles war dem Schwerte anheim gegeben. Jetzt mußte sich zeigen, ob das Geschlecht des Mars nicht ganz ausgestorben sei. Die Vertheidigung der Stadt bewies, daß dieses Volk unter der Einwirkung eines muthigen Führers noch der Aufopferung und starker Entschlüsse fähig sei. Es war nichts Geringes, daß man drei Jahre Noth und Elend ertrug, ehe man dem Feinde die Thore öffnete; es war viel, daß man so lange dem Eisen trotzte, mehr noch bei der Verderbtheit der Masse, daß sie erst spät dem Golde Heinrichs sich preisgab. Die Muthlosigkeit und Treulosigkeit, welche endlich einrissen, sind nur zu erklärlich, und es ist für die Geschichte des Papstthums von den schwersten Folgen gewesen, daß Hildebrand die Tage der Treue zu leicht vergaß und für die Schwächen des Volks kein anderes Gefühl, als das der Vergeltung, kannte.

Wenig wollte besagen, daß für den Augenblick wieder der vom Kaiser gesetzte Papst die Oberhand in der Stadt erhielt; von ganz anderer Bedeutung war, daß zwischen der römischen Bürgerschaft und dem reformirten Papstthum ein auch durch die Länge der Zeit nicht auszuheilender Bruch erfolgt war. Jene Päpste, welche mit ihren Anathemen die Fürsten und Völker schreckten, welche die Herrschaft über die abendländische Kirche im Vollgefühl einer schrankenlosen Gewalt übten, haben selten in Rom einen umfriedeten Sitz gehabt, nirgends hat ihre Macht weniger gegolten, als in ihrer eigenen Stadt und ihrem eigenen Sprengel, wie Flüchtlinge sind sie meist in der Welt umhergezogen, von den Verwünschungen ihres Volkes verfolgt. Nichts hat vielleicht mehr dazu beigetragen, daß dieses Papstthum sich in die Irrgänge einer unstäten Politik, bald die Mächtigen der Erde durch Nachgiebigkeit gewinnend, bald die Mittel der Kirche für weltliche Kämpfe hingebend, immer aufs Neue begab, als daß es an der Stelle, an die es einmal gekettet war, kein sicheres Dasein gewinnen konnte.

Nicht minder schwer waren die Folgen jenes Bruchs für die Stadt. Mit Wehmuth sahen die Einheimischen und Fremden überall dort die Spuren der neuen Verwüstung. Kostbare Reste des Alterthums, welche Gothen und Vandalen geschont hatten, waren von den wilden Schaaren

obertꝭ zerstört worden; ehrwürdige Gotteshäuser, welche die christliche
it errichtet, lagen in Schutt und Asche. Als Bischof Hildebert von
urs mehr als zehn Jahre später durch Rom wandelte, schien ihm die
tadt noch ein großes Trümmerfeld. Dem Schmerz um sie gab er in
egien Ausdruck, die in dem Klageruf ausklingen: „Rom ist gefallen
d gedenkt selbst kaum der alten Größe, von der nur die Ruinen zeugen!"
o einst die Tempel der alten Götter und die Kaiserpaläste standen,
) man nun rohe, unförmliche Burgen, in die morschen Reste alter
acht hineingebaut und sie entstellend. Selbst die Kirchen waren mit
ällen und Mauern umgeben; St. Peter sah einer Feste ähnlicher, als
em Tempel. Stadttheile, die bisher stark angebaut waren, wie
Gegend um den Lateran, den Aventin und Cölius, fingen an zu ver-
en. So verändert waren die äußeren Verhältnisse der Stadt, daß
an die Eintheilung derselben nach den bisherigen Regionen aufgab
d eine neue einführte.

Die Spuren der Verwüstung verschwanden so bald nicht wieder,
urden vielmehr breiter und tiefer gezogen, da sich geordnete Verhält-
sse über ein Jahrhundert nicht wieder herstellen wollten. Das päpst-
he Regiment, wie das kaiserliche, konnte sich nicht mehr in alter
eise befestigen; die Gewalt in der Stadt kam an adlige Factionen,
e bald die Sache des Reichs, bald die der Kirche zum Deckmantel ihrer
jenen Interessen nahmen. Sie setzten sich in den Besitz jener festen
urgen und boten dort den Päpsten, wenn es ihnen beliebte, eine Zu-
ichtsstätte. Die städtische Masse hatte nur als Anhang dieser mächti-
n Herren noch Bedeutung, und sie verkaufte sich dem, der seine Client-
haft am besten besoldete. Der Hunger des römischen Volks nach Gold war
ngst der Welt bekannt, nie aber war er grauenvoller zu Tage getreten, als
jetzt geschah. Auch in dem römischen Klerus, welchen die Factionen des
dels in gleicher Weise sich dienstbar machten, wie das Volk, schien die
abgier jedes andere Interesse zu verdrängen; man meinte bald im
nzen Abendlande, daß wer nach Rom gehen müsse, vor Allem seine
äckel zu füllen habe, und Nichts machte die päpstlichen Legaten ver-
ßter, als daß sie überall nur auf Geldgewinn bedacht schienen. Kaum
ar Rom der Simonie entgegengetreten, so zeigte es sich selbst ganz in
monistische Gräuel versunken. Der Ruf des Jugurtha über das käuf-
che Rom ertönte jetzt nicht aus einem Munde; aller Orten konnte
an ihn vernehmen. Man beschuldigte die Römer, daß sie sich nicht an

einem Papste genügen ließen, sondern geflissentlich zwei aufwürfen, um einen mit dem anderen zu schrecken und so abwechselnd von beiden Geld zu erpressen. Längst glaubte man nicht mehr an römische Tugend, aber jetzt nannte man Rom die Stätte aller Schmach, wo man mit schamloser Stirn nur die Künste des niedrigsten Gewinnes triebe.

Die Stadt verfiel und das Volk versank, während die kleinen Tyrannen Roms ihre Macht zu erweitern suchten, indem sie inmitten der Ruinen mit der käuflichen Masse ihre Raubfehden ausfochten. Durch die großen Interessen, die sich noch immer an den Namen Roms knüpften, erhielten diese Raufereien eine Bedeutung, die sie an sich niemals hätten erlangen können. Das deutsche Kaiserthum und das freie Papstthum galten jenen römischen Herren an sich gleich wenig; ihr Blick reichte kaum über die letzten Burgen der Campagna hinaus, und die universale Stellung des Kaiserthums und Papstthums machte ihnen geringe Sorge. Aber ihr Vortheil war Parteiung zu machen, und Roms Verhältnisse führten von selbst dahin, daß sich eine kaiserliche und päpstliche Partei bilden mußte. Zu jener hielten sich besonders die alten Geschlechter, vor Allen die Grafen von Tusculum und das sich damals von ihnen abzweigende Haus der Colonna, wie die Sippe jenes übelberüchtigten Cencius; auch die Corsen traten, obwohl Heinrich ihre Burgen gebrochen, bald auf jene Seite. Die neuen Geschlechter waren meist erst durch Gregor emporgekommen und sahen sich deshalb als Schützer der kirchlichen Sache an. Ihre Häupter waren damals der aus jüdischem Stamm entsprossene Petrus, Leos Sohn, und Cencius Frangipane; das Geschlecht des Trasteveriners Cencius, der für Gregor sein Blut vergossen, scheint mit ihm erloschen. Leute aus dem Ghetto und aus Trastevere stellten sich jenen Senatoren an die Seite, welche ihren Stammbaum auf die Julier und Anicier zurückführen wollten.

Wohl hätte neues Blut dem abgelebten Körper des römischen Adels heilsam sein können, wäre dasselbe nur reiner gewesen. Leider kamen aber zu den verderbten Säften kaum minder verderbte. Der Adel vermehrte sich so, ohne geistig gehoben zu werden und innerlich zu erstarken. Mit ihm wuchs nur die Habgier, die Sucht durch großen Anhang zu glänzen, die Lust an Händeln und Raufereien, und auch die Masse wurde immer feiler, wüster und seditiöser. Erscheinungen, wie sie einst den Sturz der alten Republik herbeigeführt hatten, wieder-

holten sich; doch fehlte der äußere Glanz und die geistige Kultur, welche die Zeit der Triumvirn verherrlichten, es mangelte die welthistorische Bedeutung, welche damals Roms inneren Kämpfen beiwohnte. Ob diese Römer sich noch die Herren der Welt dünkten, ob sich auf sie das Uebermaß stolzen Selbstgefühls und das Gefallen an himmelstürmenden Phrasen von den Vorfahren vererbt hatte: sie fristeten unter Ruinen ein verächtliches Dasein, die entarteten Reste einer Bürgerschaft, welche die Welt einst mit ihrem Ruhme erfüllt hatte.

Gregor wollte Rom und die Römer groß machen: es ist ihm dies so wenig gelungen, wie er der Kirche ihre Reinheit zurückzugeben vermochte. Das kaiserliche Regiment in Rom hat er für immer gebrochen, aber die päpstliche Herrschaft, die er in der alten Weltstadt aufzurichten beabsichtigte, nicht festgestellt. Die Zeit war der Entwickelung freier städtischer Verfassungen nicht ungünstig; gerade aus dem Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum ist die Freiheit der lombardischen und tuscischen Städte erwachsen. Aber die Römer jener Zeit waren kein Volk, welches in der Luft der Freiheit gedieh; als die Herrschaft der Kaiser und Päpste nicht mehr drückte, schien das verderbte Geschlecht nur im Joch kleiner Tyrannen fortleben zu können. Noch einmal gedenken wir an das Wort eines italienischen Mönchs aus jener Zeit: „Der Anstand ging in Rom verloren, seit die Macht der Deutschen verfiel" *).

6.

Fortdauer der Kirchenspaltung.

Das Ende Gregors VII. und Robert Guiscards.

Von Canossa nach Salerno war wahrlich ein weiter und schwerer Weg, welcher die Kraft jedes anderen Sterblichen gebrochen hätte. Gregor ließ, obgleich sein Leib hinwelkte, den Muth nicht sinken; auch nach so vielen Niederlagen und Täuschungen glaubte er noch an den

---

*) Vgl. S. 231.

Sieg seiner Sache, die ihm Gottes Sache war. Zu Salerno war er derselbe, der er in Rom gewesen.

Auf einer Synode schleuderte er abermals den Bann gegen Heinrich und Wibert und sandte Legaten in die Welt hinaus, um die alten Freunde zu ermuthigen und neue zu werben. Gisulf von Salerno und der Cardinalbischof Petrus von Albano gingen nach Frankreich, zunächst nach Cluny; der Abt Jerento von Dijon verließ mit ihnen Salerno, um den weiten Weg zu jenem tapferen Sisenand zu machen, der Coimbra den Arabern entrissen und den er nun zu einem anderen Glaubenskampf aufrufen sollte *). Für die Mission nach Deutschland wurde der Cardinalbischof Otto von Ostia bestimmt; sie bedurfte vor Allem eines vielgewandten Mannes.

Das Schreiben an „alle in Christo Getreuen, die wahrhaft den apostolischen Stuhl lieben", welches diese Legaten zu verbreiten hatten, bezeichnet klar die Stimmung und die Absichten Gregors. Er verweist darin auf die Verfolgungen, welche er erlitten, weil er nicht habe dulden dürfen, daß die Kirche, Gottes Braut, zur Magd erniedrigt werde; während in allen Ländern auch die niedrigsten Weiblein sich nach dem herrschenden Recht und ihrer Neigung den Gatten wählen dürften, sollte die heilige Kirche nicht nach göttlichem Recht und eigener Bestimmung ihrem Bräutigam anhangen, weil die Gottlosen und eine verdammliche Gewohnheit dawider seien; die Söhne der heiligen Kirche sollten Ketzer, Ehebrecher und Eindringlinge als ihre Väter anerkennen, welche auf sie die Schmach unreiner Abkunft brächten. „Ich rufe, rufe" — fährt er fort — „und rufe abermals und verkündige euch: die christliche Religion und der wahre Glaube, welchen der Sohn Gottes, vom Himmel kommend, uns durch die Väter gelehrt hat, sind völlig in weltlichem Wesen untergegangen und so gut wie vernichtet; sie haben ihren alten Glanz verloren und sind nicht nur dem Teufel, sondern auch den Juden, Saracenen und Heiden zum Spott geworden. Denn diese bewahren doch ihre Gesetze, obwohl sie ihnen kein Seelenheil mehr gewähren und nicht durch göttliche Wunder bestätigt werden, nach ihrem Glauben; wir aber leben, in Weltlust und Ehrgeiz befangen, Religion und Ehrbarkeit

*) Jerento ist nie nach Coimbra gelangt. Als er in Frankreich landete, trieb ihn die Sehnsucht nach Dijon zurück; hier weilte er noch, als die Nachricht vom Tode des Papstes eintraf.

der Begierde und dem Hochmuth opfernd, ohne Gesetz und sind wie die Thoren; denn wir haben weder in diesem noch in jenem Leben gleich unseren Vätern Heil und Ruhm, ja wir hoffen nicht einmal darauf, wie wir doch sollten. Giebt es solche, die Gott fürchten, so sind ihrer doch Wenige, und diese Wenigen denken nur an ihre eigene Seele, handeln aber nicht freudigen Muths für das allgemeine Wohl ihrer Brüder. Denn wer setzt aus Furcht oder Liebe zu Gott, in dem wir leben, weben und sind, seine Kraft und sein Leben daran, wie es die weltlichen Ritter für ihre Herren und selbst für ihre Freunde und Untergebenen thun? Viele Tausende gehen täglich in den Tod für ihre zeitlichen Herren, für den Herrn im Himmel und unseren Heiland aber scheuen sie nicht nur den Tod, sondern wollen nicht einmal die Mißgunst der Menschen tragen. Noch giebt es Einige, so überaus gering ihre Zahl ist, welche sich aus Liebe zu dem Gesetz Christi den Gottlosen bis zum letzten Athemzuge widersetzen, aber sie werden von den Brüdern nicht nur nicht unterstützt, sondern für unklug, unvorsichtig und wahnwitzig gehalten." So ergehe es ihm, sagt Gregor und verlangt deshalb, daß man mit allem Ernst den Ursachen seiner Leiden nachdenke; sein ganzes Streben sei nur dahin gerichtet, daß die Kirche ihre alte Herrlichkeit wiedergewinne, frei, keusch und rechtgläubig sei, deshalb habe sich der Satan gegen ihn gewaffnet und Schlimmeres vollbracht, als ihm je seit Konstantins Zeiten geglückt. „Und nun, liebe Brüder," — so schließt das Schreiben, — „nun merket wohl, was ich euch sage. Alle, die auf dem ganzen Erdkreis mit dem christlichen Namen genannt werden und den christlichen Glauben recht kennen, wissen und glauben, daß der heilige Apostelfürst Petrus der Vater aller Christen und nach Christus ihr erster Hirt, wie daß die heilige römische Kirche die Mutter und Meisterin aller Kirchen ist. Wenn auch ihr nun dies glaubt und fest daran haltet, so bitte und befehle ich als euer Bruder in meiner Schwäche und ohne mein Verdienst euer Meister euch jetzt bei dem allmächtigen Gott: helfet mit allem Ernst eurem Vater und eurer Mutter, wenn ihr anders durch sie Vergebung eurer Sünden, Segen und Gnade in diesem und dem zukünftigen Leben gewinnen wollt. Der allmächtige Gott, von dem alle gute Gabe kommt, erleuchte euern Sinn und mache ihn reich an Liebe zu ihm und dem Nächsten, so daß ihr um jenen euren Vater und jene eure Mutter in kindlicher Liebe euch verdient machen und ohne Scham dereinst vor sie treten könnt. Amen."

Augenscheinlich wollte der Papst ein Glaubensheer versammeln, um mit demselben wieder nach Rom zurückzukehren. Seine Legaten werden besonders auf die Werbung eines solchen Heeres gerichtete Aufträge gehabt haben. Zugleich aber erhielten sie Anweisung zur Erhebung bestimmter Abgaben von den Gläubigen. Karl der Große, schrieb der Papst an Petrus und Gisulf, habe für die römische Kirche alljährlich eine Steuer von 1200 Pfund Silber an drei Orten in Gallien — zu Aachen, Le Puy und S. Gilles — erheben lassen, und nach dieser Anordnung solle jetzt in ganz Frankreich von jedem Hause, wo man den Apostel Petrus als Vater und Hirten anerkenne, mindestens ein Denar gesteuert werden. Auch Otto von Ostia wird eine ähnliche Anweisung erhalten haben, denn zu derselben Zeit erklärte der Papst, daß Karl ganz besonders Sachsen dem heiligen Petrus untergeben und ihm zum Zeichen seiner Abhängigkeit einen Peterszins auferlegt habe.

Die Legaten scheinen indessen die Gläubigen weder zur Vertheidigung des heiligen Petrus mit gewaffneter Hand noch zu Geldbeiträgen für denselben besonders geneigt gefunden zu haben. Die Stimmung des Augenblicks war ihrer Sache wenig günstig; das rücksichtslose Verfahren des Papstes wurde nicht selten jetzt, wo der Erfolg gegen ihn entschieden hatte, einer nicht minder rücksichtslosen Prüfung unterworfen. Namentlich erhob man in Deutschland den Einwurf, daß Heinrich nach kanonischen Bestimmungen einem Richterspruch nicht habe unterworfen werden dürfen, da er durch die Erhebung der Sachsen und die Wahl Rudolfs nicht im vollen Besitz seiner Amtsgewalt und seiner Güter gewesen sei. Otto von Ostia und seine Freunde wußten dagegen kaum eine andere Einwendung zu machen, als daß ein Spruch Roms nur vom Papste selbst reformirt werden könne.

Es entging Gregor nicht, welche Kritik gegen sein Verfahren geübt wurde, und er beeilte sich sie zu entkräften. In einem offenen Schreiben an alle getreuen Söhne der Kirche erklärte er: an einem völlig sicheren Ort, wohin sich Freunde und Feinde geistlichen und weltlichen Standes gefahrlos begeben könnten, wolle er eine Synode halten, dort den Uebelthäter, welcher den Streit zwischen Kirche und Reich erregt und genährt habe, enthüllen *) und den allgemein gewünschten Frieden herstellen,

*) An Hugo den Weißen oder Wibert wird zu denken sein.



wie auch den apostolischen Stuhl gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen, zuvor aber sollten vor Allem die Besitzungen, welche der römischen Kirche entrissen, ihr zurückgegeben werden. So macht er einen Anspruch, den man für Heinrich erhoben, auch für sich geltend; auch er will nur zur Rechenschaft verpflichtet sein, wenn er zuvor in alle seine Rechte eingesetzt ist; auch er schilt das über ihn gefällte Urtheil, weil man ihn zuvor seiner Güter beraubt hat. Zugleich verschmäht er aber nicht sich in dem erwähnten Schreiben gegen die von den Gegnern behauptete Uebertretung der kanonischen Bestimmungen zu vertheidigen: nicht er, betheuert er, habe Heinrich des Reichs vor der Excommunication beraubt, nicht auf seinen Rath oder Befehl habe Rudolf das Reich übernommen, vielmehr habe er öffentlich vor einer Synode erklärt, daß die Bischöfe, welche jenen eingesetzt, wenn sie diesen Schritt nicht verantworten könnten, ihrer Würden entkleidet und Rudolf der Krone verlustig erklärt werden solle, eine Untersuchung der Sache, wie er sie verlangt, sei aber gerade durch Heinrich und dessen Partei vereitelt worden.

Kaum hat Gregor selbst an die Synode, welche er in Aussicht stellte, ernstlich gedacht; den Kriegszug gegen Rom behielt er dagegen stets im Auge. Es konnte ihn ermuthigen, daß Mathilde, bald nachdem Heinrich Italien verlassen, einen namhaften Vortheil davon getragen hatte. Unter dem Markgrafen Albert, den Bischöfen von Parma und Reggio hatte sich nämlich auf den Befehl des Kaisers ein beträchtliches Heer in der Lombardei gesammelt, um Wibert zur Hülfe zu eilen: dieses Heer wurde, als es durch das Gebiet von Modena zog, von den treuen Vasallen Mathildens bei der Burg Sorbaria am 2. Juli 1084 überfallen und ganz auseinander gesprengt. Das reiche Lager der Lombarden fiel in die Hände der Sieger; der Bischof von Parma gerieth mit sechs Capitanen und etwa hundert Rittern in Gefangenschaft, der Markgraf wurde schwer verwundet, und der Bischof von Reggio rettete kaum das Leben. Seitdem war Mathildens Macht merklich wieder erstarkt; Hugo der Weiße, der in der Lombardei zurückgeblieben, hatte sich dort nicht mehr für sicher gehalten und sich zu Wibert begeben. Mit Mathilden und Herzog Robert im Bunde hätte Gregor jetzt leicht den Gegenpapst aus Rom verjagen können. Aber die Gedanken des Normannen hatten sich längst wieder auf den Osten gerichtet, und an seinem Ehrgeiz scheiterten zunächst die Hoffnungen Gregors.

Nachdem sich Robert mit Jordan ausgesöhnt hatte, war er mit einem stattlichen Heere auf 120 Kriegsschiffen zu Brindisi im September 1084 in See gegangen; seine drei Söhne Bohemund, Roger und Guido begleiteten ihn, während Sigelgaita diesmal zurückblieb. Unbehindert durch die Flotten der Griechen und Venetianer, landete Robert an der Küste von Epirus, wo er sich der festen Plätze von Valona und Butrinto bemächtigte. Noch lag eine normannische Schaar in der Feste Corfu, obwohl die ganze Insel in den Händen der Griechen und Venetianer war: jene Schaar zu befreien war Roberts nächste Aufgabe, doch war sie nicht leicht zu lösen. Zweimal hatte seine Flotte mit den venetianischen Schiffen ein unglückliches Treffen, erst im dritten Kampfe gewann sie einen unbezweifelten Sieg. In Folge desselben fiel endlich ganz Corfu in Roberts Hände, und die Bahn für größere Unternehmungen schien geöffnet. Er ließ die Flotte bei Oricus überwintern und bezog mit dem Landheer ein Lager an einem Ort, Bundicea genannt; mit dem Frühjahr wollte er dann Konstantinopel selbst angreifen. Da kam ein furchtbares Verhängniß über ihn und die Seinen. Eine Seuche brach in dem Heere aus, der in weniger als drei Monaten gegen zehntausend seiner Krieger erlagen; auch Bohemund erkrankte so heftig, daß er nach Italien zurückkehren mußte. So schwer dies Leiden war, lähmte es den Muth des alten Helden nicht; er gab den Krieg nicht auf, obwohl er noch bei Anbruch der besseren Jahreszeit an jeder Bewegung gegen den Feind gehindert war.

Die Nachrichten, welche in Salerno vom Heere eintrafen, erregten Gregor wenig Hoffnung noch einmal in den Lateran einzuziehen, und bald fühlte er selbst, daß er seine Tage im Exil beschließen müßte. Die Körperkräfte des mehr als sechszigjährigen Mannes nahmen mit großer Schnelligkeit ab, er sah sein nahes Ende vor Augen. Am 18. Mai, wie erzählt wird, erklärte er den Cardinälen, die sich in der Erwartung seines Heimgangs um ihn zu sammeln anfingen, daß er nur noch acht Tage zu leben habe, und bestimmte sogar die Stunde seines Abscheidens. Die Cardinalbischöfe, die zugegen waren, wollten nun seine letzten Bestimmungen entgegennehmen. Sie befragten ihn über die Wahl seines Nachfolgers, nach einigem Bedenken nannte er Anselm von Lucca, Otto von Ostia und Hugo von Lyon und fügte hinzu: „Wen von diesen drei ihr haben könnt, den wählt!“ Auch wegen der Excommunicirten wollten sie seine letzte Meinung hören; darüber be-

fragt, gab er zur Antwort: „Heinrich und Wibert und alle einflußreichen Personen, die mit Rath und That ihre verruchte Gottlosigkeit unterstützt haben, absolvire ich nicht, wofern sie nicht vor euch und nach eurem Ermessen in geziemender Weise nach den Kirchengesetzen Buße thun; sonst spreche ich frei und segne ich Alle, welche den festen Glauben haben, daß ich als Stellvertreter des heiligen Petrus diese geistliche Gewalt besitze."

Bald wurde verbreitet, daß Gregor in seinen letzten Augenblicken über sein Verfahren gegen den Kaiser und den Gegenpapst Reue bezeigt und dasselbe durch eine feierliche Absolution rückgängig gemacht habe: es war das eine geflissentliche Entstellung der Wahrheit. Gregor ist in der Ueberzeugung gestorben, in welcher er gelebt, gekämpft, gesiegt und gelitten hat, in der Ueberzeugung, daß die Freiheit und Herrschaft der Kirche die göttliche Gerechtigkeit und das einzige Heil der Welt sei, jede Auflehnung gegen die Kirche und ihr Haupt, den Statthalter Petri, deshalb als die äußerste Verruchtheit mit allen geistlichen und weltlichen Strafen zu verfolgen sei. Weil seine Sache Gottes Sache sei, deshalb allein baute er so fest auf ihren Sieg. Daß er diesen Sieg nicht selbst mehr sehen sollte, war die letzte und bitterste Täuschung seines Lebens. Aus ihr gingen die Worte hervor, mit denen er von der Welt schied: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt: deshalb sterbe ich in der Verbannung." Nicht versöhnt mit den Menschen und den Dingen hienieden, ist der unerschütterliche Mann in das Grab hinabgestiegen.

Am 25. Mai 1085 endete Gregor. Mit großen Feierlichkeiten wurde die Leiche in der Krypta des Doms von Salerno beigesetzt, den Herzog Robert mit großer Pracht errichtet und Gregor selbst noch vor Kurzem geweiht hatte. Es war ein großer Tag für Heinrich, als der Mund verstummte, dessen Hauch sein ererbtes Kaiserreich über den Haufen zu werfen Manchem mächtig genug schien.

Nicht allein ging Gregor zu den Todten. An einem Tage mit ihm endete Erzbischof Thedald von Mailand, dessen Weihe zum Ausbruch des großen Kampfs zwischen Papst- und Kaiserthum einst am meisten beigetragen, dessen Vasallen dann Heinrich die wirksamsten Waffen gegen Rom geboten hatten. Thedald starb zu Arona, einer Burg am Lago maggiore. Gleichzeitig mit ihm oder wenig später schieden noch Andere, welche bisher der kaiserlichen Sache wesentliche Dienste

geleistet hatten: die Bischöfe von Parma und Reggio, der Markgraf Albert, der Herzog Ranieri und Graf Boso. Es war eine schwere Zeit über Italien, namentlich die Lombardei gekommen: der Po trat aus seinen Ufern, überschwemmte die Dörfer und Aecker und machte Alles weithin unbewohnbar. Zugleich brach eine furchtbare Hungersnoth aus, so daß man selbst Menschenfleisch genoß. Dann griff eine Seuche um sich, die mehr als den dritten Theil der Bevölkerung hingerafft haben soll.

Die Gregorianer sahen in diesen Plagen die Rache des Himmels über die Ketzerei der Lombarden. Aber auch sie selbst erlebten die schmerzlichsten Verluste: vor Allem wurde ihnen der Mann entrissen, auf den sie nach dem Tode ihres großen Führers besonders ihre Hoffnungen setzten. Am 18. März 1086 folgte Anselm von Lucca seinem Meister und Freunde in das Grab. Gleich diesem starb auch er in der Verbannung, gleich ihm fest in der Ueberzeugung, für die er so Vieles erlitten. Der römische Cardinal Damianus, der damals die Abtei Nonantula leitete, die Gregorianischen Bischöfe von Modena, Reggio und Mantua umstanden mit vielen anderen Klerikern und Laien Anselms Sterbelager in Mantua und hörten seine letzten Worte: sie waren eine Aufforderung, in den Lehren Gregors auszuharren, und Segenssprüche für Alle, die in der Treue blieben. Anselm hatte sein Grab in dem nahen Kloster S. Benedetto am Po zu finden gehofft, wo er einst als Mönch gelebt hatte: aber Bischof Bonizo von Sutri, der, aus seinem Sprengel vertrieben, damals bei Mathilde das Gnadenbrot aß, hielt es für unpassend, die Reste eines solchen Heiligen in das Dunkel eines Klosters zu bergen, und erwirkte, daß sie in dem Dom von Mantua beigesetzt wurden. Hier wollte man bei dem Grabe des neuen Heiligen bald noch mehr Wunder bemerken, als bei der Papstgruft in Salerno.

Die beiden Männer waren dahin, die in dem schweren Kampfe gegen Heinrich bisher Mathildens Stützen gewesen waren, und Niemand besaß nur von fern eine ähnliche Macht über sie, wie jene geübt hatten. Man konnte zweifeln, ob ein Weib nun in sich allein eine Kraft festen Widerstandes finden würde, wie sie in diesen Wirren bisher wenige Männer bewährt hatten. Wankte sie, so schien mindestens in Italien die Sache der Gregorianer verloren. Denn auch Robert Guiscard, dem ohnehin die Partei niemals hatte vollen Glauben schenken können, war nicht mehr unter den Lebenden, und sein Erbe, selbst in seiner

Herrschaft gefährdet, war nicht im Stande, eine bedenkliche Sache zu stützen.

Noch im Lager von Bundicea hatte Herzog Robert die Nachricht von Gregors Tode erhalten; man erzählt, daß der Heimgang dieses Kirchenfürsten, der erst sein bitterster Widersacher, dann sein Schützling gewesen war, den greisen Kriegsmann zu Thränen gerührt habe. Gerade damals gedachte Robert den neuen Feldzug gegen Konstantinopel zu beginnen und hatte seinen Sohn Roger ausgesandt, um sich der Insel Kefalonia zu bemächtigen: er wollte des ionischen Meeres ganz sicher sein, ehe er seine Truppen weiter vorführte. Um zu sehen, wie weit Roger gediehen sei, verließ Robert Bundicea mit einem kleinen Gefolge und ging in See. Kaum aber trugen die Fluthen das Fahrzeug, so befiel den Herzog ein so heftiges Fieber, daß man bei Cassiope auf Corfu anlegen und ihn an das Land bringen mußte. Der tödtliche Charakter der Krankheit gab sich sogleich zu erkennen; Sigelgaita eilte von Bundicea, wo sie erst kürzlich eingetroffen, Roger von Kefalonia herbei: in ihren Armen starb Robert am 17. Juli 1085. Er endete im siebzigsten Jahre, fern von dem Lande, wo seine Wiege gestanden, und fern von dem Boden, auf dem er sich eine zweite Heimath geschaffen hatte.

Was der alte Held seinen Normannen gewesen, zeigte sich sogleich nach seinem Tode. Roger eilte nach Bundicea, um sich von dem Heere huldigen zu lassen; denn hatte auch ihn, den Sohn Sigelgaitas, der Vater zum Nachfolger bestimmt, so wußte er doch, daß sein Stiefbruder Bohemund nach der Herrschaft trachte. Willig erkannte das Heer Roger an; kaum aber hatte er den Rücken gewendet, um auch die Schaaren in Kefalonia zu verpflichten, so befiel ein panischer Schrecken das normannische Lager. Man ließ die gewonnene Beute, Rosse, Waffen und Gepäck zurück und stürmte zu den Schiffen. Auf der See jagte ein heftiger Sturm die Flotte aus einander; mehrere Fahrzeuge wurden an Klippen getrieben, zerschellten und begruben die Mannschaft in der Tiefe. Dasselbe Unwetter überfiel das Schiff, auf welchem Sigelgaita die sterblichen Ueberreste ihres Gemahls nach Italien übersetzen wollte; an der Küste Apuliens scheiterte es, und nur mit Mühe wurde die Leiche aus den Wogen gezogen und Sigelgaita gerettet. Sie setzte dann Roberts Herz und Eingeweide in Otranto bei, der Leib wurde einbalsamirt und

in dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit zu Venosa bestattet, wo auch Roberts Brüder ruhten. Die stolze Inschrift auf seinem Grabe hielt die Siege, die er über Langobarden und Araber davongetragen, nicht für erwähnenswerth, aber sie gedachte, daß der Kaiser des Westens vor ihm aus Rom gewichen, der Herr des Ostens, von den Schaaren Europas und Asiens umringt, vor ihm geflohen sei und die freien Bürger Venedigs sich nicht vor ihm auf der See mehr sicher gefühlt hätten.

Roberts Tod nahm manche Sorgen von Heinrichs und Wiberts Herzen, die schwersten von der Seele des Kaisers zu Konstantinopel. Bald räumte Roger Kefalonia; die letzten Reste der normannischen Besatzungen in Epirus und Corfu ergaben sich darauf den Griechen und traten in den Dienst des Alexius, der ihnen lockende Belohnungen in Aussicht stellte. Konstantinopel hatte zunächst von den Normannen Nichts mehr zu fürchten. Inzwischen war Alexius auch wieder Herr in den östlichen Gebieten seines Reichs geworden. Die glücklichsten Tage seines Regiments begannen, und die Geburt eines Thronerben gab ihnen doppelten Glanz. Das Haus der Komnenen befestigte sich, unbekümmert um den Gang der Dinge in Italien, welcher seine Anfänge so beunruhigt hatte, jetzt in der Herrschaft über den weiten Osten.

Dagegen drohten um die Herrschaft, welche Robert in Italien begründet hatte, schwere Kämpfe auszubrechen. Wurde auch der junge Roger sogleich als Herzog von Calabrien, Apulien und Sicilien ausgerufen und im ersten Augenblick fast allgemein anerkannt, so gab doch Bohemund seine Absichten nicht auf und wartete nur des günstigen Augenblicks, um die Gewalt an sich zu reißen. Auch Fürst Gisulf dachte noch einmal daran, Salerno wiederzugewinnen. Es bedurfte der ganzen Klugheit Sigelgaitas, um ihren Sohn im Regiment zu erhalten. Gerade damals wurde durch den Tod Alfans der erzbischöfliche Stuhl von Salerno erledigt, und Sigelgaita wollte ihn mit einem ihr völlig ergebenen Kleriker, einem anderen Alfan und Verwandten des verstorbenen Erzbischofs, besetzen. Aber Gisulf widerstrebte und mit ihm die in Salerno weilenden Cardinalbischöfe, welche die Weihe verweigerten. Es war dies Grund genug für Sigelgaita und Roger, um den kaiserlichen Präfecten Roms und die anderen römischen Geißeln frei zu geben; das Schicksal der Kirche galt ihnen wenig, wenn sie nur ihre gefährdete Herrschaft sicherten.

Zwei große Todte lagen in den Gräbern von Salerno und Venosa, die hervorragendsten Männer ihres Jahrhunderts. Verschieden in jedem Betracht, haben sie doch in gleicher Weise zu weiteren folgenreichen Entwicklungen den Anstoß gegeben und sind mit einander die Schöpfer einer neuen Zeit geworden. Man weiß, wie sich seit dem Anfange des Jahrhunderts neben dem deutschen Kaiserthum in den romanischen Nationen Regungen eines selbstständigen Lebens zeigten. Clunys Ordnungen und das französische Ritterthum, die Erhebung der oberitalischen Städte und die Fortschritte der normannischen Macht in Unteritalien gingen aus diesen Regungen hervor, die mehr und mehr eine gegen das Kaiserthum feindliche Richtung nahmen. Wohl schien es eine Zeit lang, als ob die Macht Heinrichs III. auch sie bewältigen und dem Kaiserthum dienstbar machen würde: aber die Kraft des Reichs war nach dem Tode des gewaltigen Kaisers gefesselt, und die Ideen von Kirchenreform und Glaubenskampf, von Gottesfrieden und Priesterherrschaft, von freiem Ritterthum und freiem Bürgerthum gewannen nun ungehemmt den weitesten Spielraum. Auch Deutschland ergriffen sie und wurden hier, indem sich die deutsche Fürstenmacht und der sächsische Sondertrieb mit ihnen verbündete, dem Sohne Heinrichs III. überaus gefährlich. Schon wurde ein Versuch gewagt, Italien der deutschen Herrschaft zu entziehen und damit das Kaiserthum zu vernichten; als er mißglückte, hat man sich zunächst die Fundamente der kaiserlichen Macht in Deutschland zu untergraben bemüht. Nicht so leicht jedoch, wie man wähnte, war die Gewalt zu bezwingen, welche bis dahin das Abendland zusammengehalten hatte. Das Kaiserthum besaß noch Hülfsmittel genug zu einem langandauernden Kampfe, und Heinrich IV. war nicht der Mann ihm auszuweichen. Besiegt wurde er nicht, aber er gewann wahrlich auch keine Siegeskränze. Ein Kaiser, dem ein fahrender Mönch und ein fahrender Ritter ungestraft den Gehorsam innerhalb seines Reichs verweigern konnten, schien kaum der wahre Nachfolger Karls und Ottos des Großen. Heinrich blieb auf dem Platze, von dem jene Beiden jetzt abtreten mußten, aber der eine von ihnen hinterließ ein Reich, welches ihn lange überdauerte, der andere ein politisches System, welches eine Umgestaltung aller Weltverhältnisse in sich schloß und tief bereits in den Gemüthern Wurzel gefaßt hatte. Heinrich vertheidigte die Ansprüche der alten Zeit, Gregor und Robert gaben den neuen Ideen Gestalt und arbeiteten der Zukunft vor; in den Thaten Beider ist die ganze Epoche der Kreuzzüge vorgebildet.

Männer, die so am Eingange einer neuen Zeit stehen, werden stets von den Zeitgenossen verschieden beurtheilt werden, je nachdem diese in den Wirren des Augenblicks Partei ergreifen. Robert wurde von den Mitlebenden bald als ein gemeiner Wegelagerer verurtheilt, bald als ein besonderes Rüstzeug des Herrn gepriesen; selbst Gregors Meinung über ihn hat zwischen den Extremen geschwankt. Spätere Zeiten sind dem Normannen gerechter geworden und haben die außerordentliche Kraft und Klugheit anerkannt, mit welcher der Sohn Tancreds von Hauteville, allein auf sich selbst verwiesen, fern von der Heimath aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen ein Reich bildete, welches, in die Mitte zwischen Orient und Occident gestellt, in unablässige Streitigkeiten mit den beiden Kaiserreichen und dem Araberthum verwickelt, doch festen Bestand gewann. Robert war ein Abenteurer, aber die Glücklichen dieser Art pflegt die Geschichte nicht mit Unrecht zu bevorzugen.

Noch weiter, als über Robert, sind die Meinungen der Zeitgenossen über Gregor auseinandergegangen. Von seinen Anhängern auf das Höchste verehrt, ist sein Name von der Gegenpartei in jeder Weise beschimpft worden. Es giebt keine Gewaltthat, kein Verbrechen, welches ihm nicht zugeschrieben wäre. Seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri sollte er vergiftet, mit der Gräfin Mathilde im ehebrecherischen Umgang gelebt, Hostie und Chrisma geschändet, die bösen Geister beschworen haben; Ehrgeiz und Weltlust gab man für die einzigen Triebfedern seiner Handlungen aus. Als eine Ausgeburt der Hölle schilderten ihn Personen, die ihm nahe genug gestanden hatten, während ihn Andere von nahe und fern als einen mit allen Tugenden geschmückten Priester, als einen Spiegel der Gerechtigkeit und einen göttlichen Propheten feierten. Die Differenz der Ansichten über ihn war so groß, daß wir zwei Bücher von Zeitgenossen besitzen, in denen uns Gregor geradezu in doppelter Gestalt vorgeführt wird, und in der einen steht er da im schärfsten Contrast gegen sich selbst in der anderen, ohne daß eine Erklärung auch nur versucht würde, wie eine Person so doppelgestaltig erscheinen könne. Es ist der Fluch vor Allem der Glaubenskämpfe, daß die Persönlichkeiten der hervorragendsten Führer bis zur Undeutlichkeit von den Parteien entstellt werden; wo man hier nur den Engel sieht, erblickt man dort das nackte Schreckbild des Teufels.

Die römische Kirche ist sonst nicht undankbar gegen die Männer

gewesen, welche zu ihrer Erhebung beigetragen haben, namentlich wenn sie zur Stadt selbst in naher Beziehung standen. Auffallend ist daher, daß dem Andenken Gregors so lange die allgemeine Verehrung versagt blieb, welche er für alle wahren Nachfolger Petri in Anspruch nahm. Die Päpste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die Gregors System zu verwirklichen suchten, haben wider Erwarten für seine Heiligsprechung keine Sorge getragen. Denn wenig wollte es besagen, wenn Anastasius IV. (1154) unter die Heiligenbilder in der Apsis der Nicolaikapelle auch das Gregors VII. anbringen ließ; wo Rom verherrlichen wollte, wußte es meist kenntlichere Ehren zu verleihen. War der Haß der Römer, der Gregor in das Exil trieb, auch nach Jahrhunderten noch nicht erloschen? Fürchteten die Päpste, wenn sie das Andenken ihres Vorgängers erneuerten, diesen Haß auch auf sich zu laden?

Nicht von Rom, sondern von dem Grab in Salerno ging die Verehrung Gregors VII. aus. Johann von Procida war es, der zuerst die Gebeine des Papstes aus der Krypta in die lichten Hallen des Doms bringen und eine Kapelle über denselben bauen ließ. Als diese verfiel, errichtete der Erzbischof Marco Antonio Colonna 1577 an derselben Stelle ein glänzendes Monument mit einer prunkvollen Inschrift*); sie erinnert noch heute an den berühmtesten Todten, der in diesen geweihten Räumen seine Ruhestätte gefunden hat. Erst sieben Jahre später nahm Papst Gregor XIII. seinen Vorgänger, zu dessen Ehren er seinen Namen gewählt haben soll, in den römischen Heiligenkalender auf, und Paul V. ordnete dann 1609 ein Fest für den neuen Heiligen an**), nachdem die Gebeine desselben nun vor dem Hochaltar des Doms zu Salerno niedergelegt waren. Die Verehrung Gregors beschränkte sich jedoch lange meist auf diejenigen, welche zu seinem Grabe wallfahrteten; das Fest desselben pflegte nur im Sprengel von Salerno gefeiert zu werden. Erst Benedict XIII. befahl im Jahre 1728 die Feier in der ganzen Christenheit und bestimmte für dieselbe Lectionen, welche den Namen, der schon so viel Streit erregt, noch einmal zum Feldgeschrei der Parteien machten.

---

*) Aus der Inschrift erfährt man, daß damals das Grab geöffnet und die Gebeine noch fast unversehrt gefunden wurden.

**) Das Fest wurde auf den 25. Mai, den Todestag Gregors, verlegt.

Denn der Kampf über das Verhältniß der christlichen Kirche zum Staat war längst wieder von Neuem entbrannt, und Hildebrands Name, mit dem sich die äußersten Ansprüche der Kirche verbanden, war mehr als einmal wieder in denselben hineingezogen worden. In jenen Lectionen glaubte man nun eine Rückkehr Roms zu dem System Hildebrands und einen unerträglichen Angriff auf die weltliche Macht zu erkennen. Die Gemüther geriethen in Aufregung. In Frankreich, Belgien und Neapel entstanden Tumulte; durch Parlamentsacte und bischöfliche Erlasse wurde die Feier der Festes verboten; die Fürsten wollten die Einführung desselben nicht dulden. Auch in Deutschland stießen die Anordnungen des Papstes hier und da auf heftigen Widerstand. Eine Litteratur entstand, welche das Andenken Hildebrands mit noch giftigerem Hasse verfolgte, als der gewaltige Mann bei seinen Lebzeiten erregt hatte.

Die unbefangene Geschichtsforschung, die weder auf Kanonisationen noch auf Verketzerungen zu achten hat, ist inzwischen mit Erfolg bemüht gewesen, Gregors wahre Gestalt, welche die Parteien zu entstellen nicht müde wurden, der Nachwelt zu erhalten. Sie erkennt das innerste Wesen des Mannes aus seinen eigenen Aufzeichnungen, die in großer Zahl erhalten sind, und um so sicherer, als er über seine Absichten in den meisten Fällen keinen Schleier zu werfen pflegte. Unzweifelhaft ist nach diesen Aufzeichnungen, daß er als Nachfolger Petri eine unbeschränkte Gewalt nicht nur in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Dingen in Anspruch nahm, daß er das Priesteramt vor Allem als ein Richteramt, sein höchstes Priesterthum als das höchste Richteramt auf Erden ansah, welches ihm verliehen sei, um Gottes Ordnung hienieden zur Anerkennung und zur Geltung zu bringen. Jeder Widerstrebende war ihm deshalb an sich ein Gottloser, der mit Strafen der göttlichen Gerechtigkeit unterworfen werden müßte. Die Strafe, zu welcher er zunächst sich kraft seines Richteramts berechtigt hielt, war das Anathem. Sein ganzes Regiment ist eine lange Reihe von Anathemen; nie ist vor ihm den Bannsprüchen Roms eine ähnliche Ausdehnung und Bedeutung gegeben worden. Fast die ganze Bevölkerung Italiens und Deutschlands setzte er der Gefahr aus, dem Anathem zu verfallen, und damit drohten sich, da die Excommunication auch in die weltlichen Verhältnisse eingriff, zugleich alle bisherigen Ordnungen zu lösen. Wo aber das Anathem nicht den Gehorsam erzwang, glaubte Gregor auch als Richter zur

hwert und zu anderen Mitteln der Gewalt greifen zu dürfen. Er
den Volksaufstand in der Lombardei geschürt, in Deutschland den
ieren Krieg genährt, seine Legaten haben die zum Kampfe ausziehen-
Heere begleitet, und er selbst hat gerüstet, um mit bewaffneter Macht
bert aus Ravenna zu verjagen. Diesen hohenpriesterlichen Richter
d man den Aposteln Petrus und Paulus nicht an die Seite stellen
llen; eher vergleicht er sich den Richtern des alten Bundes, obschon
h unter ihnen kaum Einer mit gleichem Eifer sich zum Diener der
tlichen Rache dargeboten hat.

Schwer wird man sich überzeugen, daß ein Priester, der sein Amt
dieser Weise auffaßte und nach solchen Zielen mit solchen Mitteln
bte, nicht den Instinct der Herrschaft in sich getragen, nicht ein tiefes
dürfniß zu gebieten gehegt habe. Nichts aber berechtigt anzunehmen,
ß Gregor durch Gewalt und Frevel zum Pontificat gelangt sei und
Befriedigung niederer Leidenschaften seine Macht benutzt habe. Er
te dem Ideal, welches seinem Geiste vorschwebte; seine Freuden waren
Siege der römischen Kirche, ihre Niederlagen seine Schmerzen. Für
hat er Nichts als den Triumph der Kirche erstrebt, aber auch das
artyrium derselben zu tragen nicht verschmäht. Sein Ideal ist nicht
s unserer Zeitgenossen, aber die Gerechtigkeit verlangt, daß wir an-
nnen, wie er ein Mann großer Absichten war und diese Absichten
das Wohl der Menschheit nach seiner Auffassung von demselben
zielten.

Schon seine Zeitgenossen haben Gregor vorgehalten, daß seine Lehre
n der päpstlichen Allgewalt nicht mit den Vorschriften des Evangeliums
er die Stellung der Kirche zu der weltlichen Macht übereinstimme.
möchte sich in dieser Beziehung wohl wenig sagen lassen, was nicht
on damals ausgesprochen und durch die künstlichen Auslegungen Gregors
d seiner Freunde nicht widerlegt ist. Aber welchen Eindruck konnten
he Ausführungen in einer Zeit machen, in welcher feste Grenzen
schen der geistlichen und weltlichen Gewalt nicht mehr bestanden, in
cher theokratische Vorstellungen das ganze Leben beherrschten? Gre-
zog nur aus Ideen, welche für den Entwicklungsgang der Kirche
der Staaten längst maßgebend geworden waren, die letzten Conse-
nzen, welche Andere zu umgehen sich bemühten. Ein geistliches
ferthum war nicht mehr gegen das Evangelium, als das geistliche
rstenthum, welches im ganzen Abendlande bereits Wurzel gefaßt hatte.

War des Kaiserthums höchste Aufgabe, wie der Klerus lehrte, die Kirche zu schützen und zu erhalten, und zeigte es sich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, indem es die Mission und die Reform aufgab, indem es nicht einmal die Kirche vor Spaltungen bewahrte: warum sollte das Oberhaupt der Kirche, wenn es die Kraft in sich fühlte, nicht selbst leisten, was man vom weltlichen Kaiserthum vergeblich beanspruchte? Und trat der Klerus zum Schutze der Kirche ohne Scheu auch mit weltlichen Strafen gegen andere Laien ein, weshalb durfte der erste Bischof gegen Kaiser und Könige nicht in gleicher Weise verfahren? Längst hatte man nach der Theokratie des alten Bundes und den Formen des Lehnsstaats die Kirche ausgestaltet, Vorstellungen Raum gegeben, welche den Worten des Evangeliums nicht gerade entsprachen: Gregor wird über solche Widersprüche kaum anders gedacht haben, wie sie Andere vor und nach ihm beurtheilt haben, und Niemand darf die Schuld ganzer Generationen, wenn hier von einer Schuld zu sprechen ist, einem Einzelnen aufbürden. Die Zeit schien reif, um zum Abschluß zu bringen, was lange vorbereitet war, und dieser Forderung der Zeit suchte er nach seinen Kräften zu entsprechen.

Anderer Beurtheilung unterliegt Gregors Verfahren im Einzelnen, wo bei ihm, wie bei jedem Sterblichen, die besondere Sinnesart und Gefühlsweise bestimmend einwirkten. Nicht leicht wird man sich diese vergegenwärtigen, da sich in der That sehr widersprechende Eigenschaften in seiner Persönlichkeit vereinigten. Wohl auch andere welthistorische Charaktere haben durch ähnliche Widersprüche etwas Unfaßbares, aber kaum treten sie irgendwo schroffer hervor, als in Gregor. Geschickt zu den Weltgeschäften, wie Wenige, leicht in ihnen lebend, schmachtete er doch nicht selten nach der Klosterzelle und der Einsamkeit, um seine Seele ganz in die Tiefen der Gottheit zu versenken. Sein Gemüth war weich; in Thränen zerfloß er beim Meßdienst, unter Thränen tröstete er seine Freunde über einen unerwarteten Verlust — und doch konnte er oft so hart und starr erscheinen, daß selbst seine ergebensten Anhänger ihn schalten. Er liebte sich mit Personen zu umgeben, die auf seine Ideen eingingen, und wußte sie wie mit Zaubergewalt an sich zu fesseln, brachen sie aber einmal diesen Bann, so wurden sie meist seine bittersten Feinde. Wenn ihn Petrus Damiani als seinen heiligen Satan bezeichnete, so spricht er damit die widerstrebenden Gefühle aus, die Hildebrands Wesen selbst bei Freunden erweckte. Niemand

wird verkennen, daß Gregors Politik namentlich in den Anfängen seines Pontificats ein Meisterstück berechneter Klugheit war, dann aber verliert sie allen Boden unter den Füßen, und er erscheint gleich den Schwärmern, die siegesgewiß im Unterliegen dastehen. Ein frommer Christ, demüthig im Gebet, sich seiner Schwäche vollauf bewußt, aus Gott die Kraft zu seinem schweren Beruf schöpfend, erhebt er sich zugleich verzückt in Regionen, welche dem schuldbewußten Menschen verschlossen zu sein pflegen. Er läßt sich durch Erscheinungen der heiligen Jungfrau bestimmen, handelt wie in unmittelbarer Gemeinschaft mit dem heiligen Petrus und glaubt, daß seinem Blick die Zukunft erschlossen sei. Den Untergang der Feinde, den Sieg der Seinen prophezeit er, und es irrt ihn nicht, daß seine Weissagungen sich nicht erfüllen. Ein christlicher Priester, ähnelt er doch nicht selten einem Senator oder Imperator des heidnischen Roms, und es begegnet ihm wohl in seinen Briefen, daß er die christliche Kirche mit der römischen Republik geradezu in Zusammenhang setzt. Ob er das Wohl der ganzen Christenheit auf dem Herzen trägt, ist er doch ein Sohn Italiens durch und durch, gipfeln in Rom doch alle seine Empfindungen und Gedanken. Ein in seinen Regungen so widerspruchsvoller und dabei so feuriger Geist — die späten Jahre schienen die Gluth desselben nur heller anzufachen — mußte nothwendiger Weise, wo er eingriff, Verwirrungen hervorrufen und endlich im Ringen mit den Mächten, die er ringsum gegen sich aufreizte, zu Grunde gehen.

Selbst Viele, mit denen Gregor in den wesentlichsten Punkten einverstanden war, haben die Gewaltsamkeit und Hitze seines Verfahrens nicht gebilligt. Wie früher mit Petrus Damiani, ist er später mit Lanfrank und mit den Cluniacensern nicht immer in gutem Vernehmen geblieben; mit Desiderius von Monte Cassino gerieth er mehr als einmal in Streitigkeiten, und noch über den Todten hat Desiderius manches harte Wort gesprochen. Rom, das Hildebrand lange gehuldigt, verfluchte zuletzt ihn und sein Andenken. Wie man auf der einen Seite seine Hartnäckigkeit tadelte, so beschuldigte man ihn auf der anderen Seite einer schwankenden und zweideutigen Politik; wir haben die Klagen der Sachsen gehört, und sie waren wahrlich nicht unberechtigt. Mochten aber auch die Beweggründe Gregors von seinen Freunden als rein anerkannt werden, die seiner Gehülfen erschienen selbst diesen nicht immer im besten Lichte. Hugo von Lyon, der seine Anatheme über ganz

Frankreich und Burgund ausstreute, galt fast allgemein für einen überaus gewaltthätigen Priester, und Richard von Marseille, der Legat in Spanien, scheint keinen anderen Ruf gehabt zu haben. Die enge Verbindung Gregors mit Gisulf von Salerno, einem verruchten Menschen, gab noch größeren Anstoß. Gregor hegte eine gewisse Vorliebe für harte Charaktere. Als jener Gerbod, welcher den jungen Grafen Arnulf von Flandern erschlagen hatte*), nach Rom kam, sein Verbrechen bekannte und sich jeder Strafe unterziehen wollte, befahl der Papst ihm die schuldige Hand abzuhauen, bestimmte aber zugleich im Geheimen, daß die Strafe nicht vollstreckt werden solle, wenn Gerbod im Augenblick, wo sie ihm drohe, nicht zucke; Gerbod zuckte nicht, als das Beil schon erhoben war, und Gregor hocherfreut schickte ihn nach Cluny.

Maßregeln, bei welchen bald der Mönch dem Staatsmann, bald der Held dem Priester im Wege stand, hätten auch unter günstigeren Umständen kaum zu sicheren Ergebnissen führen können. Gregor sah selbst noch die Erfolge, die er bereits erlangt hatte, wieder in Frage gestellt. Als er starb, stand die Sache, der er gedient hatte, wahrlich übel genug; die Zahl seiner Anhänger war zusammengeschmolzen, und die Wenigen, die treu in allen Gefahren bei ihm ausgehalten hatten, waren entmuthigt. Von den großen Männern, welche in die Weltgeschichte mächtig eingegriffen haben, haben fast Alle greifbare Resultate ihrer Wirksamkeit hinterlassen; Gregor, der ein geistliches Kaiserreich aufzurichten gedachte, ließ Nichts als ein politisch-kirchliches System zurück. Er gehört nicht zu den Geistern, die Bleibendes geschaffen haben, aber in vorderster Reihe muß man ihn denen zuzählen, die den schwankenden Gedanken von Tausenden eine entschiedene Richtung gaben und dadurch die Entwicklung der Menschheit in andere Bahnen lenkten. Seine Bedeutung für die Universalgeschichte ist größer, als die für die Entwicklung der christlichen Kirche; er hat einen Bruch in die bisherigen Weltverhältnisse gebracht, nach welchem das deutsche Kaiserthum seinen durch ein Jahrhundert behaupteten Principat im Abendlande nicht in gleicher Weise festhalten konnte.

---

*) Vgl. oben S. 162.

Die Wahl und der Pontificat Victors III.

Trotz mancher Erfolge der großen Gräfin war die Lage der kirchlichen Reformpartei nach Gregors Tode eine sehr bedrängte. Die Cardinäle lebten in der Zerstreuung; nur ein Theil derselben, namentlich die Bischöfe, waren in Monte Cassino zurückgeblieben. Ueberdies waren sie über die Maßregeln, welche nun zu ergreifen waren, keineswegs einig. Manche sahen allein Heil auf dem Wege, den Gregor vorgezeichnet hatte; Andere glaubten die Reform selbst gefährdet, wenn man auf diesem Wege beharre. Zu den Letzteren zählte Abt Desiderius, dessen Meinung unter den obwaltenden Verhältnissen schwer in das Gewicht fallen mußte. Gleich ihm dachten wohl die Cassinesen alle, und auch in Cluny, wo man das öffentliche Gebet für den Kaiser ungeachtet der Excommunication bald wieder aufnahm, war man schwerlich anderer Ansicht.

Das Nothwendigste war die Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche, und doch konnte man sich schwer zu derselben entschließen; man zögerte aus ähnlichen Gründen, wie nach Rudolfs Tode mit der Königswahl in Deutschland. Die Mehrzahl der Cardinäle neigte sich endlich dahin, den Abt von Monte Cassino auf den Stuhl Petri zu erheben. Man hat bald behauptet, der sterbende Gregor habe neben Anselm, Otto und Hugo auch Desiderius als eine zur Leitung der Kirche geeignete Persönlichkeit den Cardinälen bezeichnet: aber man wird dies mit gutem Grund bezweifeln, und sicherlich waren es andere Beweggründe, als Gregors Empfehlung, welche die Stimmung dem Abte zuwandten. Er war von vornehmem Geschlecht, besaß die Mittel und den Willen in dieser bedrängten Zeit den Aufwand für einen päpstlichen Hofhalt zu bestreiten, seinen Charakter kannte man als wohlwollend und milde. Wenn irgend Jemand in der Partei, bot er Aussichten zur Beseitigung des unglücklichen Streits mit dem Kaiser, da er sich persönlich mit demselben in ein leidliches Verhältniß gesetzt hatte. Vor Allem kam in Betracht, daß die Unterstützung der Normannen ihm sicherer war, als jedem Anderen. Jordan von Capua erbot sich ihn nach Rom zu geleiten und mit seinen Waffen die Wahl dort zu schützen; auch Sigelgaita und Roger standen ihm sehr nahe, obwohl sie wegen der dem Alfan verweigerten Weihe mit den Gregorianern damals in Spannung lebten.

Aber die Wahl des Desiderius erregte doch Manchen die größten

Bedenken. Man wußte, daß der Abt einst im Banne Gregors gestanden hatte und nie förmlich losgesprochen war, daß er öffentlich mit dem gebannten Kaiser und dem Gegenpapst verkehrt hatte; man fürchtete seine Nachgiebigkeit, aus welcher der kirchlichen Sache unberechenbarer Schaden erwachsen konnte. Am wenigsten aber schien Desiderius selbst den Absichten geneigt, die man mit ihm hegte. Er war schon dem sechszigsten Jahre nahe, liebte sein Kloster, welches er zur schönsten Blüthe gebracht hatte, ihn schreckten die Stürme, welche in Rom seiner harrten. Den Streit mit dem Kaiser gütlich zu beseitigen war wenig Hoffnung, und zum Kampfe gegen ihn und Wibert standen ihm kaum ausreichende Mittel zu Gebote, zumal er auch auf Rogers Unterstützung, so lange die Cardinalbischöfe der Weihe Alfans sich widersetzten, nicht unbedingt rechnen konnte. Er betrieb die Wahl nach Kräften, doch nur um sie von sich abzulenken, und gerade deshalb mit um so geringerem Erfolg.

Fast ein Jahr verging, ohne daß die kirchliche Partei ein neues Oberhaupt erhielt. Inzwischen hatte Wibert Rom verlassen und sich nach Ravenna begeben, wahrscheinlich um der großen Gräfin in Oberitalien zu begegnen. Denn ohne sich beirren zu lassen, war sie auch nach Gregors und Anselms Tode kühn gegen die Partei des Gegenpapstes vorgeschritten und hatte der Pataria neues Leben gegeben. Es war ihr gelungen zu Reggio, Modena und Pistoja Bischöfen ihrer Partei Anerkennung zu gewinnen; in Mailand war Thebalds Nachfolger Anselm von Rho allerdings von kaiserlicher Seite eingesetzt worden, aber es fehlte viel daran, daß er der Pataria mit gleicher Energie entgegengetreten wäre, wie sein Vorgänger. Wibert hatte noch vor Kurzem gemeint, dem Wüthen der neuen Jesabel würde mit einigem Ernst zu gebieten sein, wie man dem Bellen eines bissigen Hundes mit dem erhobenen Stock Einhalt thue: aber er sah sich darin bitter getäuscht, selbst seine Rückkehr nach der Romagna machte Mathildens Fortschritte nicht rückgängig. Seine Abwesenheit von Rom benutzte indessen die Gregorianische Partei unter Cencius Frangipane zu neuer Erhebung. Noch war die Engelsburg in ihrer Gewalt; Trastevere und einige Burgen in dem Haupttheil der Stadt fielen Cencius und den Seinen wieder zu. Mehrere Gregorianische Cardinäle kehrten darauf aus der Verbannung zurück: sie waren es, die endlich nach Ostern 1086 eine Wahlversammlung ausschrieben und Desiderius mit den bei ihm weilenden Cardinälen zu derselben einluden.



Desiderius kam mit seinen Begleitern am Abend vor Pfingsten ıch Rom, und sogleich bestürmte man ihn sich der Wahl nicht länger entziehen. Er sträubte sich auch jetzt noch, konnte aber nicht verhinrn, daß man ihn am folgenden Tage (24. Mai) in der Kirche . Lucia am Septizonium wählte und ihm den päpstlichen Purpur ıfzwang. Die Wahl war mit großer Einhelligkeit durch die anwesenn Cardinäle erfolgt; denn die kirchliche Partei lief Gefahr sich aufılösen, wenn sie länger ohne Haupt blieb.

Der Name Victor III. wurde dem neuen Papste beigelegt, aber e Anfänge seines Pontificats waren nichts weniger als siegreich. leich nach der Wahl regte sich die kaiserliche Partei unter dem Prä:ten Petrus, bewaffnete sich auf dem Capitol, griff die Frangipani an ıd machte dem Erwählten derselben das Leben so schwer, daß er nach er Tagen ohne noch die Weihe erhalten zu haben Rom verließ. In erracina angelangt, legte er sogar die Insignien des Papstthums ab und klärte, sie nie wieder annehmen zu wollen. Er begab sich nach Monte assino, um hier ruhig den Pflichten gegen sein Kloster zu leben. Aber ıld folgten ihm hierhin die Cardinalbischöfe und drangen in ihn, sich :r Bestimmung Gottes, die er in seiner Wahl erkennen müsse, nicht zu ıtziehen. Er blieb dabei, daß er der Last, die man ihm aufbürden olle, nicht gewachsen, daß eine andere Wahl zu treffen sei, und 'zeichnete der großen Gräfin unter Anderen den Bischof Hermann von letz, der als Flüchtling bei ihr lebte, als den geeigneten Mann, um ıs Schiff der Kirche zu leiten. Hermann war ein entschiedener Aninger der Reform, stand aber in Verhältnissen, die ihm eine Beilegung :s Streits erwünscht machen mußten; seine Denkart mochte der nicht so ıähnlich sein, die in Cluny und Monte Cassino herrschte.

Diesem schwankenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden, nd Desiderius selbst bot die Hand dazu. Als Vicar des apostolischen Stuhls in Campanien, Apulien und Calabrien berief er auf die Fasten:it 1087 eine Synode nach Capua, und zu derselben luden der Car:nalbischof von Ostia, Gisulf von Salerno und Cencius Frangipane n Namen der römischen Kirche und des römischen Volks auch die ardinäle und angesehene Laien ein, um über die Lage des apostoschen Stuhls Beschluß zu fassen. Viele Cardinäle erschienen, auch nhänger der kirchlichen Partei aus dem römischen Adel; selbst Herzog loger fand sich, durch Jordan veranlaßt, mit einem großen Theil seiner

Vasallen ein. Nachdem die anderen Geschäfte der Synode erledigt, bestürmte man nun Desiderius aufs Neue sich der Leitung der Kirche nicht länger zu entschlagen. Er weigerte sich noch immer und erklärte, daß man eine neue Wahl vorzunehmen habe. Da erwachte in der Versammlung selbst gegen ihn ein Widerstand, welcher den alten Mann plötzlich anderen Sinnes machte.

Es hatte sich aus den strengen Gregorianern eine Partei gebildet, an deren Spitze Hugo von Lyon und der Abt Richard von Marseille standen, mit denen auch Otto von Ostia im Einverständniß war*). Sie hatten die zu Rom erfolgte Wahl anerkannt, trauten aber der Gesinnung des Desiderius um so weniger, als er bedenkliche Aeußerungen über Gregor auch jetzt nicht zurückhielt und über sein eigenes Verhältniß zum Kaiser sich in nicht minder bedenklicher Weise ausließ. Sie verlangten jetzt nicht nur eine neue Wahl, sondern erhoben auch schwere Anschuldigungen gegen Desiderius und forderten, daß er sich gegen dieselben rechtfertige. Desiderius verweigerte jede Rechtfertigung, rief in größter Erregung: man solle einen Anderen wählen, und verließ die Versammlung. In der That dachte er aber jetzt nicht mehr daran, sich zurückzuziehen. So gern er die päpstliche Würde freiwillig aufgegeben hätte, von seinen Widersachern wollte er sich nicht entsetzen lassen. Sogleich verständigte er sich mit Herzog Roger, versprach ihm die Weihe des neuen Erzbischofs von Salerno und gewann dadurch dessen Anerkennung. Am Palmsonntag (21. März) wurde Alfan geweiht, und an demselben Tage legte Desiderius die Insignien des Papstthums von Neuem an. Jordan von Capua versprach ihn nach Rom zu geleiten und die Weihe in St. Peter durchzusetzen.

In ganz unerwarteter Weise war in Capua die Entscheidung eingetreten. Otto von Ostia fügte sich in das Unabänderliche, mit ihm Andere; nur Hugo und Richard gewannen dies nicht über sich und setzten ihre Hoffnungen hauptsächlich auf die große Gräfin, welche sie von dem Hergang der Dinge unterrichteten und von der Anerkennung des Desiderius abzuhalten suchten. Beide galten als eifrigste Vorfechter der kirchlichen Partei, als Vicare des apostolischen Stuhls in Gallien und Spanien bekleideten sie eine sehr einflußreiche Stellung; ein Schisma der gefährlichsten Art drohte in der kirchlichen Partei selbst in dem

*) Auch Gisulf von Salerno wird dieser Partei angehört haben.

Augenblick auszubrechen, wo sie endlich wieder ein Oberhaupt gefunden hatte.

Doch Desiderius ließ sich jetzt nicht mehr beirren. Nach Ostern brach er mit den Cardinälen nach Rom auf und gelangte, von Jordans Waffen geschützt, bis vor die Leosstadt, wo man ein Lager aufschlug und sich zum Kampfe rüstete. Denn auch Wibert war nach Rom zurückgekehrt, um selbst der Gegenpartei zu begegnen. St. Peter war von den Wibertisten besetzt, wurde aber gleich beim ersten Angriff von Jordans Normannen erstürmt, und am 9. Mai konnte die feierliche Weihe des neuen Papstes vollzogen werden. Sie erfolgte in altüblicher Weise, indem die Cardinalbischöfe von Ostia, Albano und Porto fungirten; das römische Volk nahm jedoch an der Ceremonie geringen Antheil, da sich fast nur die Trasteveriner zu der kirchlichen Partei hielten. Ein trauriger Umstand nahm der Feier überdies jede Würde. Bei der Messe, welche der Consecrirte hielt, befielen ihn Ruhrbeschwerden, so daß eine ärgerliche Störung eintrat. So unbehaglich war es dem neuen Papst am Tiberufer, daß er schon nach acht Tagen unter Jordans Schutz St. Peter wieder verließ; das eigentliche Rom war gar nicht von ihm betreten. Die Leosstadt und die Engelsburg blieben von den Seinen besetzt.

Kaum hatte Desiderius Rom den Rücken gewandt, so erschien die große Gräfin mit einem Heere vor den Thoren. Ohne den Einflüsterungen Hugos und Richards Gehör zu leihen, war sie aufgebrochen, um im Verein mit den Normannen Wibert aus Rom zu vertreiben und dem rechtgläubigen Papst dort die Herrschaft zu sichern. Erstaunt, daß er bereits wieder das Weite gesucht habe, besetzte sie Trastevere und beschwor ihn zurückzukehren. Mit schwerem Herzen folgte Desiderius dem Rufe; krank an Leib und Seele begab er sich auf jenen wüsten Kampfplatz zurück, dem er schon zweimal entflohen war. Er machte die Reise zu Schiff, und traf in den ersten Tagen des Juni wieder in der Leosstadt ein, wo er zunächst bei St. Peter Wohnung nahm, dann auf der Tiberinsel.

Aufs Neue wurde nun in Rom um Rom gekämpft. Am 11. Juni machte Mathilde mit ihrem Heere einen Angriff auf die Stadt jenseits der Tiber, fand aber schon bei dem Pantheon, welches Wibert verschanzt hatte und besetzt hielt, so herzhaften Widerstand, daß sie weichen mußte. Die nächsten Tage brachten neue Kämpfe ohne Entscheidung. Auf engstem Raume standen die beiden Päpste bei einander, Wibert

beim Pantheon, Desiderius auf der Tiberinsel; ihre Streitkräfte schienen im Gleichgewicht.

Das höchste Fest der römischen Kirche, der Tag der Heiligen Petrus und Paulus, war nahe: es war Wiberts Ehrgeiz an diesem Tage die Messe in St. Peter zu halten und sich dadurch als Sieger zu zeigen. Den Vorabend des Festes bestimmte er deshalb zu einem Angriff auf seine Widersacher, und das römische Volk, welches durch eine Botschaft des Kaisers damals noch besonders ermuthigt sein soll, versprach ihm Beistand. In der That wurden Desiderius und Mathilde von der Tiberinsel und aus dem größten Theil der Leosstadt verdrängt, aber die Engelsburg und Trastevere konnten ihnen nicht entrissen werden. Um St. Peter entstand ein hitziger Kampf. Die Wibertisten stürmten, wurden aber durch einen Hagel von Geschossen, der von dem Dache des Doms auf sie herabfiel, zurückgewiesen. Nur die beiden Thürme an der Vorderseite, an die man Feuer gelegt hatte, wurden geräumt. In einer Kapelle zwischen denselben hielt am folgenden Festtage Wibert das Hochamt. Im Dome selbst, der von den Kriegsleuten des Desiderius und der großen Gräfin erfüllt war, fand gar kein Gottesdienst statt; erst am Abend zogen die Schaaren ab, die ihn besetzt hielten. Anderen Tags fiel auch St. Peter in Wiberts Hände; er ließ den durch die Weihe seines Gegners befleckten Dom reinigen, las hier die Messe und kehrte dann mit der römischen Miliz über die Tiber zurück. Desiderius und Mathilde gaben nun die Fortsetzung des Kampfs auf, von dem sie sich doch keinen dauernden Erfolg versprechen konnten. Sie verließen den römischen Boden, und wenig mehr als die Engelsburg wurde in der nächsten Zeit von ihren Anhängern behauptet.

Von den Cardinalbischöfen begleitet, hatte sich Desiderius wieder nach Monte Cassino begeben, schrieb aber bald darauf eine Synode nach Benevent aus. Im August traf er in dieser seiner Stadt ein, mit ihm kamen mehrere Cardinäle, und eine große Zahl der Bischöfe Unteritaliens stellte sich ein. Der Synode gab Desiderius eine Bedeutung, wie sie sonst nur die römischen zu haben pflegten. Er verdammte hier feierlichst Wibert, erklärte Hugo von Lyon und Richard von Marseille für Häretiker, welche sich selbst von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen hätten und deren Umgang deshalb gemieden werden müsse, verurtheilte dann abermals die Simonie und erneuerte das Investiturverbot Gregors. Auch die Angelegenheiten des Ostens faßte

er gleich seinem großen Vorgänger in das Auge; er richtete ein Schreiben an Kaiser Alexius und bat ihn die lästigen Abgaben für die Pilger zum heiligen Grabe aufzuheben, indem er zugleich von ihm die Anerkennung der römischen Kirche als seiner Mutter in Anspruch nahm.

Die Thatkraft schien Desiderius zurückgekehrt, aber es war nur das letzte Aufflackern einer schon erlöschenden Flamme. Als er von der Synode nach seinem Kloster zurückkehrte, fühlte er bereits sein Ende nahe. Er bestellte zu seinem Nachfolger in der Abtei den Propst Oderisius; als den würdigsten Mann für die Leitung der römischen Kirche nach seinem Tode bezeichnete er den Cardinalbischöfen Otto von Ostia. Wenige Tage darauf, am 16. September 1087, starb er und wurde in seinem Kloster, wie er gewünscht hatte, beigesetzt. Als Abt von Monte Cassino hat er einen großen Namen hinterlassen; denn das Kloster hatte sich unter seiner Leitung einer schönen Blüthezeit, die auch Wissenschaft und Kunst förderte, zu erfreuen gehabt: Die Bedeutung dieses Namens ist durch die Erhebung des Abts auf den Stuhl Petri eher geschwächt, als erhöht worden *).

Der kurze Pontificat des Desiderius hatte nur dazu gedient, die Schwäche und Zerfallenheit der Gregorianischen Partei klar an den Tag zu legen. In Rom hatte man den Nachfolger Gregors nicht aufnehmen wollen; nur der Süden Italiens, Mathilde und die Patarener hingen ihm an. Die Vicare des apostolischen Stuhls in Frankreich und Spanien hatten sich offen von ihm losgesagt. In Deutschland wurde sein Name nur im Widerspruch gegen den Papst von Ravenna genannt. England und die anderen Länder haben sich um Victor III. in keiner Weise gekümmert. Ungeachtet der Weihe in St. Peter ist er als der Abt von Monte Cassino gestorben; das reformirte Papstthum wieder aufzurichten, war die schwierige Aufgabe, die er seinem Nachfolger hinterließ.

Die Anfänge Papst Urbans II.

Obwohl die Wahl Ottos von Ostia kaum zweifelhaft sein konnte, trat doch abermals eine längere Erledigung des apostolischen Stuhls ein.

*) Benedict XIII. erlaubte im Jahre 1727 für Monte Cassino die Feier eines besonderen Festes des heiligen Papstes Victor; eine größere Verbreitung hat das Fest nie erhalten.

Wen man wählen sollte, wußte man wohl, aber nicht, wo und wie man die Wähler vereinen könnte. Da der Act in Rom schlechterdings nicht auszuführen war, entschied man sich endlich für Terracina, wo man des Schutzes Jordans von Capua gewiß war. Hierhin wurden die Rechtgläubigen aus dem römischen Klerus und Adel beschieden; wer ausbleibe, solle schriftlich erklären, daß er die Wahlhandlung anerkennen wolle. Auch an die Bischöfe und Aebte Unteritaliens ergingen Einladungen zur Versammlung.

Am 8. März 1088 trafen die Cardinalbischöfe von Ostia, Tusculum, Albano, Segni, von der Sabina und von Porto in Terracina ein; der letztere überbrachte zugleich Vollmachten der gesammten niederen Geistlichkeit Roms. Als Stimmführer für die römischen Cardinaldiakone erschien der Abt Oderisius von Monte Cassino, für die römischen Cardinalpriester der Cardinal Rainerius von S. Clemente*), für das römische Volk der von der Gregorianischen Partei eingesetzte Präfect Benedict. Außerdem hatten sich einundzwanzig Bischöfe und vier Aebte aus Unteritalien eingestellt. Die große Gräfin und die Gregorianer in Deutschland hatten Gesandte geschickt, um eine neue Verschiebung der Wahl zu verhindern, welche die kirchliche Partei mit völliger Auflösung bedroht haben würde. Am folgenden Tage traten die Erschienenen in der Kirche der Heiligen Petrus und Caesarius im bischöflichen Palast zu einer Berathung zusammen und beschlossen hier ein dreitägiges Fasten und Gebete für eine glückliche Wahl anzustellen, dann aber sogleich die Wahl vorzunehmen. Demnach vereinigte man sich am 12. März — es war ein Sonntag — in aller Frühe wieder in der gedachten Kirche und schritt hier sogleich zu der folgenreichen Handlung. Die Bischöfe von Tusculum, Porto und Albano bestiegen den Lettner und gaben einmüthig ihre Stimmen für Leo von Ostia ab. Alle folgten ihnen, und nach einigem Widerstreben erklärte sich der Gewählte das römische Bisthum zu übernehmen bereit. Der Bischof von Albano legte ihm den Namen Urban II. bei, und sogleich wurde der Erwählte am Altare des heiligen Petrus inthronisirt und geweiht.

Am Tage nach der Wahl entließ der neue Papst die Gesandten aus Deutschland. Er gab ihnen ein Schreiben mit, in welchem er er-

*) Er bestieg als Nachfolger Urbans II. unter dem Namen Paschalis II. den apostolischen Stuhl.

klärte, daß er durchaus dem Beispiele Gregors folgen werde; Alles, was jener gebilligt, billige auch er, was jener verworfen, verwerfe er in gleicher Weise, aber erwarte auch die gleiche Treue und Hingebung zu finden, wie die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Gregor bewiesen hätten. „Denn als ich bei euch war," heißt es in dem Schreiben, „fand ich bei euch solche Männer, daß ich mit den Worten des Herrn ausrufen konnte: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Das Schreiben schließt mit dem Wunsch, daß der Gott des Friedens bald den Satan unter die Füße der Gläubigen strecken möge. Aehnlich wird die Botschaft an die große Gräfin gewesen sein, auf deren Beistand der neue Papst vor Allem angewiesen war.

Noch an demselben Tage schrieb Urban auch an den Abt von Cluny, als dessen Sohn und Zögling er sich bekannte; er hatte noch die Kutte der Cluniacenser getragen, als man ihm den päpstlichen Purpur anlegte. Dringend empfahl er sich dem Gebet der Congregation, als deren lebendiges Glied er sich ansah, bat den Abt um seine Mitwirkung, daß die so großen Gefahren ausgesetzte Kirche wieder in sicheren Stand gebracht würde, und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein. Ingleichen zeigte er vielen Kirchen in Frankreich und Burgund seine Wahl durch besondere Schreiben an, namentlich den Bischöfen der Kirchenprovinz von Vienne, die er zur Besetzung des erledigten Erzbisthums aufforderte. Man wählte darauf jenen Guido aus dem herzoglichen Geschlecht von Burgund, welcher dereinst unter dem Namen Calixtus II. als der dritte Nachfolger Urbans auf dem päpstlichen Stuhle sitzen und das vorläufige Ende dieses langwierigen Streits mit dem Kaiserthum sehen sollte.

Wenige Wochen später sandte Urban einen Diakon nach England mit einem überaus schmeichelhaften Schreiben an Lanfrank. Er verlangte die Zahlung des englischen Peterspfennigs und zugleich die thatkräftige Unterstützung des Königs bei der gefährdeten Lage der Kirche. Vor Kurzem war Wilhelm der Eroberer gestorben (7. September 1087) und hatte seinem zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, die englische Krone hinterlassen, während Robert, der erstgeborene, die Normandie mit den anderen Besitzungen in Frankreich erbte: Lanfrank galt Alles bei dem jungen König, und der Papst konnte, wenn der Erzbischof sich nur gewinnen ließ, viel von England erwarten. Aber Lanfrank betrachtete bis an seinen Tod, der schon im nächsten Jahre er-

folgte, mit gleichgültiger Ruhe die Kämpfe der Gregorianer; auch die Worte Urbans machten auf ihn keinen Eindruck.

Mit Entschiedenheit und Eifer ergriff Urban, wie man sieht, von den ersten Tagen seines Pontificats an die Leitung der Kirche. Ein Franzose von ritterlichem Geschlecht, früh in den geistlichen Stand eingetreten, dann dem Dienste Clunys und der römischen Kirche sein Dasein weihend, lebte er ganz in den Ideen der neuen Zeit. Der Zauber des Kaiserthums hatte nie sein Herz berückt, nie hatte er in näheren Beziehungen zu dem Kaiserhause in Deutschland gestanden; der Standpunkt, zu dem sich Gregor durchgekämpft hatte, war ihm durch die Verhältnisse von vorn herein angewiesen. Die von Gregor überlieferten Principien standen ihm fest, das System desselben nahm er ohne Weiteres an; weder hat er Wesentliches zugethan noch unterdrückt. Sein herzhaftes Auftreten nicht nur gegen den Gegenpapst, sondern auch gegen den gebannten Kaiser mußte selbst die eifrigsten Gregorianer befriedigen, so daß der Widerstand Hugos von Lyon und Richards von Marseille gegen die römische Kirche keine Bedeutung mehr hatte und sich die Einheit der kirchlichen Partei bald herstellte. Aber deshalb ließ sich Urban von dem Ungestüm dieser Männer nicht zu ähnlichen Maßregeln fortreißen, wie sie Gregor zu seinem Verderben ergriffen hatte.

Mochte Urban als unbedingter Anhänger des Gregorianischen Systems sich von den Traditionen Clunys entfernen, so war er doch in allen anderen Beziehungen ein ächter Jünger der Congregation. Kirchlichen Eifer und ascetische Strenge hatten von Anfang an die Cluniacenser mit einer sehr berechneten Weltklugheit vereinigt, es meisterlich verstanden Zerstreutes zu sammeln, Widersprechendes zu vereinigen und sich dienstbar zu machen; durch kluge Fügsamkeit hatten sie mehr erreicht, als durch herrisches Auftreten. Nichts werden sie demnach mehr an Gregor getadelt haben, als daß er unverhüllt mit den Ansprüchen auf die Weltherrschaft hervorgetreten war, rücksichtslos die äußersten Consequenzen des kirchlichen Regiments gezogen und gezeigt hatte, welche sie selbst weder ziehen noch der Welt deutlich machen wollten, daß er Alles auf das Spiel setzte, wo Zuwarten und Vermitteln langsamere, aber sicherere Fortschritte verhießen. Sie standen ihm in den Principien so nahe, daß sie sich nie ganz von ihm trennen konnten, aber sie haben ihn doch nur lässig unterstützt, nie um seinetwillen ihre anderen Verbindungen abgebrochen und mehr als einmal den Streit, den er entzündet hatte, bei-

zulegen gesucht. Diesem Streite konnte Urban nicht ausweichen, aber er führte ihn fort, indem er mit der Festigkeit der kirchlichen Principien jene geschmeidige Weltpraxis und außerordentliche Rührigkeit verband, welcher die Mönche Clunys ihre größten Erfolge verdankten. Ascetisch, wie die Jünger seines Ordens, der mystischen Richtung der Zeit ergeben, durchschaute er doch ganz die Verkettungen der weltlichen Verhältnisse und wußte sie für seine Zwecke klug zu benutzen; der Mönch stand dem Staatsmann hier nicht im Wege. Ebenso vorsichtig trat Urban auf, wie Gregor rücksichtslos, aber deshalb nicht weniger in der Hauptsache entschieden. Er hat es nicht verhehlt, daß er öfters bewußt von dem Verfahren seines Vorgängers abgewichen sei, daß er in der Noth des Augenblicks die Kirchengesetze nicht immer nach ihrem Buchstaben durchgeführt habe; den Principien der Gregorianer blieb er deshalb nicht minder getreu.

Urban war kein schöpferisches Genie, doch ein Mann, wie ihn die kirchliche Partei gerade bedurfte, um nicht unterzugehen. Wie sehr sie danieder lag, zeigen die äußeren Verhältnisse, in denen er seine ersten Jahre verlebte; man kann sie sich nicht ärmlich genug vorstellen. Er selbst war ohne alle Mittel, aus seinem Bisthum vertrieben; die Einkünfte der römischen Kirche genossen Wibert und seine Freunde; der englische Peterspfennig wurde nicht gezahlt; eine Steuer, die der Papst i. J. 1093 in Frankreich sammeln ließ, hat schwerlich bedeutenden Ertrag gebracht. Als er den ersten vergeblichen Versuch machte sich in Rom festzusetzen, lebte er von den Almosen einiger frommen Frauen. Dann ist er in Unteritalien umhergezogen, wo ihn und sein Gefolge die Bischöfe, Aebte oder die normannischen Fürsten unterhielten. Selbst von offenbaren Kirchenräubern hat er das Brod nehmen müssen; „wollten wir nicht mit ihnen leben," sagt er einmal, „so müßten wir die Regionen dieser Welt verlassen."

Doch nicht ohne innere Befriedigung war dieses äußerlich so armselige Leben. Gleich die Anfänge Urbans waren durch Ereignisse bezeichnet, welche ihm und den Getreuen des heiligen Petrus große Hoffnungen erwecken mußten. Der Kampf gegen den Islam war aufs Neue auf mehreren Punkten zugleich entbrannt und führte zu glorreichen Siegen für die Waffen der Christen.

Der Zeiride Tamim hatte sich in den letzten Jahren den Bewohnern des mittelländischen Meeres durch Seeraub und Beutezüge

furchtbar gemacht *). Die Pisaner verbanden sich deshalb im Jahre 1088 mit den Genuesen, um Tamim in seinem eigenen Lande zu bekriegen. In drei Monaten stellten sie eine bedeutende Flotte her, rüsteten ein Heer, fanden in Rom und Amalfi Unterstützung **) und zogen dann nach jenen Gegenden, wo einst die Scipionen Karthago bekämpft und besiegt hatten, mit starker Macht hinüber, nicht ohne Erinnerungen an jene fernliegenden Heldenkämpfe Italiens. Als sie im Süden Siciliens bei der kleinen Insel Pantelaria, welche Tamim unterthan war, landeten und sie besetzten, sandten die Bewohner Brieftauben nach der afrikanischen Küste hinüber, um die Ankunft der Feinde zu melden. Tamim war unvorbereitet, und als sich die feindliche Flotte der Küste näherte, erbot er sich die christlichen Gefangenen auszuliefern. Aber ein Kriegsrath, welchen Benedict, der an der Spitze des Zuges stand, mit den Consuln Petrus und Sismund und zwei angesehenen Bürgern Lambert und Glandulf hielt, wies das Anerbieten zurück. Man beschließt vielmehr zu kämpfen, und zwar am Tage des heiligen Sixtus (6. August), da dieser immer den Pisanern glückbringend war. An diesem Tage wird das Heer auf leichten Fahrzeugen an das Land gesetzt. Unter dem Schutz der Heiligen Petrus und Michael greifen die Christen die Araber, die sie am Ufer erwarten, vor der Stadt Sibilia an, schlagen sie in die Flucht, dringen in die Stadt ein und richten in derselben ein furchtbares Blutbad an. Ohne Verzug rücken sie dann vor Mahadia, die nahe Hauptstadt Tamims. Der Zeiride läßt gegen das christliche Heer Löwen los, die sich aber gegen seine eigenen Leute wenden. Dennoch kommt es vor den Thoren noch zu einem hartnäckigen Kampf, in welchem der junge Vicegraf Hugo von Pisa fällt; die Leiche wird zu den Schiffen geschleppt, um einbalsamirt und der Mutter und Gemahlin Hugos heimgebracht zu werden. Mit furchtbarem Ungestüm erstürmt man dann Mahadia; in der Moschee werden die Imams gemordet, die Häuser der Stadt geplündert, die Schiffe im Hafen verbrannt. Man eilt auch zum Cassaro, Tamims Palast, aber schon ist man des Werks der Zerstörung müde. Als Tamim sich erbietet große Geldsummen zu zahlen, die gefangenen Christen freizugeben und

*) Vgl. oben S. 197.

**) Die Amalfitaner führte der Consul Pantaleo.

fortan die christlichen Länder zu verschonen, als er sich überdies zu regelmäßigen Tributzahlungen an Pisa und Genua, wie zur Anerkennung des heiligen Petrus als seines Oberherrn verpflichtet, gewährt man ihm den Frieden. Plötzlich aber änderte sich Alles. Arabische Beduinen in zahllosen Schwärmen, ohne Zweifel von Tamim herbeigerufen, brachen in Sibilia ein, nahmen die Stadt wieder, schlugen dann die Pisaner, die bei den Schiffen zurückgeblieben waren, in die Flucht und eilten nun nach Mahadia. Die Christen nahmen hier den Kampf mit ihnen auf, hielten aber doch für gerathen, sich so bald wie möglich zur Rückkehr einzuschiffen. Große Reichthümer brachten sie in die Heimath, und viele gefangene Christen wurden den Ihrigen zurückgegeben. Ein bleibender Gewinn dieses merkwürdigen Kriegszugs fehlte, aber der Ruhm der Bürger von Pisa lief weit durch die Welt, und man erzählte aller Orten, daß sie den gefürchteten Zeiriden sich als Vasallen des apostolischen Stuhls zu bekennen genöthigt hätten.

Nachhaltigere Erfolge erzielte König Alfons VI. von Castilien, der sich in neue Kämpfe gegen die spanischen Araber geworfen hatte*). Am 25. Mai 1085 — es war Gregors Todestag — zog er in Toledo, die alte Metropole des Westgothenreichs, triumphirend ein, und wußte diese Eroberung selbst dann zu behaupten, als die spanischen Emire den gewaltigen Krieger der Morabithen, Jusuf Ben Taschfin, dessen Macht sich bereits von den Säulen des Herkules bis zu den Grenzen Guineas erstreckte, zu ihrem Schutze herbeiriefen. Die christliche Kirche Spaniens gewann in Toledo wieder einen Mittelpunkt, und Alfons unterwarf, obwohl er mit Gregor in manchen Streitigkeiten gelebt hatte, doch seine Metropole dessen Nachfolger. Am 15. October 1088 sandte Urban II. dem Erzbischof von Toledo das Pallium und ernannte ihn zum Primas von ganz Spanien. Es war dies eine für die Christenheit der pyrenäischen Halbinsel und Rom gleich folgenreiche Handlung, durch welche auch den anhaltenden Streitigkeiten der apostolischen Legaten mit Cluny endlich ein Ziel gesetzt zu sein scheint.

Nicht minder erfreulich mußte Urban der Fortschritt der normannischen Waffen in Sicilien sein, von dem er in unmittelbarer Nähe Kenntniß nehmen konnte, da er sich im April 1088 zu einer Zusammenkunft mit Graf Roger nach der Insel begeben hatte. Die letzten Besitzungen der

*) Vgl. oben S. 211.

Araber auf derselben fielen um diese Zeit in die Hände der Christen *). Ueberall war das Christenthum gegen den Islam im Vordringen, und die ritterlichen Vorfechter des christlichen Glaubens schlossen sich dem Vertreter des reformirten Papstthums, nicht dem Wibert an. Und zu derselben Zeit eröffneten sich jenem Papstthum Aussichten, selbst die Anerkennung der griechischen Christenheit zu gewinnen. Kaiser Alexius erließ eine Einladung an Papst Urban, zu einer Synode nach Konstantinopel zu kommen, um den Streit über die ungesäuerten Brode zu beseitigen. Urban konnte der Einladung nicht folgen, aber er erhielt sich fortan in freundlicher Verbindung mit dem Kaiser des Ostens, und diese Verbindung blieb für spätere Zeiten nicht ohne Folgen.

Auch die Verhältnisse Italiens fingen an sich günstiger für die kirchliche Partei zu gestalten. Noch zu der Zeit des Desiderius, wie es scheint, hatte sich Bohemund gegen den jungen Roger im Aufstande erhoben, und ein innerer Krieg unter den normannischen Fürsten hatte nicht nur ihrer Herrschaft, sondern auch der kirchlichen Partei die größten Gefahren gedroht; Rogers Macht schien, da Sigelgaita schon ihrem Ende entgegen ging **), dem tapferen Bohemund gegenüber kaum aufrecht zu erhalten. Zum guten Glück trat Roger von Sicilien jetzt zwischen die hadernden Neffen; seine Einmischung und gewiß nicht minder die Verwendung des Papstes führten zu einem Vertrage zwischen den Streitenden, in welchem Roger seinem Bruder Oria, Gallipoli, Tarent, Otranto und andere Burgen abtrat. Von noch größerer Bedeutung war, daß Mathildens Macht weiter und weiter um sich griff. Es hemmte sie nicht, daß Wibert nach Ravenna zurückkehrte, daß der Kaiser seinen Sohn Konrad als Statthalter nach der Lombardei zurücksandte. Die Pataria machte unter Mathildens Einfluß unaufhaltsame Fortschritte, und bald wurde selbst Erzbischof Anselm von Mailand in der Treue gegen den Kaiser und Wibert schwankend.

Schon glaubte Urban Rom selbst sich gewinnen zu können. Im November 1088 begab er sich dorthin und stellte sich unter den Schutz des Petrus, eines Sohnes jenes Leo, der sein jüdisches Geschlecht unter Gregor zu Ehren und großem Einfluß gebracht hatte; in der Burg des Petrus auf der Tiberinsel nahm der Papst Wohnung. Aber der größte

*) Vgl. oben S. 201.
**) Sigelgaita starb im Jahre 1089.

:heil der Römer hielt doch noch zu Wibert, und Urban führte in der
Stadt ein elendes Dasein, voll von Sorgen und Drangsalen. Wibert
:schien selbst wieder in Rom und hielt eine Synode in der Peterskirche,
ı welcher er über seinen Widersacher und dessen Anhänger den Bann
usſprach, zugleich die von demselben erneuerte Excommunication des Kai-
rs für ungültig erklärte und der Lehre der Gregorianer entgegentrat,
ıß alle von den zum Kaiser haltenden Priestern verwalteten Sacramente
nwirksam seien. Das Leben Urbans schwebte in Rom in Gefahr: er
›andte im Sommer 1089 der Stadt wieder den Rücken und fand aber-
ıals eine Zufluchtsstätte bei den Normannen.

Daß Urban trotzdem ein nicht machtloses Haupt der Kirche war,
:igte sich auf der Synode, die er am 10. und 11. September 1089 zu
Melfi hielt; es waren 70 Bischöfe und 12 Aebte hier um ihn versam-
ıelt, welche mehrere für die Verwaltung der Kirche wichtige Beschlüsse
ıßten. Auch Herzog Roger war zugegen und bekannte sich als Vasall
es Papstes, der ihn feierlich mit seinen Ländern belehnte. Gleich darauf
ıachte Urban einen neuen Versuch Wibert aus Rom zu verdrängen.
Er kehrte, ohne Zweifel mit normannischem Kriegsvolk, dorthin zurück und
eierte das Weihnachtsfest im Lateran. Damals soll Wibert schimpflich
or ihm geflohen sein, und die Römer sollen ihm sogar das Versprechen
bgedrungen haben, daß er niemals nach ihrer Stadt zurückkehren werde.
lber es fehlte doch viel, daß sich Urban hier hätte befestigen können.
Schon im Sommer 1090 mußte er abermals Rom verlassen, und im
lnfange des Jahrs 1091 bemächtigten sich die Wibertisten sogar der
Engelsburg, welche bisher noch immer die Gregorianer behauptet hatten.
)ie Römer riefen Wibert zurück und seine Herrschaft in Rom war an-
rkannter als je; mehr als drei Jahre vergingen, ehe Urban an eine
eue Rückkehr ernstlich denken konnte, drei lange Jahre eines traurigen
Exils, wo der Papst seine Synoden zu Benevent und Troia halten
ıußte.

Allerdings war Urban bereits in dem größten Theil Italiens, in
Sicilien, in Spanien und Frankreich als der wahre Nachfolger Petri
nerkannt: aber wer bot ihm ausreichende Unterstützung, um den Sitz der
lpostelfürsten einzunehmen? Fehlten ihm doch selbst die Mittel für einen
Hofhalt, wie er ihn in seiner Stellung bedurfte. Urban wußte recht
›ohl, daß er Wibert nie überwältigen würde, wenn ihm nicht des Kai-
:rs Macht zu brechen gelinge. Er kannte den Stand der Dinge in

Deutschland aus eigener Anschauung, und behielt unablässig die Angelegenheiten jenseits der Alpen im Auge; unausgesetzt nährte er dort den Widerstand gegen Heinrich.

7.

Das Ende der Reichsspaltung in Deutschland.

Neue Friedensbestrebungen.

Seit der Niederlage des Markgrafen Liutpold bei Mailberg hatte das obere Deutschland keine ruhigen Tage mehr gesehen. Die kirchliche Partei erholte sich hier allmählich von dieser schweren Niederlage. Die Böhmen mußten aus Oesterreich weichen, und in Schwaben gewann Welf, den der Staufener, vom Bischof Siegfried von Augsburg und dem baierischen Pfalzgrafen Rapoto *) unterstützt, längere Zeit niedergehalten hatte, abermals entschieden die Oberhand. Durch Verrath wurden Welf im Anfange des Jahres 1084 selbst die Thore von Augsburg geöffnet. Die baierische Besatzung mußte die Stadt räumen; nur mit Mühe rettete Bischof Siegfried das Leben, der Gegenbischof Wigold zog ein, plünderte der Kirchenschatz und belohnte seine Anhänger reichlich. Eine ähnliche Verwüstung, wie drei Jahre zuvor über die Vorstädte, kam jetzt über die bischöfliche Pfalz, die benachbarten Kirchen und die Wohnungen der Domherren. Schon waren durch den lange andauernden Kampf ganze Districte Schwabens in Wüsteneien verwandelt, und alle Wechselfälle dieses Kampfs machten sich auch in Baiern bemerkbar.

Lothringen war von dem Streit, welcher die deutschen Länder erfüllte, bisher am wenigsten berührt worden. Aber die Wahl eines Lothringers, des Hermann von Luxemburg, zum Gegenkönig konnte doch auch hier nicht ohne Einfluß bleiben. Schon gegen Ende des Jahres 1082 war es Hermann von Metz die Rückkehr zu seinem Bischofsitze zu bewirken und sich gegen Herzog Theoderich zu behaupten gelungen. Den Grafen Konrad, den Bruder des Gegenkönigs, finden wir dann, ob-

---

*) Rapoto war ein Sohn des gleichnamigen an der Elster gefallenen Grafen von Vohburg und wahrscheinlich ein Vetter des baierischen Pfalzgrafen Kuno des Jüngern, der 1081 in der Schlacht bei Hochstädt geblieben war.

wohl er sonst der kirchlichen Partei wenig geneigt war, mit Hermann in gutem Vernehmen, und Bischof Pibo von Toul erklärte sich, soweit es sein zaghafter Sinn zuließ, für die kirchliche Sache. Die bisher verhüllten Gegensätze traten nun offener hervor, und Männer, wie Dietrich von Verdun, Eigilbert von Trier, Siegwin von Köln, wurden genöthigt nur um so entschiedener die Sache des Reichs zu verfechten. Auch die alte Kampflust des lothringischen Adels erwachte wieder; die vornehmen Herren warfen sich in die Streitigkeiten, welche die Zeit bewegten, freilich zumeist nur, um dabei ihre eigenen Interessen zu fördern, um im Kampf für die Kirche weltliches Gut zu gewinnen.

Unter diesen Umständen machte der Bischof Heinrich von Lüttich, der bei streng kirchlicher Richtung doch seine Treue dem Kaiser zu bewahren und seinem Sprengel den Frieden zu erhalten bemüht war, zuerst im Jahre 1081 den Versuch einen Gottesfrieden für sein Bisthum einzuführen. Es gelang ihm die in demselben angesessenen Herren für Bestimmungen zu gewinnen, nach welchen in jeder Woche der Freitag, Sonnabend und Sonntag, überdies die Weihnachtszeit vom ersten Advent bis zu Epiphanias und endlich der ganze Jahresabschnitt vom Sonntag Septuagesimä bis acht Tage nach Pfingsten den Waffen entzogen werden sollte; auch der Kaiser gab seine Zustimmung zu dieser Anordnung. Dieses Beispiel fand Nachahmung. Der Erzbischof Siegwin von Köln versammelte am 20. April 1083 seine Diöcesanen und vermochte sie zu der Annahme und Beschwörung eines Gottesfriedens, der sich eng an den Lütticher anschloß, zugleich aber wesentliche Bestimmungen der früheren Landfrieden aufnahm, bei dessen Ausführung, da den Uebertreter harte Leibesstrafen treffen sollten, wesentlich auch auf den Beistand der weltlichen Beamten gerechnet werden mußte. Wir besitzen das Schreiben Siegwins, mit welchem er die Bestimmungen seines Gottesfriedens dem Bischof Friedrich von Münster empfahl, und noch in demselben Jahre scheinen nicht nur in Münster, sondern auch in Osnabrück ähnliche Anordnungen getroffen zu sein.

Diese löblichen Bestrebungen gingen von Bischöfen der kaiserlichen Partei aus, fanden aber bald auch bei den Gegnern Anklang. Ostern 1084 wurden am Hofe des Gegenkönigs Bestimmungen über einen Gottesfrieden von den Anhängern der kirchlichen Partei auch für Sachsen festgestellt. Man bedurfte ihrer, denn das Ansehen des Gegenkönigs war, obwohl er das Land nach dem Tode Ottos von Nordheim nicht

mehr verlassen hatte, doch viel zu schwach, um den Landfrieden zu erhalten. Hermann behauptete sich nur durch die größte Fügsamkeit gegen Ottos Söhne und Ekbert von Meißen; neben diesen waren die einflußreichsten Männer an seinem Hofe Bischof Burchard von Halberstadt und Erzbischof Hartwig von Magdeburg, der Nachfolger Wezels, ein vielgewandter Mann, früher Kapellan des Erzbischofs Siegfried von Mainz. Siegfried hatte inzwischen (17. Februar 1074) das Zeitliche gesegnet; sein Tod war kaum ein Verlust für die eigene Partei. Der sächsische Gottesfriede fand, so gering sonst die Autorität des Gegenkönigs war, bald doch auch in den anderen Ländern des Reichs bei den Anhängern der kirchlichen Partei Eingang.

Das Bedürfniß eines gesicherten Friedens war, wie man sieht, allgemein: deshalb verstand man sich zu dem Gottesfrieden, der freilich seiner Natur nach im besten Falle nicht mehr als Waffenstillstand für gewisse Tage und manche Theile des Jahres gewährte. Wie aber sollte ein vollständiger Friede gesichert werden, wenn nicht die Einheit des Reichs hergestellt, der Hader der Parteien geschlichtet wurde? Die Meisten erwarteten dies vom Kaiser, als er im Juni 1084 über die Alpen nach Deutschland zurückkehrte, und er selbst kam mit den besten Hoffnungen, die Einheit des Reichs und einen allgemeinen Frieden herzustellen. Man hatte ihm geschrieben, daß Viele seiner Widersacher, namentlich die Sachsen, sich ihm zu unterwerfen entschlossen seien, und er glaubte in der That keinem ernsthaften Widerstand mehr auf die Dauer zu begegnen: auch er wollte Frieden, aber zuvor vollständige Unterwerfung. In dem Glanz der Kaiserkrone und mit der Erwartung, daß seine erhöhte Autorität den Muth der Freunde beleben, die Feinde mit Furcht erfüllen würde, betrat er wieder den deutschen Boden.

Am 29. Juni, wie es bestimmt war, scheint der Kaiser in Regensburg eingetroffen zu sein. Er fand hier gute Aufnahme, sammelte schnell ein Heer und brach mit demselben gegen Augsburg auf, um es Welf zu entreißen. Als er an den Lech kam, fand er das andere Ufer von den Feinden besetzt, die ihm den Uebergang über den Fluß verwehrten. Vierzehn Tage lag hier der Kaiser Welf gegenüber, bis in der Nacht vom 6. zum 7. August der letztere seine Schaaren vom Lech und aus Augsburg abziehen ließ. Unter großem Jubel hielt dann der Kaiser seinen Einzug in die befreite Stadt, in welche bald auch Bischof Siegfried zurückkehrte. Welfs Heer nahm den Weg nach Burgund, um den Ge-

genherzog Berchthold zu unterstützen, der sich dort von den Anhängern des Kaisers hart bedrängt sah.

Heinrich kehrte von Augsburg nach Regensburg zurück, aber nur um sogleich wieder gegen den Markgrafen Liutpold aufzubrechen. Dieser scheint sich ohne allen Widerstand unterworfen zu haben. Der Babenberger erhielt seine Mark zurück, während Herzog Wratislaw auf andere Weise entschädigt wurde. Es steht ohne Zweifel hiermit in Verbindung, daß nach dem Tode des Patriarchen Heinrich von Aquileja damals ein Neffe des Böhmenherzogs, Swatobor oder Friedrich genannt, bisher Propst zu Brünn, das überaus reiche und wichtige Erzstift erhielt; auch auf die Mark Meißen, welche in den Händen des abtrünnigen Ekbert war, werden Wratislaw neue Aussichten eröffnet sein.

Die Angelegenheiten Liutpolds waren schnell geordnet. Schon am 4. October finden wir den Kaiser in Mainz. Der erzbischöfliche Stuhl war durch Siegfrieds Tod erledigt, und Heinrich erhob auf denselben einen früheren Domherrn von Halberstadt, der sich auf die kaiserliche Seite gewandt hatte. Der neue Erzbischof, Wezilo mit Namen, war ein durch Talent, Kenntnisse und Lebenserfahrung ausgezeichneter Mann, welcher bald am Hofe eine hervorragende Stelle einnahm. Vor Allem empfahl ihn seine Vertrautheit mit den sächsischen Verhältnissen, welche für den Kaiser jetzt das wesentlichste Interesse besaßen; denn schon rief man ihn nach Sachsen, um die Unterwerfung des Landes entgegen zu nehmen. Aber die Beilegung der dortigen Wirren schien doch noch so schwierig, daß der Kaiser darüber den Rath seiner Fürsten zu hören beschloß: er beschied sie deshalb zum 24. November nach Mainz, wo auch die kaiserlich Gesinnten in Sachsen sich einfinden wollten; zugleich sollte über andere wichtige Reichsangelegenheiten und die Kirchenspaltung dort Beschluß gefaßt werden. Zuvor entschloß sich der Kaiser nach Metz zu ziehen; denn auch hierhin rief man ihn, um die Bewegungen in der Stadt selbst und im Herzogthum Ober-Lothringen beizulegen.

Die Gregorianische Partei war in Lothringen noch immer zu schwach, als daß Bischof Hermann an Widerstand denken konnte. Er öffnete dem Kaiser sofort die Thore von Metz und unterwarf sich. Nach einer daselbst am 16. October ausgestellten Urkunde waren um den Kaiser außer Hermann der Erzbischof Siegwin von Köln, der Herzog Theoderich und Graf Konrad, der Bruder des Gegenkönigs: man sieht, wie sich die

streitenden Parteien im Lande, durch die persönliche Erscheinung des Kaisers überwältigt, für den Augenblick ausglichen.

Heinrich fand in Lothringen kaum noch etwas zu thun. Offenkundige Gregorianer hatten hier jetzt einen schweren Stand, namentlich im Sprengel von Verdun, wo Bischof Dietrich mit Hitze gegen sie auftrat. Die Mönche daselbst, welche Wibert die Anerkennung verweigerten, wurden verfolgt; der Name der Patarener kam jetzt auch hier auf und wurde zur Beschimpfung der kirchlichen Partei benutzt. Die Aufregung gegen dieselbe wurde so groß, daß sich bald der Abt Rudolf mit seinen Mönchen das Kloster S. Vannes zu verlassen und nach Dijon überzusiedeln entschloß, wo ihnen Jerento ein Asyl eröffnete.

Ob der Mainzer Fürstentag gehalten wurde, wissen wir nicht; jedenfalls wurde über die sächsischen Verhältnisse dort kein tiefgreifender Beschluß gefaßt. Denn noch gegen Ende des Jahres fanden zwischen den Sachsen und mehreren Fürsten von der kaiserlichen Seite andere Unterhandlungen zu Gerstungen statt, bei denen es sich um die Unterwerfung des sächsischen Landes handelte. Eine Einigung wurde auch hier nicht erreicht. Die Schwierigkeiten scheinen besonders die sächsischen Bischöfe erregt zu haben, denen die Unterwerfung unmöglich schien, so lange die Frage unbeantwortet bliebe, ob man mit Heinrich als einem nach kanonischem Rechte vom Papste Gebannten verkehren könne. Zur Erledigung dieser Frage beschloß man am 20. Januar zu Gerstungen wieder zusammenzutreten; dann sollte sie von den Männern des kanonischen Rechtes durch klare Gesetzesstellen, nicht durch spitzfindige Ausführungen entschieden werden.

Eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten stellten sich zu der bestimmten Zeit an der Werra zu Gerstungen und in dem nahen Berka ein. Auf Seiten der Gregorianer sah man Gebhard von Salzburg, Hartwig von Magdeburg und sieben andere sächsische Bischöfe. Von kaiserlicher Seite waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen mit Mehreren ihrer Suffraganen erschienen, unter denen sich besonders Konrad von Utrecht bemerklich machte. Der Kaiser, der Weihnachten zu Köln gefeiert hatte, sollte nach Uebereinkunft bei den Verhandlungen nicht zugegen sein, befand sich aber zu Fritzlar, nicht allzufern von der Tagfahrt. Bei derselben erschien dagegen Otto von Ostia, der Legat Gregors, der erst wenige Tage zuvor in Sachsen eingetroffen war; es lag in der Natur der Dinge, daß einem gütlichen Ausgange der

Verhandlungen Nichts hinderlicher sein mußte, als die Gegenwart des Legaten.

Die Gregorianer hatten zu ihrem Sprecher Gebhard von Salzburg bestellt, der nun endlich eine Zusammenkunft erlebte, wie er sie seit Jahren vergeblich betrieben hatte. Die Kaiserlichen ersahen zu ihrem Wortführer Konrad von Utrecht, den Wezilo mit dem Nachweis der Rechtsstellen unterstützen sollte, die man bedurfte. Die Verhandlungen eröffnete Gebhard mit der Vorlegung der gegen Heinrich erlassenen Bannbullen und mit der Beweisführung, daß Excommunicirte, selbst wenn das über sie ausgesprochene Urtheil anfechtbar sei, nicht eher wieder in den Schooß der Kirche nach kanonischem Recht aufgenommen werden dürften, als bis eine anderweitige Entscheidung getroffen sei; er stützte sich dabei auf Stellen der heiligen Schrift, auf die sogenannten Kanones der Apostel, auf Bestimmungen der Concilien von Nicäa und Sardica und ein ursprünglich aus Pseudoisidor stammendes angebliches Decretale des Papstes Calixtus. Konrad trat dieser Beweisführung bei, knüpfte aber daran die Behauptung: Heinrich sei gar nicht im Bann, weil er nach dem Recht nicht habe excommunicirt werden dürfen; denn nach einer kanonischen Bestimmung solle Niemand, der seiner Güter oder Würden beraubt sei, vorgeladen, zur Untersuchung gezogen und verurtheilt werden. Wezilo verlas dazu aus seiner Kanonensammlung die beweisende Stelle. Er bediente sich, wie wir wissen, des Pseudoisidor, wo sich gleich in der Einleitung die entscheidenden Worte finden; auf der anderen Seite scheint man dagegen die Sammlung Burchards von Worms benutzt zu haben. Wezilo schloß aus der angeführten Stelle, daß Heinrichs Bann, da er durch den Aufstand der Sachsen und Schwaben, wie durch die Wahl Rudolfs seines Reichs zum großen Theil beraubt gewesen sei, keine Gültigkeit besitze.

Die Anführung aus Pseudoisidor kam Gebhard unerwartet. Da er verstummte, ergriff Bischof Werner von Merseburg das Wort und erklärte, daß der Satz Wezilos, daß ein seiner Güter Beraubter nicht excommunicirt werden könne, nicht so allgemein zu verstehen sei; wolle man dies, so müsse man ihn auch auf Weiber ausdehnen, von denen man doch niemals Gleiches behauptet habe. Dieser Einwand kam Wezilo gelegen; sofort las er andere Stellen aus der Einleitung des Pseudoisidor vor, welche sich ausdrücklich auf das gleiche Recht der Weiber beziehen. Gebhard und seine Partei wußten in der That hierauf Nichts

mehr zu erwiedern, als Wezilos Satz könne nicht in dem ihm beigemessenen Sinne aufgefaßt werden; übrigens seien sie nicht erschienen, um über die Rechtmäßigkeit päpstlicher Excommunicationen zu entscheiden; wenn das in Heinrichs Sache gefällte Urtheil noch einmal geprüft werden solle, so könne das nur in Rom und von dem Papste selbst geschehen, da Niemand über einen Spruch des apostolischen Stuhls zu urtheilen oder ihn abzuändern berufen sei. Durch diese Erklärung war freilich jede Verständigung unmöglich geworden, und die Kaiserlichen verließen die Versammlung.

Die Verhandlungen hatten offenbar einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht; selbst unter den Sachsen und Thüringern fanden sich Viele, die einen anderen Ausgang erwartet hatten. Als die bisherigen Anhänger des Gegenkönigs am anderen Tage wieder zusammentraten, um über weitere Schritte zu berathen, zeigte sich unter ihnen eine große Spaltung. Der Bischof Udo von Hildesheim und sein Bruder, Graf Konrad, der Graf Dietrich von Katlenburg, Ekberts Schwager, und ein anderer Dietrich, der Vetter des Katlenburgers, die sämmtlich schon früher mit dem Kaiser Verbindungen angeknüpft hatten, erklärten sich für Unterwerfung; Andere wollten den heiligen Petrus und die sächsische Freiheit bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen. Die Letzteren schmähten auf Udo und seine Gesinnungsgenossen, nannten sie Verräther und verlangten von ihnen die Stellung von Geißeln, da sie ihnen mißtrauen müßten. Da jene die Geißeln versagten, kam es von hitzigen Worten zu den Schwertern. Die beiden Dietriche wurden erschlagen; Udo flüchtete sich mit seinem Bruder nach Fritzlar zum Kaiser. Dieser, der seine Widersacher uneins wußte, hätte gern sogleich ein Heer nach Sachsen geführt, aber die Zeit, wo der Gottesfriede eintrat, war nahe, und er scheute sich dessen Bestimmungen zu überschreiten.

Der Legat beeilte sich die üblen Eindrücke des Berkaer Convents zu verwischen. An alle Gläubige erließ er ein Schreiben, worin er den Satz Wezilos, welcher die große Frage des Augenblicks war, als gefährlich nachzuweisen suchte; er bemühte sich zugleich darzuthun, daß er auf einer absichtlichen Verdrehung der Worte Isidors beruhe, die man nur deshalb gewagt habe, weil dessen Sammlung wenig in Anwendung gekommen und deshalb unbekannter sei*). Der Legat berief bald darauf

*) Man hat hieraus gefolgert, daß die Sammlung Pseudoisidors im ersten Jahr-



e rechtgläubigen Bischöfe zu einer Synode, die er im Anfange der Fasten-
it halten wollte, und versuchte auch Bischof Udo wieder vom Kaiser
zuziehen. Aber Udo hatte mit dem Legaten und den Sachsen gebrochen,
nd alle Versuche ihn zu gewinnen waren vergeblich.

Die auf die Fastenzeit ausgeschriebene Synode ist nicht abgehalten
orden; erst in der Osterwoche 1085 traten die meisten sächsischen Bi-
öfe und Gebhard von Salzburg in Quedlinburg wieder zu Berathungen
sammen, zu denen auch die vertriebenen Bischöfe von Würzburg und
Worms, der Gegenbischof Wigold von Augsburg und der erst kürzlich
n dem Legaten eingesetzte Gegenbischof Gebhard von Konstanz Ge-
ndte geschickt hatten. Auch der Gegenkönig und viele sächsische Große
aren bei der Synode zugegen, in welcher der päpstliche Legat den Vor-
z führte. Auch hier fehlte es nicht an ärgerlichen Auftritten, wenn
ich zuletzt Beschlüsse gefaßt wurden, wie sie der Legat wünschen mußte.

Obwohl die Sachsen für den Papst manche Schlacht geschlagen hat-
n, stand es doch mit ihrem Gehorsam gegen die Anordnungen desselben
hr bedenklich. Schon vor längerer Zeit hatte der Abt Wilhelm von
irschau in seinem Eifer den Gegenkönig aufgefordert mit Strenge ge-
en die Simonie und die geschlechtlichen Vergehungen des sächsischen Kle-
s einzuschreiten, sich aber dadurch nur eine derbe Zurechtweisung der
chsischen Bischöfe zugezogen. Gewiß waren seine Vorwürfe nicht unbe-
ründet, und der Legat konnte nun in der Nähe sehen, wie Simonie
nd Fleischeslust auch bei den sogenannten Getreuen des heiligen Petrus
icht ausgerottet waren. Schwerer jedoch bedrückte ihn die Wahrneh-
ung, daß der Gegenkönig mit einer nahen Verwandten in einer Ehe
bte, welche die Kirche nicht anerkennen konnte, und daß die sächsischen
nd thüringischen Großen einen großen Theil des Kirchenguts an sich
erissen hatten. Daher erhob er zunächst seine Stimme auf der Synode
m die Scheidung des Königs und die Herausgabe des in weltliche

---

hundert noch nicht in Ansehen stand. Mir scheint die Folgerung berechtigter, daß der ursprüngliche Pseudoisidor nicht mehr in Gebrauch war. Der Stoff desselben war in die gebräuchlicheren Sammlungen theilweise übergegangen und die Quelle war fast vergessen. Solche ursprünglich pseudoisidorische Stücke enthielt auch die Sammlung, deren sich damals Gebhard von Salzburg bediente. Ein ausgedehnter Gebrauch ist von Pseudoisidor selbst wohl nie östlich vom Rheine gemacht worden. Es finden sich nur wenige Handschriften in Deutschland, und auch diese sind nicht alle von deutschen Schreibern gefertigt.

Hände übergegangenen Kirchenguts zu verlangen. Aber er mußte hören: es sei nicht an der Zeit sich jetzt in solche Sachen zu mischen, man sei nur zusammengekommen, um die nothwendigen Schritte gegen Heinrich zu berathen. In der That begnügte er sich einige den Cölibat, die Zehnten und die Fasten betreffende Satzungen zur Anerkennung zu bringen; im Uebrigen trat er nur den Fragen des Augenblicks näher.

Der schon zu Berka proclamirte Satz, daß Niemand über einen Spruch des apostolischen Stuhls zu urtheilen oder ihn abzuändern berufen sei, wurde zunächst abermals verkündigt. Ein Bamberger Kleriker, Gumbert mit Namen, hatte sich in die Versammlung gedrängt und rief laut: es sei eine Anmaßung der römischen Bischöfe, nicht ein überkommenes Privilegium, daß Niemand über sie urtheilen dürfe. Was aber hatte ein solcher Widerspruch in einer Versammlung zu bedeuten, welche unter der Leitung Ottos von Ostia tagte? Dann wurde der vielberufene Satz Wezilos ausdrücklich verurtheilt und schließlich über Wibert, wie über die abtrünnigen Cardinäle Hugo den Weißen, den Bischof Johann von Porto und Petrus, den früheren Kanzler Gregors, die sich damals beim Kaiser befanden, das Anathem ausgesprochen. Auch über die Erzbischöfe von Bremen und Mainz, die Bischöfe von Basel, Hildesheim, Konstanz, Speier, Augsburg und Chur verhängte man den Bann. Nach der auf der römischen Synode obwaltenden Sitte steckten die versammelten Bischöfe zur Bekräftigung ihrer Strafurtheile die Kerzen an und löschten sie aus. Die zu Quedlinburg gefaßten Beschlüsse waren herzhaft genug; zu ihnen entsprechenden Thaten war man aber, wie sich bald zeigte, kaum noch entschlossen.

Um so entschlossener war der Kaiser die Sachen zur Entscheidung zu treiben. Schon war durch ihn und die genannten Cardinäle als Legaten des Papstes Clemens eine große Synode nach Mainz berufen worden. Sie trat im Anfange des Mai 1085 in der Kirche St. Alban zusammen. Persönlich erschienen waren alle Bischöfe Lothringens mit Ausnahme Hermanns von Metz und Pibos von Toul; der Letztere hatte jedoch Gesandte geschickt. Auch die schwäbischen Kirchen waren sämmtlich entweder durch die Bischöfe selbst oder doch durch ihre Gesandten vertreten. Aus Baiern waren die Bischöfe von Regensburg und Freising, aus Franken die von Eichstett, Bamberg und Speier, aus Sachsen endlich die von Münster, Paderborn, Minden und Hildesheim zugegen; der Erzbischof von Bremen, persönlich zu erscheinen verhindert, hatte

Gesandte geschickt. Auch die beiden Kanzler des Kaisers, Bischof Burchard von Lausanne und Bischof Gebhard von Prag, waren anwesend. Ueberdies sollen mehrere italienische und französische Bischöfe Gesandtschaften abgeordnet haben. Ließ sich die Synode auch nicht als eine allgemeine betrachten, so war sie doch die vollständigste Vertretung der deutschen Kirche, die man seit langer Zeit gesehen hatte. Die ausgesprochene Absicht des Kaisers und seines Papstes bei derselben war, die Einheit der deutschen Kirche herzustellen, indem man sie sich ganz wieder unterwarf, die widerstrebenden Bischöfe zu entsetzen und andere in ihre Stellen zu bringen, auf deren Gesinnung man bauen konnte. In diesem Sinne wurden die Verhandlungen geführt, bei denen die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln den Vorsitz führten.

Vor Allem wurde die Entsetzung Gregors, wie die Einsetzung des Papstes Clemens noch einmal als rechtmäßig anerkannt. Dann hielt man über die Gregorianischen Bischöfe, die vorgeladen aber nicht erschienen waren, Gericht; sie wurden sämmtlich excommunicirt, ihre Bisthümer für erledigt erklärt, und mit der Besetzung derselben sogleich begonnen. Auch über den Gegenkönig Hermann sprachen die versammelten Bischöfe als Hochverräther und Zerstörer der Kircheneinheit das Anathem aus. Von Wichtigkeit war endlich, daß der Gottesfriede vom Kaiser und der Synode förmlich zum allgemeinen Reichsgesetz erhoben wurde. Die Bestimmungen des Kölnischen Gottesfriedens wurden zu Grunde gelegt, aber noch mehrfach erweitert, namentlich dadurch, daß außer dem Freitag, Sonnabend und Sonntag nun auch der Donnerstag wieder dem Kampfe entzogen würde. So hat in den Wirren jener Zeit die Treuga Dei auch in Deutschland gesetzliche Geltung gewonnen, ein schwacher Ersatz für den Reichsfrieden, den sonst die kaiserliche Macht aufrecht erhielt.

Mit der Herstellung der Kircheneinheit, wie man sie in Mainz verstanden hatte, machte der Kaiser sogleich Ernst. Er zog gegen Metz; Bischof Hermann, der sich in dieser entscheidenden Zeit unentschieden benommen hatte, mußte aus der Stadt weichen und sich nach Sachsen flüchten. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser Walo, den Abt des Klosters St. Arnulf in Metz, einen frommen und sanften, für diese Stellung aber ganz ungeeigneten Mann. Bischof Dietrich von Verdun nahm keinen Anstand dem Gegenbischof sogleich zu weihen und erhielt hierfür und für andere dem Kaiser geleistete Dienste zu Metz am 1. Juni 1085 große Güter in Lothringen geschenkt, welche der großen Gräfin Mathilde

früher zugehört hatten und eingezogen waren. Etwa zu derselben Zeit wurde das Bisthum Worms einem gewissen Thietmar verliehen, der aber bereits nach wenigen Monaten starb. Passau erhielt Hermann von Eppenstein, ein Bruder Herzog Luitolds von Kärnthen, Salzburg ein Kleriker aus einem adligen Geschlechte Baierns, Berchthold mit Namen; Würzburg wurde dem Bamberger Meinhard zu Theil, einem durch Kenntnisse und Talent ausgezeichneten Manne, der früher als Gegner Berengars von Tours sich einen Namen gemacht hatte. Die Mainzer Beschlüsse traten, wie man sieht, rasch in das Leben.

Und inzwischen war auch in Sachsen ein gewaltiger Umschwung der Stimmung erfolgt. Die Muthlosigkeit der kirchlichen Partei wuchs hier, als der Tod Gregors jetzt bekannt wurde, als darauf der Legat Sachsen verließ und über Frankreich nach Italien zurückkehrte, mit jedem Tage. Unter diesen Umständen gelang es Udo von Hildesheim und dem Abt Hartwig von Hersfeld Viele in Sachsen und Thüringen, die bisher der Unterwerfung abgeneigt waren, auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Dieser hatte Udo das eidliche Versprechen gegeben, daß er, wenn sich die Sachsen unterwürfen, niemals ihr altes und gutes Recht, welches sie seit Karls des Großen Zeiten gehabt, verletzen und jede Verletzung desselben durch seine Beamten, Vasallen und Dienstleute innerhalb sechs Wochen nach erhobener Klage bestrafen wolle; mehrere Bischöfe und Fürsten hatten beschworen, daß sie den Kaiser nie mehr gegen die Sachsen unterstützen würden, wenn er diesen Eid bräche. Solche Zusicherungen, die Udo unter den Sachsen verbreitete, machten jetzt große Wirkung; bald entstand ein wahrer Wettstreit sich dem Kaiser zu nähern. Die Bannflüche Gregors vergaß man und verlangte nun eben so heftig nach Heinrich, als man ihn früher zurückgestoßen hatte. Vergeblich suchten der Gegenkönig und seine Bischöfe dem reißenden Abfall zu steuern.

Unter so günstigen Verhältnissen sammelte Heinrich ein Heer und überschritt mit demselben den 1. Juli 1085 die sächsische Grenze. Die wenigen Widersacher, die er noch in Sachsen hatte, stoben sogleich auseinander. Der Gegenkönig, Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt wußten keine andere Rettung, als zu den Dänen zu flüchten. Ohne Widerstand zu finden rückte der Kaiser bis vor Magdeburg. Auch hier öffneten ihm die Bürger sogleich die Thore; frohlockend empfingen sie ihn und waren es zufrieden, als er zum Erzbischof den Abt Hartwig von Hersfeld bestellte, der am 13. Juli geweiht wurde.



Für Halberstadt wurde Hamezo, ein Oheim des Grafen Ludwig von Thüringen, für Merseburg, wo sich Bischof Werner entfernt hatte, ein gewisser Eppo bestellt, für Meißen ein Verwandter oder Günstling des Böhmenherzogs, Felix mit Namen. In anderen Bisthümern bestanden bereits Gegenbischöfe, die nun Raum gewannen. Die geistlichen Herren, die bisher den Kampf gegen Heinrich geführt hatten, unterwarfen sich freilich nicht, aber um so größer war die Zahl der weltlichen Großen, die auf die Seite des Kaisers traten, der ihnen die Rückgabe ihrer früher wegen Hochverraths eingezogenen Güter versprach.

Der Kaiser schien wieder Herr in dem Lande, welches sich ihm seit neun Jahren völlig entzogen hatte. Ohne einen Schwertstreich hatte es sich ihm jetzt unterworfen; er fürchtete keinen Feind mehr und entließ sein Heer. Auch in Franken, Lothringen und Baiern regte sich kein Widerstand. Nur in Schwaben wüthete der Kampf fort: wie aber sollten ihn die Gregorianer hier mit Erfolg fortsetzen, wenn alle anderen Widersacher des Kaisers die Waffen streckten, wenn der Gegenpapst nach dem Tode Gregors in immer weiteren Kreisen als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannt wurde? Wenig über ein Jahr war es, daß Heinrich über die Alpen heimgekehrt war, und schon war Hoffnung, daß der heißersehnte Friede bald wieder in ganz Deutschland einkehren würde. Die Treuga Dei war allgemein angenommen worden: aber was bedeutete sie gegen einen Reichsfrieden, wie er sich von der Herstellung der Einheit der Kirche und des Staats erwarten ließ? Heinrich hatte einen solchen Frieden nach der Unterwerfung seiner Feinde in Aussicht genommen, und die Zeit schien nahe, wo sich seine Wünsche erfüllen würden.

Das Ende der sächsischen Wirren und des Gegenkönigs Hermann.

Man weiß, welches Vertrauen Heinrich, als er vor einem Jahre nach Italien aufbrach, seinem Vetter Ekbert von Meißen geschenkt hatte*), und wie schlecht dieses Vertrauen belohnt wurde. Offen hatte sich Ekbert alsbald dem Gegenkönig angeschlossen, offen auch nach der Rückkehr des Kaisers zu dessen Widersachern gehalten. Grenzenlos war der Ehrgeiz dieses leidenschaftlichen jungen Fürsten. Vor Kurzem war seine

*) Vergl. oben S. 514.

Schwiegermutter Adela gestorben und damit wohl die letzte Fessel gebrochen, die sein unbändiger Sinn zu tragen vermochte. Mit dem Markgrafen Heinrich von der Ostmark, dem nun zur Selbstständigkeit gediehenen Sohne Adelens, gerieth er hart an einander, und wie nach der Mark seines Schwagers, trachtete er nach der Herrschaft über ganz Sachsen, ja über das ganze Reich. Wie mit dem Kaiser, trieb er auch mit dem Gegenkönig sein Spiel, um selbst die Krone für sich zu gewinnen.

Der Ehrgeiz Ekberts kam nur seiner Treulosigkeit gleich. Als der Kaiser im Sommer 1085 mit Heeresmacht gegen Sachsen anzog und jeder Widerstand gegen ihn unmöglich war, ging er ihm entgegen und heuchelte eine friedliche unterwürfige Gesinnung, obwohl sein Herz nur auf Verrath sann. Der Kaiser, eine fast unerklärliche Zuneigung zu seinem bösen Vetter hegend, schenkte den trügerischen Worten desselben Glauben, verzieh ihm und beließ ihm sogar die Mark Meißen. Aber kaum hatte sich Ekbert entfernt, so schürte er schon von Neuem den Aufstand; es kam ihm zu Statten, daß die sächsischen und thüringischen Großen, als die versprochene Rückgabe der eingezogenen Güter nicht sogleich erfolgte, in das alte Mißtrauen gegen den Kaiser verfielen. Bald stand Ekbert an der Spitze einer ausgebreiteten Verschwörung und sammelte ein Heer um sich. Das Gerücht lief um, er wolle den Kaiser lebendig oder todt in seine Gewalt bringen; am Hofe hörte man warnende Stimmen. Heinrich hatte sein Heer entlassen, mißtraute nicht ohne Grund dem Volk, in dessen Mitte er sich befand: keinen anderen Ausweg sah er, als schleunige Entfernung. Flüchtig, wie einst im August 1073, verließ er abermals im September 1085 Sachsen, und hinter ihm erhob sich nun von Neuem aller Orten die Rebellion. Der Gegenkönig kehrte mit Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt zurück. Die Hoffnung auf die gütliche Beseitigung der Reichsspaltung, auf die Herstellung eines allgemeinen Friedens war vereitelt. Der Kaiser mußte wieder zu den Waffen greifen; denn er sah, nur mit Waffengewalt war Sachsen zu unterwerfen.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Flucht des Kaisers im ganzen Reiche gewaltiges Aufsehen erregte, daß die kaum gewonnene Autorität abermals tief erschüttert wurde. Aus Sachsen verjagt, hatte Heinrich zunächst den Weg nach Baiern genommen: kein Land hatte bisher treuer zu ihm gehalten, hier hatte er seit Jahren seine Heere gewonnen, hier meist die Mittel beschafft, um seine Kriege in Deutschland

zu führen, aber auch hier wurden nun Manche in der Treue wankend und traten mit Welf in Verbindung, der dadurch neue Hoffnung seine Ansprüche auf das Herzogthum durchzusetzen gewann.

Der Kaiser eilte die Schmach, die ihm angethan war, zu rächen und dem weiter greifenden Abfall zu steuern. Gegen Weihnachten begab er sich in die rheinischen Gegenden und rüstete in Worms und Speier ein stattliches Heer; besonders von den Bischöfen seiner Partei, gegen welche er sich damals sehr freigebig erwies, wurde die Mannschaft gestellt. Mitten im Winter, am 27. Januar 1086 brach er mit dem Heere auf und rückte um den Anfang des Februar in Thüringen ein. Er fand, wie er kaum vermuthet hatte, Ekbert auf das Beste gerüstet. Mit einem zahlreichen aus Sachsen und Thüringen gesammelten Heere trat der Markgraf dem Kaiser entgegen und wehrte ihm den Eingang in Sachsen. Am 7. Februar hielt der Kaiser über den Abtrünnigen zu Weimar Fürstengericht: als ein offener Feind des Reichs und des römischen Kaiserthums wurde die Acht über ihn ausgesprochen, seine Güter und Lehen eingezogen, die Grafschaften des Oster- und Westergaus in Friesland, welche er bisher besessen, sogleich dem Bischof von Utrecht verliehen. Es gelang darauf dem Kaiser zwar noch in Sachsen einzubringen, verwüstend durchzog er das Land bis zur Bode, doch schon nach wenigen Tagen mußte er den Rückzug antreten. Unter den baierischen Herren, die ihm gefolgt waren, zeigte sich Abneigung gegen die Fortsetzung des Kampfes; überdies war der Aschermittwoch nahe und die Bischöfe drangen auf Waffenruhe. So löste der Kaiser, nachdem die Bedingungen eines Waffenstillstandes zwischen den Fürsten von beiden Seiten vereinbart waren, sein Heer in der Mitte des Februar auf und kehrte durch Franken nach Baiern zurück, um in Regensburg das Osterfest (5. April) zu feiern.

Während der Kaiser noch in Regensburg verweilte, trat die Welfische Partei in Baiern offen hervor. Die Abtrünnigen bemächtigten sich der Stadt Freising, nachdem sie mit List den Bischof Meginward für sich gewonnen hatten, und riefen Welf mit den Schwaben herbei. Darauf brachen sie gegen Regensburg auf, um den Kaiser in ihre Gewalt zu bringen; er vereitelte ihre Absicht — wir wissen nicht auf welche Weise — und es gelang ihm die fränkischen Gegenden zu erreichen. Wurde auch Freising bald darauf von dem Herzog Friedrich von Schwaben und dem baierischen Pfalzgrafen Rapoto wiedergenommen, blieb auch Regensburg in

den Händen der Kaiserlichen, so war der Aufstand doch damit keineswegs bewältigt. Kaum hatten Friedrich und Rapoto Freising den Rücken gewendet, als die von ihnen dort zurückgelassene Besatzung vertrieben wurde und die Stadt abermals in die Gewalt der Rebellen fiel. Auch im Salzburgischen gewann die Partei Welfs die Oberhand; wenige Monate später konnte Erzbischof Gebhard, von den Grafen Engelbert und vielen Vasallen seines Stifts eingeladen, nach langer Verbannung nach Salzburg zurückkehren; Altmann von Passau und Meginward von Freising gaben ihm das Geleit. Die vom Kaiser in Salzburg und Passau eingesetzten Gegenbischöfe hatten Mühe sich zu behaupten. Wie schon längst Schwaben, so war nun auch Baiern ringsum von Fehden erfüllt; überall floß Blut, und die Schranken, welche der Gottesfriede dem Morden gezogen hatte, wurden kaum noch geachtet.

Der Kaiser hatte eine Synode und einen Reichstag auf die letzten Tage des April nach Mainz berufen: so trübe die Verhältnisse in Sachsen und Baiern sich gestaltet hatten, war die Versammlung doch zahlreich besucht. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen hatten mit zwölf anderen Bischöfen und vielen Aebten sich eingestellt, aus dem Laienstande der Böhmenherzog Wratislaw mit seinem Bruder Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Liutold von Kärnthen, der Pfalzgraf Rapoto und viele andere Großen. Auch die drei Cardinäle, welche im vorigen Jahre bei den Mainzer Beschlüssen mitgewirkt hatten und seitdem in der Nähe des Kaisers geblieben waren, erschienen hier abermals als Legaten des apostolischen Stuhls. Die Verhandlungen werden sich auf die Durchführung der vorjährigen Beschlüsse, die Mittel zur Bewältigung des Aufstandes in Sachsen, Baiern und Schwaben bezogen haben. Wir kennen das Ergebniß dieser Berathungen, so weit sie Deutschland betreffen, nicht näher. Ueberliefert sind nur zwei wichtige Bestimmungen dieser Versammlung, welche dem böhmischen Herzogshaus neuen Glanz verliehen: Herzog Wratislaw erhielt nämlich den Königsnamen von Böhmen und Polen; zugleich erlangte sein Bruder, Bischof Gebhard von Prag, der bisher dem Kaiser als deutscher Kanzler gedient hatte, die Wiedervereinigung der Diöcese Olmütz mit dem Prager Sprengel, so daß ihm, wonach er längst gestrebt hatte *), nun die geistliche Jurisdiction über ganz Böhmen und Mähren zufiel.

---

*) Vergl. oben S. 220.

Die Premysliden hatten in der letzten Zeit Verluste erlitten: Oesterreich war von Wratislaw nicht behauptet, sein Neffe Swatobor-Friedrich war im Februar dieses Jahrs bei einem Volksaufstande in Aquileja erschlagen worden, und das reiche Patriarchat desselben dem Eppensteiner Udalrich, Herzog Liutolds Bruder, zugefallen, der schon vorlängst die Abtei St. Gallen erhalten und sich im Besitz derselben durch glückliche Kämpfe behauptet hatte. Aber diese Verluste schienen durch die größere Selbstständigkeit der böhmischen Herrschaft und der böhmischen Kirche jetzt mehr als ersetzt, zumal auch die Mark Meißen, nachdem sie abermals Ekbert entzogen war, an Wratislaw zurückgegeben wurde. Wahrscheinlich ist damals auch Böhmen der bisher übliche Jahrestribut *) an den Kaiser förmlich erlassen worden; wenigstens findet sich später keine Spur mehr von seiner Zahlung. Die Stellung von 300 Rittern zu jedem Römerzuge blieb fortan die einzige unmittelbare Leistung, zu welcher Böhmen an das deutsche Reich verpflichtet war.

Der neue Böhmenkönig wurde vom Erzbischof Egilbert von Trier nach Prag geleitet, um dort von ihm die Krönung zu erhalten. Sie erfolgte am Tage des heiligen Veit (15. Juni) in der Kirche desselben mit größter Feierlichkeit. Während Wratislaw und seine Gemahlin Swatawa, eine polnische Fürstin, gesalbt und mit dem königlichen Diadem geschmückt wurden, erhoben die Kleriker und Herren Böhmens den Ruf: „Dem hochherzigen und friedfertigen, von Gott gekrönten Könige von Böhmen und Polen Wratislaw langes Leben, Heil und Sieg!“ Schon nach wenigen Tagen kehrte der Erzbischof, reich mit Silber und Gold beschenkt, nach Deutschland zurück. Indessen war Gebhards Kapellan Albinus mit den Cardinälen, die damals endlich zu Wibert zurückkehrten, über die Alpen geeilt, und der Gegenpapst bestätigte auf die Verwendung des Erzbischofs Wezilo die Aufhebung des Olmützer Bisthums und die Vereinigung seines Sprengels mit Prag. Dagegen weigerte sich Wibert die Königswürde Wratislaws anzuerkennen, da dieser früher für die von Rom ihm ertheilte Mitra einen Jahreszins gezahlt hatte **), die Mitra aber neben der Krone kaum noch einen Werth behielt und die Jahresgelder ohnehin ihm bisher vorenthalten waren.

Wenn sich der Kaiser den böhmischen Brüdern so willfährig erwies,

---

*) Vergl. Bd. II. S. 350.
**) Vergl. oben S. 219.

so war dies nicht allein der Dank für große geleistete Dienste, sondern nicht minder ein Beweis, daß er der Unterstützung dieser Bundesgenossen jetzt am wenigsten entrathen zu können glaubte. In der That kam bei der schlimmen Wendung, welche die Dinge von Neuem in Sachsen und Baiern genommen, viel auf die Treue Wratislaws an, der damals eine ungemein vortheilhafte Stellung einnahm. Diesem Böhmen schien gelingen zu sollen, was einst vor einem halben Jahrhundert sein Vater Bretislaw angestrebt hatte, die slawischen Stämme an der Elbe und Weichsel unter seinem Scepter zu vereinigen und damit eine weithin gefürchtete Obmacht in dem östlichen Europa zu begründen; zugleich hatte er einen Einfluß in Deutschland erlangt, wie Keiner seiner Vorfahren.

Schon früher ist darauf hingewiesen worden, wie der Sturz Boleslaws des Kühnen, welcher das Königthum in Polen hergestellt hatte, die Verhältnisse des Ostens völlig umgestaltete*). Boleslaws Bruder Wladislaw Hermann war zwar von der Szlachta als Herzog Polens anerkannt worden, hatte aber sogleich den königlichen Ehren entsagt. Nur im Anschluß an seinen Schwiegervater, den Böhmenherzog, konnte er sich in seiner Macht erhalten, die unablässig von Ungarn aus bedroht war. Denn war auch der vertriebene Boleslaw schon im Jahre 1081 dort gestorben, so hatte er doch in Mieczislaw einen Sohn hinterlassen, der jetzt zu den Jünglingsjahren heranreifend die Tage des Exils bitter empfand, und König Ladislaw war schon in seinem eigenen Interesse geneigt zu einer neuen Umwälzung in Polen die Waffen zu leihen. Auch seine Herrschaft war ja wenig gesichert, so lange der Böhmenherzog und sein polnischer Schwiegersohn Nichts zu fürchten hatten, die zum Kaiser und dessen Schwager Salomo in gleich nahen Beziehungen standen. Schon 1081 hatte Salomo, ohne Zweifel von Böhmen aus unterstützt, einen neuen Einfall in Ungarn gemacht, und das Kriegsglück muß ihm günstig gewesen sein, da sich Ladislaw mit ihm Frieden zu machen und die königlichen Einkünfte zu theilen entschloß. Der Friede war jedoch von kurzer Dauer gewesen: nach zwei Jahren hatte Ladislaw, um seine Herrschaft besorgt, Salomo in einen Kerker geworfen, dieser aber war der Haft entkommen und erwartete nun seine Herstellung von einer neuen Wendung der Dinge, während er ein abenteuerndes Leben im fernen

*) Vergl. oben S. 503.

Osten führte. Die steigende Macht des Böhmenherzogs konnte diese Wendung herbeiführen, konnte ihm sein früheres Reich zurückgeben.

Während die Herrschaft in Polen und Ungarn noch immer durch Prätendenten bestritten wurde, schlug Wratislaws Macht nicht nur in Böhmen, sondern auch in weiter Ferne tiefere Wurzeln. Der Titel eines Königs von Böhmen und Polen gab ihm unseres Wissens zwar in Polen keine unmittelbaren Rechte, aber er bezeichnete doch, daß der Kaiser den Vorrang, den sich Boleslaw unter den Westslawen durch die Ergreifung der Königskrone angemaßt hatte, auf Böhmen übertrug, und eine Fülle von Ansprüchen ließ sich mit der Zeit aus diesem Titel ableiten. Welche imponirende Stellung zugleich Wratislaw durch seine Theilnahme an den inneren Kriegen in Deutschland gewonnen hatte, läßt sich deutlich aus den Worten erkennen, welche Wezilo von Mainz an Wibert richtete, um die Erhebung des Böhmen zu rechtfertigen. „Wer hat," sagt er, „in den Drangsalen unserer Zeit sich so vielen und so großen Gefahren für die Erhaltung des Kaiserthums, für die Würde des Reichs, für die Hoheit und Sicherheit eures apostolischen Stuhls ausgesetzt, als der neue Böhmenkönig? Alle Ordnung, alle Obrigkeit und selbst die Religion wären unter die Füße der Widersacher getreten worden, wenn nicht seine Treue und Standhaftigkeit in Allem und vor Allem mannhaften Widerstand geleistet hätte. Darin stimmen Alle überein, daß er, wenn man ihm höhere Ehre und Gunst hätte ertheilen können, auch dieser vollauf würdig gewesen wäre."

Vielleicht gab es damals keinen zugleich gefürchteteren und geachteteren Namen in Deutschland, als den des Böhmenfürsten. Schaudernd gedachte man in Schwaben der Verwüstung, welche seine Schaaren über das Land gebracht. Mehr als ein Mal hatten auch die Sachsen diesen Schaaren gegenüber gestanden, und sie wußten am besten, wie Viele unter den böhmischen Schwertern gesunken. In manchen Kirchen und Klöstern Deutschlands feierte man dagegen Wratislaw als den edelmüthigsten Wohlthäter, als die Blüthe fürstlicher Freigebigkeit. Die Schottenmönche zu St. Jacob in Regensburg und die bedrängten Brüder in Hersfeld nahmen seine Hülfe in Anspruch; sie beteten Tag und Nacht für den Sieg seiner Waffen, für sein und seiner Kinder Seelenheil; Altmanns Kloster Götweih hielt ein Marienbild von griechischer Arbeit, welches der Böhme gesendet, in hohen Ehren. Angesehene Männer in Deutschland standen in seinem Dienst, wie der Pfalzgraf Rapoto von Baiern,

der dafür jährlich die Summe von 150 Mark Silber von ihm empfing. Leicht begreift sich, welchen Werth es für den Kaiser in seinen Bedrängnissen haben mußte, Wratislaw auf das Engste an sich zu fesseln.

Die Bedrängnisse des Kaisers steigerten sich von einem Tage zum anderen. Schon hatte der Gegenkönig abermals in Sachsen ein Heer gerüstet und sich mit Welf und den Schwaben in Verbindung gesetzt. Man beschloß einen gemeinsamen Schlag gegen den Kaiser auszuführen: um den 1. Juli sollte sich das sächsische Heer mit dem schwäbischen bei Würzburg verbinden, um diese Stadt den Widersachern zu entreißen. Gelang dies, so war die Herrschaft des Kaisers auch in Ostfranken, und somit in allen Ländern diesseits des Rheins im hohen Maße gefährdet. Noch rechtzeitig erfuhr Heinrich den Plan, um Herzog Friedrich mit einigen Streitkräften nach Würzburg zu werfen; er selbst raffte in der Eile ein Heer zusammen, um die Vereinigung der sächsischen und schwäbischen Schaaren zu hindern. Aber er fühlte sich nicht stark genug ihnen zu begegnen. So konnten sich der Gegenkönig und Welf unbehindert verbinden und vor Würzburg rücken. Fünf Wochen vertheidigte Friedrich die Stadt, bis endlich der Kaiser mit einem Heer von 20,000 Mann, vornehmlich aus den rheinischen und lothringischen Bisthümern gesammelt, zum Entsatz anzog.

Sobald Hermann, Welf und Ekbert von dem Anrücken des Kaisers Kunde erhielten, zogen sie ihm von Würzburg aus zwei Meilen nordwärts bis Pleichfeld entgegen. Hier kam es am 11. August zu einer blutigen Entscheidung. Die Schwaben und Sachsen hatten sich zu derselben wie zu einem Glaubenskampfe vorbereitet. Nach Art der Mailänder hatte Welf seinem Heer ein Carroccio als Feldzeichen gegeben: auf einem hohen Maste, von dem eine rothe Fahne wehte, war ein Kreuz aufgerichtet, welches die Schwaben gegen den Feind führten. Mit feierlichem Gebet weihte der Erzbischof von Magdeburg die Krieger zum Kampfe ein. Als derselbe beginnen sollte, saßen Herzog Welf mit seinen Schaaren und die Vasallen des Erzstifts Magdeburg von den Pferden ab, um zu Fuß zu kämpfen. Gleich der erste Anlauf auf das kaiserliche Heer gelang. Die Kölner und Utrechter Vasallen, welche den Vorstreit hatten, hielten nicht Stand; man glaubt, daß Verräther in ihrer Mitte gewesen seien. Ihre Flucht setzte Heinrichs Reihen in Verwirrung; nur zu bald wandten seine Ritter zum größten Theil den Rücken. Auch Heinrich selbst verließ mit verwirrten Sinnen den Kampfplatz; ein Verräther an seiner Seite soll ihm einen Schlag auf den Kopf versetzt haben, der ihm die

Besinnung raubte. Nur das Fußvolk leistete herzhafte Gegenwehr und behauptete eine Zeit lang den Kampfplatz. Der Kaiser kehrte sogar noch einmal auf denselben zurück und schlug sich tapfer herum. Seine goldene Lanze, die bereits in den Händen der Feinde war, entriß er ihnen wieder. An neun Stellen wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft; neun hohe Leichenhaufen bezeichneten nachher diese Stellen. Aber der Schlacht eine günstige Wendung zu geben gelang den Kaiserlichen nicht mehr. Was noch sich aufrecht erhalten hatte, wandte sich endlich flüchtend dem Rheine zu, von Welf und den Sachsen verfolgt. Einen großen Theil seiner Schätze und Gewänder mußte der Kaiser den Schwaben und Sachsen belassen; noch schmerzlicher war, daß mehrere Feldzeichen als Tropäen den Feinden blieben.

Gerade fünf Jahre nach dem Tage von Hochstädt gewannen so der Gegenkönig und Welf einen neuen Sieg. Ihr Verlust im Kampfe war gering gewesen; nur dreißig Todte und Verwundete will man gezählt haben. Weit beträchtlicher war er auf der Seite des Kaisers, obwohl Keiner vom hohen Adel das Leben auf dem Schlachtfelde gelassen hatte. Aber wichtig vor Allem war der moralische Eindruck, welchen die Niederlage des Kaisers hervorrief. „Hier zeigt es sich," sagte Erzbischof Hartwig zu einem gefangenen Kleriker, „auf welcher Seite das Recht ist." Dieser Eindruck war bei dem ohnehin in Schwanken gerathenen Glück des Kaisers nur um so stärker. Auch Herzog Friedrich und Bischof Meinhard glaubten nun Würzburg nicht länger halten zu können. Sofort räumten sie die Stadt, und schon am folgenden Tage zogen ungehindert die Sieger ein. Nach fast zehnjährigem Exil kehrte der alte Bischof Adalbero wieder in seine Stadt zurück. Hermann von Metz und Gebhard von Konstanz gaben ihm das Geleit; dem ersteren, aus seinem Bisthum vertrieben, ging ein Hoffnungsstrahl auch für seine eigene Zukunft auf.

Selten ist ein großer Erfolg schlechter benutzt worden. Statt sich Ostfrankens zu versichern und dadurch die aufständigen Bewegungen im oberen und niederen Deutschland in Verbindung zu bringen, begnügten sich die Sieger eine Besatzung in Würzburg zurückzulassen und zogen dann heimwärts ab; die Sachsen ohne den Gegenkönig, der die schwäbischen Schaaren begleitete. Er lebte dann einige Zeit in Konstanz bei Bischof Gebhard und in dem nahen Kloster Petershausen mitten unter den strengsten Gregorianern. Wir wissen nicht, welche Absichten er hier

verfolgte; jedenfalls war wenig von ihm erreicht, als er noch vor Jahresschluß nach Sachsen zurückkehrte.

Inzwischen war Würzburg wieder in die Hand des Kaisers gefallen. Mit einem in Eile zusammengebrachten Heere rückte er vor die Stadt, die ihm sogleich die Thore öffnete. Der alte Adalbero kam in Feindes Gewalt, und gern hätte der Kaiser ihn, seinen Pathen, trotz der Mainzer Beschlüsse in seiner bischöflichen Stellung belassen, wäre derselbe nur zu Zugeständnissen zu bewegen gewesen. Aber keine Nachgiebigkeit war von ihm zu erreichen. „Ihr könnt mich binden und tödten," sagte er, „doch nicht zwingen mit dem Gebannten zu verkehren." Der Kaiser entließ ihn darauf unter sicherem Geleit nach seiner Heimath, dem Traungau; dort hat Adalbero bald auf seiner geliebten Burg Weinberg, bald in dem nahen Lambach noch mehrere Jahre gelebt. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als den Bau und die Einrichtung des Klosters Lambach zu vollenden; am 15. September 1089 wurde das Kloster geweiht, und damit ein Werk zum Abschluß gebracht, welches Adalbero durch mehr als drei Jahrzehnde mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt hatte. Der Umgang mit seinen alten Freunden, Altmann von Passau und Gebhard von Salzburg, verschönte die letzten Jahre dieses Mannes, der für seine Ueberzeugung schwere Leiden mit ungebrochenem Muthe getragen hatte. Nach Würzburg kehrte Meinhard zurück, starb aber dort bereits im nächsten Jahre.

Der Kaiser hatte sich, nachdem er sich Würzburg gesichert, wieder nach Baiern gewendet, um hier zunächst den Aufstand zu bewältigen. Welf und Berchthold eilten herbei, um ihre Anhänger zu ermuthigen. Sie überfielen den Kaiser unerwartet bei der Belagerung einer Burg und nöthigten ihn nicht nur das Land zu verlassen, sondern auch in die Berufung eines Fürstentags zu willigen, auf dem über die Wirren des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Dieser Fürstentag wurde auch bald auf die dritte Woche der Fasten 1087 nach Oppenheim ausgeschrieben, einem Orte traurigsten Andenkens für den Kaiser. Aber zu Verhandlungen, wie sie die Schwaben erwartet hatten, kam es dort nicht. Der Kaiser hielt die Großen, die ihm noch ihre Treue bewahrten, von dem Besuche des Tages ab, und die Aufständigen blieben allein. Mochten sie nun auch über die Wirren des Reichs in Klagen ausbrechen und die Schuld derselben auf den Kaiser werfen: in der Lage der Dinge wurde dadurch wenig geändert. Die Aussichten Welfs trübten sich überdies,

da die kaiserliche Partei in Baiern sich behauptete und ein neuer Angriff, den er bald darauf auf Augsburg unternahm, an dem Widerstand der Bürger scheiterte.

Die Lage des Reichs war jedoch so bedenklich, daß der Kaiser selbst wenig später die Hand zu Verhandlungen bot. Am 1. August kamen die Fürsten von beiden Seiten in Speier zusammen, und auch der Kaiser stellte sich ein. Die Verhandlungen zeigten aber erst recht, wie zerfahren die Dinge waren. Wohl schien es, als ob die Widersacher des Kaisers entschieden im Uebergewicht wären. Gerade damals erfuhren sie, daß ein Nachfolger Gregors eingesetzt sei, und diese Nachricht mußte den Muth der Partei heben. Auch traf eine Gesandtschaft des Ungarnkönigs ein, der ein Heer von 20,000 Reitern gegen den Kaiser versprach. Aber doch war auf der kirchlichen Seite nirgends Einheit und Zusammenhalt. Weder die Schwaben noch die Sachsen wollten den Gegenkönig, den sie sich gesetzt hatten, mehr anerkennen; sie erboten sich sogar sich Heinrich wieder zu unterwerfen, wenn er nur den über ihn verhängten Bann anerkennen und sich von demselben lösen wolle. Mit Entschiedenheit wies Heinrich diese Zumuthung zurück. So schied man erbitterter, als man zusammengekommen. Heinrich kündigte eine Heerfahrt gegen die Aufständigen auf acht Tage nach Michaelis an; die Sachsen und Schwaben erklärten, sie würden schon Michaelis im Felde stehen.

Zu der bezeichneten Frist zogen beide Theile nicht aus. In ihren Hoffnungen auf den Beistand des Ungarnkönigs sahen sich Welf und seine Anhänger getäuscht. Salomo hatte in dieser Zeit seinen Tod gefunden*), und die inneren Kämpfe in Deutschland verloren fortan für König Ladislaw das unmittelbare Interesse. Die Schwaben ließen in diesem Jahre sogar ganz die Waffen ruhen. Die Sachsen suchte der Kaiser dagegen im Spätherbste auf; durch Krankheit behindert, zog er erst später, als er beabsichtigt hatte, gegen sie aus. Als er von Thüringen in Sachsen mit einem starken Heere einrückte, begegnete er keinem

*) Salomo fiel im Jahre 1087 in einem Kampfe gegen das griechische Reich an der unteren Donau. Ein abenteuernder Kriegsmann, hatte er sich den Petschenegen angeschlossen, die damals im Kriege mit dem Kaiserreich des Ostens standen. Im Mai 1090 starb Ladislaws Gemahlin, die Tochter des Gegenkönigs Rudolf: damit zerriß das letzte Band zwischen ihm und den Aufständigen in Deutschland.

Widerstande an den Grenzen; die Böhmen hatten die Mark Meißen schon zuvor besetzt. Da warf sich Markgraf Ekbert, ehe es noch zu einem Zusammentreffen mit dem sächsischen Heere kam, in die Mitte der kämpfenden Parteien; er fühlte sich verloren, wenn der Kaiser in Sachsen Herr würde. Eilig sandte er Boten zu ihm und versprach ihm, wenn er seine Markgrafschaft und seine anderen Lehen zurückerhielte, sich zu unterwerfen; zugleich eröffnete er ihm abermals Aussichten auf eine friedliche Beilegung der sächsischen Wirren.

Wunderbarer Weise ließ sich der Kaiser abermals von dem treulosen Vetter verblenden. Er verabschiedete sein Heer, verließ Sachsen und ging nach Hersfeld zurück, wo sich Ekbert ihm zu stellen versprochen hatte. Wirklich erschien er hier, bekannte demüthig seine Schuld und gelobte für die Folge unverbrüchliche Treue; er machte sich zugleich anheischig dem Kaiser ganz Sachsen und Thüringen zu unterwerfen und für die Einheit des Reichs zu wirken. So sehr traute der Kaiser diesen Versprechungen, daß er ihm nicht allein die Mark und seine Grafschaften zurückgab, sondern auch die Päße Sachsens und Thüringens anvertraute. Aber schon am anderen Tage erschienen Boten Ekberts mit der unerwarteten Botschaft, der Markgraf könne das Wort, welches er früher seinen Landsleuten gegeben, nicht brechen, seine Versprechungen deshalb gegen den Kaiser nicht erfüllen. Erzbischof Hartwig von Magdeburg und Bischof Burchard von Halberstadt, welche in der Nähe waren, sollen mit trügerischen Reden, indem sie ihm Aussichten auf die Königskrone eröffneten, den ehrgeizigen jungen Fürsten zu diesem neuen Treubruch verleitet haben.

Der Kaiser begab sich nach Baiern, wo er das Weihnachtsfest gefeiert zu haben scheint. Zwei Tage nach demselben starb die Kaiserin Bertha. Ihr Tod war für Heinrich ein unersetzlicher Verlust; was er in jungen Jahren gegen sie gefehlt, hatte sie ihn nie entgelten lassen, sondern alle Härte seines Charakters und alle Drangsale dieser stets bestrittenen Herrschaft mit der Geduld der Liebe getragen. So war es ihr gelungen das Herz ihres Gemahls zu gewinnen; Heinrich erkannte und würdigte den Werth der trefflichen Frau und bewahrte das Andenken an sie um so treuer, je unglücklicher die Wahl seiner zweiten Gemahlin war. In der Kaisergruft zu Speier fand die treue Dulderin ihre Ruhestätte.

Bertha hatte noch die Krönung ihres älteren Sohnes Konrad erlebt. Im Laufe des Jahrs 1087 war dieser, kaum dem Knabenalter entwachsen, von dem Anhange des Vaters zum König gewählt und zu



Aachen vom Erzbischof Siegwin von Köln mit der Krone geschmückt worden. Allerdings hatte diese Wahl nur für den Anhang des Kaisers Bedeutung; von den Gegnern desselben erkannte Keiner sie an. Und zu diesen Gegnern konnten sich leicht jetzt auch Männer gesellen, welche bisher die festesten Stützen des Kaisers schienen. Liutold von Kärnthen zog sich mehr von ihm zurück, und man beschuldigte den Herzog, daß er selbst nach der Krone strebte; sein Abfall würde den der ganzen Sippe der Eppensteiner nach sich gezogen haben. Noch besorglicher war, daß auch des Böhmenkönigs Treue verdächtig wurde. Wir wissen, daß er die Rückkehr des Bischofs Benno von Meißen, der sich vom Gegenpapst hatte absolviren lassen und Verzeihung vom Kaiser gewonnen hatte, in seinem Sprengel begünstigte und der von der Mainzer Synode eingesetzte Felix dort weichen mußte, wie auch daß er nach kurzer Zeit die Vereinigung des Prager und Olmützer Sprengels wieder rückgängig machte und einen eigenen Bischof für Olmütz bestellte, wodurch er die alten Feindseligkeiten mit seinem Bruder Gebhard aufs Neue erregte. Es liegt die Vermuthung nahe, daß Wratislaw tief verletzt durch die Art und Weise war, wie der Kaiser über die Mark Meißen willkürlich verfügt hatte. Er ließ seine Besatzung in derselben zurück und ergoß sich in Beschwerden, daß er beim Kaiser nicht mehr die frühere Gunst genieße.

Ein Glück für Heinrich war, daß seine Widersacher überall in ihrem Interesse gespalten waren, es zu einer gemeinsamen Action nicht bringen konnten. Dies zeigte sich am klarsten in Sachsen. Die Bischöfe, welche die ehrgeizigen Absichten Ekberts genährt hatten, ließen ihm bald keinen Zweifel darüber, wie wenig sie sich ihm, dem Wortbrüchigen, Wort zu halten verpflichtet fühlten. Kaum waren sie der Gefahr entronnen, so schlossen sie sich aufs Neue dem Gegenkönige an und leiteten zugleich Verhandlungen mit dem Böhmenkönig ein, den sie jetzt auf ihre Seite zu ziehen hofften. Da erneuerte Ekbert seine Versprechungen dem Kaiser und bot ihm, um völlige Sicherheit für dieselben zu gewähren, Eide und Geißeln. In der That fand er noch einmal Gehör, und seine Thaten schienen endlich wirklich seinen Worten zu entsprechen.

Um Bischof Burchard zu schädigen, brach Ekbert in der Fastenzeit 1088 in das Halberstädtische ein und verheerte weithin das Land. Der Bischof bat um Waffenstillstand bis zum Palmsonntag; bis dahin wolle er mit seinen Freunden zu Goslar unterhandeln, ob sie sich dem Kaiser zu unterwerfen geneigt seien. Ekbert willigte ein, ging aber sogleich selbst

nach Goslar und reizte die Stimmung der Einwohner gegen den Bischof, den er als den Hauptanstifter aller Wirren Sachsens nicht mit Unrecht darstellte. Am Dienstag vor Palmsonntag kam Burchard mit großem Gefolge nach Goslar, wo sich gleichzeitig Hartwig von Magdeburg, Konrad von Beichlingen, ein Sohn Ottos von Nordheim, mit mehreren anderen sächsischen und baierischen Herren einfanden. Sie sollen, als man am folgenden Tage in Berathung trat, zu fernerem Widerstand ermuthigt, dagegen Burchard sich entschlossen gezeigt haben aus dem Bisthum zu weichen und in die Verbannung zu gehen. Man trennte sich ohne festen Entschluß, um am anderen Tage die Berathung fortzusetzen.

Am anderen Tage hatten die Dinge eine andere Gestalt gewonnen. Gleich in der Nacht nach der ersten Berathung brach ein Aufstand in Goslar aus; die Einwohner griffen zu den Waffen und erfüllten die Straßen mit Getümmel. Einige Vasallen Burchards eilten herbei, wurden aber theils niedergemetzelt, theils in die Flucht getrieben. Die Aufständigen drangen in die Herberge des Bischofs ein und fanden ihn in einem festen Gemache betend in Todesangst am Boden liegen. Scheite und Steine wurden auf den wehrlosen Greis geschleudert; ein verruchter Mensch rannte mit seinem Speer gegen ihn an, ohne ihn jedoch sogleich zu tödten. Indessen hatten sich die Vasallen des Bischofs wieder gesammelt, und in den Straßen entbrannte ein nächtlicher Kampf. Um die Wahlstatt zu übersehen, steckten die Vasallen die umliegenden Häuser in Brand. Da Alles nach der Brandstätte eilte, wurde auch die Herberge des Bischofs von den Aufständigen allmählich geräumt. So gelang es den Vasallen bis zu ihrem Bischofe vorzudringen und ihn auf einer Tragbahre aus Goslar zu schaffen. Man brachte ihn nach dem nahen Kloster Ilseburg: hier starb er, seine Seele noch in seinen letzten Gebeten dem heiligen Petrus befehlend, mit großer Fassung am folgenden Tage (6. April).

Burchards Tod hatte für den Kaiser und das Sachsenland eine außerordentliche Bedeutung. Der Bischof von Halberstadt, der an dem Hofe zu Goslar einst eine so wichtige Rolle spielte, hatte die königliche Autorität in Sachsen mehr, als irgend ein Anderer, untergraben. Fünfzehn Jahre hatte er den Aufstand geschürt, dreizehnmal war er selbst gegen Heinrich in den Kampf gezogen. Mit ihm ging endlich die Sippe Annos in Sachsen unter, und damit verlor der Widerstand der sächsischen Bischöfe gegen den Kaiser die Energie. Der Erzbischof Hartwig von

Magdeburg verließ nicht nur die Sache, die er bisher vertheidigt hatte, sondern erbot sich sogar die abtrünnigen Fürsten dem Kaiser zu unterwerfen. Heinrich nahm ihn zu Gnaden an und beließ ihm zum großen Verdruß seines bereits bestellten Nachfolgers das Erzstift. Dem Beispiele Hartwigs folgten die Bischöfe von Merseburg und Naumburg; auch sie behielten ihre Aemter. Was war aus den Mainzer Beschlüssen und aus denen geworden, die in Folge derselben den Krummstab erhalten hatten?

Die Aussöhnung des Kaisers mit den sächsischen Aufständigen schien zweifellos; der Gegenkönig hatte deshalb keinen Raum mehr in Sachsen. Er verlangte nach seinem Geburtsland zurück, und der Kaiser ließ ihm gern den Weg dahin offen. Die Verhältnisse des luxemburgischen Geschlechts hatten sich vielfach hier verändert. Hermanns Bruder Konrad war im Jahr 1086 auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gestorben, und sein Vetter Pfalzgraf Hermann um dieselbe Zeit abgeschieden; Beide hatten niemals dem Kaiser abgesagt, ihm nie um der falschen Krone willen, die in ihr Haus gekommen, die Treue gebrochen. Die Grafschaft Luxemburg war auf Konrads Sohn Heinrich übergegangen, die Pfalzgrafschaft auf jenen Heinrich von Laach, der sich schon früher im Dienste des Kaisers ausgezeichnet hatte. Bald nach seiner Rückkehr — im Sommer 1088 — fand auch der Gegenkönig selbst seinen Tod. Bei dem Berennen einer seiner Burgen, die ihm den Einlaß verweigerte, verlor er durch einen Steinwurf von der Mauer das Leben. Nicht im Kampf um das Reich, wie Rudolf, ist er gefallen, sondern in dem Bestreben den ererbten Besitz aus dem Schiffbruch zu retten. Die Krone, die er sich hatte aufsetzen lassen, hat ihm wenig Ehre und noch weniger Freude eingetragen. Zweimal hat er allerdings seinem König und Herrn, gegen den er sich empört, eine empfindliche Niederlage beigebracht, aber jener war nach der Niederlage immer noch mächtiger, als er im Siege. Hermanns Tod schien von so geringer Bedeutung, daß die Annalisten nicht einmal den Tag desselben verzeichnet haben. In Metz fand er sein Grab. Zwei Söhne überlebten ihn: Hermann, der Stammvater der Grafen von Salm, und Otto, der später Graf oder Pfalzgraf von Rinek genannt wird.

Als Heinrich am 10. August 1088 in Mainz Hof hielt, waren bei ihm der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Naumburg, Markgraf Ekbert und dessen junger Schwager Heinrich, der Markgraf der Ostmark. Der Kaiser verlobte sich um diese Zeit mit der

Wittwe des im Jahre zuvor verstorbenen Markgrafen Heinrich von der Nordmark, der treu zu ihm gehalten hatte*). Diese Wittwe war die Tochter des russischen Großfürsten Wsewolod, deren fremden Namen Eupraxia man in Sachsen in Adelheid umgewandelt hatte. Die sonst in jedem Betracht unerklärliche Wahl des Kaisers wurde wohl allein durch Rücksichten auf die sächsischen Verhältnisse bestimmt; er wollte in diesem Lande, welches ihm so lange entfremdet war, durch die Verbindung mit einem mächtigen Fürstenhause neuen Raum gewinnen. Mit Markgraf Ekbert schien er damals im besten Vernehmen zu stehen, und Nichts ließ ahnen, daß dieser noch einmal zu seinen alten Plänen zurückkehren würde.

War es Mißmuth über diese Verbindung und über die unerfüllten Versprechungen des Kaisers, da die Böhmen noch immer die Mark Meißen besetzt hielten, oder belebten sich die Hoffnungen Ekberts auf die Krone von Neuem, seitdem Hermann hatte weichen müssen: genug, der Markgraf spann abermals verrätherische Pläne an, und seine Anschläge wurden dem Kaiser verrathen. Schleunigst eilte Heinrich nach Sachsen. Die Fürsten empfingen ihn dort als ihren Herrn und König; nur Ekbert mied ihn und leistete auch einer Mahnung nicht Folge. Da ließ der Kaiser über ihn zu Quedlinburg Fürstengericht halten. Graf Siegfried, ein Sohn Ottos von Nordheim, erklärte Ekbert für einen Reichsfeind, über den die Acht zu verhängen sei; Markgraf Heinrich mit seinen Standesgenossen erkannte für Recht, daß sein Schwager die Mark Meißen, alle seine Lehen und Güter verwirkt habe und diese dem Kaiser anheimgefallen seien. Diesem Urtheile stimmten die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Münster, Naumburg, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Merseburg und Bamberg, wie alle anwesenden Laienfürsten bei. Der Kaiser schickte sich darauf an, die Burgen des Markgrafen in Sachsen und Thüringen sogleich in seine Gewalt zu bringen. Wie er später behauptete, wollte er Ekbert nur demüthigen, um dann noch Gnade für Recht über seinen schlimmen Vetter ergehen zu lassen. Von Hartwig von Magdeburg und anderen sächsischen Fürsten unterstützt, zog er zunächst vor Ekberts feste Burg Gleichen.

Indessen hatte der Markgraf eine bedeutende Schaar entschlossener

---

*) Markgraf Heinrich aus dem Geschlechte der Stader Grafen war 1082 seinem Vater Udo in der Mark gefolgt. Nach Heinrichs Tode kam die Mark an seinen Bruder Liudiger Udo.

Leute aufgebracht und stürmte durch das Land, rücksichtslos die Anhänger des Kaisers verfolgend. Endlich rückte er vor Quedlinburg und belagerte hier die Aebtissin Adelheid, die Schwester des Kaisers, bei der sich auch die Braut desselben befand. Heinrich sandte den Erzbischof Hartwig ab, um die Frauen zu befreien. Plötzlich aber brach Ekbert in Thüringen ein und rückte gegen Gleichen an, wo Heinrich, schlecht genug vorbereitet zu ernstem Kampfe, noch sein Lager hatte. Ein Theil des Heeres war mit Hartwig nach Quedlinburg aufgebrochen, ein anderer bei der Nähe des Weihnachtsfestes nach der Heimath entlassen. Am heiligen Abend überfiel Ekbert die unzureichende Mannschaft des Kaisers und richtete ein großes Blutbad unter derselben an. Bischof Burchard von Lausanne, der Kanzler des Kaisers, welcher die königliche Lanze trug, sank unter dem Schwerte der Feinde; das heilige Abzeichen des Königthums kam in Ekberts Hände. Mit Burchard fielen mehrere andere Geistliche. Erzbischof Liemar von Bremen und der Graf Berchthold, ein Liebling des Kaisers, geriethen in Gefangenschaft. Heinrich selbst mußte zum zweiten Male vor Ekbert sein Heil in der Flucht suchen. Er nahm seinen Weg nach Bamberg, dann nach Regensburg. Hier erklärte er am 1. Februar 1089 den Hochverräther aller seiner Habe und seiner Güter für immer verlustig, übergab die friesischen Grafschaften desselben aufs Neue dem Bischof Konrad von Utrecht, gewann sich mit anderen Vergabungen neue Anhänger in Sachsen und Thüringen. Der Triumph Ekberts über den Kaiser brachte ihm wenig Gewinn. Sachsen wollte keinen Gegenkönig mehr, am wenigsten Ekbert, der bisher alle Parteien betrogen hatte.

Um Ostern 1089 begab sich der Kaiser von Baiern aus nach den westlichen Gegenden. Am 5. April war er in Metz. Hier hatte der von ihm eingesetzte Gegenbischof Walo sich nicht behaupten können, und Brun, ein Sohn des Grafen Adalbert von Calw, war zu seinem Nachfolger bestellt worden. Aber auch er, ein wilder Mensch, war bald von den Metzern vertrieben worden, und der Kaiser gab ihn jetzt selbst auf. Brun kehrte in seine schwäbische Heimath zurück und warf sich dort auf die Seite der Gregorianer. Wenig später zog Bischof Hermann, von den Bürgern aus dem Exil gerufen, wieder in seine Stadt ein; er unterwarf sich dem Kaiser, ohne deshalb Wibert als Papst anzuerkennen. An dem großen Kirchenstreit hat er fortan sich nicht mehr betheiligt. Inzwischen war auch Dietrich von Verdun, der so oft Hermanns

Zorn erregt hatte, gestorben (4. Mai 1089), und in Dietrichs Stelle wurde ein gewisser Richer gewählt, welcher aus der Metzer Kirche hervorgegangen war und den Ansichten Hermanns näher stand. Das Herzogthum Niederlothringen übertrug der Kaiser um diese Zeit, nachdem es der junge König Konrad aufgegeben, an Gottfried von Bouillon. Nicht minder wichtig war die Verleihung des durch den Tod Siegwins erledigten Erzbisthums Köln an Hermann, den Kanzler des Kaisers, einen Verwandten des Erzbischofs Hartwig von Magdeburg. Der Kaiser begab sich selbst im Sommer nach Köln und feierte hier seine Vermählung mit Adelheid; die Krönung der Kaiserin vollzog der Erzbischof von Magdeburg, damals ohne Zweifel der einflußreichste Mann am Hofe.

Die Mainzer Beschlüsse waren so gut wie vergessen. Mit Wezilo von Mainz, der inzwischen gestorben und dem ein Thüringer, Ruthard mit Namen, gefolgt war, schienen diese für immer begraben. Auch andere Bischöfe, deren Existenz mit jenen Beschlüssen zusammenhing, wie Meinhard von Würzburg, waren abgeschieden. Wie wenig der Kaiser sich noch an dieselben gebunden fühlte, zeigte die Stellung Hartwigs. Mochte jener andere Hartwig, der sich aus dem Erzbisthum Magdeburg verdrängt sah, und die Hersfelder darüber in bittere Klagen ausbrechen, Thatsache war, daß die Einheit der deutschen Kirche nicht durch, sondern trotz jener Beschlüsse so gut wie hergestellt war und die deutschen Bischöfe sich mit wenigen Ausnahmen Heinrich abermals unterworfen hatten. Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg und Adalbert von Worms, die alten Bundesgenossen Gregors, wollten freilich die veränderte Lage der Dinge nicht anerkennen, aber sie waren ohnmächtig und wankten dem Grabe zu; Gebhard von Salzburg war bereits ihnen durch den Tod entrissen.

Nur auf Schwaben konnte der neue Papst, der jetzt in die Fußstapfen Gregors trat, noch seine Hoffnung setzen, und auch hier nicht so sehr auf den Episcopat, wie auf die Laienfürsten, die sich um den Sohn König Rudolfs, um Welf und die Zähringer schaarten. Aber auch sie zweifelten bereits an dem Sieg ihrer Sache und begannen mit dem Kaiser zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen werden die Veranlassung gewesen sein, daß Heinrich einen Kriegszug gegen Ekbert, den er im Herbst 1089 von Franken aus antrat, schnell abbrach und nach Abschluß eines Waffenstillstands in die fränkischen Gegenden zurückkehrte. Es war für lange Zeit die letzte Unternehmung des Kaisers gewesen, um mit bewaffneter

)and sein Ansehn in Sachsen zur Geltung zu bringen; nur einmal noch, :st fünfzehn Jahre später, hat er wieder den sächsischen Boden be- eten.

Ekbert ging auch ohne den Kaiser schon im nächsten Jahre zu)runde. Niemand wollte zu ihm halten, nirgends gewann er Freunde: › wurde er Aller Feind und stürzte sich in den Kampf gegen Alle. Er elagerte Hildesheim. Da ihm sich der Person des Bischofs Udo zu emächtigen gelang, gab er denselben nicht eher frei, als bis er ihm die Stadt zu übergeben versprach und für die Erfüllung dieses Versprechens Geißeln stellte; da Udo sich dann doch die Thore der Stadt zu öffnen reigerte, ließ Ekbert einem der Vergeißelten den Kopf abschlagen. Dann berfiel er seinen jungen Schwager Heinrich, den Markgrafen der Ost- ıark, wurde aber in die Flucht gejagt und irrte nun unstät umher. Schon ısteten alle Herren Sachsens, um auf ihn wie auf ein Raubthier Jagd ı machen. Nirgends war er mehr sicher. Als er, um sich vor einem nwetter zu bergen, eine einsame Mühle betreten hatte, wurde sein Ver- eck verrathen; Leute der kaiserlichen Partei überfielen und erschlugen ihn ier. Seitdem war Ruhe im Sachsenland. Mit Ekbert endete der Rannesstamm des sogenannten Brunonischen Hauses, einer von den ichsischen Königen abstammenden Nebenlinie, endete zugleich die männ- che Nachkommenschaft der Kaiserin Gisela aus ihrer ersten Ehe. Die roßen Erbgüter des Hauses, besonders Wolfenbüttel und Braunschweig, ımen an Ekberts Schwester Gertrud, die sich mit Heinrich dem Fetten, :m ältesten Sohne Ottos von Nordheim, vermählte.

Niemand hatte einst durch Ekberts Fall mehr zu gewinnen gehofft, .s König Wratislaw von Böhmen. Anders war es beschlossen. Die Mark Meißen erhielt nicht er, sondern Markgraf Heinrich von der Ostmark.)b Wratislaw gezwungen oder willig Meißen aufgab, wissen wir nicht; denfalls besaß er nicht mehr die Kraft sie zu behaupten. Auch sein Stern war im Sinken. Die Aussichten auf eine weitreichende Macht, .e sich ihm einst erschlossen hatten, verhüllten sich wieder; er mußte zufrie- :n sein, wenn er sich nur im eigenen Lande aufrecht erhielt.

Die Streitigkeiten des Böhmenkönigs mit seinem Bruder Gebhard ediehen so weit, daß dieser endlich Böhmen verließ und sich zu König adislaw nach Ungarn begab, wo er im Sommer 1089 sein Ende fand. Schon war auch Wratislaws Tochter, die Polenherzogin Judith, gestorben 1085), nachdem sie wenige Tage vor ihrem Tode ihrem Gemahl noch einen

Thronerben geschenkt hatte. Mit ihrem Ende sank der Einfluß Böhmens auf die polnischen Angelegenheiten. Mieczislaw, der Sohn König Boleslaws, kehrte, von Ungarn aus unterstützt, in die Heimath zurück, und Herzog Wladislaw mußte seinem Neffen eine ehrenvolle Stellung einräumen (1087). Starb der Jüngling auch nach wenigen Jahren, so gewann damit doch der Böhmenkönig Nichts. Denn der Polenherzog lehnte sich fortan unmittelbar an den deutschen Kaiser, mit dessen Schwester Sophia, der Wittwe König Salomos, er sich im Jahre 1088 vermählte. Als Wratislaw dann auch mit seinem Bruder Konrad von Brünn in Zwist gerieth, fiel selbst sein eigener Sohn Bretislaw von ihm ab und wanderte mit 2000 Anhängern nach Ungarn aus.

Der Böhmenkönig löste seinen Bund mit Kaiser Heinrich nicht, aber in die deutschen Angelegenheiten hat er nicht ferner eingegriffen. Es war ein Glück für unser Vaterland, daß es zunächst nicht mehr von böhmischen Horden durchzogen wurde. König Wratislaw fand am 14. Januar 1092 auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde den Tod; ihm folgte als Herzog von Böhmen sein Bruder Konrad. Den königlichen Namen erbte der Nachfolger nicht, die mit demselben verbundenen Rechte hat er nicht in Anspruch genommen. So hatten die Beschlüsse der zweiten Mainzer Versammlung, wie die der ersten, ihre Bedeutung verloren.

Der Aufstand in Schwaben.

In Schwaben allein war es Gregor geglückt, jenseits der Alpen eine ähnliche Volksbewegung hervorzurufen, wie die lombardische Pataria. Die Mittelpunkte derselben waren die Klöster am Schwarzwald, vor allen Hirschau mit seinem überaus eifrigen Abte Wilhelm, St. Blasien und Schaffhausen. Diese Klöster standen mit der kirchlichen Partei in Italien in ununterbrochener Verbindung; von ihnen gingen die Streitschriften aus, welche den Widerstand gegen Wibert und die Mainzer Beschlüsse in Deutschland rege erhielten; sie entsandten die Prediger, welche das Volk gegen den gebannten Kaiser und die ihm anhängenden Bischöfe aufregten. Diese Mönche, welche offen den Aufstand gegen den Oberherrn und die Kirchengewalten predigten, waren in unseren Gegenden eine neue Erscheinung. Sie fesselten die Aufmerksamkeit schon durch ihre äußere Erscheinung, die ungewöhnlich großen Tonsuren, die weiten Kleider, die verzückten und schwärmerischen Geberden.

Es war eine Zeit, wo diese Mönche leicht Eindruck machen konnten. Die Verwirrung aller Verhältnisse, der aus ihr entspringende Nothstand, der immer wachsende Hang zu äußerer Devotion und geistlichem Fanatismus wirkten zusammen, um ihnen große Erfolge in Schwaben zu sichern. Bald füllten sich die Klöster dort so, daß die Räume die Masse der zuströmenden Brüder nicht faßten. Die vornehmsten Herren drängten sich zu den Mönchen. Man sah Markgrafen und Grafen als Laienbrüder die niedrigsten Dienste mit Freuden verrichten; man fand sie in der Mühle und in der Küche der Klöster beschäftigt, ja selbst bei den Schweineheerden als Hirten; in zerrissenen Gewändern mit struppigen Bärten gingen diese „Armen Christi" einher, welche vordem in der Welt geglänzt hatten. Als die Klöster die zuströmende Menge nicht mehr bergen konnten, that man sich außerhalb derselben zu Vereinen zusammen, die nach klösterlicher Art eingerichtet waren und sich unter die Leitung eines Priesters oder Mönchs stellten. Die Frauen folgten dem Beispiel der Männer, die niederen Stände ahmten die Sitte der höheren nach. Zahllose Bauerndirnen entsagten der Ehe, um ein gemeinsames Leben nach der Anweisung eines geistlichen Vaters zu führen. Die Weiber verließen ihre Gatten und bildeten Vereine gleicher Art. Ganze Dorfschaften führten das gemeinsame Leben bei sich ein und unterwarfen sich einem Mönche oder strenggläubigen Priester. Ueberall im Schwabenlande entstanden diese „Brüderschaften des gemeinsamen Lebens", welche Papst Urban schon bei seiner Anwesenheit als Legat hatte kennen lernen und bald nach dem Antritt seines Pontificats förmlich bestätigte; er wollte in ihnen eine Rückkehr zu den ältesten Formen der christlichen Kirche erkennen.

Wie mächtig der religiöse Trieb der Zeit auch war, niemals hätte diese schwäbische Pataria, zumal ihr der Episcopat entschieden abhold war, eine Bedeutung gewonnen, wäre sie nicht von den hervorragenden Fürsten des Landes unterstützt worden. Der Gegenherzog Berchthold von Rheinfelden, Welf und die Zähringer förderten sie, weil sie in diesen Klöstern und Vereinen ein wirksames Mittel sahen, Schwaben im Aufstande gegen den Kaiser zu erhalten. Die Zähringer standen überdies diesen Brüderschaften auch in der Gesinnung nahe. Von den drei Söhnen jenes alten Herzogs Berchthold, der während der Jugend des Kaisers einen bedeutenden Einfluß geübt hatte, hatte der eine, Markgraf Hermann, in jungen Jahren Weib und Kind verlassen, um in Cluny die

Kutte anzuziehen, und war dort im Jahre 1074 gestorben *). Ein anderer Sohn Berchtholds, Gebhard mit Namen, war früh in das Kloster Hirschau getreten, dann von Urban II. während seiner Legation in Deutschland im Jahre 1084 zum Bischof von Konstanz erhoben und geweiht worden. Nach dem Tode jenes Otto, der den Gregorianern so vielen Anstoß gegeben hatte (1086), gelang es Gebhard in dem Bisthum festen Fuß zu fassen, und bald fielen ihm neue Ehren und Pflichten zu, da ihn der Papst durch ein Schreiben vom 18. April 1089 zu seinem stehenden Legaten in Deutschland neben dem alternden Altmann ernannte. Ein geschickteres Werkzeug, um die kirchliche Bewegung in Schwaben zu erhalten, konnte der Papst nicht wählen; denn Gebhard besaß nicht nur den Eifer, sondern auch die Macht, dem Stuhle Petri die größten Dienste zu leisten. Ihn unterstützte sein älterer Bruder Berchthold, welcher die Hauptmasse der väterlichen Güter und mit ihnen den herzoglichen Namen übernommen hatte; Berchthold bekannte sich in die Hand seines Bruders als Vasall des apostolischen Stuhls und stellte damit Alles, was er hatte, in den Dienst des heiligen Petrus. Dagegen fesselte Welf nicht sowohl kirchliches Interesse, als der Vortheil seines Hauses an die päpstliche Partei. So nahe dieser auf deutschen Boden verpflanzte Lombarde Gregor VII. gestanden hatte, würde er in der Opposition gegen den Kaiser kaum ausgedauert haben, wenn es ihm nicht um den Wiedererwerb des Herzogthums Baiern zu thun gewesen wäre. Um sich den Zugang zu demselben zu öffnen, richtete er immer von Neuem seine Angriffe auf Augsburg und Bischof Siegfried, der mit bemerkenswerthem Eifer die kaiserliche Sache vertrat, und es war von nicht geringer Bedeutung, daß er endlich am 12. April 1088 nicht nur die Stadt durch einen nächtlichen Sturm einnahm, sondern auch Siegfried in seine Gewalt bekam. Er ließ die Mauern bis auf den Grund abtragen und schleppte den Bischof mit sich fort. Der Gegenbischof Wigold kehrte in die Stadt zurück. Konnte sich auch weder Wigold dort behaupten, noch nach seinem bald darauf eintretenden Ende der Nachfolger, so blieb doch Augsburg in Welfs Gewalt und Siegfried in seinen Händen; selbst, als er im Jahre 1090 letzteren gegen ein großes Lösegeld entließ, konnte sich Augsburg nicht wieder auf die kaiserliche Seite schlagen. Auch in Baiern hatte Welf,

*) *Sein Sohn Hermann erbte die Besitzungen des Vaters und ist der Stammvater der Markgrafen von Baden.*

wie wir wissen, inzwischen manche Freunde gewonnen, obschon der Kaiser noch immer die Oberhand hier behalten hatte. Hätte sich im Drange der Verhältnisse Heinrich bestimmen lassen dem alten Widersacher sein Herzogthum zurückzugeben, so ist kaum zu bezweifeln, daß er sich ihn, der des Kampfes fast müde war, versöhnt haben würde. Urban II. kannte Welf zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihn nur durch Aussichten auf große Erwerbungen für sein Haus der kirchlichen Sache erhalten könnte, und solche Aussichten eröffnete er ihm, indem er sich zum Vermittler einer politischen Ehe machte, welche die große Gräfin Mathilde mit dem Welfischen Hause, die lombardische Pataria mit der religiösen Bewegung in Schwaben in unmittelbare Verbindung setzte.

Es war vielleicht das schwerste Opfer, welches Mathilde der römischen Kirche brachte, daß sie sich zum zweiten Mal zu einer Scheinehe hergab. Die erste war bereits vor dreizehn Jahren durch den Tod Herzog Gottfrieds des Höckrigen gelöst worden. Seitdem war ihre Hand wiederholentlich von italienischen und fremden Großen umworben worden, welche die reiche Erbschaft, von der man nicht wußte, daß sie der römischen Kirche bereits verschrieben war, mehr anzogen, als die Reize der längst verblühten Frau. Beharrlich hatte sie diese Bewerbungen zurückgewiesen. Wenn sie sich dennoch jetzt, über vierzig Jahre alt, Welfs Sohn, einen siebzehnjährigen Jüngling, zu ihrem Gemahl zu nehmen entschloß, so konnte sie dazu nur das Interesse der Kirche bewegen. Den jungen Welf, wie seinen Vater und Großvater, den alten Albert Azzo II. *), verführte die Aussicht, die großen Erbgüter Mathildens den Estensischen Besitzungen hinzuzufügen. Im Jahre 1089 ging der junge Welf über die Alpen, um eine Ehe zu schließen, welche ihn dem Gelächter der Welt preisgab und den Ruf der großen Gräfin schmählich gefährdete, aber der kirchlichen Partei erhebliche Vortheile in Aussicht stellte.

Mathilde verlangte wenig mehr von ihrem Gemahl, als daß er entschlossen ihren Feinden begegnete. Der Kampf hatte in der Lombardei ununterbrochen fortgedauert; die Pataria griff immer weiter um sich und verstärkte Mathildens Macht. Auch die Bürgerschaften ihrer Städte, denen sie jetzt Privilegien über Privilegien ertheilte, ergriffen für sie

---

*) Vergl. S. 185.

nun die Waffen. Um den Widerstand der Wibertisten zu beleben, hatte der Kaiser dagegen im Anfange des Jahres 1088 den jungen König Konrad über die Alpen gesendet, und diese Maßregel scheint nicht ohne Erfolg gewesen zu sein. Welf mußte sich sogleich in den Kampf gegen die Wibertisten werfen, aber seine ersten Waffenthaten waren nicht vom Glück begünstigt. Die große Gräfin betrieb deshalb einen Waffenstillstand, der bis Ostern des nächsten Jahres (1090) bewilligt wurde.

Es war um dieselbe Zeit, daß Welf und die anderen schwäbischen Fürsten mit dem Kaiser die bereits erwähnten Friedensverhandlungen einleiteten. Sie kamen persönlich mit ihm zusammen; vielleicht in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest 1089 feierte. Sie versprachen sich ihm zu unterwerfen, wenn er Wibert aufgeben und sich durch einen Bischof der Gregorianischen Partei wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen lassen wolle; ohne Zweifel verlangten sie zugleich die Zurückstellung ihrer eingezogenen Güter und Lehen. Der Kaiser, auf den die Verbindung der großen Gräfin mit den Welfen einen tiefen Eindruck gemacht hatte, soll einer Verständigung mit den schwäbischen Fürsten nicht abgeneigt gewesen sein, aber manche Bischöfe, welche nach Wiberts Fall, da sie von Wibertisten gewählt waren, ihre Absetzung fürchteten, widersetzten sich mit Entschiedenheit jedem Abkommen. Die Verhandlungen sind dann noch im Februar 1090 zu Speier abermals aufgenommen worden, aber nicht mit besserem Erfolg. Schon war der Kaiser selbst nach Italien zu gehen entschlossen, um den Bund zwischen Mathilde und den Welfen, zwischen den aufständigen Lombarden und Schwaben zu sprengen. Gegen Ende des März 1090 verließ er mit einem Heere den deutschen Boden, nahm den Weg über den Brenner und war am 10. April in Verona. Er eilte gegen Mantua, den Hauptsitz der großen Gräfin, und begann bereits im Mai die Belagerung der Stadt. Nirgends war er bis dahin einem ernsten Widerstande begegnet; die meisten Städte hatten ihm die Thore geöffnet, viele Herren der Lombardei ihn freudig begrüßt.

Unbekannt ist, welche Anordnungen im Einzelnen der Kaiser in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit traf. Wir hören zwar, daß der Pfalzgraf von Lothringen Heinrich von Laach zum Statthalter des Kaisers bestellt wurde, aber die Herzöge und Grafen scheinen durch die Autorität dieser Statthalterschaft wenig beschränkt zu sein. Im oberen Deutschland ließ Heinrich den Bürgerkrieg zurück. In Schwaben tobte der

Parteikampf in alter Weise fort, und es machte wenig Eindruck, daß zwei hervorragende Führer der Aufständigen um diese Zeit den Tod fanden. Graf Hugo von Egisheim, der mächtigste Mann im Elsaß, wurde im Schlafgemach und an der Seite des Bischofs von Straßburg von den Leuten desselben erschlagen (4. September 1089). Der Gegenherzog Berchthold von Rheinfelden starb am 18. Mai 1090 ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Sein Tod vermehrte die Macht der Zähringer, da der größte Theil seiner Güter an seinen Schwager Berchthold von Zähringen kam, der zwei Jahre später von den Aufständigen auch zum Herzog von Schwaben erhoben wurde. Wenn hier die kirchliche Partei im entschiedenen Uebergewicht blieb, so behauptete dagegen in Baiern die kaiserliche ihre Stellung. Wenn es auch gelang zwei Jahre nach Gebhards von Salzburg Tod im März 1090 ihm einen Nachfolger in dem aus Hirschau herübergekommenen Thiemo zu geben, so konnte sich dieser doch nur mit Mühe gegen den kaiserlichen Gegenbischof behaupten, und auch der Bischof von Freising, der zu Welf hielt, schwebte in stäter Gefahr. Noch günstiger stand die kaiserliche Sache in Kärnthen. Mochte Herzog Liutold in der letzten Zeit verdächtig geworden sein, er fiel doch nie vom Kaiser ab, und als er unerwartet im Jahre 1090 starb, folgte ihm im Herzogthume sein Bruder Heinrich, bisher Markgraf in Istrien, der gleich den anderen Eppensteinern treu zu der Fahne des Kaisers hielt.

War auch der Aufstand nicht ganz bewältigt, so war doch durch den sechsjährigen Aufenthalt des Kaisers in Deutschland Erhebliches gewonnen. Der Gegenkönig Hermann war beseitigt; Ekbert hatte in seine Stelle zu treten gesucht, aber damit nur den allgemeinsten Widerstand hervorgerufen; Welf hatte nicht einmal nach der Krone die Hand auszustrecken gewagt. Es gab nur einen König und Kaiser im Reiche, den auch der Episcopat mit wenigen Ausnahmen als seinen Herrn anerkannte; allein Gebhard von Konstanz besaß noch unter den Bischöfen eine zu fürchtende Widerstandskraft. Die sächsischen Fürsten, so lange die erbittertsten Feinde des Kaisers, waren auf seine Seite getreten; mit dem Billinger Magnus, mit den sächsischen Markgrafen, mit den Söhnen Ottos von Nordheim stand er in gutem Vernehmen. In Franken und Lothringen war die kaiserliche Autorität unangefochten. Das Schicksal des Welfen und der Zähringer und damit des schwäbischen Aufstandes mußte sich jetzt in Italien entscheiden.

8.

Aufschwung der päpstlichen Macht.

Der Kampf mit der großen Gräfin.

Als der Kaiser zum dritten Male die Alpen überstieg, hatte er nur den Untergang Mathildens und der Welfen im Auge. In der That hing an dem Kriegsglück der großen Gräfin und ihres jugendlichen Gemahls nicht allein die Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Deutschland, sondern auch die Zukunft Italiens und vor Allem des Papstthums war durch den Ausgang des Kampfs bestimmt. Mußten sich Mathilde und die Welfen dem Kaiser unterwerfen, so hatte die Pataria ihre Rolle ausgespielt, die Bischöfe der Lombardei unterwarfen sich von Neuem ihre Städte, Wibert setzte in Rom sich fest, und Urban II. blieb kaum eine andere Wahl, als die Reste der Gregorianischen Partei nach Frankreich zu flüchten, wo sie sich allgemach hätte auflösen müssen.

Das Schicksal hatte die Tochter der lothringischen Beatrix zur Schützerin des römischen Papstthums, der lombardischen Freiheit und der deutschen Fürstenmacht gegen das Kaiserthum erkoren. Eine ähnliche Stellung war ihr zugefallen, als einst ihr Stiefvater Gottfried gegen den Vater des Kaisers eingenommen und nicht mit sonderlichem Glücke behauptet hatte. Sie trat in die Fußstapfen desselben, mit klarerem Blick ihr Ziel verfolgend und mit festerem Schritt, obwohl ein Weib, ihm zueilend. So gelang der großen Gräfin jetzt mehr, als einst dem großen Herzog. Eine unheilbare Wunde schlug sie dem deutschen Kaiserthum, die Rächerin alles Mißgeschicks, welches Hildebrand, ihren väterlichen Freund, betroffen hatte. Nicht immer hat sie Waffen gegen Heinrich gebraucht, deren sie sich rühmen durfte, aber mit Recht ist ihr nachgesagt worden, daß sie vor Allem die Freiheit der Kirche, wie sie die Gregorianer verstanden, im entscheidenden Augenblick gerettet habe.

Der Kampf nahm sogleich für Mathilde die gefährlichste Wendung. Unaufgehalten war der Kaiser bis vor Mantua gerückt und hatte sogleich die Belagerung begonnen. Die Stadt war mit Lebensmitteln gut versehen, die Sümpfe des Mincio boten ihr Schutz, und die Bür-

gerschaft wurde durch neue Privilegien für ihre Herrin gewonnen. Sie beharrte deshalb im Widerstand, und Heinrich sah sich zu zeitraubenden Maßregeln genöthigt, um diesen Widerstand zu besiegen. Schon im Juni 1090 hatte er die Burg Ripalta am Mincio oberhalb Mantua eingenommen, dann besetzte er den Thurm Governolo an dem Zusammenfluß des Mincio und Po, um die Zufuhr abzuschneiden, welche Mathilde, die inzwischen die Mauern verlassen hatte, unausgesetzt der Bürgerschaft zugehen ließ. Das Leben in der Stadt wurde beschwerlich, doch an die Uebergabe derselben war noch nicht zu denken. Gegen Ende des Jahres ließ der Kaiser deshalb einen Theil seines Heeres vor Mantua zurück, um die Belagerung fortzusetzen, während er selbst sich mit dem Rest in die Gegenden am unteren Po begab und die Welfischen Besitzungen hier verwüstete. Das Weihnachtsfest feierte er mit dem Gegenpapst in Padua und kehrte erst in der Fastenzeit 1091 in das Lager von Mantua zurück. Durch die Noth bewältigt, fingen die Bürger jetzt nach elfmonatlicher Belagerung endlich an mit dem Kaiser zu unterhandeln. In der Nacht vom grünen Donnerstag (10. April) zum Charfreitag öffneten sie den feindlichen Schaaren, nachdem vorher der junge Welf, der Bischof und die ergebensten Freunde der großen Gräfin das Weite gesucht hatten, die Thore der Stadt, in welcher dann der Kaiser mit den Seinen die Ostertage verlebte.

Nachdem Heinrich eine Besatzung in Mantua zurückgelassen und einen deutschen Kleriker mit Namen Kuno zum Bischof der Stadt bestellt hatte, zog er bald nach Ostern aus, um die benachbarten Burgen Mathildens zu unterwerfen*). Aber schon am 17. Mai war er wieder in Mantua, wo ihn ein großer Hofstaat umgab. Sein Sohn König Konrad hatte sich mit vielen italienischen Großen aus dem Mailändischen und der Romagna eingestellt, unter ihnen Albert, ein Bruder des Gegenpapstes; außerdem waren mehrere deutsche und italienische Bischöfe zugegen. Der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Konrad von Utrecht waren dem Kaiser über die Alpen gefolgt; zu ihnen kam jetzt Bischof Erpo von Münster, der eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande beendet hatte. Der Kaiser besaß Streitkräfte genug, um sich während des Sommers dann alle Burgen Mathildens diesseit des Po mit Ausnahme von Piadena

*) Am 5. Mai war der Kaiser zu Bassano unweit des Oglio.

am Oglio und Nogara nördlich von Mantua, zu unterwerfen. Mathilde hielt sich auf ihren Festen im Apennin auf und suchte zunächst nur die Gebiete von Modena und Reggio vor feindlichen Anfällen zu schützen.

So große Erfolge des Kaisers blieben nicht ohne Wirkung. Schon im Anfange des Jahres 1091 hatte die kaiserliche Partei in Rom wieder völlig die Oberhand gewonnen und Wibert zurückgerufen. Urban II. irrte flüchtig in den Ländern der Normannen umher, und es war ein neuer harter Schlag für ihn, daß sein Schützer Jordan von Capua damals das Zeitliche segnete, zumal dieser Todesfall üble Verwickelungen der unteritalischen Verhältnisse hervorrief. Die Capuaner verweigerten Richard, Jordans Sohn, den Gehorsam, den sie bisher widerwillig genug dem Vater geleistet hatten, und die normannischen Herren Apuliens sahen die Verlegenheit des neuen Fürsten nicht ungern.

Nicht minder machte sich der Fortgang der kaiserlichen Waffen in Schwaben bemerklich. Mehrere vornehme Herren verließen die kirchliche Sache und achteten nicht darauf, daß sie dadurch nach der Meinung der Frommen im Lande in den Bann verfielen. Bald geriethen auch die Brüderschaften des gemeinsamen Lebens in Auflösung; es fruchtete wenig, daß sie der Papst noch mit dem Banne zusammenzuhalten suchte. Selbst Welf dem Vater wurde die Lage der Dinge bedenklich, und er versuchte seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Im August begab er sich mit anderen schwäbischen Fürsten über die Alpen und hatte mit dem Kaiser eine Zusammenkunft in Verona. Er wollte sich ihm unterwerfen, wenn eine kanonische Besetzung des apostolischen Stuhls zugestanden und ihm, seinem Sohne und ihren Anhängern die Güter zurückgegeben würden, welche ihnen widerrechtlich entzogen seien. Um dieselbe Zeit scheint ein merkwürdiges Gedicht entstanden, welches wohl eine damals weitverbreitete Meinung aussprach. Es sollten, sprach der Verfasser aus, angesehene Bischöfe und gelehrte Juristen zusammentreten, um zu entscheiden, ob Urban oder Wibert der rechtmäßige Papst; sei es Keiner von Beiden, so solle eine neue Wahl getroffen und allgemein anerkannt werden, der Kaiser aber den rechtmäßigen Papst in Rom einsetzen.

Der Kaiser war offenbar in der vortheilhaftesten Stellung: hätte er Wibert aufgegeben, so wäre jeder weitere Widerstand gegen seine Herrschaft in Italien und Deutschland fast unmöglich geworden. Aber wie konnte er den Gegenpapst jetzt fallen lassen, wo dessen Macht in

Rom sich eben wieder befestigte? Die Verhandlungen mit Welf zerschlugen sich deshalb, und nur erbitterter kehrte dieser, mit seinen Anerbietungen zurückgewiesen, nach Schwaben zurück. Neue Anstrengungen von seiner Seite um den Aufruhr im Lande zu verbreiten, blieben nicht ohne Erfolg. Wenn er aber auch die Wahl eines neuen Gegenkönigs betrieb — mochte er nun sich selbst oder Berchthold von Zähringen auf den Thron erheben wollen —, so scheiterten solche Bestrebungen doch vollständig. Es war schon viel, daß man damals in dem Zähringer wieder einen Gegenherzog gegen den Staufener einsetzte.

Um so eher konnte der Kaiser daran denken, den Krieg in Italien bald zu beendigen, als er aus Deutschland und der Lombardei neue Unterstützung erhielt. Als er im September in Verona sich aufhielt, waren die Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg und Brixen bei ihm, außerdem Herzog Friedrich von Schwaben mit seinem Bruder Konrad, der Pfalzgraf Rapoto, Konrad von Lechsgemünd und Friedrich von Bettendorf; außerdem König Konrad und der Markgraf Burchard, der Nachfolger jenes Albert, dem früher der Kampf gegen Mathilde übertragen war. Von dem größten Theil seines Heeres trennte sich der Kaiser, als er Verona verließ und sich in die Gegenden im Osten der Etsch begab. Mathilde wußte, daß er zu einem Kampfe unvorbereitet war, und sandte tausend Ritter über den Po, die mit der Welfischen Macht verbunden leicht dem Kaiser einen schweren Schlag hätten beibringen können. Dieser war selbst nicht ohne Sorge und wich acht Tage lang mit großer Vorsicht jedem Zusammentreffen aus, um sich erst zu verstärken. Mathildens Ritter wurden in Sicherheit eingewiegt, namentlich durch Hugo, den Oheim des jungen Welf, welchen der Kaiser gewonnen zu haben scheint. So scheiterte Mathildens Anschlag. Der Kaiser überfiel ihre Ritter bei Tricontai, südlich von Vicenza; manche kamen im Kampfe um, andere fielen in Gefangenschaft, der Rest rettete sich durch die Flucht. Als Sieger kehrte der Kaiser um Weihnachten nach Mantua zurück, welches er durch die Bestätigung der von seinem Vater der Stadt ertheilten Freiheiten fester an sich zu fesseln suchte.

Während der ganzen Zeit von Weihnachten 1091 bis Pfingsten 1092 scheint sich der Kaiser, streng den Gottesfrieden beobachtend, ruhig in Mantua aufgehalten zu haben. Hier investirte er am 4. Januar die neugewählten Bischöfe von Prag und Olmütz, die mit dem Böh-

grafen Rapoto über die Alpen gekommen waren. Die am Hofe anwesenden Bischöfe, namentlich Erpo von Münster, machten Schwierigkeiten die Beschlüsse der Mainzer Versammlungen aufs Neue zu verletzen, aber der Kaiser sagte zu Erpo: „Laß mich nur thun, was mein Freund der Böhmenkönig wünscht; über das Andere wollen wir seiner Zeit berathen." Wichtiger noch war, daß der Kaiser um Ostern zu Mantua auf Veranlassung des Eppensteiner Udalrich, des Patriarchen von Aquileja und Abts von St. Gallen, einem Mönch des Klosters St. Gallen, Arnold mit Namen, das Bisthum Konstanz ertheilte. Bald darauf zog Udalrich mit dem neuen Gegenbischof über die Alpen und begann aufs Neue seine alten Kämpfe gegen die Zähringer; er hoffte der Macht Gebhards, der als Legat Urbans den Aufstand unablässig schürte, mit Waffengewalt jetzt ein Ziel zu setzen.

Um diese Zeit hatte sich dem kaiserlichen Hause die Aussicht auf eine große Erbschaft in Italien und Burgund eröffnet. Am 19. December 1091 war hochbetagt die mächtige Markgräfin Adelheid von Turin verschieden. Ihre Söhne waren schon längere Zeit vorher, ohne männliche Erben zu hinterlassen, gestorben. Eine ihrer Enkelinnen war dem Grafen Friedrich, einem Sohne des Grafen Ludwig von Mömpelgard und der lothringischen Sophie*), vermählt gewesen. Diesen Friedrich, den alle Verhältnisse seiner Familie — er war ein Vetter der großen Gräfin und seine Schwester Beatrix war des älteren Herzogs Berchthold zweite Gemahlin gewesen — auf die kirchliche Seite verwiesen und der in den Kämpfen Italiens immer auf Seiten der Pataria gestanden, hatte man wohl als den Erben Adelheids betrachtet, aber auch er hatte wenige Monate (29. Juni 1091) vor dem Tode der Gräfin das Zeitliche gesegnet und seine Ansprüche einem Knaben hinterlassen, welchen Mathilde und ihre Anhänger jetzt als den rechtmäßigen Erben der glänzenden Herrschaft auf beiden Seiten der Alpen ansahen. Aber bessere Ansprüche auf dieselbe besaß der junge König Konrad, ein Enkel Adelheids von der Bertha, und die Umstände waren wahrlich nicht danach angethan, diese Ansprüche schlummern zu lassen. Der Kaiser sandte deshalb seinen Sohn mit einem Heere aus, um sich in den Besitz der ihm zugefallenen Herrschaft zu setzen.

---

*) Sophie war die Tochter Herzog Friedrichs von Lothringen, die Schwester der Beatrix, der Mutter der großen Gräfin. Vgl. Bd. II. S. 276.

Während der junge König in den Alpengegenden beschäftigt war, brach der Kaiser von Mantua auf, um Mathilde auch in ihren Burgen am Apennin anzugreifen. Im Juni ging er über den Po, und die Burgen im Lande am Panaro, wie Monte Morello und Monte Alfredo, fielen schnell. Tapfer vertheidigte sich dagegen Monteveglio, so daß man zu einer förmlichen Belagerung schreiten mußte. Im August 1092 lag der Kaiser selbst vor der Burg; bei ihm war Wibert, der dann längere Zeit in seiner Nähe verweilte. Aber trotz des Widerstandes dieser ihrer Burg war Mathildens Bedrängniß auf das Höchste gestiegen. Schon wurden ihre Vasallen abermals schwierig und drangen in sie mit dem Kaiser Frieden zu schließen; er würde ihn, wie sie betheuerten, gern gewähren, wenn nur Wibert als Papst anerkannt würde. Fast nirgends konnte die muthige Frau auf ausdauernde Unterstützung rechnen; am wenigsten bei den Welfen, wie sie bereits hinreichend erfahren hatte. Sie schien dem sicheren Untergang entgegen zu gehen und ließ sich in der That in Verhandlungen mit dem übermächtigen Gegner ein.

Der Kaiser war, wie man erwartet, von den Waffen abzustehen bereit, sobald sich Mathilde von den Gregorianern lossagte und sich Wibert als dem wahren Nachfolger Petri unterwarf. Ein Vertrag wurde abgefaßt; er bedurfte nur noch der förmlichen Zustimmung Mathildens. Sie gerieth in die furchtbarsten Zweifel, ob sie diese Zustimmung ertheilen dürfe, und verlangte nach Rath. Was ihre weltlichen Vasallen verlangten, wußte sie: deshalb berief sie auf den Anfang September mehrere Bischöfe, Aebte und Mönche nach Carpineta. Die Stimme dieser heiligen Männer sollte ihr Gottes Stimme sein. Aber auch von ihnen riethen die Meisten zu dem Vertrage, selbst der Bischof Heribert von Reggio. Um so entschiedener widersprach Abt Johannes von Canossa. Die tapfere Rede des Mönchs fand in der Brust der kräftigen Frau den lautesten Widerhall; sie verwarf den Vertrag. Es war eine entscheidungsvolle Stunde für die Geschichte des Papstthums.

Inzwischen hatte die Belagerung von Monteveglio ununterbrochen fortgedauert. Ein natürlicher Sohn des Kaisers blieb vor den Mauern der Burg *). Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß die Belagerung aufgehoben wurde. Der Kaiser wandte sich darauf zuerst nach

*) Der Kaiser ließ diesen Sohn später in Verona bestatten und ihm ein Denkmal setzen.

Reggio, wo er mehrere Tage verweilte, dann schlug er die Richtung gegen Parma ein, verließ aber plötzlich die Straße und rückte auf die Burgen der Berge zu, wo Mathilde ihre Zufluchtsstätte hatte. Er besetzte Caviliano, nahe bei Canossa; offenbar war es auf eine Ueberrumpelung dieser Hauptfeste der großen Gräfin abgesehen, auch Mathilde selbst mochte dabei der Kaiser in seine Gewalt zu bringen hoffen. In der That war Mathilde in Canossa, aber ein schneller Entschluß entriß sie der Gefahr. Nachdem sie eine Besatzung zurückgelassen, stieg sie mit dem Rest ihrer Mannschaft von der Burg herab und erreichte glücklich die unfern gelegene Feste Bianello. So nahe war sie den kaiserlichen Schaaren, nur durch eine Schlucht von denselben getrennt, vorübergezogen, daß sie den Fußtritt der Feinde hörte. Kaum in Bianello angelangt, sandte sie ihre Mannschaft zurück, um Heinrich im Rücken zu bedrohen. Die von dem Abt Johannes ermuthigte Besatzung von Canossa wartete diese Hülfe nicht ab. Als sie von Heinrichs Ausrücken hörte, machte sie einen Ausfall, bei dem sie ein plötzlich eintretender Nebel unterstützte. Kühn stürzte sie sich auf die unvorbereiteten Schaaren des Kaisers. Es kam zu einem hitzigen Kampf, in welchem der Bannerträger des Kaisers, ein Sohn des verstorbenen Markgrafen Albert, ein schweres unverschuldetes Mißgeschick hatte. Durch einen Speer bedroht, bog er sich seitwärts und sank dabei, durch die Wucht seiner Rüstung herabgezogen, vom Pferde; das Banner entfiel ihm, ein Kriegsknecht der Feinde hob es auf und brachte es nach Canossa, wo man es lange mit nicht geringem Stolze zeigte. So dicht war inzwischen der Nebel aufgestiegen, daß die Kaiserlichen nicht die Burg sehen, nicht Freund und Feind unterscheiden konnten. Heinrich entschloß sich endlich den Kampf abzubrechen und den Rückweg anzutreten. Zum zweitenmal war Canossa ein Ort traurigen Andenkens für ihn geworden.

Die nächste Nacht brachte der Kaiser in Bajano zu, dann zog er, sichtlich durch die letzten Vorgänge entmuthigt, über den Po zurück. Dieser Rückzug hob dagegen das gesunkene Selbstvertrauen der Vasallen Mathildens, bald überschritten auch sie wiederum den Po und gewannen mehrere Punkte in der Nähe von Mantua, wie Governolo und Ripalta, wieder. Es war im October 1092, daß das Glück des Kaisers diesen auffälligen Umschwung nahm. Mathilde frohlockte, daß sie den Feinde entgangen war, und raffte alle ihre Kräfte zur entschlossenen Fortsetzung des Kampfs zusammen.

Die Nachrichten, die inzwischen von Deutschland einliefen, waren nicht geeignet des Kaisers trübe Stimmung zu heben. Nicht nur in Schwaben hatte sich die Partei Welfs wieder mächtig erhoben, auch in Baiern gewann sie weiteren Raum. In Salzburg setzte sich der Hirschauer Thiemo fest und weihte sogar Pfingsten 1092 dort mit Gebhard von Konstanz und Adalbert von Worms den streng kirchlich gesinnten Propst von Augsburg Udalrich zum Bischof von Passau, nachdem der eifrige Altmann am 8. August 1091 gestorben war. Schon hatte auch Welf mit den Sachsen neue Verbindungen angeknüpft und mit ihnen eine Zusammenkunft verabredet, welche nur durch schwere Leiden, die durch eine Hungersnoth über das Sachsenland kamen, verhindert wurde. Die steigende Macht Welfs war es ohne Zweifel, welche den Kaiser veranlaßte mit König Ladislaw von Ungarn, der sich inzwischen ganz von der Gregorianischen Partei losgesagt hatte, eine Zusammenkunft zu verabreden. Kurz vor Weihnachten brach er zu derselben auf, aber Welf sperrte die Pässe, so daß der Kaiser die Rückkehr antreten mußte. Um dieselbe Zeit mißglückte der Versuch des Patriarchen Udalrich Bischof Gebhard aus Konstanz zu vertreiben und den Gegenbischof dort einzuführen; die Bürger von Konstanz nahmen für den Zähringer Partei und wiesen Udalrichs Angriff mannhaft zurück. Die Sache des Kaisers in Schwaben und Baiern stand so bedenklich, daß er die Getreuen, die ihm aus jenen Ländern über die Alpen gefolgt waren, zurücksenden mußte; auch die Staufenschen Brüder und Pfalzgraf Rapoto kehrten damals, wie es scheint, in die Heimath zurück.

Noch war Heinrich in dem größten Theile der Lombardei Herr, bald aber sah er sich auch hier bedroht. Die Pataria, durch die Waffenerfolge des Kaisers eine Zeit lang niedergehalten, erhob sich plötzlich wieder und riß in mehreren Städten das Regiment an sich. So in Piacenza, in Lodi, in Cremona, und vor Allem in Mailand. Die Bürgerschaften dieser Städte beschworen dann im Anfange des Jahres 1093 einen zwanzigjährigen Bund, um sich vereint gegen Heinrich zu vertheidigen. Es war der erste Bund italienischer Städte gegen die deutsche Herrschaft; ihm ist eine lange Reihe ähnlicher Vereinigungen gefolgt, welche den Verfall der Kaisermacht nicht am wenigsten herbeigeführt haben. Die verbündeten Städte besetzten sogleich die Alpenpässe, um dem Kaiser das Heranziehen neuer Streitkräfte aus Deutschland unmöglich zu machen.

Oft genug hatte Heinrich in seinem wechselvollen Leben einen raschen Umschlag in dem Gang der Ereignisse erfahren. Er kannte die Launen des Glücks und wußte sich gegen sie zu waffnen. Wie tief er oft gebeugt war, nie hatte man ihn bisher dumpfer Verzweiflung verfallen sehen. Aber die Schläge, die ihn jetzt schnell nach einander trafen, als er sich dem vollständigen Siege so nahe glaubte, vermochte doch auch sein zähes Herz nicht zu ertragen, zumal seinen Feinden gelang gerade die verwundbarste Stelle desselben zu treffen. Sie vermochten Sohn und Weib sich in eine hochverrätherische Verbindung gegen ihn einzulassen. Früh hatte leider der Kaiser gelernt, wie ihn der Verrath auf jedem Schritte umlauerte, daß weder die höchsten geistlichen noch die ersten weltlichen Würden des Reichs eine treue Gesinnung verbürgten. Aber jetzt erst erlebte er, daß auch auf die Sohnespflicht und das Ehrgefühl des eigenen Weibes nicht zu rechnen sei und sich selbst die traurigsten Verirrungen in Zeiten so gewaltiger Gährung mit einem Heiligenschein umgeben ließen. Es war die traurigste Erfahrung, die er bisher gemacht hatte, und sie erfüllte seinen ohnehin argwöhnischen Sinn nur mit noch finstererm Mißtrauen.

Der Verrath Konrads und Adelheids.

König Konrad, damals 19 Jahre alt, war ein stattlicher Jüngling von außerordentlicher Schönheit, kühnen und freien Sinns. Streng gegen sich selbst, nachsichtig und freundlich gegen Andere, hatte er in Italien, wo er von früher Jugend an am meisten gelebt hatte, große Gunst gewonnen. Gern hatte man ihn in der Krone vor wenigen Jahren dorthin zurückkehren sehen; denn Niemand erlitt Hohn oder Gewalt von ihm, Vielen bot er ein freundliches Wort und eine hülfreiche Hand. Und nicht allein in Italien, auch in den deutschen Ländern erwartete man Großes von der Zeit, wo er einst die Herrschaft des Vaters überkommen würde. Man versprach sich von ihm Tage des Friedens, die Beendigung dieser traurigen Wirren, unter denen man schon so lange seufzte. Denn Konrad stand den neuen Ideen nicht so feindselig gegenüber, wie der Vater. Die religiöse Bewegung, inmitten welcher er aufgewachsen war, hatte auch ihn ergriffen. Ein schwärmerischer Gemüthszug hatte sich früh in ihm, wie einst in dem Großvater,

ıtwickelt, wie er denn in Allem Heinrich III. verwandten Geistes ge-
esen zu sein scheint. Ueber die Reform der Kirche, über die Stellung
:rselben zum Staate, über die Macht des apostolischen Stuhls hegte
' andere Vorstellungen als der Vater, und vielleicht gerade deshalb,
eil er mit den simonistischen Bischöfen Lombardiens so lange hatte
:rkehren müssen.

Eine ähnliche Meinungsverschiedenheit, wie einst zwischen Kaiser
'onrad II. und seinem gekrönten Sohne, wurde wohl längst zwischen
ıeinrich und seinem bereits erwählten Nachfolger bemerkt. Gewiß
ıer wäre diese Spaltung nie zum offenen Bruch gekommen, wenn nicht
:rsönliche Zerwürfnisse der übelsten Art hinzugetreten wären. Nie-
als hat Konrad sich über dieselben aussprechen mögen, und so ist ein
ndurchdringlicher Schleier über dieselben gebreitet worden. Nur ver-
uthen läßt sich, daß sie mit der zweiten höchst unglücklichen Ehe des
'aisers in Verbindung standen. Die junge Kaiserin sah sich bald von
ırem Gemahl mißachtet, welcher ihr die gebührenden Ehren verweigerte
nd sie fast wie eine Gefangene hielt. Der Kaiser scheint der ehelichen
:reue der russischen Fürstin mißtraut und sogar ein verbrecherisches Ver-
ältniß zwischen ihr und dem eigenen Sohne besorgt zu haben. Wie
em auch sei, das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war vergiftet,
nd Mathilde war es, die dann dem unglücklichen Jüngling weiter die
Bege zum Verrath zeigte. Sie gewann das Vertrauen desselben und
rachte ihn mit den aufständigen Städten Italiens, mit den Welfen und
lapst Urban II. in Verbindung. Auch die Künste der Verführung
:rschmähte sie nicht, wenn sie dem Interesse der Kirche dienten.

Der Kaiser erhielt von dem Verrath des Sohnes Kunde und
ıußte sich der Person desselben zu bemächtigen. Aber bald gewann
'onrad die Freiheit wieder und trat nun offen auf die Seite der Feinde
ines Vaters; auf dem abschüssigen Wege, auf den er gerathen war,
ıb es keinen Halt mehr. Wahrscheinlich war es um Ostern (17. April)
093, daß der Verrath des jungen Königs offenbar wurde. Der Kaiser
ierte das Fest in Pavia, wo er sich dann noch bis gegen die Mitte
:s Mai aufhielt. Manche italienische Große waren um ihn, aber
nseres Wissens nur folgende deutsche Fürsten und Herren: der Patriarch
.dalrich von Aquileja, der Bischof Meginward von Freising, der Mark-
raf Dietpold vom Nordgau, ein Verwandter des Pfalzgrafen Rapoto
us dem Geschlechte der Grafen von Vohburg, dem durch seine Mutter

bedeutende Besitzungen im Nordgau aus der Erbschaft Ottos von Schweinfurt zugefallen waren *), endlich Heinrich von Oberndorf **) und Adalbert von Ortenburg ***). Die großen Vergünstigungen, welche damals der Patriarch erhielt, zeigen die Hülfsbedürftigkeit des Kaisers; nicht nur eine neue Schenkung für St. Gallen machte er Udalrich, sondern gab der Kirche zu Aquileja auch die Mark Krain zurück, welche nach dem Tode des Patriarchen Sieghard anderweitig ausgethan war.

Die Verzweiflung des Kaisers über den undankbaren Sohn und über die eigene Hülfslosigkeit war so groß, daß er sich selbst, wie erzählt wird, den Tod geben wollte und nur der Zuspruch treuer Freunde ihn vermochte die Last des Lebens und der Herrschaft ferner zu tragen. Er zog sich in die Gegenden im Osten der Etsch zurück, wo ihm die Macht der Eppensteiner eine Zuflucht gewährte. Eine lange traurige und thatenlose Zeit folgte für ihn, in welcher sein ungestümer Geist alle Qualen der Hölle durchlebte.

Indessen waren die meisten Städte der Lombardei Konrad zugefallen. Von Mathilde und den Patarenern bewogen, hatte der Erzbischof Anselm von Mailand feierlich den Jüngling zu Monza zum Könige Italiens gekrönt und diesen Akt dann noch einmal in der Kirche des h. Ambrosius in Mailand erneuert. Als Anselm noch in demselben Jahre (4. December) starb und Arnulf aus einer vornehmen Familie der Stadt zu seinem Nachfolger erwählt wurde, ließ dieser sich die Investitur von dem jungen Könige ertheilen †). Vielleicht daß er noch der Pataria Widerstand leisten wollte: aber wie wäre es möglich gewesen, da sie schon rings umher triumphirte? Mathilde konnte im vollsten Siegesbewußtsein schwelgen. Italien schien dem Kaiser verloren.

Auch in Rom machte sich der Umschwung des kaiserlichen Geschicks fühlbar. Zwischen dem 20. und 24. November gelang es Urban in die Stadt zurückzukehren. Er kam ohne Heer und fand bei den Frangipani Obdach. In einer ihrer Burgen bei Maria nova gaben sie dem

*) Vergl. oben S. 60.

**) Obernborf bei Donauwörth.

***) Ortenburg an der Drau.

†) Die Patarener, die von der königlichen Investitur Nichts wissen wollten, waren deshalb unzufrieden; auch Papst Urban II., der erst nach zwei Jahren Arnulf anerkannte.

ırtbedrängten und unter drückenden Schulden seufzenden Kirchenfürsten
Iohnung. Noch war die Engelsburg und der Lateran in den Händen
r Wibertisten, wie der größte Theil der Stadt. Dennoch wußte sich
rban unter dem Einfluß der augenblicklichen Stimmung zu behaupten;
ıhig konnte er das Weihnachtsfest in der Stadt begehen.

Wibert war fern. Seit geraumer Zeit war er nicht von der
eite des Kaisers gewichen und beging jetzt mit ihm Weihnachten zu
erona. Schon fing er an die Sache aufzugeben, die er bis dahin
rtreten hatte; er war entschlossen der päpstlichen Würde zu entsagen,
e er zu behaupten verzagte. Aber Heinrich mochte einsehen, daß seine
Widersacher kaum noch durch ein solches Opfer zu gewinnen gewesen
ären, und verschmähte es. Wie weit der Haß derselben ging, sollte
gerade in diesen Tagen aufs Neue erfahren. Das Maß der Schmach,
elche sie über ihn bringen wollten, war noch nicht voll. Wie sie vor
urzem den Sohn zum Verrath verführt hatten, so benutzten sie jetzt
in Weib, um ihn vor der Welt zu vernichten.

Die Lage der Kaiserin mochte unerträglich geworden sein, und dies
ın so mehr, je schuldiger sie sich wußte. Schamlos hat sie sich bald
lbst öffentlich des Ehebruchs angeklagt und sich nur damit zu recht-
rtigen gesucht, daß sie der eigene Gemahl zu demselben verleitet habe:
Iar diese Anklage begründet, so ist für Heinrichs Verfahren kaum ein
ıderer Beweggrund denkbar, als daß er offenbare Beweise ihrer Schuld
winnen wollte, um eine Scheidung zu erzwingen. Ueberall war Adel-
id von Wächtern umgeben: dennoch fand sie Mittel, eine Botschaft an
e große Gräfin zu senden, um ihre Noth derselben zu klagen und
ren Beistand in Anspruch zu nehmen. „Da erkannte die neue De-
ıra," sagt Mathildens Biograph, „daß der Herr Sissera in eines
Ieibes Hand übergeben." Ein Fluchtplan wurde gemacht und gelang.
er junge Welf brach mit einer bewaffneten Schaar auf, kam bald nach
Ieihnachten bis in die Nähe von Verona und nahm Adelheid, die
ren Wächtern entronnen war, in seinen Schutz. Die Ehebrecherin
lte zu der großen Gräfin, die sie mit den Ehren einer Kaiserin em-
ing. „Und nun schlug Jael dem großen Sissera den Nagel durch den
chlaf, daß er niedersank" *). Aller Welt bekannte jetzt Adelheid, daß
e, durch ihren Gemahl gezwungen, Ehebruch auf Ehebruch gehäuft.

*) Buch der Richter 4, 9. 21.

Heinrichs Schuld wurde, ohne sie zu untersuchen, geglaubt und Fluch über Fluch auf ihn geschleudert; das schwere und eingestandene Verbrechen des treulosen Weibes wurde gerechtfertigt, ja man suchte sie sogar als eine Märtyrin darzustellen.

So weit es möglich war, verbreitete man die traurigen Enthüllungen Adelheids, und die schlimme Absicht, die dabei leitete, wurde vollständig erreicht. Einst hatten die Sachsen sich durch die Aussprengung ähnlicher und noch boshafterer Gerüchte Heinrichs Ruf zu vernichten bemüht, aber nur halben Glauben gefunden. Jetzt waren die Umstände günstiger. „Wer von diesen Dingen hörte," sagt der Biograph Mathildens, „wurde mit Abscheu gegen die Secte des Königs und Wiberts erfüllt, und allen Orten erhob sich gewaltig die Partei des heiligen Petrus." Der Biograph frohlockt darüber, daß Mathilde mehr als Judith vollbracht habe, indem sie zweimal den neuen Holofernes erschlagen. Wie mußte der kirchliche Kampf die Sinne berückt haben, wenn die keusche Gräfin einem Weibe die Hand reichte, welche ihre Buhlschaften und ihren Verrath mit frecher Stirn vor der Welt bekannte!

Urban II. war von der Flucht der Kaiserin schnell unterrichtet worden; er billigte Mathildens Verfahren und die Nachwirkungen desselben machten sich bald auch in Rom fühlbar. Der Widerstand der Wibertisten hier erlahmte, und Urban bedurfte nur Geld, um sie sich erkaufen zu können. Vierzehn Tage vor Ostern 1094 erbot sich Ferruccio, dem Wibert die Obhut des Lateran anvertraut hatte, Palast und Kirche, die seit Gregors Entfernung immer in den Händen der Wibertisten geblieben waren, gegen eine Geldsumme Urban zu übergeben. Mühsam beschaffte ein Landsmann des Papstes, der Abt Gottfried von Vendôme, der sich gerade in Rom befand, das Geld, und um Ostern zog das Haupt der kirchlichen Partei wieder in den Lateran ein; nur die Engelsburg und die Gegenden um St. Peter blieben noch in den Händen der Wibertisten. Jetzt erst schien Urban in Wahrheit der Nachfolger Petri, da er sich den Besitz Roms gesichert hatte. So fest hielt er seine Macht hier begründet, daß er sorglos im Sommer die Stadt verließ und zu Mathilde eilte, um den herrlichen Sieg der Kirche mit ihr zu feiern.

Worauf konnte der Kaiser in dieser trostlosen Lage noch anders seine Hoffnung setzen, als auf Deutschland? Aber es blieb ihm kein Zweifel, auch hier hatten sich für ihn die Verhältnisse seit seiner Ent-

fernung ungünstiger gestaltet, sein Mißgeschick hatte den Muth seiner Freunde gebeugt, seine Feinde gekräftigt und vermehrt. Die Macht Welfs war in stätigem Wachsthum. Um dieselbe Zeit, als Konrad den Vater verließ, überfielen mehrere baierische Herren, welche zu Welf hielten, Augsburg, richteten unter den Bürgern ein Blutbad an und vertrieben den Bischof Siegfried. Die kirchliche Partei setzte in dem Abt Eberhard von Kempten einen Gegenbischof ein; die Stadt blieb in Welfs Händen. Schon sah man diesen wieder als den rechtmäßigen Herzog in Baiern an, und kaum war Konrad in Monza gekrönt, so ging er über die Berge, um dem neuen Könige seine Dienste anzubieten.

Auch in Oberlothringen erhob sich gleichzeitig mit Erfolg die kirchliche Partei. Bald nach dem Tode Bischof Hermanns (4. Mai 1090) hatten die Gregorianer den Trierer Dompropst Poppo, einen Bruder des Pfalzgrafen Heinrich, zu ihrem Bischof gewählt. Trotz der Stellung seines Bruders als kaiserlichen Statthalters, trotz Poppos eigener Stellung in Trier hielt er zu den Gregorianern, und Papst Urban belobte die Wahl der Metzer. Die Gegenpartei warf jedoch einen anderen Bischof auf, der sich eine Zeit lang behauptet haben muß. Denn erst in diesen Tagen, wo das Mißgeschick über den Kaiser hereinbrach, konnten die Metzer an die Weihe Poppos denken; sie erfolgte in der Fastenzeit des Jahres 1093 durch Hugo von Lyon und Gebhard von Konstanz. Offen sagten nun die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun ihrem Metropoliten, Erzbischof Eigilbert von Trier, und dem Gegenpapst ab. Es wurde erreicht, was Hermann von Metz so oft vergeblich erstrebt hatte: die Kirche Oberlothringens erklärte sich für die Gregorianischen Grundsätze. Schon war auch Abt Rudolf mit den Mönchen von St. Vannes nach Verdun zurückgekehrt; Niemand verfolgte sie mehr in der Stadt, deren Bischof Richer sich jetzt erst (Ostern 1093) weihen ließ. Die Weihe erfolgte zu Lyon durch Erzbischof Hugo, jenen eifrigsten Gregorianer Burgunds und Frankreichs, dessen Einfluß sich nun auch über Lothringen verbreitete.

Wohl versuchte der Kaiser dem weiteren Abfall zu steuern, doch konnte er, da seine Verbindungen mit Deutschland fast ganz abgeschnitten waren, wenig ausrichten. So sandte er im Jahre 1093 den Bischof Oger von Ivrea, der ihm seit Burchards Tode als Kanzler für Italien diente, über die Alpen, um in Augsburg eine Aenderung herbeizuführen.

Es war vergeblich; denn schon an den Pässen wurde Oger von dem Gegenbischof Eberhard gefangen genommen. Glücklicher waren zwei andere Gesandte, welche zunächst an Bischof Robert von Bamberg gesandt waren und sich dann nach Sachsen begaben, um hier einem neuen Aufstande vorzubeugen. Aus einem Schreiben, welches sie über ihre Sendung alsbald an Heinrich gelangen ließen, erfahren wir Näheres über die dortigen Zustände. Der Kaiser fürchtete vor Allem die Söhne Ottos von Nordheim. Graf Heinrich der Fette, der mit Ekberts Schwester Gertrud vermählt war, machte Ansprüche auf Gredingen im Nordgau, welches einst Ekbert zugehört hatte, dann eingezogen und durch eine Urkunde vom 5. Mai 1091 an den Bischof von Eichstett verliehen war. Die Gesandten erklärten, daß der Kaiser, wenn er Gredingen an Graf Heinrich zurückgäbe, Nichts von ihm zu fürchten hätte, sondern derselbe vielmehr in allen Dingen für ihn eintreten würde; auch die Brüder Heinrichs ließen sich leicht in der Treue erhalten, wenn der Kaiser sich so freigebig erweise, wie man ihnen Aussichten eröffnet habe; die sächsischen Fürsten hätten auf den 24. Juni eine Zusammenkunft verabredet, die sich aber vereiteln lassen würde; die Sache Konrads mißfalle Allen im Reiche, Freunden wie Feinden des Kaisers, und es sei, daß schweres Unheil aus ihr erwachse, nicht zu befürchten.

In Sachsen war in der That wenig zu besorgen. Das Volk war des Kampfes gegen den Kaiser längst müde und litt noch unter den Folgen der Hungersnoth; Viele verließen das Land, welches sie nicht ernähren konnte. Die Fürsten drückte die Herrschaft des fernen Kaisers nicht, und sie nutzten die Zeit, um ihre Macht zu befestigen. Vor Kurzem hatte der Graf Konrad von Werl die Friesen angegriffen, aber durch sie den Tod gefunden; Graf Heinrich kämpfte damals eine Fehde in Westfalen aus, Herzog Magnus machte einen Versuch sich mit Hülfe von Gottschalks Sohn Heinrich, der aus dem Exil zurückgekehrt war, der Herrschaft im Wendenlande wieder zu bemächtigen. In den sächsischen Bisthümern war der alte Hader verstummt; selbst Werner von Merseburg, der kurz zuvor (12. Januar 1093) gestorben war, hatte sich in den letzten Jahren ruhig gehalten. Nur in Halberstadt oder vielmehr im Kloster Ilseburg, gab es noch eine ungefügige Partei, welche den Abt Herrand zum Gegenbischof gewählt hatte. Herrand machte sich auf den Weg zu Papst Urban und wurde von demselben geweiht, doch vergebens bemühte sich der Papst ihm Anerkennung zu

verschaffen; der von der kaiserlichen Partei erwählte Bischof Friedrich blieb in der Gewalt. Auch alle Bemühungen Urbans, Erzbischof Hartwig wieder vom Kaiser abzuziehen, hatten keinen Erfolg. Die Zeiten, wo die Sache des h. Petrus den Sachsen die Schwerter in die Hand gegeben hatte, waren vorüber.

In anderen Theilen Deutschlands stand es freilich anders. „Ich wage euch nicht zu verhehlen," schrieb Bischof Robert von Bamberg an den Kaiser, „daß eure Freunde und Feinde sich zu neuen Anschlägen zusammen thun und eure schleunige Rückkehr zu uns dringend geboten ist, da ihr persönlich ohne Schwierigkeit beseitigen könnt, was in eurer Abwesenheit sich, wie ich fürchte, zu einem unheilbaren Uebel gestalten wird." Man sieht, Robert wollte vorbeugen, daß der Kaiser sich durch jenen Bericht seiner Gesandten nicht in falsche Sicherheit einwiegen ließ. Und in der That nahmen die Dinge im oberen Deutschland eine sehr bedenkliche Wendung. Welf, der sich wieder völlig als Herzog von Baiern betrachtete, leistete in die Hand des Legaten dem heiligen Petrus förmlich einen Vasalleneid, wie es früher schon Berchthold, der Gegenherzog von Schwaben, gethan hatte. Auf einer Versammlung, die im November 1093 die meisten schwäbischen Fürsten und Herren in Ulm hielten, beschloß man in allen geistlichen Dingen fortan nur dem päpstlichen Legaten, in den weltlichen dagegen Herzog Berchthold zu folgen. Zugleich wurde hier ein Landfriede beschworen, der vom 25. November dieses Jahres bis zum nächsten Osterfest und von da weiter auf zwei Jahre gültig sein sollte.

Der Ulmer Landfriede sollte, wie bestimmt wurde, alle diejenigen schirmen, die ihn beschworen hätten, besonders aber alle Mönche und Kleriker, die unter einem katholischen Bischofe standen, alle Kirchen, Kirchhöfe und jedes kirchliche Eigenthum; ausdrücklich ausgenommen war der Gegenbischof Arnold von Konstanz und seine Anhänger. Die Fürsten und Herren, welche den Frieden geschlossen hatten, ließen ihn in ihren Gebieten von Mann zu Mann beschwören, und da ihn Herzog Berchthold mit bemerkenswerther Strenge aufrecht erhielt, waren seine Wirkungen in Schwaben, wo seit Jahren alle Ordnung entschwunden schien, sehr wohlthätig. Bald wurde er in anderen Ländern eingeführt. Nach Baiern verpflanzte ihn Welf, und bis nach Ungarn verbreiteten sich seine Satzungen. Auch in Franken und im Elsaß fanden sie

Annahme, obwohl es mit der Durchführung hier nicht recht glücken wollte.

Nirgends zeigte sich deutlicher, wohin die weitere Entwickelung nach dieser Richtung führen mußte, als in Schwaben. Eine fürstliche Aristokratie regierte unter dem päpstlichen Legaten geradezu das Land. In der Woche vor Ostern 1094 hielt Gebhard eine große Synode in Konstanz, zu der sich viele Geistliche, zugleich die Gegenherzöge Welf und Berchthold und zahlreiche schwäbische Herren eingefunden hatten. Das strengste Verfahren gegen die verheiratheten und simonistischen Priester wurde hier eingeschlagen, ihre Messen verboten, das Volk mit dem Banne bedroht, wenn es dieselben besuchen würde; über die Fastenzeiten wurden neue Bestimmungen getroffen und viele andere Sachen berathen. Auch die Sache der Kaiserin kam auf der Synode zur Sprache; man beklagte sie als eine große Dulderin und entschuldigte ihre Flucht, während man neue Schuld auf den Kaiser wälzte. Wie weit diese schwäbischen Herren Konrad als ihren Oberherrn anerkannten, ist unklar; wir hören nur, daß der Gegenbischof Eberhard über die Alpen ging, um sich von Konrad sein Bisthum bestätigen zu lassen, und daß er in Italien den Tod fand.

Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser herbeieilte, um seine Macht zu zeigen. Aber Italien jetzt verlassen hieß kaum etwas Anderes, als das Land aufgeben, Wibert und die Wibertisten dem Verderben überliefern. Noch glaubte der Kaiser nicht, daß er Italien ganz verloren habe.

Urbans II. und Mathildens Sieg.

Wie ein Bettler war Urban vor einem Jahre nach Rom gekommen, wie ein Sieger nach Kämpfen, die freilich Andere für ihn durchgefochten, verließ er im Sommer 1094 die Stadt und trat eine Reise an, die für die Geschichte des Papstthums epochemachend wurde. Noch vor Kurzem mied man ihn eher, als man ihn suchte; jetzt strömten zahllose Schaaren herbei, wo er sich zeigte.

Zunächst begab sich der Papst in die tuscischen Gegenden, die nun wieder willig die Herrschaft der großen Gräfin anerkannten. Besonders scheint er in Pisa verweilt zu haben, der reichen, seemächtigen

und kriegsmuthigen Stadt, durch ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen aller Orten gefeiert. Schon seit Jahren hatte diese glückliche Nebenbuhlerin Genuas und Venedigs Wibert abgesagt und sich Urban und Mathilden angeschlossen. Die Dienste, welche sie der kirchlichen Sache leistete, blieben nicht unbelohnt. Urban selbst hatte den von den Pisanern erwählten Daibert, obwohl seine Laufbahn den echten Gregorianern gerechten Anstoß gab, zum Bischof der Stadt geweiht und ihm dann (1092) auf Mathildens Wunsch die erzbischöfliche Würde ertheilt; alle Bisthümer Corsicas waren dem neuen Erzstift untergeordnet worden. Die Stadt und der Erzbischof wetteiferten jetzt ihre Dienstwilligkeit dem gütigen Papst zu bezeigen; ihre ganze Macht stellten sie ihm zu Gebote.

Von Tuscien aus ergingen nach allen Seiten die Einladungen des Papstes zu einer großen Synode, welche in der Fastenzeit zu Piacenza, im Mittelpunkt der Lombardei, gehalten werden sollte. Hier, wo die Kämpfe der Pataria mit der größten Erbitterung unter reichen Strömen Blutes durchgefochten waren, wollte Urban sein Siegesfest feiern*).

Im Anfang des Februar 1095 ging der Papst über den Apennin und traf in der Lombardei mit der großen Gräfin zusammen, die ihn nicht wie den Nachfolger des h. Petrus, sondern wie den Apostelfürsten selbst aufnahm. Sie zog mit ihm nach Piacenza, wohin schon die Gläubigen von allen Seiten strömten. Am 1. März wurde die Synode eröffnet. Eine große Zahl von Bischöfen waren aus Italien, Frankreich und Burgund erschienen, aus Deutschland mindestens Thiemo von Salzburg, Udalrich von Passau und Gebhard von Konstanz. Um sie schaarten sich eine gewaltige Menge von Aebten mit ihren Mönchen, Weltgeistlichen und Laien; man zählte gegen 4000 Kleriker und über 30000 Laien. Auch die Letzteren hatten ja an den Kämpfen der Lombardei lebendigsten Antheil genommen, und es war natürlich, daß sie den Sieg mitfeierten. Keine Kirche konnte die Menschenmasse fassen, welche den Papst sehen und hören wollte: deshalb wurde die erste und dritte Sitzung der Synode auf einem offenen Felde abgehalten. Diesen Verstoß gegen kirchliche Sitte rechtfertigte man damit, daß Moses die Gebote Gottes unter freiem Himmel dem Volke Israel überliefert, Christus seinen Jüngern vom Berge gepredigt habe.

Die Simonie, die Priesterehe wurden aufs Neue verurtheilt, die

*) Der vom Kaiser eingesetzte Bischof Winrich war von den Patarenern vertrieben.

Lehre Berengars von Tours, der längst bei den Todten weilte, abermals verworfen, vielfache Bestimmungen über die Fastenzeiten und andere kirchliche Dinge getroffen, das Verfahren gegen die zahllosen Excommunicirten in milder Weise geregelt. Wichtige Beschlüsse faßte so die Versammlung; besonders deshalb von Bedeutung, weil sie jetzt von einer siegbewußten Macht ausgingen. Nicht mehr eine leere Theorie, sondern eine greifbare Wirklichkeit schien nun die Reform der Kirche, welche vom Stuhle Petri im Kampfe mit dem Kaiserthum unternommen war.

Von nicht minderer Bedeutung waren die Verhandlungen, welche unmittelbar in die großen Welthändel eingriffen. Die Sache der Eupraria fesselte vor Allem die allgemeine Aufmerksamkeit. Die kaiserliche Ehebrecherin erröthete nicht selbst vor diese zahllose Menge hinzutreten, um ihre Schuld nur zu offen zu bekennen, um größere Schuld auf ihren Gemahl zu häufen. Mitleid mit ihr, Abscheu gegen Heinrich erregten ihre Enthüllungen in der Versammlung. Der Papst erließ der Kaiserin jede Buße für ihre Vergehungen; gegen den Kaiser waren die Strafen der Kirche längst erschöpft, aber Haß ließ sich noch immer auf Haß häufen, die Wuth der Leidenschaft steigern — und welcher Sturm des Fanatismus wird sich in dieser Versammlung erhoben haben! Nachdem Euprarias Bekenntnisse ihre Wirkung gethan hatten, wurde das schamlose Weib bei Seite geschoben. Die Russin kehrte bald darauf in ihre Heimath zurück und verbarg hier ihr elendes Dasein nur zu spät vor der Welt*).

Noch andere ähnliche Aergernisse, welche tief in die politischen Verhältnisse eingriffen, beschäftigten die Synode, und bei ihnen zeigte sich der Papst nachsichtig genug. König Philipp von Frankreich hatte nach einer fast zwanzigjährigen und mit Kindern gesegneten Ehe die flandrische Bertha verstoßen**) und lebte seit längerer Zeit mit der schönen Bertrada, der entführten und verführten Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, in einer der Welt und der Kirche gleich anstößigen Ehe. Leider hatten sich Bischöfe in Frankreich gefunden, welche die Ehe einzusegnen sich nicht geschämt hatten, und nach dem Tode der unglücklichen Bertha

*) Nach dem Tode Heinrichs trat Eupraxia im December 1106 in ein Kloster zu Kiew und starb dort am 10. Juli 1109.

**) Vgl. oben S. 163.

im Jahre 1094 zeigte sich sogar der Erzbischof Rainold von Reims die Heirath des Königs anzuerkennen bereit. Auch dem Papst schien eine gütliche Beilegung der widerwärtigen Sache wünschenswerth zu sein, denn er trat deshalb mit dem Erzbischof von Reims ohne die Vermittelung seines Legaten Hugo von Lyon, der auch hier mit dem gewohnten Eifer vorgegangen war, in unmittelbare Verbindung. Der Legat hatte sich aber dadurch nicht hemmen lassen mit aller Strenge gegen den König vorzugehen: auf einer Synode zu Autun am 16. October 1094 hatte er kraft apostolischer Vollmacht nicht nur über den Kaiser, über Wibert und alle Wibertisten den Bann erneuert, sondern auch König Philipp excommunicirt. Der Papst mußte nun selbst die arge Sache in die Hand nehmen und hatte den König, Hugo von Lyon und den Erzbischof von Reims nach Piacenza beschieden. Aber weder der König noch Hugo stellte sich der Synode; der Letztere hatte nicht einmal gleich dem Könige sein Ausbleiben entschuldigt. Dennoch kam die Angelegenheit, welche ganz Frankreich bewegte, zur Verhandlung. Hugo wurde wegen Ungehorsams vom Amte suspendirt, dem Könige bis Pfingsten eine neue Frist gewährt, welche er jedoch abermals dann verstreichen ließ.

Besonderes Aufsehen erregte auf der Synode eine Gesandtschaft von Byzanz, welche der Kaiser Alexius abgeordnet hatte, um den Papst und die abendländische Christenheit zum Beistande gegen die Seldschuken aufzurufen, welche beinahe schon bis zu den Thoren seiner Hauptstadt vorgedrungen waren. Dieselbe Aufnahme, die einst Gregor VII. dem gleichen Hülfsgesuch Kaiser Michaels hatte angedeihen lassen, fand die Botschaft des Alexius bei Urban. Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der griechischen und armenischen Christenheit mit der lateinischen, auf die Anerkennung der Autorität des apostolischen Stuhls im ganzen Osten, auf die Herstellung des Christenthums an den heiligen Stätten erneuerten sich *); es war ja eine Zeit, wo sich Urbans Seele leicht jeder Hoffnung erschloß. So rief er auf der Synode die Gläubigen zur Unterstützung der griechischen Kirche und des griechischen Kaisers auf, und seine Worte fanden solchen Anklang, daß Viele eidlich versprachen nach dem Osten zu ziehen, um dem Kaiser Beistand gegen die Ungläubigen zu leisten. Aehnliches hatten einst auch Tausende Gregor

*) Vgl. oben S. 243. 249. 250.

versprochen, und kaum war wahrscheinlich, daß diese Unternehmung jetzt einen günstigeren Fortgang haben würde, als zwanzig Jahre früher das mit dem glühenden Eifer eines Gregor betriebene Werk. Niemand ahnte wohl noch, daß hier zuerst ein Ruf erschollen war, der bald, von Millionen von Stimmen wiederholt, das ganze Abendland in hundertjährige Kämpfe führen, der Entwickelung der Menschheit eine neue Wendung geben sollte.

Am 7. März wurde die Synode geschlossen. Die Kerzen wurden angezündet und gelöscht, indem alle Flüche der Kirche von Neuem auf Heinrich, Wibert und ihre Anhänger geschleudert wurden. Tage großer Befriedigung waren es für den Papst gewesen, welche er in Piacenza gefeiert hatte. Bis in den Anfang April verweilte er noch in der Stadt, dann zog er gegen Cremona, wo ein neuer Triumph seiner harrte, indem er mit König Konrad zusammentreffen sollte, der durch den Verrath des Vaters ein gehorsamer Sohn der Kirche geworden war.

Konrad ließ seinen Gehorsam die Welt sehen. Als sich der Papst auf einem Zelter am 10. April der Stadt näherte, ging er ihm entgegen, ergriff die Zügel des Zelters und leistete dem Statthalter Petri die Dienste eines Marschalls. So hatte einst Kaiser Ludwig II. vor mehr als zweihundert Jahren auf Bogenschußweite Papst Nicolaus I. das Roß geführt. Es war damals eine Ehrenbezeugung, welche der Kaiser dem Kirchenfürsten erwies, dem er so eben den Weg zum Stuhle Petri bereitet hatte. Jetzt hatte dieselbe Handlung eine andere Bedeutung, wo sie ein junger Fürst leistete, der seine Macht nur der Pataria und ihrem Oberhaupte, dem Papste, zu danken hatte. Wäre darüber ein Zweifel gewesen, so hätten ihn schon die folgenden Tage heben müssen. Am 15. April legte der König öffentlich zu Cremona in die Hand des Papstes einen Eid ab, durch den er sich freilich nicht ausdrücklich als ein Vasall des Papstes bekannte, der aber doch dem Lehnseid der normannischen Fürsten Unteritaliens sehr ähnlich war und dem Papst nicht nur jede Sicherheit für seine Person, sondern auch für alle Länder des heiligen Petrus bot. Auf diesen Schwur hin nahm ihn der Papst als Sohn der römischen Kirche feierlich an und versprach ihm seinen Beistand zur Erwerbung und zur Erhaltung des Reichs, wie die Kaiserkrone, wenn er nach Rom kommen sollte; doch wurden bei dieser Zusage die Gerechtsame der Kirche und besonders die apostolischen Decrete wegen der Investitur ausdrücklich gewahrt.

Selbst Opfer, die seinem Herzen noch schwerer fielen, brachte der König der Kirche. Der Papst und Mathilde hatten seine Vermählung mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sicilien gewünscht und der Papst selbst die Heirath vermittelt. Die Konrad bestimmte Braut war ein Kind, und es konnte sich zunächst auch hier nur um eine Scheinehe handeln. Mathilde und den Papst bekümmerte dies wenig; sie sorgten zunächst nur darum, die Kräfte Italiens gegen den Kaiser zu verbinden und für den Kampf, den sie führten, die große Aussteuer der Braut zu gewinnen. Widerstrebend genug hatte der junge König sich die Fesseln einer solchen Ehe auflegen lassen, aber er begab sich jetzt nach Pisa, wo ihm das Kind und die reichen Schätze Siciliens zugeführt wurden. Indessen eilte der Papst zu einem anderen Triumph nach Mailand. Erzbischof Arnulf, der sein Vergehen die Investitur aus des Königs Händen genommen zu haben reuig abgebüßt hatte, wurde zu Gnaden angenommen und durch Gebhard von Konstanz geweiht. Die Pataria stand auch in der Hauptstadt der Lombardei jetzt in unbestrittener Herrschaft. Die Gebeine jenes Herlembald, der einst der Pataria die Fahne vorantragen, wurden vom Papste und dem Erzbischof wie die eines Märtyrers erhoben und feierlich nach der Kirche des heiligen Dionysius gebracht. Ist die Verehrung des neuen Heiligen auch selbst in Mailand niemals durchgedrungen, die Erhebung desselben war dennoch ein Vorgang, welcher den Umschwung der Zeit deutlich bezeichnete. Abermals hatte die Freiheit der Ambrosianischen Kirche einen tödtlichen Streich empfangen, und in die Annalen des Papstthums konnte nun erst mit vollstem Rechte eingetragen werden, daß Mailand sich Rom unterwerfe.

Aller Orten empfanden die Gregorianer, wie ein Erfolg sich auf den anderen drängte. Der eifrige und gelehrte Ivo von Chartres schrieb dem Papste: er könne die Freude nicht in Worte fassen, die er bei den letzten Nachrichten empfinde; das rebellische Italien beuge sich jetzt still vor der Macht des apostolischen Stuhls und der neue König des Landes sei ein gehorsamer Sohn des heiligen Petrus. In der That stand der Papst in diesem Moment an der Spitze einer großen Vereinigung aller bewegenden Kräfte der Halbinsel. Die normannischen Fürsten Apuliens und Siciliens, die große Gräfin, das seemächtige Pisa und die zur Freiheit erwachten Städte Lombardiens reihten sich um den gekrönten Priester. Wie im Jahre 1059 leitete der Papst abermals die große nationale Erhebung gegen das Kaiserthum, und inner-

lich erstarkt versprach sie Italien und dem Papstthum nun Größeres, als zu jener Zeit erreicht war.

Aber nicht genug war dem Papste seinen Sieg Italien zu zeigen. Auch dort sollte er kundbar werden, wo nicht allein Urbans eigene Wiege gestanden hatte, sondern auch die Geburtsstätte jener kirchlichen Ideen war, welche jetzt zu einer imponirenden Macht sich entfaltet hatten. Urban beschloß die gallischen Gegenden aufzusuchen, um inmitten derselben ein ähnliches Fest zu feiern, wie es die Lombardei gesehen hatte. Um den 1. August ging er über die Alpen, am 5. war er in Valence, am 15. zu Le Puy im Velay. Von hier aus erließ er Einladungen nach allen Seiten zu einer großen Synode, die er am 18. November zu Clermont zu eröffnen gedachte. Nachdem er die nothwendigen Vorbereitungen getroffen hatte, benutzte er die Zeit zu einem großen Triumphzuge durch das burgundische Königreich.

Von St. Gilles, wo Raimund, Graf von Toulouse, Herzog von Gothien und Markgraf der Provence, der reichste Erbe in Frankreich und Burgund, zugleich ein devoter Sohn des heiligen Petrus, seinen Sitz hatte, zog der Papst das Rhonethal hinauf bis nach Lyon. Kirchen weihend, Gnaden in Fülle ertheilend, Streitigkeiten schlichtend, eilte er von Ort zu Ort; er schien der Herr dieses Königreichs zu sein, nicht jener Kaiser, der in den Gegenden an der Etsch wie hinter Kerkermauern eingeschlossen saß. Am 8. October war der Papst in Lyon; der Erzbischof hatte sich entweder schon früher mit ihm ausgesöhnt oder die Aussöhnung erfolgte jetzt. Fortan waren sie eines Sinns, und die Entschiedenheit des Papstes, dessen Muth mit den Erfolgen wuchs, blieb kaum hinter den Wünschen Hugos zurück. Dann durchzog Urban das französische Herzogthum Burgund. Vor Allem zog ihn Cluny dorthin. Am 25. October weihte er in der prächtigen Basilika, mit deren Bau Abt Hugo noch beschäftigt war, den Hochaltar und einen der Nebenaltäre, während Hugo von Lyon, Daibert von Pisa und der Cardinalbischof Bruno von Segni an anderen Altären die Weihe verrichteten. Durch das Bourbonnais darauf den Weg fortsetzend, begab er sich nach der Auvergne, um an dem festgesetzten Tage die Synode zu eröffnen.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingestellt. Man zählte 13 Erzbischöfe, 80 Bischöfe und 90 Aebte; die Menge der Mönche, Kleriker und Laien ließ sich nicht schätzen. Der Papst hat die Synode wohl als



ein allgemeines Concil bezeichnet, aber besonders waren doch nur die Kirchen Frankreichs, Burgunds, Italiens und Spaniens vertreten. Aus Deutschland hatten sich Wenige eingefunden. Aus England war nur ein Gesandter des weisen Anselm erschienen, den König Wilhelm II. nach langem Zögern zum Erzbischof von Canterbury erhoben hatte und nun mit dem lästigsten Mißtrauen überwachte. Anselm hatte darauf gedrungen, daß die englische Kirche sich Urban als dem rechtmäßigen Nachfolger Petri unterwerfe, und der König hatte sich dieser Forderung nicht mehr entziehen können, hielt aber dennoch mit tyrannischer Härte seine Herrschaft über die Kirche aufrecht. Kein englischer Bischof durfte deshalb über den Kanal zu der großen Synode ziehen. Trotzdem war sie eine Repräsentation der Kirche der Westländer Europas, wie man sie bisher nicht gesehen hatte.

Die Grundprincipien der Reform, daß die Kirche katholisch, keusch und frei sein solle, wurden aufs Neue verkündigt, Simonie und Nicolaitismus abermals verurtheilt und aus ihrer Verwerfung die strengsten Consequenzen gezogen, die Freiheit der Kirche vom Staat und der Laienwelt nach allen Seiten zu sichern gesucht. Der Papst bestätigte ausdrücklich alle Beschlüsse der Synoden, welche er zu Melfi, Benevent, Troja und Piacenza gehalten hatte, und ergänzte sie durch neue Bestimmungen. Vielfache Streitigkeiten, welche sich unter den kirchlichen Behörden Frankreichs und Burgunds erhoben hatten, wurden zur Entscheidung gebracht. Nicht geringen Eindruck machte, daß der Papst rücksichtlos jetzt auch über König Philipp mitten in dessen eigenem Lande die Excommunication verhängte. Der König, der seinen Bischöfen den Besuch der Synode verstattet hatte, mochte Anderes erwartet haben, fand aber mindestens in so weit Schonung, daß er nicht der Herrschaft entsetzt, die Unterthanen nicht des ihm geleisteten Eides entbunden wurden. Nicht minder ergriff es die Gemüther, daß jetzt der Gottesfriede als allgemeines Gesetz der Kirche verkündigt wurde: unter dem Schutze desselben, gebot der Papst, sollten die Kleriker, Mönche, Pilger und Frauen zu jeder Zeit stehen, alle Andere zunächst auf drei Jahre an den bekannten Wochentagen und in den heiligen Zeiten. In diesen Gegenden, wo der Gedanke der Treuja Dei zuerst aufgetaucht war, von wo ihn Cluny in die Welt hinausgetragen, wurde er nun von einem Jünger der Congregation, der zum Stuhl Petri emporgestiegen war, abermals in wirksamer Weise in das Leben geführt. Besondere Satzungen

für die einzelnen Territorien Frankreichs stellte man sofort fest und setzte zu Wächtern des Friedens die Bischöfe und Erzbischöfe ein.

Acht Sitzungen (18.—25. November) füllten die Arbeiten der Gesetzgebung und Jurisdiction aus. Man bewunderte die heitere Würde, die milde Herablassung des Papstes, seine unerschütterliche Festigkeit inmitten einer ihn umstürmenden Menge, vor Allem seine scharfen, zutreffenden Reden. Mit jedem Tage strömten neue Schaaren herbei; denn es war wohl kein Geheimniß mehr, daß den Krieg gegen die Ungläubigen, wie es schon in Piacenza geschehen, der Papst auch hier verkünden würde. Als die neunte Sitzung am 26. November eröffnet wurde, war der Andrang so groß, daß die Kirche nicht Raum bot. Man zog hinaus auf einen weiten Platz, und hier unter Gottes Himmel ergriff der Papst das Wort, um die Bedrängniß der Christen im Osten, um die Pflichten für Jerusalem und das heilige Grab allen Gläubigen an das Herz zu legen. Tausende haben diese Worte vernommen, und Niemand ist unter ihnen gewesen, dessen Inneres sie nicht durchbebt hätten. Wohl haben Manche sie später niederzuschreiben versucht, aber Keinem ist es gelungen; der gewaltige Inhalt scheint jedes Aufmerken auf die Form unmöglich gemacht zu haben. Das ritterliche Blut Urbans wird bei diesem Kriegsruf noch einmal aufgewallt haben, und wie ein gottseliges Werk zu empfehlen sei, wußte Niemand besser, als dieser erwählte Jünger von Cluny. So zündete jedes Wort, und die Begeisterung der Zuhörer fachte die Flammen des Redners nur immer lichter an. Constantinopel trat in den Hintergrund; die heiligen Stellen, wo der Herr gelebt und gelitten, standen ihm und Allen allein vor Augen; der Herr selbst wollte sie den Händen der Ungläubigen entrissen sehen und stieg gleichsam vom Himmel herab, um seine Schaaren zu sammeln; es galt ein ihm gefälliges Werk zu thun, sich damit der eigenen Sünden zu entledigen und die Christenheit aus dem Jammer herauszureißen, in welchen sie versunken schien.

Wie hätten solche Mahnungen inmitten des lebendigsten Volks ihre Wirkung verfehlen können? Wir kennen die Fülle physischer Kräfte, die hier nach allen Seiten hinausdrängte und, soweit sie nicht draußen Platz fand, sich in inneren Kämpfen verzehrte. Wir kennen jenes abenteuernde Ritterthum, welches mit seinem Waffenruhm die Heimath, mit seinem Kriegsruhm die Welt erfüllte. Wir wissen, wie sich daneben geistiges und geistliches Leben in reicher Mannigfaltigkeit entwickelte.

Theologie und Philosophie, innigst verbunden, begannen zu tieferen Studien die Geister zu wecken. Die Lehren des Berengar, Lanfrank, Anselm und Roscellin stritten mit einander, und aus ihrem Streit erwuchs in weiteren Kreisen ein Streben nach dem Urgrund der Dinge, eine Erhebung in die Regionen des freien Denkens, ein Emporringen zum Ideal. Die Geister geriethen in stürmische Bewegung, und dieser Bewegung entsprach auch die geistliche kirchliche Richtung, so verschieden ihre Aeußerungen erscheinen. Man will Ernst machen mit der Religion: es soll besser werden in dieser Welt der Gräuel, der Zorn Gottes soll gesühnt, die Christenheit ihres Heilands würdig werden. Mit Leidenschaft wirft man sich auf ascetische Uebungen, mit Leidenschaft auf die Reform der Kirche, Klöster werden aller Orten gebaut oder erneuert. Lieber unterstellt man sich dem Papst, dem Bischof oder Abt, als dem König oder einem weltlichen Fürsten; denn diese wissen doch nicht den Weg zum Himmel zu zeigen und der argen Welt zu helfen. Ueberall ist es der Kampf, den man sucht; im Kampfe allein findet man Befriedigung, Lebensziel und Lebensgenuß. Kein Kampf aber konnte dem idealen Streben, dem kirchlichen Eifer, der Abenteuerlust mehr Raum bieten, als dieser Gotteskrieg, zu dem jetzt der Ruf erscholl; in Einem befriedigte er jede dunkele Sehnsucht, jedes unklare Verlangen.

Der Krieg gegen den Islam war nichts Neues; durch Jahrhunderte fortgeführt, war er seit zwei Menschenaltern mit Glück von dem Abendlande geführt worden. Die Wallfahrt nach den heiligen Stätten machten viele Hunderte Jahr für Jahr, und nie war der Name Jerusalems vergessen worden. Die Epoche der Kreuzzüge war durch den Gang der Ereignisse von weit her vorbereitet, wie jede andere in der Geschichte; Gregor hatte sie prophetischen Geistes vorausgesehen und ihr die Wege geebnet. Schon hatte Urban zu Piacenza den Glaubenskrieg verkündigt, und Niemand kam wohl nach Clermont, der nicht einen ähnlichen Aufruf erwartet. Und doch war es, als ob das Wort Jerusalem niemals gesprochen, als ob man niemals die Waffen gegen den Islam geführt. Was der Papst sprach, schien gleich einer Offenbarung von oben; eine neue Welt erschloß sich den Blicken und die alte sank in Staub zusammen. Nicht allein in die unabsehbaren Regionen des fernen Ostens schweifte der Geist; es war ihm zugleich, als ob sich die Räume des Himmels erschlossen. So fühlte das Volk, welches den Kriegsruf des Papstes vernahm,

und es war Allen, als ob die ganze Christenheit dieses Gefühl theilen müsse.

Kaum hatte der Papst geendet, so erscholl wie aus einem Munde: „Gott will es! Gott will es!“ Derselbe Zuruf, mit dem einst der Gottesfriede begrüßt war, ertönte jetzt zum Gotteskriege und blieb das Losungswort in demselben. Geistliche und Laien stimmten ein und stürmten herbei, um ihr Gelübde dem Papste abzulegen; zur Stunde war ein Heer von Tausenden zusammen. Der Papst versprach diesen Streitern Christi Sündenvergebung. Alle warfen sich sofort zur Erde und schlugen sich an die Brust, während der Cardinal Gregor für sie das Sündenbekenntniß sprach; darauf ertheilte der Papst ihnen Absolution, spendete ihnen seinen Segen und entließ sie nach Hause, um sich zum Kampfe zu rüsten. Ein rothes Kreuz, auf das Gewand über der rechten Schulter geheftet, bestimmte er zum Abzeichen für die Kämpfer um das heilige Grab.

Noch zwei Tage hat dann der Papst mit den Bischöfen getagt, um die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen zu treffen. Nicht selbst, wie einst Gregor, wollte er das Heer führen, sondern er bestellte zu seinem Legaten bei demselben den Bischof Adhemar von Puy, einen in geistlichen und weltlichen Dingen gleich erfahrenen Mann, der schon früher eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande gemacht hatte. Jede Vergünstigung gewährte der Papst denen, welche mitziehen würden; sie erhielten Absolution von ihren Sünden, ihre Güter wurden unter den Schutz des Gottesfriedens gestellt. Zugleich ergingen an alle Bischöfe des Abendlandes päpstliche Schreiben, mit der Aufforderung das Kreuz in ihren Sprengeln zu predigen. Schon wußte man, daß der mächtige Graf von St. Gilles, obwohl er schon ein halbes Jahrhundert zurückgelegt, mit großem Gefolge zum Kampfe rüste, daß auch der junge Robert von Flandern ausziehen werde. Mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte die Synode Alle, die das Kreuz genommen, aber sich schwachmüthig dem Gotteskriege wieder entziehen würden. Ein großes Werk war im Gange, als die Synode am 28. November ihre Sitzungen schloß.

Der Papst setzte seine Rundreise in den Ländern fort, deren König er in den Bann gethan hatte. Es zeigte sich, daß dieser König geringere Gewalt in Frankreich besaß, als der römische Bischof. Tief war dieses Königthum gesunken; die Nachfolger Hugo Capets hatten auf

dem Thron bisher mehr an Macht verloren, als gewonnen. Einst waren sie die ersten Vasallen des Reichs, jetzt überstrahlten sie nicht Wenige, die von ihnen Lehen nahmen, an Reichthum und Ansehen, und gerade sie schlossen sich eng dem Papste an. König Philipp hielt es alsbald für gerathen sich dem Urtheil Roms zu unterwerfen und sich von Bertrada wenigstens zum Schein zu trennen. So erlangte er Absolution und erwies sich nun gegen den, dessen Gewalt er nicht widerstehen konnte, als ein eifriger Diener. Nahm er auch nicht selbst das Kreuz, so legte er doch seinen Vasallen kein Hinderniß in den Weg sich dem großen Heereszuge anzuschließen; sein eigener Bruder Graf Hugo von Vermandois war einer der Eifrigsten bei der Rüstung.

Zu Limoges feierte der Papst das Weihnachtsfest. Im Anfange des Jahres 1096 besuchte er Poitiers, Angers, Le Mans, Tours und hielt in der letztgenannten Stadt die Fastensynode. Dann begab er sich nach Poitiers zurück, nahm seinen Weg über Saintes, Bordeaux, Toulouse, Carcassone nach Nimes, wohin er auf die erste Hälfte des Juli eine neue Synode berufen hatte. Wohin der Papst kam, sammelten sich neue Schaaren um ihn. Schon nahten sich ihm auch deutsche Bischöfe, welche von Heinrich eingesetzt waren, und bekannten sich als reuige Sünder; nicht nur Emehard von Würzburg gewann sich so Gnade, sondern auch Otto von Straßburg, der Bruder Friedrichs von Staufen. Der Gottesfriede und der Kreuzzug waren, wo sich der Papst zeigte, Gegenstand immer neuer Verhandlungen. Wohl nicht ohne seinen unmittelbaren Einfluß entschlossen sich Herzog Robert von der Normandie und Graf Stephan von Blois das Kreuz zu nehmen. Jener, der stäten Belästigungen durch seinen königlichen Bruder von England müde, suchte neuen Lebensmuth in der Ferne; er entschloß sich sein ganzes Land seinem Bruder zu verpfänden, um die Kosten für die Ausrüstung zu erschwingen. Graf Stephan war einer der reichsten Herren; man sagte, daß er so viele Burgen besäße, als man Tage im Jahre zählt. So sammelte er ohne Mühe eine zahlreiche und glänzende Schaar.

Kaum aber bedurfte es noch der Einwirkung des Papstes. Das Feuer, welches er in Clermont entzündet, hatte mit reißender Schnelligkeit sich durch ganz Frankreich und Burgund und weit über die Grenzen dieser Länder hinaus verbreitet. Bis zu den Ufern des Rheins war Alles bereits in der gewaltigsten Aufregung und Bewegung. Es waren nicht allein die Gesinnungsgenossen des Papstes, welche der geistliche Zug der

Zelt fortriß. Herzog Gottfried von Niederlothringen, der, obschon kein Gegner der Kirchenreform, doch stets treu zu dem Kaiser gehalten hatte, nahm das Kreuz, mit ihm seine Brüder Eustach und Balduin. Sie verpfändeten oder verkauften ihre Besitzungen, um eine recht stattliche Mannschaft zusammenzubringen. Stammten sie auch von einem französischen Vater, ihre Macht lag jetzt doch vor Allem in Lothringen, und Lothringer bildeten den Kern von Gottfrieds immer wachsendem Heere. Noch einmal zeigten sich hier die tiefen Einwirkungen, welche das französische Mönchsthum auf die lothringischen Gegenden geübt hatte. Während die mächtigen Herren in Frankreich, Burgund und Lothringen rüsteten, strömten ihnen Ritter zugleich aus den entlegensten Ländern zu: Engländer, Waliser, Dänen und Norweger. Es galt einen Kampf, wie ihn die Christenheit noch nicht durchgekämpft hatte, wo Niemand gern sein Schwert im Winkel rosten ließ.

Und nicht allein die Ritter machten sich auf, sondern auch diejenigen, denen man sonst die Waffen versagte. Auch die niederen Klassen wurden von der Strömung des Augenblicks fortgerissen, auch sie wollten an der Wallfahrt theilnehmen, und gerade sie stürmten am ungestümsten voran. Eine gewaltige Masse niederen Volks hatte sich um den Kreuzprediger Peter von Amiens gesammelt. Auf einem Esel reitend, führte der wundersame Klausner, im härenen Gewande, mit dem bis zum Gürtel herabwallenden Barte, seine aus Bauern, Handwerkern, kleinen Kriegsleuten, Mönchen, Klerikern, Weibern jeden Alters und jeden Standes bunt zusammengewürfelte Schaar vorwärts. Schon waren diese schlecht bewaffneten und schlecht versorgten Kreuzfahrer des Eremiten über den Rhein vorgedrungen; ihr Zug wälzte sich über die oberdeutschen Länder nach Ungarn hin. Aehnliche Banden hatten sich am Rhein unter den Priestern Gottschalk und Folkmar und dem Grafen Emicho, einem verrufenen Wegelagerer, aus verlaufenen Leuten gebildet: ein Verderben des Landes, wohin sie gelangten, stürzten sie schnell in das eigene Verderben.

Die abendländische Welt war in fieberhafter Unruhe, als der Papst an seine Rückkehr nach Italien dachte. Eilig nahm er sie durch die burgundischen Länder; über Avignon, Cavaillon, Apt, Forcalquier können wir seinen Weg verfolgen. Um die Mitte des August wird er am Mont Genèvre die Alpen überstiegen haben. Am 9. September sah man ihn zu Asti. Das Fest der Kreuzerhöhung (14. September) feierte er mit einem

glänzenden Gefolge von Bischöfen und Fürsten zu Mortara*). „Mit großem Gepränge und großem Ruhm," sagt ein Zeitgenosse, „kehrte er heim."

Nach kurzem Aufenthalt in Pavia begab sich Urban nach Mailand, wo er bis in den Anfang des October verweilte. Vor dem versammelten Volke predigte er dort in der Kirche der heiligen Thekla über die Bedeutung des geistlichen Standes. Nur eine Consequenz des Systems, welches er vertrat, war es, wenn er da aussprach, daß auch der geringste Priester über jeden König erhaben sei, und die errungenen Erfolge schienen darzuthun, daß dieses System nun in die Wirklichkeit getreten. Um den 1. November überschritt er dann den Apennin. Mathilde, die hocherfreut ihren großen Freund mit ausgesuchten Ehren empfangen hatte, gab ihm das Geleit auf dem weiteren Wege nach Rom.

Als der Papst nach Lucca kam, fand er dort bereits die Kreuzschaaren der Nordfranzosen, welche in Apulien überwintern und dann über das Meer gehen wollten. Er begrüßte Robert von der Normandie, Stephan von Blois und Robert von Flandern mit ihren Gefährten und entließ sie mit seinem Segen, nachdem er Stephan, dem glänzendsten Ritter Frankreichs, die Fahne des heiligen Petrus zum Glaubenskampfe verliehen hatte. Auf verschiedenen Wegen zogen darauf die Schaaren Apulien zu. Zahlreiche Kreuzfahrer kamen auch nach Rom, aber sie fanden nur Aergerniß an den heiligen Stätten. Die Wibertisten hatten sich während der Abwesenheit Urbans von Neuem erhoben, die Parteikämpfe waren in der Stadt aufs Neue entbrannt. Als die Kreuzfahrer nach St. Peter gingen, um ihr Gebet zu verrichten, wurden sie dort überfallen; mit Abscheu verließen sie, die Rache dem Höchsten anheimgebend, die ruchlose Stadt. Die Masse des Kriegsvolks, welches immer von Neuem herbeiströmte und kaum in der Stadt Platz fand, schreckte jedoch die Anhänger Wiberts, so daß sie dem heimkehrenden Papst keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Als Urban mit Mathilde heranzog, kam ihm die Bürgerschaft entgegen und holte ihn in feierlicher Procession ein. Das Weihnachtsfest feierte er mit allem Glanze im Lateran. Fast die ganze Stadt war in den Händen seiner Freunde, wenn auch die Wibertisten noch immer die Engelsburg behaupteten. Die Bürgerschaft aus allen Regionen der Stadt schwur ihm den Eid der Treue. Die nächste Fastensynode (1097) hielt er mit großer Feierlichkeit im

---

*) Mortara ist ein Ort unweit von Pavia.

Lateran; es war das erste Mal, daß er hier die Väter der Kirche versammeln konnte.

Der Erfolg erschien um so vollständiger, als bald darauf der Kaiser Italien verließ. Während sein Gegner von Land zu Land zog und ein großes Heer sammelte, saß er in unfreiwilliger Muße in einem Winkel seiner Reiche, von jeder Hülfe verlassen. Er suchte sie aller Orten. Er bestätigte die Freiheiten von Venedig und begab sich im Sommer 1095 selbst nach der Inselstadt, die seit Otto III. keinen Kaiser gesehen hatte. Aber wie wenig konnte Venedig, selbst wenn es gewollt hätte, ihm helfen! Auch bei Ungarn suchte er abermals Beistand. Am 27. Juni 1095 war König Ladislaw gestorben, ein Fürst, der sich um die Befestigung des Reichs und die Ausbreitung des Christenthums unter seinem Volke große Verdienste erworben hatte, so daß ihn später die römische Kirche ihren Heiligen beizählte. Die Herrschaft ging auf seine Neffen Kalmani und Almus, die Söhne Geisas, über: Kalmani erhielt die oberste Gewalt, den königlichen Namen und die Krone, Almus die erst jüngst dem Reiche gewonnenen Theile Kroatiens als Herzog mit ausgedehnter Gewalt. Almus hatte bereits früher die Sache des Kaisers, der Kalmani nicht sonderlich günstig war, unterstützt; jetzt wandte sich Heinrich an ihn und forderte ihn auf, bei seinem Bruder dahin zu wirken, daß er Welfs Länder mit Kriegsmacht überzöge. Aber Kalmani, den auch der Papst zu gewinnen suchte und der vor Allem sein Land gegen die immer neu anrückenden Schwärme der Kreuzfahrer nur mit Mühe schützte, konnte und wollte Heinrichs Sache nicht unterstützen.

So war der Kaiser ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und wie wenig diese ausreichten, zeigte ein Angriff auf Mathildens Burg Nogara, der völlig scheiterte. Stille Tage verlebte er darauf, bald in Verona, bald in Padua. Nur selten gelangte zu ihm Botschaft von jenseits der Alpen. Wohl nur Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Burchard von Basel stellten sich in dieser Zeit von den deutschen Bischöfen am kaiserlichen Hofe ein, Erpo von Münster scheint immer demselben gefolgt zu sein. Sonst sah man dort nur den Gegenpapst, die Bischöfe aus den Etschgegenden und der Romagna, wie einige aus der Lombardei vertriebene Kirchenfürsten. Treu hielten bei dem Kaiser die Markgrafen Burchard und Werner, Graf Manfred und einige andere Herren Italiens aus. Die wenigen Kanzleigeschäfte für Italien besorgte der Bischof Walbrun von Verona, für Deutschland der Kanzler Humbert.

Eine Hofhaltung blieb somit bestehen, aber ein Heer ließ sich nicht gewinnen, selbst die Rückkehr über die Alpen war unmöglich, so lange alle Pässe in den Händen der Feinde blieben.

Rettung kam endlich dem Kaiser von einer Seite, wo er sie früher am wenigsten hätte erwarten können. Die frevelhafte Art, mit welcher Mathilde in des Kaisers Familienverhältnisse eingegriffen, fand Vergeltung; ihre Scheinehe, immer ein Gespött der Welt, wurde zum offenen Aergerniß. Der junge Welf, längst müde den Weiberknecht zu spielen, wurde überdies inne, daß er Nichts von dem reichen Besitz der großen Gräfin gewinnen würde. Die Verschreibung ihrer Erbschaft, die Mathilde schon vor zwanzig Jahren dem h. Petrus gemacht hatte, war als ein Geheimniß bewahrt worden, aber doch mochte der junge Mann Kenntniß oder mindestens eine Ahnung davon gewonnen haben. Schon vor der Zeit der Synode von Piacenza hatte er sich deshalb von der großen Gräfin getrennt und öffentlich verkündigt, sie sei gar nicht sein Weib. Der Vater kam über die Alpen und bemühte sich den ehelichen Zwist auszugleichen, vor Allem aber Mathilde zu nöthigen seinen Sohn in den Besitz ihrer Güter zu setzen. Er verschmähte sogar nicht mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, um durch die Furcht der großen Gräfin abzupressen, was seine Ueberredungskünste nicht erreichten. Lange mühte er sich so ab, aber alle Anstrengungen waren vergeblich; Mathilde wollte von ihrem Besitzthum nicht weichen, von dem Gemahl, der sie verlassen hatte, Nichts mehr wissen. Im Sommer 1095 kehrten Vater und Sohn über die Alpen zurück, entschlossen unter günstigen Bedingungen sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Viel verhandelten sie hier mit den Fürsten über eine Aussöhnung der Parteien, aber lange erfolglos. Die kirchlich Gesinnten wollten mit dem gebannten Kaiser und seinem Anhang nichts gemein haben, die Getreuen des Kaisers mißtrauten Welf und seinen Versprechungen. So verging das Jahr 1095, so auch die Hälfte des nächsten; noch im Sommer 1096 wollte Heinrich, wie wir sahen, die Magyaren Welf auf den Hals hetzen. Aber allmählich erfolgte doch eine Annäherung zwischen dem Kaiser und den Welfen. Es stellte sich der alte Albert Azzo, ein Greis angeblich von hundert Jahren, am Hofe des Kaisers ein; er scheint den Vermittler für seinen Sohn und Enkel gemacht zu haben. Eine Aussöhnung des Kaisers mit den Welfen trat endlich ein, indem das Herzogthum Baiern ihnen von Neuem zugesagt wurde.

Jetzt erst wurden die Alpenpässe frei, jetzt erst konnte der Kaiser an seine Rückkehr denken. Nach Ostern 1097 verließ er den Boden Italiens, um ihn nie wieder zu betreten. Er scheint seinen Weg durch Kärnthen und Steiermark genommen zu haben; die Markgrafen Burchard und Werner mit geringem Gefolge begleiteten ihn. Am 15. Mai war er zu Nußdorf bei Wien, das Pfingstfest (24. Mai) beging er zu Regensburg, wo er bei den Bürgern und dem Klerus eine günstige Aufnahme fand. Noch bis tief in den Sommer verweilte er dort, dann ging er über Nürnberg und Würzburg an den Rhein, wo er zu Speier Hof hielt. Wohl suchten manche Getreue ihn auf; Manche, die wankend geworden waren, kehrten zu ihm zurück, wie der Bischof Emehard von Würzburg. Dennoch blieb es still um ihn, und sein Muth schien gebrochen. Er dachte zunächst nur daran, den inneren Frieden in den deutschen Ländern herzustellen; zu diesem Zweck hielt er einen Tag mit den Fürsten am 1. December zu Mainz. Wir wissen nicht, was dort beschlossen wurde, doch das Gefühl, daß Heinrich und mit ihm das Kaiserthum eine schwere Niederlage erlitten, mußte sich hier, wie überall in den Reichsgeschäften, geltend machen.

Der große Sieg über das Kaiserthum war vor Allem Mathilden zuzuschreiben. „Ueberall," sagt ein Gregorianer jener Zeit, „hatte die Frau Mathilde, die treffliche Herzogin und Markgräfin, die ergebenste Tochter des heiligen Petrus, sich einen gefeierten Namen gewonnen. Denn fast allein hatte sie mit den Ihrigen gegen Heinrich, den Häresiarchen Wibert und ihren Anhang sieben Jahre den Kampf bestanden und endlich Heinrich mit männlichem Muth aus Italien verjagt. Als sie aber wieder ihr Land gewonnen hatte, hörte sie nicht auf Gott und dem heiligen Petrus ihren Dank zu beweisen." Ihr Ruhm stand in Blüthe, aber diese Blüthe zeigte selbst dem flüchtigen Blicke manche fahle Blätter. Es giebt eine Fülle der Liebe, welche nicht vor dem Frevel zurückbebt und uns mit Entsetzen erfüllt. Auch Mathildens Hingabe an die Ideen Gregors streift an eine Leidenschaft, die mehr Schrecken als Bewunderung einflößt.

7.

Das Reich zur Zeit des ersten Kreuzzugs.

Unsicheres Regiment in Deutschland.

Der Ruf zur Kreuzfahrt, den Papst Urban zu Clermont erhoben, itte sogleich bis an den Rhein Wiederhall gefunden; jenseits des .usses war, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, die große Kriegsdrom- ete nicht sogleich erschollen. Als bald nach Ostern 1096*) Peter der Insiedler mit seinen bunten Schaaren durch Ostfranken und Baiern g, verspottete man hier jene Rittersleute und Bauern, die mit Wei- rn und Kindern die Heimath aufgaben, um das ungewisse Land der erheißung unter tausendfachen Gefahren aufzusuchen, die Hab' und ut verkauften, um in weiter Ferne ein neues Leben zu beginnen. ie Kreuzpredigt des Eremiten hatte im inneren Deutschland nur ge- ıgen Erfolg; Wenige schlossen sich hier ihm an. Ungehindert ließ ın jedoch diese Kreuzfahrer, unter denen leidliche Ordnung herrschte, s an die Grenzen Ungarns ziehen, und auch König Kalmani bereitete nen keinen Widerstand, so daß sie ohne große Verluste im Sommer)96 bis Constantinopel gelangten.

Dagegen hatte in den rheinischen Gegenden die ungewohnte Er- ıeinung bewaffneter Schaaren niederer Leute, wie sie Peter mit sich hrte, eine bedenkliche Bewegung hervorgerufen. Unruhiges und be- ;loses Volk griff zu den Waffen und nahm das Kreuz; es bildeten sich anden der gefährlichsten Art, denen sich wüste Rittersleute und fana- che Priester als Führer darboten und zuchtlose Weiber in Männer- :idung folgten. Eine solche Bande, von dem Priester Folkmar geführt, g vom Unterrhein durch Sachsen und Böhmen Ungarn zu, während ne andere unter dem Priester Gottschalk durch Ostfranken, Baiern und lesterreich ihren Weg nahm und sich durch zahlreiche Haufen aus chwaben und Baiern bei ihrem Vordringen verstärkte. Ein dritter ıchwarm bildete sich am Mittelrhein um den Grafen Emicho und urde durch flämische und englische Pilger vermehrt; er folgte derselben ıtraße, welche der Eremit und dann Gottschalk eingeschlagen hatten.

---

*) Ostern feierte Peter in Köln und predigte dort.

Gräuel über Gräuel bezeichneten die Wege, welche die wüsten Schwärme zogen. Diese Pilger waren meist Räuber und Mörder, denen die Religion nur zum Deckmantel der verruchtesten Verbrechen diente. Schon am Rhein begannen sie mit einer Verfolgung der wehrlosen Juden, wie man sie in solchem Umfang und in solcher Grausamkeit bisher in den deutschen Ländern nicht gekannt hatte. In Trier und Köln, in Worms und Speier wurden die Juden, wenn sie sich nicht sofort taufen ließen, ohne alles Erbarmen niedergemacht, und die Mörder theilten sich in die Schätze ihrer Opfer; vergebens suchten sich verständige Bischöfe der Unglücklichen anzunehmen. Am furchtbarsten wüthete Emichos Schaar in Mainz, wo am 28. Mai 1096 gegen neunhundert Juden im Vorhof der bischöflichen Pfalz hingeschlachtet wurden; hier betheiligte sich sogar der Erzbischof selbst an der Verfolgung und bereicherte sich und seine Verwandten an dem durch Mord gewonnenen Gelde. Mit gleicher Grausamkeit hausten diese entsetzlichen Kreuzfahrer auch an anderen Orten, wo sie auf ihrem weiteren Zuge auf Juden stießen. In Prag, wie in den Städten am Main und an der Donau wiederholten sich die Schreckensscenen von Mainz. Mit unermeßlichen Schätzen beladen, zogen die Banden den Grenzen Ungarns zu, und die Fülle ungewohnter Lebensgenüsse steigerte nur ihre Zuchtlosigkeit.

König Kalmani sah ein, daß er diesen Schwärmen nicht ohne Gefahr den Durchzug durch seine Länder gestatten könne, und sie begegneten deshalb, sobald sie seine Grenzen erreichten, herzhaftem Widerstand. Ein Heer des Königs sprengte Folkmars Schaar bei Neitra auseinander und machte die Mehrzahl der Eindringlinge nieder; ein anderes Heer Kalmanis rückte gegen Gottschalks Bande an, die inzwischen die deutsche Grenze überschritten, sich an einer gelegenen Stelle festgesetzt, hier verschanzt hatte und nun in der Umgegend Beutezüge unternahm. Auch diese Schaar hielt einem Angriff nicht Stand; sie zerstob in alle Winde, als die Magyaren ihre Rosse und ihre Schwerter gegen sie wandten. Kaum war sie zurückgewiesen, so näherte sich Emichos wildes Heer. Es schnaubte nach Rache an Kalmani, dem Verfolger der Pilger, und berieth bereits, wem die Herrschaft in Ungarn zufallen solle, wenn ihn sein Verhängniß ereilt hätte. Man ging über die Früchte des Siegs zu Rath, als man dem Verderben nahe stand. Der König zog selbst Emicho entgegen, besetzte die Wyßburg und vertheidigte sie sechs Wochen unter harten Kämpfen. Schnell sank

nun Emichos Leuten der Muth. Als ein neuer Sturm auf die Wyßburg mißglückte, zerstreuten sie sich und warfen sich in eilige Flucht, zufrieden nur dem Tod zu entrinnen.

Die letzten Reste dieser schlimmen Horden sah man nach kurzer Zeit durch die deutschen Länder wieder ihrer Heimath zueilen, und ihr Anblick war nicht geeignet die Stimmung für ein Unternehmen zu steigern, welches ohnehin die bedächtigere Art des Volkes nicht mit der flammenden Begeisterung der Franzosen aufgenommen hatte. Auch als die glänzende Schaar der Lothringer, die sich unter dem Banner Herzog Gottfrieds gesammelt hatte, im August des Jahres 1096 vorrückte, schlossen sich diesseits des Rheins nur Wenige ihr an; von den Fürsten des Reichs unseres Wissens nur Bischof Otto von Straßburg und der schwäbische Graf Hartmann. Mit Erlaubniß des Kaisers und in guter Ordnung zog dieses Kreuzheer durch Franken und Baiern. Auch König Kalmani gestattete ihm gern den Durchzug durch seine Länder, so daß es ohne große Hindernisse bis Constantinopel vordrang.

War die Masse des deutschen Volks bei der großen Bewegung der Zeit auch theilnahmloser geblieben, als die Romanen, so war doch die allgemeine Aufmerksamkeit noch ganz mit den Kreuzfahrern beschäftigt, als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte. Das Interesse an dem endlosen Kampfe zwischen Kirche und Reich war bereits im Abnehmen und wurde nun überdies durch ein Ereigniß von so wunderbarer Art wie die Kreuzfahrt zurückgedrängt. Allerdings zählte die kirchliche Partei in Schwaben und Baiern noch sehr eifrige Anhänger, aber durch den Abfall Welfs waren sie an jeder entschiedenen Maßregel gehemmt. So erklärt sich, daß der Kaiser nirgends auf einen offenen Widerstand traf, als er im Jahre 1097 Baiern, Ost- und Rheinfranken durchzog; auch in den anderen deutschen Ländern war ein solcher kaum vorhanden.

Aber auch einer lebhafteren Theilnahme der eigenen Partei begegnete der Kaiser nur an wenigen Orten. Seine Rückkehr nach sechsjähriger Abwesenheit erregte im Ganzen geringe Aufmerksamkeit und besserte vorläufig wenig in den heillosen Zuständen des Reichs, wo man der königlichen Autorität fast vergessen hatte. Pfalzgraf Heinrich war schon im Jahre 1095 gestorben. Er hatte ein schwaches Regiment geführt, und nach seinem Tode war das Reich ohne einen Stellvertreter des Kaisers gewesen.

Wir wissen, wie es die erste Sorge des Kaisers war einen allge-

meinen Frieden herzustellen. Diese lobenswerthen Bestrebungen mußten jedoch völlig erfolglos sein, so lange sich der Kaiser nicht mit seinen mächtigsten Gegnern vertragen hatte. Noch aber stand ihm Berchthold von Zähringen, der sich mit Energie als Gegenherzog in Schwaben behauptet hatte, mit seinem einflußreichen Geschlecht in Feindschaft gegenüber, und selbst die Söhne Herzog Welfs waren nicht mit dem Parteiwechsel ihres Vaters zufrieden. Als dieser im Sommer 1097 über die Alpen ging, um sich die väterliche Erbschaft zu sichern, welche seine Stiefbrüder Hugo und Fulko an sich gerissen und König Konrad ihnen bestätigt hatte*), schritten seine Söhne sogar zu Widersetzlichkeiten gegen den Kaiser und dessen Anhänger. So bemächtigten sie sich mit Gewalt des Bischofs Anzo von Brixen, der nach Altwins Tode von den kaiserlich gesinnten Domherren gewählt war. Als Herzog Welf nach Deutschland zurückkehrte, fand er seine Söhne im offenen Aufstande gegen den Kaiser; es war seine nächste Sorge sie wieder mit ihm zu versöhnen.

Schon auf einer Tagfahrt, welche der Kaiser im December 1097 zu Mainz hielt, wird die Sache der Welfen berathen sein. Nachdem er dann Weihnachten zu Straßburg gefeiert hatte, hielt er sich im Anfang des Jahrs in Rheinfranken auf: erst damals auf einem Fürstentage zu Worms scheinen sich die Söhne Welfs unterworfen zu haben, nachdem dem älteren die Nachfolge in dem Herzogthum seines Vaters im Voraus zugesichert war. Gleichzeitig oder wenig später machten auch Berchthold von Zähringen, sein Neffe Markgraf Hermann und die meisten anderen schwäbischen Großen ihren Frieden mit dem Kaiser. Berchthold, welcher die Stadt Zürich mit ihrer Umgegend vom Kaiser als unmittelbares Reichslehen erhielt, gab das Herzogthum Schwaben auf, behielt aber den herzoglichen Titel bei, den er dann weiter auf seine Nachkommen vererbte. Sein Neffe Hermann nannte sich Markgraf von der Mark Verona, welche einst dem Geschlechte gehört hatte, begann aber daneben auch schon den Namen eines Markgrafen von Baden zu führen.

Jetzt erst, nach fast zwanzigjährigem Kampfe, konnte sich der Staufener Friedrich in seinem Herzogthum festsetzen, doch lag es in der Na-

*) Der Markgraf Albert Azzo II. starb 1097 in hohem Alter; sofort nahmen Hugo und Fulko seine Hinterlassenschaft in Besitz. Welf gewann mit Hülfe der Eppensteiner seinen Brüdern die meisten Besitzungen des Hauses wieder ab, schloß aber später mit ihnen einen Vergleich, in dem er mit Fulko theilte. Hugo ging leer aus, und sein Name wird dann nicht mehr genannt.

tur der Verhältnisse, daß seine Macht gegenüber den Welfen und Zähringern eine beschränkte blieb. Die Gegensätze der Parteien, wenn sie auch nicht ganz verschwanden, begannen sich seitdem in Schwaben zu mildern; die Gläubigen traten wieder mit denen, die sie bisher als Excommunicirte angesehen hatten, in Verbindung. Die hitzigsten Wortführer der kirchlichen Partei, wie der Propst Manegold von Marbach, mußten im Kerker büßen, was sie gegen den Kaiser gefehlt hatten, oder das Weite suchen. Gebhard von Konstanz, der trotz des Abfalls seiner nächsten Verwandten treu auf der Seite Urbans verharrte, verhielt sich vorläufig, der Noth weichend, ruhiger, als man von dem heißblütigen Manne erwarten durfte.

Nachdem der Kaiser sich mit seinen mächtigsten Widersachern ausgesöhnt hatte, konnte er auch bei den Fürsten eine Maßregel durchsetzen, welche er schon seit längerer Zeit vorbereitet hatte. Er wollte nämlich seinem älteren abtrünnigen Sohn die Nachfolge im Reich entziehen und sie dem jüngeren zuwenden. Er stieß dabei auf große Bedenken der Fürsten, die neue arge Verwicklungen für das Reich, wohl gar einen Bruderkrieg besorgten, der eine dauernde Trennung Italiens vom Reiche zur Folge haben konnte. Dennoch setzte der Kaiser auf einem Tage zu Mainz — wahrscheinlich im Mai 1098 — bei den anwesenden Fürsten durch, daß die Absetzung Konrads ausgesprochen und Heinrich, ein Jüngling damals von sechszehn Jahren, durch feierliche Wahl zum König und Erben des Reichs erklärt wurde. Der Erwählte mußte aber dem Vater nicht nur schwören, daß er nie das Leben und die Freiheit desselben gefährden, sondern daß er sich auch bei dessen Lebzeiten in die Geschäfte des Reichs nicht mischen werde. Denselben Eid mußte er noch einmal auf das Crucifix und die heilige Lanze ablegen, als er am 6. Januar 1099 feierlich in Aachen gekrönt wurde *); erst dann leisteten die Fürsten dem Könige den Schwur der Treue. Es war kein Krönungsfest günstiger Vorbedeutung; traurig war das Mißtrauen, welches der Kaiser gegen den Sohn in demselben Augenblicke zeigte, wo er ihn neben sich auf den Thron erhob.

Der Kaiser geleitete seinen Sohn darauf nach Baiern, um ihm die Anerkennung der dortigen Großen noch besonders zu sichern. Er feierte das Osterfest (10. April) zu Regensburg, wo sich viele Fürsten um ihn

*) Das Weihnachtsfest hatte der Kaiser zuvor zu Köln gefeiert.

versammelten. Eine Seuche, die in dieser Zeit dort ausbrach, raffte unter Andern zwei mächtige Herren Baierns hin: den Pfalzgrafen Rapoto, lange den eifrigsten Vertheidiger der kaiserlichen Sache und hitzigsten Verfolger der Gregorianer im Lande, und seinen Vetter, den Grafen Udalrich von Passau. Rapoto starb ohne Kinder zu hinterlassen; seine Güter und Lehen gingen großentheils auf seinen Stammvetter, den Markgrafen Dietpold vom Nordgau, der sich auch Markgraf von Vohburg nannte, über; die Pfalzgrafschaft in Baiern kam an den Grafen Engelbert von Ortenburg, den Gemahl Utas, der einzigen Tochter Udalrichs. Uta und ihre Mutter Adelheid, die sich dann noch einmal mit dem Grafen Berengar von Sulzbach vermählte, gewannen die reiche Verlassenschaft des Grafen von Passau.

Damals traten dem Kaiser auch die Verhältnisse des Ostens abermals nahe. Ohne sein Eingreifen hatten sie sich günstig genug für ihn gestaltet. In Regensburg traf er mit dem jungen Markgrafen Liutpold III. von Oesterreich zusammen, der erst vor Kurzem in die Gewalt des Vaters getreten war *). Mit der reichen Erbschaft hatte er nicht die Verbindungen desselben übernommen, sondern sich sofort auf die Seite des Kaisers gestellt. Vielleicht bewog ihn dazu, daß sich König Kalman von Ungarn mehr und mehr als ein Anhänger der kirchlichen Partei kundgab, der sich alsbald auch mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sicilien vermählte. Wiederholt machte der regsame Ungarnkönig Miene die deutschen Grenzen zu überschreiten, aber bald hielten ihn die Streitigkeiten mit seinem Bruder Almus, bald Kämpfe mit den russischen Großfürsten, bald die immer aufs Neue sein Reich gefährdenden Durchzüge der Kreuzfahrer zurück; auch bei den Vorgängen in Böhmen und Polen konnte er kein theilnahmloser Zuschauer sein.

In Böhmen war unerwartet ein neuer Thronwechsel eingetreten. Konrad von Brünn hatte kaum den Herzogsstuhl eingenommen, als ihn der Tod abrief. König Wratislaws ältester Sohn Bretislaw gewann dadurch im Jahre 1092 die oberste Gewalt; ein kräftiger Fürst, welcher den ganzen Ehrgeiz des Vaters besaß, nur weniger Gelegenheit fand ihn zu befriedigen. Denn inzwischen hatte sich in Polen die fürstliche Gewalt aufs Neue gekräftigt, nicht so sehr durch den alternden Herzog Wladislaw, als durch den Palatin Zeczech, der durch den Einfluß der

*) Liutpold II. war am 12. October 1095 gestorben.

deutschen Herzogin Sophia, der Schwester des Kaisers, zum wichtigsten Manne des Reichs erhoben war. Die Gewaltthätigkeit, mit welcher der Palatin gegen den Adel auftrat, führte zu inneren Kämpfen und nöthigte viele angesehene Männer das Land zu verlassen. Dennoch hielt sich Zeczech für stark genug, um die lange unterbrochenen Kämpfe zur Unterdrückung der heidnischen Pommern wiederum aufzunehmen, und eröffnete sie nicht ohne Erfolg; nicht minder zeigte er ein starkes Bewußtsein seiner Macht, indem er den Tribut für die schlesischen Länder*) an Böhmen zu zahlen verweigerte. Die polnischen Flüchtlinge hatten in Böhmen eine Zuflucht gefunden, und Herzog Bretislaw, indem er alsbald für sie zu den Waffen griff, vertheidigte dabei zugleich sein eigenes Recht. Verheerend durchzog er im Jahre 1093 Schlesien und schloß nicht eher Frieden, als bis ihm der rückständige Tribut von zwei Jahren gezahlt und die Grafschaft Glatz seinem Neffen Boleslaw, dem noch im Knabenalter stehenden Sohn des Polenherzogs aus der ersten Ehe, als böhmisches Lehen überlassen wurde. Einige Jahre später starb Sophia, aber die Macht ihres Günstlings erhielt sich und drückte schwer auf die Szlachta, schwerer noch auf des Herzogs Söhne, auf den jungen Boleslaw und seinen weit älteren Halbbruder Zbigniew, der nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entsprungen war. Diese Verhältnisse scheinen Bretislaw von Böhmen zu einem neuen Angriff auf Polen (1096) vermocht zu haben, der zur Folge hatte, daß Wladislaw einen großen Theil seines Reichs seinen Söhnen abtreten mußte; der Neffe des Böhmenherzogs erhielt zu Glatz auch alle anderen schlesischen Besitzungen und bedeutende Landstriche im eigentlichen Polen. Dennoch war der Einfluß des Palatin auch jetzt noch nicht gebrochen, vielmehr war er unablässig bemüht die Reichstheilung rückgängig zu machen. Es bedurfte sogar einer bewaffneten Erhebung der beiden Brüder gegen den Vater, ehe sich dieser den Palatin in die Verbannung zu senden entschloß. Mit dem Exil desselben ging die Macht des alten Polenherzogs zu Ende; seine Söhne herrschten, und die schönsten Hoffnungen knüpfte man an Boleslaw, der zu einem tüchtigen Jüngling heranwuchs und sich mit Feuer in die Kämpfe warf, welche Zeczech gegen die Pommern begonnen hatte.

Unfehlbar hatte auch Herzog Bretislaw, der stets das beste Einver-

*) Vgl. Bd. II. S. 488.

nehmen mit seinem Neffen unterhielt *), bei dieser Wendung der Dinge gewonnen. Aber seine Stellung wurde in seinem eigenen Lande gefährdet, als er die bestehende Senioraterbfolge umzustürzen unternahm, um seinem Bruder Boriwoi die Nachfolge in der Oberherrschaft zu gewinnen; er verfeindete sich dadurch mit seiner eigenen Familie und den angesehensten Männern des Adels. Vor Allem erhob sich gegen diese Aenderung Udalrich, der älteste Sohn Konrads von Brünn, der zunächst bei derselben betheiligt war. Bretislaw ließ ihn einkerkern, konnte aber auch damit nicht jeden Widerstand gegen sein Vorhaben beseitigen. Deshalb entschloß er sich jetzt durch den Kaiser zu erwirken, wofür er die freie Zustimmung des Landes nicht zu gewinnen vermochte. Er ging selbst nach Regensburg, um seinen Bruder schon vorweg mit der herzoglichen Fahne Böhmens belehnen zu lassen. Der Kaiser willfahrte ihm hierin eben so gern, wie in der Investitur des neugewählten Bischofs von Prag, Hermann mit Namen, der ein Jahr später von einem Legaten Wiberts — denn zu ihm hielt sich Böhmen — in Mainz die Weihe erhielt. Um seinen Bruder noch mehr zu sichern, suchte Bretislaw auch die Freundschaft des Königs Kalmani, mit dem er eine Zusammenkunft an der ungarischen Grenze hielt, zu erwerben. Den Markgraf Liutpold verband er sich und dem Bruder auf das Engste, indem er Gerberge, die Schwester des Markgrafen, dem künftigen Beherrscher Böhmens verlobte **).

Der Böhmenfürst führte nicht den königlichen Namen wie sein Vater, er hatte keine unmittelbare Macht außerhalb der alten Grenzen seiner Herrschaft erlangt, aber er besaß weitreichende Verbindungen, die ihn gleichsam in den Mittelpunkt der slawisch-magyarischen Welt stellten. Der deutsche Einfluß auf diese Regionen war nicht entfernt mehr derselbe, wie vor fünfzig Jahren, doch war deshalb die Entwickelung, die mit jenem Einfluß für die Völker des Ostens begonnen hatte, keineswegs unterbrochen. Kraftvolle Fürsten strebten die staatliche und kirchliche Zucht hier gegen einen Adel, der stets verlangend nach den alten Zuständen zurückschaute, mit starker Hand aufrecht zu halten. Ob sie Urban oder dem Gegenpapst anhingen, sie waren gleich eifrig die letzten

*) Weihnachten 1099 lud Bretislaw seinen Neffen nach Saaz ein, ernannte ihn zu seinem Schwertträger und wies ihm zugleich 10 Mark Gold und 100 Mark Silber aus dem polnischen Tribut an.

**) Das Beilager wurde am 18. October 1100 zu Znaim prächtig gefeiert.

Reste des alten Götzendienstes auszurotten, begünstigten gleich sehr die Institutionen der römischen Kirche, die nun einmal eine unwiderstehliche Anziehungskraft hatten; Bretislaw gab den slawischen Ritus, welchen sein Vater geschützt hatte, dem Untergange Preis, und Kalmani schränkte nicht nur die Freiheit des religiösen Kultus, welche Stephan der Heilige Andersgläubigen gelassen hatte, wesentlich ein, sondern zwang auch die lateinische Sprache mit starrer Consequenz seinem Klerus auf. Indessen bereitete der junge Boleslaw den Untergang des Heidenthums bei den freien Wenden durch seine Kämpfe mit den Pommern vor. Während er hier seine Waffen versuchte, befestigte sich die Macht Heinrichs, Gottschalks Sohn, unterstützt von dem Billinger Magnus, unter den Abodriten, und in der Nordmark rüstete sich Markgraf Udo zu einem neuen Angriff auf die Liutizen und Heveller. Der Kaiser hatte auf den Gang, den diese Verhältnisse nahmen, nur geringen Einfluß, doch hatte er allen Grund mit demselben zufrieden zu sein. Nirgends drohte Deutschland jetzt eine Gefahr von Osten, und den Böhmenherzog mochte der Kaiser zu seinen zuverlässigsten Freunden zählen.

Um so größer waren die Gefahren, die im Innern daraus erwuchsen, daß alle Bemühungen des Kaisers für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung des Erfolges entbehrten. Als er am Peter- und Paulstage (29. Juni) zu Bamberg einen Hoftag hielt, ermahnte er eindringlich die anwesenden fränkischen Großen über den Landfrieden zu wachen und sich selbst der Gewaltthaten zu enthalten; er verpflichtete sie eidlich alle Wegelagerer und Diebe nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu bestrafen, allen Klostervögten untersagte er Untervögte zu bestellen, da diese sich meist nur als unbarmherzige Bedrücker der armen Klosterleute und gewissenlose Räuber des Kirchenguts zeigten. Aber sobald er den Rücken wandte, waren auch seine Gebote vergessen; es blieb, wie wir wissen, eben Alles beim Alten. Diese Bestrebungen, so wohlgemeint sie waren, brachten dem Kaiser seine Widersacher nicht näher, entfremdeten ihm sogar manchen alten Anhänger. Nicht deshalb hatten sie ihn so lange unterstützt, um nun aufzugeben, was sie in den Wirren der Zeit gewonnen hatten; sie waren nicht gewillt die Zahl ihrer Vasallen und Dienstleute einzuschränken, welche sie zum größten Theil mit Klosterlehen unterhielten.

Oft ist darauf hingewiesen worden, wie die kirchlichen Ordnungen eine der stärksten Stützen des Kaiserthums waren: die Auflösung dieser

Ordnungen mußte deshalb für die kaiserliche Macht im hohen Maße verderblich werden. In der That befand sich aber die deutsche Kirche damals in dem Zustande völliger Anarchie. War auch das Ansehen Wiberts von Ravenna in Deutschland niemals groß gewesen und ließen sich auch die eifrigen Anhänger des Franzosen Urban leicht zählen, so stand doch in vielen Bisthümern dem vom Kaiser eingesetzten ein frei gewählter Bischof gegenüber, jeder von einer streitlustigen Partei umgeben; die Domherren und der ganze Klerus der Diöcese waren gespalten, und auch die Klosterbrüder nahmen an dem Fortgange des Kampfes lebendigen Antheil. Die Kirchen waren überreich, und ihre Reichthümer dienten nur dazu, dem unseligen Zwiespalt neue Nahrung zu geben, die Unordnung in den Kirchen zu steigern. Ein endloser kleiner Krieg dauerte in vielen Sprengeln durch Jahrzehnde fort und hatte fast alle kirchliche Ordnung beseitigt. „Die Religion," klagt der Augsburger Annalist, „verlor ganz ihre Bedeutung; in manchen Gegenden gab es kein bischöfliches, ja gar kein geistliches Regiment mehr; Jeder that, was ihm beliebte, und trachtete nicht nach dem, was Gottes ist."

Unter solchen Verhältnissen war es ein überaus schmerzlicher Verlust für den Kaiser, daß ihm gerade die Kirchenfürsten durch den Tod entrissen wurden, die ihm bisher die treuste Anhänglichkeit bewiesen hatten. Um Ostern 1099 wurde Konrad von Utrecht von einem friesischen Handelsmanne erschlagen, und sein Bisthum ging auf einen Kleriker, Burchard mit Namen, aus dem baierischen Grafengeschlecht von Lechsgemünde über. Auch Erzbischof Hermann von Köln starb am 22. November desselben Jahres; sein wichtiges Kirchenamt gab der Kaiser einem jungen Bamberger Kleriker Friedrich, aus dem mächtigen Geschlecht der Grafen von Ortenburg entsprossen, welches der Kaiser erst vor Kurzem in Baiern erhöht hatte. Wenig später fanden auch der getreue Liemar von Bremen und Erzbischof Egilbert von Trier ihr Ende *). Das Traurigste aber war, daß sich der Kaiser die Feindschaft des ersten Kirchenfürsten im Reiche, des Erzbischofs Ruthard von Mainz, zugezogen hatte.

Der Frevel, den Ruthard an den unglücklichen Juden ausgeübt

*) Liemar starb am 16. Mai 1001, am 9. September desselben Jahres Egilbert. Liemars Nachfolger war der kaiserliche Kanzler Humbert, der aber auch bereits im Jahre 1104 starb. In Trier folgte der dortige Propst Brun, der Sohn des fränkischen Grafen Arnold.

hatte, gab den Anlaß zu diesem Hader. Sobald der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er sich nach Gebühr der schmählich mißhandelten angenommen. Allen, die man zur Taufe gezwungen, erlaubte er die Rückkehr zu dem Glauben ihrer Väter, und selbst das Einschreiten Wiberts bewog ihn nicht diese Erlaubniß zurückzuziehen. Bald ließ er auch strenge gerichtliche Verfolgungen gegen jene Ruchlosen anstellen, die sich an dem Mord und der Beraubung der Juden betheiligt hatten. Untersuchungen wurden im Jahre 1098 in Speier eingeleitet, wie in Mainz, wo sich Ruthard, der eigenen Schuld bewußt, zu widersetzen versuchte. Als der Kaiser die Verwandten des Erzbischofs zur Verantwortung zog, stellten sie sich nicht vor dem Richterstuhl; der Erzbischof suchte sie zu vertheidigen, aber vergeblich. Da er an ihrer Rettung verzweifelte und sogar für sich selbst fürchtete, verließ er mit ihnen die Stadt und begab sich nach Thüringen; er hoffte durch diesen Schritt den Kaiser zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nachdem er sich hierin getäuscht sah, kündigte er offen dem Kaiser den Gehorsam auf und trat mit dessen Gegnern in Verbindung. Wie sein Vorgänger Siegfried würde er sich unbedenklich an die Spitze einer aufständigen Bewegung in Sachsen und Thüringen gestellt haben, hätte sich eine solche nur sofort hervorrufen lassen. Aber in Sachsen war man der Rebellion müde, und die kaiserliche Herrschaft drückte jetzt kaum die Fürsten. Wenn sich auch im Jahre 1098 der Graf Konrad von Hohenburg an der Elbe gegen sie erhob, so blieb er doch allein und wurde leicht bewältigt. Selbst ein Zerwürfniß, welches noch einmal zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Fetten, dem Sohne Ottos von Nordheim, eintrat, wahrscheinlich durch die Ansprüche des letzteren auf jene friesischen Grafschaften herbeigeführt, welche einst Markgraf Ekbert, dann Bischof Konrad besessen hatte, — selbst dieses Zerwürfniß wurde bald beigelegt; Graf Heinrich erhielt die Grafschaften mit dem Titel eines Markgrafen, wie er es verlangte. So führte der Erzbischof vorläufig auf seinen thüringischen Burgen ein kummervolles, verlassenes Leben, der Tage wartend, wo er sich an dem Kaiser rächen könne.

Inzwischen waren auch die Strafen der Kirche gegen den Mainzer Erzbischof in Anspruch genommen worden. Dreimal hatte Wibert ihn vor sein Gericht vergeblich citirt: am 31. Juli 1099 erließ er darauf ein Schreiben an die Angehörigen der Mainzer Kirche, worin ihnen erklärt wurde, daß Ruthard wegen Simonie, wegen Verweigerung des Ge-

horsams gegen den apostolischen Stuhl, wegen Treubruchs und wegen Hochverraths mit dem Banne belegt und alle seine Untergebenen des Gehorsams gegen ihn entbunden seien. Es hätte in der Macht des Kaisers gelegen, Ruthard seines Amts zu entkleiden und ihm einen Nachfolger zu setzen: er unterließ es, sei es daß er noch auf die Rückkehr des Abtrünnigen rechnete, sei es daß er die Einkünfte des Erzbisthums Mainz selbst nicht entbehren konnte. Denn er verwandte sie großen Theils für den Unterhalt seiner Hofhaltung; in den folgenden Jahren hat er meist zu Mainz Residenz genommen *). Welche äußeren Vortheile ihm hieraus auch erwuchsen, sie ersetzten nicht den schweren Schaden, daß die deutsche Kirche ihres Hauptes beraubt war, und zwar in einer Zeit, wo noch einmal die Zukunft des Gregorianischen Systems in Frage gestellt schien.

Das Ende Urbans II. und Wiberts.

So glänzend die Erfolge Urbans waren, blieb seine Stellung doch nicht unangefochten; er gerieth sogar in Verwickelungen, die leicht Alles, was er gewonnen, wieder hätten vernichten können.

Die Partei Wiberts hatte in Rom noch immer nicht die Waffen gestreckt, wie sehr sie auch durch das Mißgeschick des Kaisers herabgedrückt war. Die Engelsburg war noch ihren Händen, und in diesem Besitze bereitete sie, zumal die Masse kaiserlich gesinnt war, manche übele Stunde Urban und seinen Anhängern. Aber schwerere Sorgen, als diese alten Feinde, erregten dem Papste diejenigen, welche bisher die Stützen seiner Macht gewesen waren. Die anwachsende Macht der Normannen, vor Allem des großen Grafen Roger von Sicilien, sah er nicht ohne Furcht, zumal sich deutlich genug zeigte, daß auf den Gehorsam des Grafen gegen den apostolischen Stuhl, sobald sein eigenes Interesse ins Spiel kam, wenig zu rechnen war. Als der Bischof Robert von Traina zum päpstlichen Legaten für Sicilien ernannt wurde, verweigerte ihm der Graf nicht nur jede Anerkennung, sondern gerieth auch in heftigen Zorn gegen den apostolischen Vater.

*) Wenn den Kaiser nicht besondere Angelegenheiten in andere Theile des Reichs riefen, lebte er in den letzten Jahren regelmäßig in Mainz oder Speier. Hier feierte er Weihnachten 1099 und Ostern 1103, dort Weihnachten 1100, 1101, Ostern und Weihnachten 1104 und Ostern 1105.

Die normannischen Fürsten, lange uneins unter einander, hatten die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns endlich erkannt. Die Empörung Capuas wirkte auf die unterworfene Bevölkerung Unteritaliens ermuthigend, und im Jahre 1096 erhob sich sogar das reiche Amalfi gegen die fremden Herren. Die ganze normannische Macht trat jetzt zusammen, um Herzog Roger gegen Amalfi zu unterstützen. Der große Graf kam mit Arabern über die Meerenge; Bohemund führte ein stattliches Ritterheer gegen die Stadt. Aber während man mit der Belagerung der durch ihre Lage gesicherten Stadt beschäftigt war, erscholl der Ruf zum heiligen Kriege, und Bohemund nahm sofort das Kreuz, mit ihm siebentausend junge Ritter. Es bedurfte für ihn kaum einer besonderen Aufforderung des Papstes; er verlangte ohnehin nach dem Osten zurückzukehren, wo er einst gegen die Griechen gefochten hatte, um dort eine eigene freie Herrschaft zu gewinnen. Die Verwaltung seiner Besitzungen in Apulien übergab er seinem Bruder Herzog Roger und rüstete sich sorglich zu dem großen Kriege, in welchen ihm auch sein tapferer Vetter Tancred zu folgen entschlossen war. Als Bohemund mit seinen Rittern das Belagerungsheer vor Amalfi verlassen hatte, verzweifelte der große Graf an dem glücklichen Ausgang des Unternehmens und zog ebenfalls ab; Herzog Roger blieb nun keine Wahl, als den Amalfitanern ihre Freiheit zu belassen. Aber bald vereinigten sich die beiden Roger abermals, um Richard, Jordans Sohn, wieder in den Besitz Capuas zu setzen. Sie wurden dazu durch das gemeinsame Interesse aller Normannen, wie durch ihren eigenen Vortheil bestimmt; denn Richard hatte den Herzog von Apulien als seinen Lehnsherrn anerkannt, dem Grafen von Sicilien aber den Erwerb Neapels in Aussicht gestellt.

Herr bereits der ganzen Insel Sicilien, strebte der große Graf nun auch auf dem Festlande Italiens seine Macht zu erweitern, wo ihm Calabrien nicht genügte. Nicht allein auf Neapel schien er es abgesehen zu haben, sondern nicht minder auf Benevent, welches er damals auf seinem Zuge gegen Capua berührte. Als er mit seinem Heere vor der Stadt ein Lager bezog, erschraken die Beneventaner gewaltig; sie sandten 1500 Goldstücke nebst sechs edlen Rossen zu ihm. Wirklich begnügte sich der Graf vorläufig mit diesem Geschenk und zog ab. Aber die Besorgniß der Beneventaner schwand deshalb nicht, und wohl noch mehr, als sie, fürchtete der Papst für die Stadt, welche ihm bisher ein sichereres Besitzthum, als Rom selbst, gewesen war.

Die Belagerung Capuas, welche im April 1098 begann, versprach im Anfang wenig Erfolg; Urban meinte, wenn er als Vermittler aufträte, nur gewinnen zu können und begab sich im Juni in das normannische Lager. Seine Vermittelungsversuche scheiterten völlig; nicht ohne Beschämung verließ er den Boden Capuas und wandte sich nach Benevent, um wenigstens hier zu retten, was noch zu retten sei. Nach langem Widerstand ergab sich endlich Capua und nahm Richard wieder als Fürsten auf. Die beiden Roger zogen ab und nahmen zusammen ihre Straße nach Salerno. Hierhin eilte auch der Papst, dem Alles daran gelegen war, mit dem großen Grafen wieder in ein gutes Vernehmen zu kommen. Es gelang ihm, aber nur durch eine Nachgiebigkeit, welche die Kirche Siciliens fast ganz in die Hände des Grafen lieferte. Es wurde nicht nur die Einsetzung des Bischofs Robert zum Legaten zurückgenommen, sondern durch eine päpstliche Urkunde vom 5. Juli 1098 zugestanden, daß ohne die besondere Einwilligung des Grafen und seiner Nachfolger fortan kein eigener Legat für Sicilien bestellt werden, vielmehr sie selbst an Stelle der Legaten die ihnen zugehenden päpstlichen Befehle in Ausführung bringen sollten; zugleich wurde ihnen überlassen, welche und wie viele Bischöfe sie entsenden wollten, wenn der Papst eine allgemeine Synode beriefe. Mit Recht haben die Nachfolger Urbans an diesen Zugeständnissen den größten Anstoß genommen, doch alle Versuche sie rückgängig zu machen blieben fruchtlos. Urban suchte sein Verfahren mit den außerordentlichen Verdiensten des Grafen zu rechtfertigen; unter anderen Verhältnissen würde er wohl diese Verdienste auf andere Weise anerkannt haben. Ihm blieb keine Wahl, als sich dem Wunsche des Mannes zu fügen, dessen Leben, wie er selbst aussprach, für Rom und Italien nothwendig war, denn nur durch ihn und Mathilden erhielt sich die Reformpartei in Kraft. Benevent wurde dem Stuhle Petri gerettet, indem er wichtige Rechte der Kirche preisgab.

Nach längerem Aufenthalt in Salerno begab sich der Papst im Anfange des Octobers nach Bari, wo er eine große Synode abhielt, die von 185 Bischöfen besucht war. Die Streitfragen zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, welche bei den nahen Berührungen der Franken mit den Griechen jetzt eine neue Bedeutung gewannen, kamen hier abermals zur Verhandlung. Siegreich vertheidigte Anselm von Canterbury, die Leuchte der occidentalischen Theologie, damals die Ansicht der römischen Kirche. Um den Gewaltthätigkeiten seines Königs zu entgehen,

hatte Anselm die brittische Insel verlassen und verlebte Tage glücklicher Ruhe in der Gemeinschaft derer, welche der Kirchenreform, an der auch sein Herz hing, zum Siege verholfen hatten; Urban und die große Gräfin ehrten den großen Denker und Dulder, wie er verdiente.

Erst gegen Ende des Jahres 1098 kehrte der Papst nach Rom zurück, wo seine Abwesenheit von den Wibertisten zu einer Demonstration benutzt war. Am 5. August und den beiden folgenden Tagen hatte eine Anzahl schismatischer Cardinäle, an deren Spitze noch immer Hugo der Weiße stand, eine Synode gehalten, bei der auch ein Theil des römischen Adels und Volks anwesend war. Die Decrete Gregors und Urbans wurden hier als ketzerisch verdammt und verbrannt, die Anhänger derselben vor eine neue Synode beschieden, die man am 1. November in der Stadt halten wollte; bis dahin beschloß man Frieden zu halten. Schmähschriften gegen Hildebrand und seinen Nachfolger verbreitete man nach allen Seiten, von denen man sich gewiß außerordentliche Wirkungen versprach. Sie mögen anderer Orten ihren Zweck erreicht haben, in Rom war es nicht der Fall. Die Wibertisten erlitten vielmehr gleich darauf hier einen sehr empfindlichen Schlag, da ihnen die Engelsburg verloren ging. Am 10. August mußten sie dieselbe räumen, und am 24. desselben Monats besetzten die Leute des Petrus, Leos Sohn, die Feste. Ob jene Synode am 1. November zusammentreten konnte, ist zu bezweifeln. Wenig später zog Urban wieder in den Lateran ein, und die Anhänger Wiberts, obwohl sie sich nicht unterwarfen, hielten sich für den Augenblick ruhig.

In Frieden feierte der Papst das nächste Weihnachts- und Osterfest und hielt dann in der dritten Woche nach Ostern (24. bis 30. April 1099) in der Peterskirche eine große Synode, auf welche er seine und seiner Vorgänger Verordnungen aufs Neue bestätigte, über Wibert und seine Anhänger noch einmal den Bann aussprach. Noch einmal erscholl auch die Kreuzespredigt, und noch einmal rief sie Schaaren von Kreuzfahrern in das Feld. Den Heeren der Bauern und Fürsten folgte eine stattliche Rüstung ritterlicher Bürger. Pisa stellte eine Flotte von 120 Schiffen, die alsbald nach der syrischen Küste in See ging und den Erzbischof Daibert mit sich führte. Diesen treuen Freund hatte der Papst, da der Bischof von Puy am 1. August 1098 gestorben war, zu seinem Legaten im Osten ernannt. Die gegen die Ungläubigen streitenden Fürsten hatten gewünscht, daß der Statthalter Petri sich jetzt selbst an ihre Spitze

stelle und sie nach Jerusalem führe, aber mit Recht meinte Urban Italien nicht ohne Gefahr verlassen zu können. Schon waren die Genuesen den Pisanern zuvorgekommen und hatten im Anfange des Jahres zahlreiche Schiffe nach dem Orient gesendet.

Allerdings war der Papst Herr in Rom, aber nicht in Italien, ja nicht einmal in der nächsten Umgegend der Stadt. War auch Graf Odo von Sutri, der ihn so oft und so lange bedrängt hatte, gestorben, so hielten doch die meisten Grafen der Campagna auch jetzt noch zu Wibert, und schon rüstete dieser selbst zu einem neuen Angriff auf Rom.

Die Macht des Gegenpapstes schien, als der Kaiser Italien verließ, ihr Ende erreicht zu haben. Kaum in Ravenna fühlte er sich damals sicher; er brachte meist seine Tage auf einem hohen Thurme zu, den er sich zu Argento am Po zwischen Ravenna und Ferrara hatte erbauen lassen. Seine Anhänger in den lombardischen Städten waren überall vertrieben; überall hatten die Patarener die Oberhand gewonnen. Der junge König, den die patarenischen Bischöfe dem Namen nach als ihren weltlichen Oberherrn anerkannten, war freilich wenig zu fürchten; sobald man seinen Verrath gegen den Vater für die kirchlichen Zwecke ausgebeutet hatte, schob man ihn, wie seine arge Stiefmutter, bei Seite. Keiner der patarenischen Bischöfe wollte ihm ferner den Unterhalt gewähren; er mußte seine Residenz nach Borgo S. Donino, einem ziemlich unbedeutenden Ort zwischen Parma und Piacenza, verlegen. Außerhalb des nächsten Umkreises seines kleinen Hofes wußte kaum Jemand von diesem Schattenkönige. Die Gewalt im Norden Italiens war im Wesentlichen in den Händen der großen Gräfin, der ein päpstlicher Legat zur Seite stand. Es war der römische Cardinal Hermann, ein Mönch, den die Patarener in Brescia zu ihrem Bischof erwählt hatten. Eine andere Stütze suchte Mathilde in dem tuscischen Grafen Guido Guerra zu gewinnen, den sie an Sohnes Statt annahm. Das waren die Gegner, welche Wibert zu fürchten hatte, welche Lombardien beherrschten.

Wie die Dinge standen, zeigte sich bei dem Tode Erzbischofs Arnulf von Mailand (24. September 1097). Die Mailänder gedachten den Landulf von Baggio, einen Mann aus vornehmem Geschlecht und von ansehnlicher Stellung in der Kirche des heiligen Ambrosius, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Der Legat aber wußte die Wahl zu hindern und setzte fast mit Gewalt den Anselm von Buis, Propst von

St. Lorenzo, einen unbedeutenden Menschen, der bisher nicht einmal die Weihe als Diakon erhalten hatte, zum Erzbischof ein. Da sich Keiner der mailändischen Suffragane bei der Wahl betheiligt hatte, erhielt der Gewählte von fremden Bischöfen die Weihe. Auffällig genug war es, daß ihm die große Gräfin den Bischofsstab schickte, sehr begreiflich dagegen, daß ihm der Legat des Papstes sogleich das von Rom übersandte Pallium überreichte, und daß der Erzbischof alsbald den Cardinal zum Bischof von Brescia weihte. Anselm war nur ein Werkzeug Mathildens und des Legaten; um König Konrad kümmerte er sich so wenig, wie es diejenigen thaten, von denen er seine Macht empfing.

Das kecke Auftreten des Legaten in Mailand machte selbst auf Männer Eindruck, die bisher als Hauptvertreter der Pataria galten. Jener Priester Liprand, der einst Erlembald zur Seite gestanden und für die Sache der Kirche schwer gelitten hatte *), machte sich mit einigen Genossen auf den Weg, um Mailands Freiheit in Rom zu vertheidigen. Er sprach zu S. Donino bei König Konrad vor und mußte hier von dem unglücklichen Fürsten die inhaltschwere Frage hören: „Da du ein Meister der Patarener bist, so sage mir doch, was du von jenen Bischöfen und Fürsten hältst, welche die königlichen Güter an sich gerissen haben und dem Könige nicht einmal den Unterhalt gewähren?" Wir wissen nicht, was Liprand antwortete, aber wir hören, daß er bald darauf von Vasallen des Bischofs von Parma angehalten und ausgeplündert wurde. König Konrad verurtheilte die Wegelagerer zu einer Buße und ermöglichte Liprand die Rückkehr nach Mailand. Ein unzufriedener Mann kam mit ihm nach der Heimath zurück, und gleich ihm dachten in Mailand Andere; es bildete sich dort eine Partei, welche die Freiheit der Ambrosianischen Kirche wo möglich noch zu retten beabsichtigte, welche vielleicht kaiserlich schien, weil sie nicht unbedingt päpstlich war.

Unbekannt ist, wie weit diese Dinge in Mailand auch auf andere Städte der Lombardei einwirkten, aber Thatsache, daß der Legat des Papstes hier bald an vielen Orten auf Widerstand stieß. Als er mit dem Erzbischof im April 1098 eine Synode in Mailand hielt, hatten sich von den Suffraganen des Erzbisthums nur Wenige eingestellt, und laut ertönte die Klage, daß in mehreren Städten die Widersacher der Pataria wieder die Oberhand gewonnen hätten. Trotzdem Wibert im

*) Vgl. oben S. 322.

Anfange dieses Jahrs selbst aus seinem Thurme zu Argento verjagt war, fand er doch bald wieder einen namhaften Anhang in der Lombardei; er konnte es wagen, eine allgemeine Synode auf den 9. October nach Vercelli auszuschreiben*), ja er beschaffte sogar die Mittel zu einem neuen Zuge gegen Rom, den er im Sommer 1099 antrat. Er lag mit einem Heere nicht weit von der Stadt, als am 29. Juli Papst Urban starb. Ein jäher Tod ereilte diesen in der Burg des Petrus, Leos Sohn, bei S. Nicolo in Carcere unweit des Ghetto; nicht einmal die Sacramente hatte er empfangen können. Noch stand er in den Jahren reifer Manneskraft, als ihn Gott aus dem Leben abrief.

Nie werden die elf Jahre des Pontificats dieses französischen Papstes neben der Amtsführung Gregors VII. in Vergessenheit kommen. Denn in dieser Zeit und durch Urban traten die Gedanken Hildebrands erst machtvoll in das Leben. Gregor dachte einen Zug nach dem gelobten Lande, Urban sandte Heere des Abendlandes dem Oriente zu. Gregor unternahm den Kampf gegen das Kaiserthum und unterlag; Urban setzte ihn fort und brachte es dahin, daß der Kaiser aus Italien weichen mußte. Zwei große Siege knüpfen sich an seinen Namen; nachdem sie erfochten waren, konnte das Papstthum Gregors VII. von der kaiserlichen Gewalt wohl noch bekämpft und zeitweise unterdrückt, aber nicht mehr ganz vernichtet werden. Freilich nicht in ihrer Reinheit hat Urban die Gregorianischen Principien aus dem Kampfe gerettet; seine Erfolge waren oft mehr Siege der kirchlichen Partei, als der kirchlichen Herrschaft. Um die höchste weltliche Macht zu schwächen, verband er sich mit anderen weltlichen Mächten und brachte ihnen Rechte der Kirche zum Opfer, welche die Reformpartei und nicht sie allein bisher für unveräußerlich gehalten hatte.

Niemand hat Urban wichtigere Dienste geleistet, als der große Graf von Sicilien und die große Gräfin in der Lombardei; in Beiden personificirte sich das aufstrebende Fürsten- und Ritterthum der Zeit, welches sich, auf sein Schwert gestützt, keiner anderen Macht mehr beugen wollte, als allein der, welche sich nach dem h. Petrus nannte. Im weiteren Umfange fand Urban seine Hülfsmittel außerhalb Italiens in Frankreich, Burgund und Spanien; die romanischen Nationen schlossen sich vor Allem ihm an, und im Anschluß an ihn traten sie selbst

*) Ob die Synode gehalten wurde, wissen wir nicht.

wieder näher zusammen. In dem römischen Papstthum fanden sie wieder einen Mittelpunkt, wie sie ihn seit den Zeiten des römischen Weltreichs nicht gehabt hatten.

Vielfach erinnert Urban in seiner Rührigkeit, in seinen Wanderungen, in seiner praktischen Tüchtigkeit an Leo IX.; der Unterschied zwischen Beiden und die Verschiedenheit ihres Wirkens springt freilich zugleich in das Auge. Was der eine im Bunde mit dem Kaiser thut, thut der andere gegen denselben; die Kraft des einen wurzelt zunächst in Frankreich, die des anderen in Deutschland; unbefangenes Interesse für das Gedeihen der Kirche spricht aus Leos Handlungen, der Sieg der Partei liegt vor Allem Urban am Herzen. Leo ist den Heiligen der Kirche ohne Widerspruch beigezählt, und zu seinem Andenken ein Fest eingesetzt worden. Auch an Urbans Grab wollte man Wunder sehen und seine Freunde haben ihn wohl unter die Heiligen erheben wollen, aber nie hat sein Name in den Martyrologien unbestrittene Aufnahme gefunden, nie ist ein Fest zu seinem Gedächtniß in der Kirche eingeführt. Ein eifriger Vertreter der Kirche, ein devoter Jünger Clunys, wie er war, scheint er doch selbst denen, die ihm zunächst standen, der Welt mehr nachgegeben zu haben, als für den Nachfolger Gregors erlaubt schien; die Wibertisten bezeichneten ihn geradezu als den gefährlichsten Neuerer und Ketzer.

Urban starb nach Siegen, aber nicht im Siege. Vor den Thoren der Stadt stand, als er den letzten Athemzug that, sein Widersacher, und das Volk in Rom hing zum großen Theile diesem an. Man nahm den Weg mit der Leiche nach St. Peter durch das von jeher den Gregorianern ergebene Trastevere, weil man fürchtete, daß bei der Bestattung ein Aufstand ausbrechen könne. Vielleicht war die Besorgniß vor den Wibertisten auch der Grund, daß sich die Cardinäle an ungewohnter Stelle, in der Kirche S. Clemente, am 13. August zur Wahl des neuen Papstes versammelten. Einhellig wählte man hier den Cardinalpriester Rainerius, der den Titel von dieser Kirche trug. Noch an demselben Tage wurde er unter dem Namen Paschalis II. inthronisirt und am folgenden Tage in St. Peter geweiht und gekrönt.

Der neue Papst stammte aus dem römischen Tuscien, aus der kleinen Stadt Bieda, etwa zehn Meilen von Rom an der alten Claudischen Straße in einer fruchtbaren Ebene belegen. Er scheint einer ritterlichen Familie angehört zu haben, trat aber früh in ein Kloster seiner Heimath. Etwa zwanzig Jahre alt kam er nach Rom und wurde Gre-

gor bekannt, der ihn begünstigte und zum Cardinalat erhob. Seitdem hatte er immer zu der strengkirchlichen Partei gehalten und in dieser unter Urban eine hervorragende Stelle eingenommen. Urban soll ihn selbst als seinen Nachfolger bezeichnet haben, und was Festigkeit der Principien, Raschheit und Rührigkeit des Handelns betraf, konnte die Partei der Gregorianer sich kaum einen besseren Vertreter wünschen; dazu kam, daß Rainerius, seit mehr als einem Menschenalter in Rom einheimisch, dort nicht unbeliebt war. Man sagte ihm wohl nach, daß er das Geld liebe und weniger, als sich gebühre, dem Studium obliege: in den Augen der Römer waren das keine Fehler. Dem bereits in der Reife des höheren Mannesalters stehenden Mann fehlte es nicht an Erfahrung und Entschlossenheit, aber die Folge zeigte, daß ihm der Scharfblick mangelte, dessen der Herrscher bedarf. In kleinen Verhältnissen vielleicht groß, war er klein in großen; nicht stark genug, dem Sturme großer Ereignisse zu widerstehen, ließ er sich von ihnen fortreißen. So gut sein Wille war, das Werk seiner Vorgänger fortzusetzen, er besaß dazu weder Talent noch Kraft in erforderlichem Maße; die Partei selbst hat die Wahl zu bereuen Veranlassung gehabt.

Die Anfänge dieses Pontificats waren nicht unglücklich. Die Stadt blieb ruhig, so daß Paschalis daran denken konnte, Wibert, der zu Albano sich niedergelassen hatte, von dort zu verjagen. Tausend Unzen Goldes, die ihm der große Graf aus Sicilien schickte, boten ihm die Mittel. Mit diesem Gelde scheint er theils den römischen Adel zu einem Angriff auf Albano bewogen, theils die dortige Einwohnerschaft bestochen zu haben. Albano erklärte sich gegen Wibert, und dieser zog es darauf vor, über den Tiber zurückzugehen. Er hielt sich längere Zeit in Sutri auf, wahrscheinlich auf Hülfe vom Norden wartend. Sie blieb aus, und im September des folgenden Jahres (1100) starb der Gegenpapst hochbetagt zu Civita Castellana, wo er auch bestattet wurde. Wunder sollten an seinem Grabe geschehen; das Parteiinteresse verlangte nach solchen. Obwohl diese Zeichen wenig Glauben fanden, ließ Paschalis die Gebeine doch später ausgraben und in den Fluß werfen.

Ein halbes Jahrhundert hat Wibert eine bemerkenswerthe Stellung eingenommen. Kein anderer Gegenpapst hat sich so lange behauptet, keiner kraftvolleren Päpsten gegenüber gestanden. Eine verlorene Sache hat er mit Geschick und Würde behauptet; daß er ein Mann bedeutender Gaben war, haben selbst Feinde gestanden. Mehr als einmal soll er

beseufzt haben, daß er eine unerträgliche Last auf seine Schultern genommen habe, ja sie abzuschütteln entschlossen gewesen sein. Aber auf den Bahnen, auf welche der Ehrgeiz die Menschen treibt, giebt es oft keine Rückkehr, und selbst hätte sie ihm offen gestanden, doch wäre ihm ein Parteiwechsel, wie er ihn einmal in jüngeren Jahren unternommen hatte, jetzt unmöglich gewesen. Sein Tod war eine Erlösung für ihn, ein Unglück für die Partei, welche er vertrat und die er in Italien allein zuletzt zusammengehalten hatte. Sie verschwand nicht gerade, aber sie war nach seinem Ende ohne ein Haupt, ohne einen Mittelpunkt. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser jetzt selbst über die Alpen geeilt wäre, und an Aufforderungen dazu hat es nicht gefehlt. In der That haben auch Gedanken an einen neuen Zug nach Italien ihn beschäftigt; sie drängten sich ihm um so mehr auf, als Paschalis, kaum gewählt, kaum Herr in der nächsten Umgegend der Stadt, bereits mit Gebhard von Konstanz in Verbindung trat und Nichts unterließ, um die kirchliche Partei in Deutschland aus ihrem Schlafe zu wecken.

Als die Nachricht vom Tode des Gegenpapstes zum Kaiser gelangte, beschloß er auf den Rath der ihn umgebenden Fürsten einen Reichstag auf das nächste Weihnachtsfest nach Mainz zu berufen, damit nach Entscheidung desselben für die Besetzung des apostolischen Stuhls und für die Herstellung der kirchlichen Einheit die erforderlichen Schritte geschähen. Er verlangte, daß die Fürsten sich vollständig einstellten, und eine große Zahl leistete seinem Gebote Folge. Aber die Stimmung der Fürsten war schwerlich einer Romfahrt günstig; denn sie gaben dem Kaiser den Rath, Boten nach Rom zu senden, um die Eintracht in der Religion herzustellen und nach der Wahl der Römer und aller Kirchen ein allgemein anerkanntes geistliches Oberhaupt einzusetzen. Und allerdings hatte man in Rom selbst inzwischen die Autorität des Nachfolgers Urbans in Frage gestellt. Unmittelbar nach dem Tode Wiberts hatten seine Anhänger bei der Stille der Nacht in St. Peter den Bischof Dietrich von Albano als Gegenpapst gewählt, inthronisirt und geweiht, und als dieser schon am folgenden Tage, indem er die Stadt verlassen wollte, in die Hände des Paschalis fiel, hatten sie deshalb den Widerstand nicht aufgegeben, sondern sofort sich zu einer neuen Wahl in St. Peter entschlossen, welche den Bischof Albert von der Sabina traf. Der neue Gegenpapst blieb in der Stadt, hielt es jedoch für gerathen, als ein Tumult entstand, sich in die Burg eines vornehmen Römers seiner Partei,

mit Namen Johannes, bei der Kirche St. Marcello zurückzuziehen. Hier behauptete er sich mehrere Monate, bis ihn Johannes, durch das Geld des Paschalis gewonnen, verrieth. Schmählich mißhandelt, wurde Albert dann nach dem Lateran gebracht, wo er sein Urtheil empfing. Paschalis verdammte ihn zur Einsperrung in das Kloster S. Lorenzo zu Aversa, wie er schon Dietrich zu gleicher Strafe verurtheilt hatte, die derselbe in dem Kloster Cava bei Salerno abbüßen mußte. Wir wissen nicht, ob der Kaiser Boten, wie man ihm rieth, nach Rom sandte. Geschah es, so kamen sie zu spät. Paschalis Sieg in Rom war entschieden; Befehle des Kaisers hatten sicherlich in diesem Augenblicke kaum den geringsten Erfolg.

Nur das persönliche Einschreiten des Kaisers hätte von Wirkung sein können, aber auch ihm selbst lagen, die Wahrheit zu sagen, andere Dinge im Augenblick mehr am Herzen, als die verworrenen Zustände Roms und Italiens. Der Landfriede in Deutschland war und blieb seine nächste Sorge. Nachdem er Ostern 1101 in Lüttich gefeiert hatte, wo der junge König Heinrich das Schwert genommen hatte, brach er gegen den Grafen Heinrich von Limburg auf, der sich mit einem Grafen Dietrich empört hatte, weil der Kaiser Gewaltthätigkeiten gegen das Kloster Prüm nicht ungeahndet lassen wollte. Am 16. Mai lag der Kaiser mit einem starken Heere vor Limburg; die Burg wurde genommen und zerstört. Erst als er keinen weiteren Ausweg sah, unterwarf sich der Graf. Er stellte sich um den 1. August vor dem Kaiser und mehreren Fürsten zu Köln und gab das der Abtei Prüm entzogene Gut zurück. Aber wenige Tage später, als über die Sache zu Kaiserswerth abermals vor dem Kaiser verhandelt wurde, bereute der Graf bereits die Rückgabe und leugnete sie ab, ohne freilich dadurch zu verhindern, daß der Kaiser abermals das Gut dem Kloster zusprach und dasselbe in seinem Rechte schützte.

Man wird diese Bestrebungen des Kaisers den Gewaltthätigkeiten der großen Herren zu steuern und den beraubten Kirchen wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen, nur billigen, zumal der Kaiser selbst damals Kirchengut, welches er an sich gezogen, zurückgab; verhehlen läßt sich jedoch nicht, daß solche Bestrebungen nur geringen Erfolg versprachen, wenn ein Kirchenräuber, wie Heinrich von Limburg, noch selben Jahres vom Kaiser zum Herzog von Niederlothringen erhoben wurde. So wurde wenig in Deutschland gewonnen, während in Italien Alles verloren ging. Als am 27. Juli 1101 hier König Konrad starb, schien

auch das letzte Band zu zerreißen, welches Italien an das kaiserliche Haus und das deutsche Reich knüpfte.

Kaum hat der Tod des Sohnes den Kaiser tiefer bewegt, und doch war das unglückliche Schicksal desselben der Thränen werth. Von der Pataria längst verlassen, war Konrad auch mit der großen Gräfin endlich zerfallen. Wie oft hatte er da nach dem Vater sich zurückgesehnt, gegen den er nie ein hartes Wort verlauten ließ, gegen den man vor ihm nie Uebles sagen durfte! Stets hatte er ihn seinen Herrn und Kaiser genannt; Alle, die aus der Nähe desselben kamen, hatten bei ihm die freundlichste Aufnahme gefunden. Aber die Rückkehr zum Vater war ihm für immer abgeschnitten, und abermals hatte er der klugen Frau, die ihn zum ersten Fehltritt verführt, die Hand zur Versöhnung reichen müssen. Als er nach Tuscien ihr folgte, ereilte ihn der Tod in frühen Jahren. Zu Florenz, wo er gestorben war, fand er sein Grab. Bei seiner Bestattung wollte man Wunderzeichen bemerken, und Manche sahen in dem Dulder einen Heiligen. Die Aureole eignet sich schlecht für den Sohn, der seinen Vater verrathen. Ein verbreitetes Gerücht bezeichnete die große Gräfin als seine Mörderin; ihr Arzt sollte Konrad Gift beigebracht haben. Das Gerücht ist weder erwiesen, noch hat es innere Wahrscheinlichkeit.

Kreuzfahrten und Kreuzfahrtsgedanken.

Es würde irrthümlich sein zu glauben, daß in Italien der Kampf zwischen Kirche und Reich noch immer vorzugsweise das Interesse in Anspruch genommen habe. Es war die Zeit, wo die Freiheit der Communen in der Lombardei, in Tuscien und der Romagna sich feststellte. Der Kampf zwischen den Bischöfen der entgegenstehenden Parteien hatte die bischöfliche Herrschaft in den Städten gründlich untergraben: die Stände der Kapitane, Valvassoren und Kaufleute vereinten sich deshalb entweder insgesammt, um das Gemeinwesen gegen die Gefahren eines unsicheren, fortwährend schwankenden Zustandes zu schützen, oder ein und der andere Stand schlossen mit einander eine Verbindung, welche das städtische Wohl wahrte. Ein von und aus der Verbindung erwählter Rath trat an die Spitze der städtischen Verwaltung, und die Mitglieder desselben wurden bald allgemein mit dem Namen Consuln bezeichnet.

Große historische Erinnerungen knüpften sich an den Namen der Consuln und niemals war er in Italien ganz vergessen worden. Man hatte ihn bald den fränkischen Grafen beigelegt, bald als Ehrenbezeichnung alten römischen Geschlechtern gegeben; im Jahre 1077 hatte noch Gregor VII. die ersten Männer Corsicas durch ihn ausgezeichnet. Jetzt gewann er eine neue, der ursprünglichen mehr analoge Bedeutung, indem er freigewählte städtische Behörden bezeichnete. So erscheint er schon 1093 in der kleinen Stadt Blandrate, 1094 in Pisa, 1098 in Asti, 1099 in Genua, 1102 in Florenz; in Mailand werden erst 1107 in einer Urkunde Consuln genannt, doch gab es freigewählte Magistrate dort schon seit längerer Zeit, ob sie nun diesen oder einen anderen Namen führten.

Zu gegenseitigem Schutz verbanden sich die Communen bereits auch unter einander. Wir wissen, wie im Jahre 1093 Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza gegen den Kaiser ein Bündniß auf zwanzig Jahre beschworen hatten. Wenige Jahre später meldete ihm ein italienischer Graf, daß die Bürgerschaften von Vicenza und Padua ein gegenseitiges Schutzbündniß gegen Jedermann auf zehn Jahre abschließen wollten. Auch führten bereits auf eigene Hand die Communen, um ihr Gebiet zu vergrößern, Heere aus. So griff im Mai 1098 Cremona die Feste Crema an, wir wissen nicht, mit welchem Erfolge. Noch waren freilich die Rechte der Städte gegenüber den Bischöfen, wie den Markgrafen und Grafen wenig gesichert. Von Wichtigkeit war allerdings, daß die große Gräfin und der Papst jenen jetzt willig waren und willig sein mußten: aber so weit reichte doch Beider Macht nicht, um die Städte vor jedem Angriffe zu schützen, jede der neuen Freiheit erwachsende Gefahr zu beseitigen. Und selbst in der übergreifenden Macht dieser Gönner lagen für die Bürgerschaften so große Besorgnisse, daß sie sich dem von ihnen gebotenen Schutz oft lieber entzogen als unterwarfen*).

Während die Städte Italiens den Streit zwischen Kirche und Reich bei der Begründung neuer Ordnungen mehr vergaßen, trachteten die deutschen Herren vor Allem danach, die Wirren der Zeit zu benutzen, um die gewonnene Macht zu befestigen und zu vergrößern. Burgen zu

---

*) So empörte sich 1101 Ferrara gegen Mathilde und konnte nur mit großer Mühe wieder unterworfen werden.

Burgen, Mannschaft zu Mannschaft, Gut zu Gut, Geld zu Geld zu gewinnen war das offenkundige Streben derselben, ob sie es nun mit dem Kaiser hielten oder gegen denselben offen oder im Geheimen wirkten. Deshalb stieß der Kaiser auf so hartnäckigen Widerstand bei seinen Bestrebungen für den Landfrieden und für die Herstellung des geraubten Kirchenguts. Deshalb lag es im Vortheil dieser Herren, die Streitigkeiten in den einzelnen Sprengeln zu unterhalten; denn so lange man stritt, bedurfte man ihrer, und ihr Beistand mußte mit Kirchengut erkauft werden. In dem nördlichen Deutschland nahm man an dem Streit zwischen Kirche und Reich nur geringen Antheil. Die Sachsen waren mit dem Kaiser zufriedener, weil er ihr Land mied, um den alten Zwiespalt nicht zu erneuern; von kaiserlicher Autorität war freilich dort kaum die Rede. Der mächtigste Mann im Lande war Markgraf Heinrich, der Sohn Ottos von Nordheim. Die bisher zum Bisthum Utrecht gehörigen friesischen Grafschaften hatten noch in letzter Zeit seine Gewalt bedeutend erweitert, aber gerade sie wurden ihm verderblich. Er trat mit seiner Gemahlin Gertrud, der Schwester Ekberts, eine Reise in seine neuen Besitzungen an, wo ihm indessen von den Friesen und den Vasallen des Utrechter Stifts übel begegnet wurde. Von tumultuirenden Schaaren beunruhigt, flüchtete er zum Meere, wo er von friesischen Schiffern erschlagen wurde; nur mit Mühe rettete Gertrud das Leben (1101). Die Lehen Heinrichs gingen meist auf seine Brüder Konrad von Beichlingen und Siegfried von Bumeneburg über, da er keinen Sohn hinterließ. Um dieselbe Zeit eroberte der Markgraf Udo mit Unterstützung einiger sächsischen Großen die Brandenburg, konnte jedoch die wichtige Eroberung nicht festhalten, da er alsbald mit den anderen Fürsten Sachsens in einen erbitterten Streit gerieth, unter dem das Land, von beiden Seiten der Verwüstung preisgegeben, furchtbar litt.

Diesseits wie jenseits der Alpen waren die lokalen Interessen mächtig genug, um die Theilnahme an dem Investiturstreit zurückzudrängen: so stark aber waren sie keineswegs, daß nicht die wunderbaren Ereignisse im Osten, von denen jetzt Nachrichten über Nachrichten nach dem Abendlande kamen, die Gemüther hätten fortreißen, über das Nächstliegende erheben sollen. Eine neue Welt war erschlossen; Alles, was man von derselben hörte, reizte die Neugier, erhitzte die Phantasie. Abenteuer, wie sie kaum im Liede des Dichters lebten, waren bestanden: welchem Rittersmann schlug nicht das Herz, wenn er von ihnen hörte, zumal

sich Fürstenthümer im kühnen Wagniß gewinnen ließen? Ein großer Sieg für die Kirche war erfochten, und die Kirche, so mißhandelt sie oft wurde, war doch die große Gemeinschaft, in welcher und mit welcher Alle in gleicher Weise lebten. Die großen Siegesbotschaften setzten das ganze Abendland in stürmische Bewegung, in vollständigen Geistestaumel; auch Deutschland wurde gleich den romanischen Ländern nun von demselben hingerissen. Noch jetzt vernimmt Niemand von den Thaten Gottes durch die Franken, ohne ergriffen zu werden: wie mußte nicht die erste Kunde von diesen Glaubenskämpfen die Zeitgenossen begeistern?

Es genügt sich den Gang des ersten Kreuzzugs in den Hauptwendungen zu vergegenwärtigen, um die mächtigen Eindrücke zu begreifen, unter denen damals das Abendland stand.

Wie beim Nahen des Unwetters die Wolken von allen Seiten am Himmel zusammenschießen, so waren die mit dem Kreuz bezeichneten Schaaren gefahrdrohend auf Constantinopel hingestürmt. Kaiser Alexius erschrak; er hatte eine Unterstützung verlangt, und es erschienen Heere, stark genug um sein Reich über den Haufen zu werfen, und in ihnen Männer, wie Bohemund, die schon einmal das Schwert gegen ihn geführt hatten. Diese Kreuzfahrer kamen zum Theil mit Weib und Kind, Viele hatten daheim Hab' und Gut verkauft: sie kamen nicht, um wieder zu gehen, sondern um sich im Orient einzurichten. Normannische Ritter sah man in großer Zahl in dem Kreuzheere, und Alexius kannte die Normannen zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nicht leicht wieder von dem Boden wichen, den sie mit ihrem Blute gefärbt hatten.

Die Sorge um jene schlecht gerüstete, aus Bauern, armen Rittern und Mönchen bunt zusammengewürfelte Schaar, welche der Eremit Peter zuerst heranführte, war bald beseitigt. Wenige Wochen, nachdem sie den Bosporus überschritten, wurde sie von dem Emir von Nicäa zersprengt und vernichtet; nur mit dürftigen Resten seines Heeres kam Peter nach Constantinopel zurück. Aber neue und schwerere Sorgen erwuchsen, als nun die Heere der Fürsten heranrückten. Während des Winters von 1096 auf 1097 setzten die Nordfranzosen, wie sie sich um Hugo von Vermandois, Stephan von Blois, Robert von der Normandie, Robert von Flandern geschaart hatten, von Apulien nach Epirus über; ihnen schlossen sich an oder folgten die gefürchteten Normannen Apuliens, Bohemund und Tancred an der Spitze; gleichzeitig war

das lothringische Heer unter Herzog Gottfried durch Bulgarien im Anzug, während auf dem beschwerlichen Wege durch Friaul, Istrien, Dalmatien der reiche Raimund von St. Gilles sein prächtiges Heer, aus der Provence und Gascogne aufgeboten, in das Herz des griechischen Reiches führte. Um Ostern 1097 waren die Fürsten und ihre Heere fast sämmtlich' um Constantinopel und Chalcedon vereinigt. Halb durch Drohungen und Gewalt, halb durch List brachte es nach langen und widerwärtigen Verhandlungen der Kaiser dahin, daß ihm die Fürsten für alle Besitzungen, die sie in Klein-Asien und Syrien machen würden, den Lehnseid leisteten; er versprach sie dagegen mit seinem Heere und mit Zufuhr zu unterstützen. Niemand schwur williger den Eid als Bohemund, aber gerade er war am wenigsten gewillt ihn zu halten. Niemand war zäher als der Graf von St. Gilles, so daß der Kaiser endlich seiner Hartnäckigkeit wich: und doch war es dieser Graf, der am festesten das Bundesverhältniß mit dem Kaiser bewahrte.

Traurige Wochen waren mit diesen Verhandlungen verstrichen. Erst im Mai brach das Heer, noch ohne eine einheitliche Führung, von den Küsten des Bosporus auf, um den Kampf mit Kilidsch Arslan, dem Herrn von Iconium, zu beginnen; es waren, abgesehen von der waffenlosen Menge, welche dem Heere folgte, etwa 300,000 Mann. Nicäa wurde belagert und ergab sich am 19. Juni dem Kaiser, der während der Belagerung eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte. Am 1. Juli brachte dann das vordringende Kreuzheer Kilidsch Arslan eine blutige Niederlage bei, nach welcher er nicht mehr sich den abendländischen Rittern im offenen Felde zu stellen wagte. Dennoch begannen erst jetzt die größten Mühseligkeiten. Das zahllose Kriegsvolk litt in den wüsten Gegenden, durch die man zog, den bittersten Mangel, zumal der Kaiser die übernommene Pflicht der Verpflegung schlecht oder gar nicht erfüllte. Ueberdies fehlte es an strenger Ordnung im Heere, wenn auch die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten nun einem Kriegsrath der Fürsten übergeben und zeitweise einem oder dem anderen von ihnen der Oberbefehl anvertraut wurde. Wie die einzelnen Fürsten trotzdem nur ihr besonderes Interesse im Auge hatten, zeigte sich schon damals deutlich genug und trat bald noch schärfer hervor.

Als man an die Grenzen Ciliciens kam, theilte sich das Heer. Tancred und Balduin, Herzog Gottfrieds Bruder, zwei besonders kampflustige Ritter, zogen mit starkem Gefolge durch die Pässe des Taurus und

drangen glücklich bis Tarsus vor, welche Stadt sie unter dem Beistande der armenischen Christen, einer zahlreichen Klasse der Einwohnerschaft, gewannen. Dann stießen sie zu Meraasch wieder zu dem Hauptheere, welches inzwischen das Hochgebirge des Taurus zu umgehen gesucht und auf seinem Wege bei der armenischen Bevölkerung überall gute Aufnahme gefunden hatte. Bald aber verließ Balduin mit einer Ritterschaar aufs Neue das Hauptheer und zog an den Euphrat, wo er sich durch Festigkeit und Klugheit so großes Ansehen unter den Armeniern erwarb, daß er alsbald in Edessa als Landesherr anerkannt wurde. Ehe noch das Kreuzheer in Syrien festen Fuß gefaßt, hatte sich der Graf von Boulogne eine eigene Grafschaft im Osten gegründet, die als eine Vormauer gegen die Hauptmacht des seldschuckischen Sultanats in Persien und Khorasan für das weitere Vordringen der Christen von unberechenbarer Wichtigkeit sein konnte.

Die anderen Fürsten überschritten ohne Widerstand zu begegnen die Grenzen Syriens, stiegen in das schöne Thal des Orontes hinab und lagen am 21. October vor Antiochia, einer ausgedehnten, überaus festen und mit allen Vertheidigungsmitteln versehenen Stadt. Hier herrschte der Emir Baji Sijan, ein alter und erfahrener Kriegsmann, entschlossen die Stadt zu vertheidigen, so ungünstig ihm auch die Verhältnisse lagen. Denn um das Sultanat war unter den Nachkommen Melek Schahs ununterbrochener Streit; die Emire Syriens hatten sich von dem Sultan in Ispahan fast ganz losgerissen und haderten unter einander, während der fatimidische Chalif von Aegypten Mostali ihre Streitigkeiten benutzte, um sich in Syrien festzusetzen. So konnte Baji Sijan auf die Unterstützung seiner Glaubensgenossen von außen wenig rechnen, und in Antiochia selbst war eine nicht unbedeutende Zahl syrischer und armenischer Christen, welche gern das Joch der Ungläubigen abschüttelte. Dennoch hielt sich der Emir von Antiochia längere Zeit und begegnete dem Heere der Lateiner in manchem glücklichen Kampfe. Die Kraft der Kreuzfahrer ermattete allmählich, und vergebens erwarteten sie Unterstützung von Constantinopel. Der Winter fand die fremden Krieger noch vor den Mauern der Stadt, und die Ungunst der Witterung, Krankheiten und Hungersnoth brachten sie der Verzweiflung nahe. Man erlitt ungeheure Verluste an Menschen und Rossen, so daß Vielen die Fortsetzung des Kampfes schon unmöglich schien; selbst Stephan von Blois schickte sich zur Rückkehr an. Die bessere Jahreszeit hob dann den Muth

des Heeres wieder, zumal genuesische Schiffe, die an der Mündung des Orontes Anker geworfen, Unterstützung brachten. Enger wurde die Stadt jetzt umschlossen, und endlich erbot sich ein armenischer Renegat, der mit dem Emir zerfallen, sie Bohemund von Tarent zu verrathen. Jetzt verhieß Bohemund die Thore dem Heere zu öffnen, wenn man ihm Antiochia zu erblichem Besitz überlassen wolle. Der Noth gehorchend, willigten die Fürsten ein. In der Nacht vom 3. bis 4. Juni 1098 ließ Bohemunds Helfershelfer die ersten Lateiner ein; am folgenden Tage ergoß sich das Heer der Kreuzfahrer in die Stadt, wo die Ungläubigen nur noch die Burg behaupteten. In unbändiger Wuth hieben die Christen die Bekenner des Islams nieder, wo sie ihnen begegneten.

Mehr als sieben Monate lang hatte man vor Antiochia gelegen, und noch war man der Stadt nicht sicher. Denn unmittelbar nach der Einnahme rückte Kerbuga, der mächtige Emir von Mosul, mit einem Heere von 500,000 Mann an, und das Kreuzheer war schon bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Kerbuga umschloß die Stadt. Aus den Belagerern wurden Belagerte, und kaum fand man noch Mittel des Widerstandes in den durch die Kämpfe eines Jahrs erschöpften Resten des einst so glänzenden Heeres. Nur mit Mühe erhielt Bohemund, dem jetzt die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übertragen war, den Muth der Krieger aufrecht. Die wunderbare Entdeckung der heiligen Lanze, womit die Seite des Herrn am Kreuze durchbohrt war, und andere himmlische Zeichen fachten zum Glück die religiöse Begeisterung, die fast erloschen war, noch einmal zur hellen Flamme an. Am 28. Juli führte Bohemund das Heer gegen Kerbuga; mit der Wuth der Verzweiflung und mit allem Enthusiasmus eines heiligen Kampfes stürzte es sich auf die Schaaren des Emirs, die alsbald auseinander stoben. Ein neues Heer wagten die Seldschucken nicht mehr gegen Antiochia zu führen; auch die Burg der Stadt fiel nun in die Hände der Christen.

Die ewig denkwürdigen Kämpfe um Antiochia waren beendet. Der Sieg der abendländischen Waffen über den Islam hatte sich hier entschieden. Wäre man jetzt sogleich aufgebrochen, man hätte in wenigen Wochen Jerusalem erreichen und wahrscheinlich ohne Schwertstreich gewinnen können; die Niederlage Kerbugas bannte den Orient in Schrecken. Aber die Streitigkeiten der Fürsten hielten trauriger Weise das Heer der Lateiner noch ein halbes Jahr in Antiochia zurück. Raimund von St. Gilles mißgönnte mit Anderen Bohemund den Besitz

der reichen und durch ihre Lage überaus wichtigen Stadt; um so bestimmter trat er ihm entgegen, als er sich die Interessen des griechischen Reichs zu vertreten für besonders berufen hielt. In der That ließ man sich noch einmal in Verhandlungen mit Constantinopel ein und erbot sich Alexius die Stadt zu überliefern, wenn er persönlich sich an der Fortsetzung des Kampfs gegen die Ungläubigen betheiligen werde. Die Verhandlungen, die Hugo von Vermandois deshalb in Constantinopel führte, hatten aber keinen Erfolg; Hugo kehrte gar nicht zum Heere zurück, sondern ging in die Heimath. Indessen rasteten die Fürsten zum großen Verdruß des Heeres in Antiochia von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Endlich kam es zu Tumulten; am lautesten tobten die heißblütigen Provenzalen gegen ihren Führer, der sie von den heiligen Stätten zurückhielt. Endlich mußte Raimund nachgeben, und Bohemund gewann den Lohn seiner Mühen. Der Normanne begründete als den zweiten Lateinerstaat im Osten das Fürstenthum Antiochia.

Im Januar 1099 brach Raimund mit seiner Schaar von Antiochia auf und zog südlich der Küste entlang, bis er vor Arkas, einer Feste des Emirs von Tripolis, auf Widerstand stieß. Er mußte Arkas belagern, und im März erreichten ihn hier die nachrückenden Schaaren der anderen Fürsten. Diese drängten ihn jetzt ohne weiteren Aufenthalt gegen Jerusalem zu ziehen, aber Raimund, der bereits seinen Blick auf Tripolis gerichtet, wollte ausharren; er rechnete auf Kaiser Alexius, der ihn mit einem Heere zu unterstützen versprochen hatte. Abermals entspann sich so der Hader der Fürsten vor Arkas, nachdem er vor Antiochia kaum verstummt war, und abermals mußte Raimund nachgeben. Am 13. Mai zog er, nachdem er mit dem Emir einen Vertrag geschlossen, von Arkas ab, und das Kreuzheer rückte endlich Jerusalem entgegen. Es betrat die Grenzen des heiligen Landes; das Pfingstfest (29. Mai) feierte es bei Cäsarea.

Nicht mehr Ortoks Geschlecht, dessen Gewaltthaten gegen die Christen so manchen Schrei der Entrüstung im Abendland ausgepreßt hatten, herrschte in Jerusalem. Im Sommer 1098 hatte der Fatimide die heilige Stadt eingenommen und dort einen seiner Getreuen als Befehlshaber eingesetzt. Der Chalif begann nun mit den lateinischen Fürsten zu unterhandeln, doch seine Anträge wurden nicht gehört. Langsam rückte man weiter. Am 6. Juni sah man von den umgebenden Höhen Jerusalem vor sich liegen — ein Anblick voll unbeschreiblicher Wonne

nach so vielen Kämpfen und Gefahren. Alle sanken auf die Kniee und küßten den heiligen Boden. Thränen entstürzten den Augen, Lobgesänge stiegen zum Himmel auf. Am folgenden Tage schon begann die Umschließung der heiligen Stadt. Das Heer bestand nur noch aus etwa 20,000 kampffähigen Mann, die saracenische Besatzung in der Stadt war doppelt so stark. Dennoch zweifelten die Christen nicht, daß sich die Stadt bald ergeben würde, und trafen alle Vorkehrungen zur Berennung mit der größten Sorgfalt. Am 15. Juli eröffnete man den Sturm. Die Begeisterung des lateinischen Heeres machte den Angriff unwiderstehlich. Jerusalem war alsbald in seinem Besitz; unter den Ungläubigen wüthete das fränkische Schwert. In den Straßen der heiligen Stadt wateten die Sieger im Blut, sie schwelgten in der Befriedigung ihrer entsetzlichen Mordlust gegen das ungläubige Volk. Kaum war diese gesättigt, so eilten sie zum heiligen Grabe und erhoben in überströmender Andacht ihre Herzen zum Herrn, der ihnen den großen Sieg verliehen.

Das heilige Grab war in den Händen der abendländischen Christen, Jerusalem und ein Theil des gelobten Landes in der Gewalt der Franken. Am 23. Juli traten die Fürsten in Berathung, was nun mit dem eroberten Heiligthum geschehen solle. Man beschloß ein eigenes Königreich zu errichten, und bot die Krone Herzog Gottfried an, der sich durch seine Rechtlichkeit und Tapferkeit während des Kampfs die allgemeine Liebe gewonnen hatte; am wenigsten hatte er unter allen Fürsten selbstsüchtige Absichten verfolgt. Gottfried übernahm die Sorgen der Herrschaft, wies aber die Krone zurück, die er dort nicht tragen wollte, wo man den Herrn mit Dornen gekrönt hatte. Das Königthum sollte sich in seinem Geschlechte vererben; die Banner Lothringens wehten fortan auf den Mauern und Thürmen der heiligen Stadt. Zugleich wurde ein Patriarchat der abendländischen Kirche in Jerusalem einzurichten beschlossen; zum ersten Patriarchen bestellte man einen Kapellan des Herzogs Robert, Arnulf mit Namen, und behielt die Bestätigung der Wahl dem Papste vor.

Die Sorgen der Herrschaft drückten Gottfried während seiner kurzen Regierung nur zu schwer. Wenige Wochen nach seiner Wahl rückte ein gewaltiges Heer des Chalifen unter seinem Wesir Al Afdal gegen Jerusalem an. Mit seinen geringen Streitkräften zog ihm Gottfried entgegen; mit ihnen erfocht er am 11. August bei Ascalon einen

herrlichen Sieg. Gleich nach der Schlacht verließen die beiden Roberte, Raimund von St. Gilles und Gottfrieds Bruder Eustach die heiligen Stätten; mit ihnen viele Ritter. Sie zogen rückwäts auf dem Wege, den sie vor Kurzem gekommen. Als sie in die Gegend von Laodicea gelangten, fanden sie Bohemund mit einem Angriff auf diese Stadt beschäftigt, unterstützt durch die große Flotte Pisas, welche Urban II. noch in seiner letzten Lebenszeit aufgeboten hatte und welche seinen Legaten Erzbischof Daibert mit sich führte. Die Fürsten traten für die Laodiceer ein und erwirkten, daß sie unter die Oberhoheit des Kaisers von Constantinopel zurückkehren durften. Raimund blieb zurück, denn noch immer hatte er Tripolis im Auge und rechnete auf die Unterstützung des Kaisers; die anderen Fürsten gingen im September 1099 unter Segel und eilten der Heimath zu.

Drei lateinische Reiche waren im Osten begründet, und die Herrscher derselben begegneten sich am nächsten Weihnachtsfest in Jerusalem; dorthin kamen auch die Pisaner und ihr Erzbischof Daibert. An den heiligen Stätten feierten die abendländischen Christen vereint das Siegesfest. Der Bischof zu Rom hatte die großen Eroberungen hervorgerufen, und Daiberts Verhalten legte jetzt an den Tag, daß das Papstthum diese Eroberungen auch in der Hand behalten wollte. Der Legat, von Bohemund und den Pisanern unterstützt, brachte es dahin, daß der Patriarch Arnulf weichen mußte und er selbst in dessen Stelle trat; er verlangte die Abtretung gewisser Theile der gewonnenen Städte und erhielt sie; er nöthigte endlich Gottfried sich als Vasallen des heiligen Grabes und des Patriarchats zu bekennen.

Am 15. Juli 1100 starb König Gottfried und hinterließ das Reich seinem Bruder Balduin, dem Grafen von Edessa. Jerusalem schwebte noch in stäter Gefahr, kaum war die Herrschaft der Christen befestigt: dennoch bestritten der Patriarch und Tancred Balduins Erbrecht und wollten Bohemund auf den Thron des neuen Königreichs erheben. Nur daß dieser Fürst damals in die Gefangenschaft der Türken fiel, vereitelte den Ausbruch eines neuen überaus gefährlichen Haders unter den Franken. Balduin verließ Edessa, nach dem er einen Verwandten gleichen Namens, den Sohn des Grafen von Rethel, mit der Grafschaft belehnt hatte; tapfer schlug er sich mit wenigen Rittern durch die Heere der Emire von Emessa und Damascus durch, die ihm den Weg verlegen wollten. In Jerusalem selbst begegnete er kaum noch

ernstem Widerstande. Der Patriarch krönte ihn am Weihnachtsfest 1100. Tancred ging nach Antiochia, um dort die Regierung als Stellvertreter seines gefangenen Vetters zu führen. Von allen Seiten rüsteten indessen die Ungläubigen gegen die Christen. Von Kampf in Kampf hatte sich der neue König zu stürzen, um das neue Reich zu behaupten und zu erweitern.

Begierig hörte man im Abendlande jede Nachricht, die aus dem Osten kam; an jedem Abend schlug man die Glocken an, um im Gebet der Kreuzfahrer zu gedenken, und mit jeder untergehenden Sonne erwachte da aufs Neue der Gedanke an ihre Heldenkämpfe, an ihre harten Bedrängnisse und glorreichen Siege. Wie beschämt wurden Alle, welche das heilige Unternehmen als ein thöriges verspottet, an dem Gelingen des Gotteswerkes gezweifelt hatten! Die Triumphe, welche die abendländische Christenheit nicht allein über den Islam, sondern auch die falsche Griechenheit davon getragen hatte, hoben jede Brust. Zugleich aber tönte ein Hülferuf nach dem anderen von den heiligen Stätten herüber. Bis zu seinen letzten Tagen hatte sich Papst Urban, welcher die Nachricht von dem befreiten Jerusalem nicht mehr vernehmen sollte, unaufhörlich bemüht neue Streitkräfte für den heiligen Kampf zu werben, und als sein Mund verstummte, warben sein Nachfolger und andere Häupter der Kirche neue Kämpfer für das Grab des Herrn.

Wie hätten solche Stimmen jetzt überhört werden können? In Spanien war eine solche Begeisterung für den Kreuzzug, daß Papst Paschalis den Rittern und Klerikern untersagen mußte das Land zu verlassen, damit es nicht wehrlos gegen die Ungläubigen werde. In Frankreich wurde auf des Papstes Betrieb aufs Neue der Kreuzzug gepredigt und Allen, die vor Antiochia flüchtig geworden, der Bann angedroht, wenn sie nicht in den Kampf zurückkehrten. Abermals verließen da Viele Haus und Hof, um in das Morgenland zu ziehen; besonders in Aquitanien wurden große Rüstungen gemacht. Um Herzog Wilhelm, einen sehr leichtfertigen Herrn, der sich aber auf die Kunst der Waffen und des Gesanges gleich gut verstand, sammelte sich ein Heer von 30,000 Rittern, denen sich ein gewaltiger Troß anschloß. Auch Stephan von Blois nahm wieder das Kreuz, seine voreilige Rückkehr auf dem ersten Zuge bereuend. In der Lombardei riefen der Erzbischof von Mailand und der Bischof von Pavia zur Kreuzfahrt auf. Große Massen gelobten sich dem Kriege des Herrn, und die Bischöfe selbst bo-

ten sich ihnen als Führer dar. Im Anfange des Jahres 1101 brachen sie mit einem Gefolge von 50,000 Mann eilends auf, durchzogen die kärnthnischen Marken, Ungarn und die Bulgarei und kamen glücklich nach Constantinopel.

Indessen wurde auch im oberen Deutschland, namentlich in Baiern mit Eifer gerüstet. Herzog Welf empfing das Kreuz und stellte sich an die Spitze des deutschen Auszugs; nach seinem schroffen Parteiwechsel mochte es ihm daheim nicht mehr wohl sein. Erzbischof Thiemo von Salzburg, Bischof Udalrich von Passau, entschiedene Gregorianer, schlossen sich ihm an. Auch mehrere Herren vom hohen Adel, wie der Burggraf Heinrich von Regensburg und ein Graf Bernhard, zogen aus. Kleriker und Frauen folgten den bewaffneten Schaaren; unter den letzteren erregte besondere Theilnahme Ida, die fromme Mutter des Markgrafen Liutpold von Oesterreich. Durch Ungarn und die Bulgarei nahm dieses Heer seinen Weg nach Constantinopel und langte dort um den 1. Juni an. Vom Kaiser Alexius mit Argwohn behandelt, mißtraute es auch dem Griechen auf alle Weise, und da man alsbald erfuhr, daß die Lombarden, kaum in Asien eingedrungen, völlig aufgerieben seien, schöpfte man den Verdacht, daß der Kaiser selbst sich zu ihrem Untergang mit den Seldschucken verschworen habe. In der That war das freilich sehr zuchtlose Heer der lombardischen Bischöfe auf räthselhafte Weise fast spurlos verschwunden; der Erzbischof von Mailand kehrte später nach Constantinopel zurück und fand dort in tiefer Bekümmerniß über den traurigen Ausgang seines Unternehmens am 30. September den Tod.

Zu den Deutschen stießen zu Constantinopel die Aquitanier unter Herzog Wilhelm und die anderen französischen Kreuzfahrer. Ein Heer von etwa 100,000 Mann war abermals vereinigt, um die Ungläubigen zu bekriegen, und namhafte Fürsten des Abendlandes standen an der Spitze. Abermals begann Kaiser Alexius mit diesen zu unterhandeln, abermals ließ er sich den Lehnseid von ihnen schwören, abermals setzte er dann ihre Schaaren über die Meerenge und versprach ihnen Wegweiser und Verpflegung. Aber Niemand traute dem Griechen; Viele meinten, daß er sie absichtlich, wie die Lombarden, in das Verderben locken wollte. Entmuthigung ergriff das Kriegsvolk und die wehrlose Masse, zu der Herzog Wilhelm auch vieles Weibervolk, unter ihm leichte Dirnen, gebracht hatte. Man stritt, was zu thun sei. Manche Pilger

hielten für das Sicherste, wenn sie Schiffe mietheten und zur See nach Joppe gingen; sie führten diesen Plan aus und entrannen dadurch dem Untergange. Die Hauptmasse des Heeres mußte aber doch auf dem Landwege bleiben; nur entfernte sie sich geflissentlich von dem Wege, welchen ihr der Kaiser vorgeschrieben hatte. Diese Kreuzfahrer zogen von Nicomedien östlich mitten in die Länder der Ungläubigen hinein; sie wollten, wie man sagte, nach Khorasan, in die Mitte der Seldschuckenmacht, vordringen. Etwas Besonderes gedachten sie zu vollführen; mit den Muselmännern meinten sie eher es aufzunehmen, als mit den treulosen Griechen.

Dieser übereilte Plan brachte das stattliche Heer in das Verderben. Bald wurden die Christen in ihrem Rücken von seldschuckischen Reitern angegriffen, und wohin sie kamen, fanden sie keine Verpflegung, da absichtlich alle Lebensmittel fortgeschafft waren. Vor sich den Mangel, hinter sich unaufhörlich den Feind, setzten sie den Weg bis zum zwanzigsten Tage fort: da aber sprengte Alles auseinander, Jeder suchte sich zu retten, so gut er vermochte. Viele wurden von den verfolgenden Feinden niedergemacht oder in die Gefangenschaft geschleppt; Andere erlagen dem Hunger. Nur etwa Tausend sollen sich durch die Flucht gerettet haben; die Mehrzahl von diesen ging nach Constantinopel und gelangte dann auf dem Seewege nach dem gelobten Lande. Die meisten Führer der Deutschen fanden auf dem Zuge den Tod. Thiemo von Salzburg war in Gefangenschaft gerathen und hat in derselben wahrscheinlich ein klägliches Ende gehabt. Ein ähnliches Loos scheint die Markgräfin Ida getroffen zu haben. Die Grafen Bernhard und Heinrich erreichten Jerusalem, aber nur um dort ihr Grab zu finden. Herzog Welf trat von dort den Rückweg an, starb aber am 8. November 1101 zu Paphos auf Cypern. Nur der Bischof von Passau kehrte in die Heimath zurück. Die Führer der französischen Schaaren waren glücklicher; sowohl Herzog Wilhelm, wie Graf Stephan entrannen dem Verderben.

Das große Unternehmen, an welches man im Abendlande und in Jerusalem viele Hoffnungen knüpfte, war völlig gescheitert. Um so schmerzlicher war es, als König Balduin in der äußersten Bedrängniß stand. Thronstreitigkeiten nach dem Tode des Chalifen Mostali hatte er zu neuen Erwerbungen benutzt, mit Hülfe der Pisaner und Genuesen Arsuf und Cäsarea, beides wichtige Plätze an der See, genommen.

Sobald aber jene Streitigkeiten beseitigt waren, war ein starkes ägyptisches Heer gegen Jerusalem vorgedrungen. Balduin schlug es. Ein zweites rückte heran und wurde gleichfalls zurückgeworfen. Inzwischen hatten jedoch das Heer und die Flotte der Fatimiden Joppe im September 1101 umschlossen, und nur mit größter Anstrengung gelang es dem Könige, die Hafenstadt, in welcher Schaaren von Pilgern weilten, zu entsetzen. Im nächsten Jahre erschienen die Aegypter dann mit noch stärkerer Macht im Felde. Balduins geringe Macht wurde bei Ramla eingeschlossen. Nur wie durch ein Wunder entkam der König und konnte bald darauf mit Schaaren, welche ihm Raimund und Tancred zuführten, eine neue Schlacht wagen. Der Sieg fiel ihm zu, aber seine Kraft war gelähmt; nach kurzer Zeit mußte er einen Waffenstillstand auf sieben Monate schließen.

Bei der Noth im heiligen Lande sah man verlangend nach dem Abendlande hinüber, und Viele waren dort, die gern ihren Arm und ihr Schwert dem Gotteskampfe geweiht hätten. Das Schicksal des letzten großen Zugs schreckte freilich von Unternehmungen ab, die nicht von einem mächtigen Willen und nach einem festen Plane geleitet wurden. Gewiß wäre es der kaiserlichen Stellung würdig gewesen, die kriegerischen Kräfte des Abendlandes aufzubieten und an der Spitze derselben zu vollenden, was das Kreuzheer Urbans begonnen hatte. So hätte das Kaiserthum sich wieder in die Mitte der Völker Europas stellen, sich als Schutzmacht der römischen Christenheit bewähren, das gemeinsame Interesse des Occidents auf sich lenken können. Wenn durch irgend etwas, hatte das reformirte Papstthum durch die Eroberung Jerusalems die Meinung für sich gewonnen; es lag in derselben ein Erfolg, der für den Augenblick alle Großthaten der früheren Kaiser verdunkelte. Kaum gab es für Heinrich noch die Möglichkeit den alten Glanz der Kaiserkrone zu erhalten, wenn er an diesem Erfolge sich nicht betheiligte, ihn nicht zu seinem Vortheil zu benutzen wußte.

Solche Gedanken sind dem Kaiser nahe getreten und von ihm ergriffen worden. Wollte er aber ein Werk fortsetzen, welches von den Gregorianern begonnen war, so mußte er eine Verständigung mit ihnen suchen; im Banne der Kirche konnte er nicht die Schaar der Gläubigen nach den heiligen Stätten führen. Nach Wiberts Tode hinderten ihn wenigstens persönliche Rücksichten nicht mehr Frieden mit den Gregorianern

und dem von ihnen anerkannten Papste zu schließen; an der Wahl der beiden Gegenpäpste, die dann so schnell beseitigt waren, hat er sicherlich keinen Antheil gehabt. Kaum hatte sich Paschalis festgesetzt, so erklärte der Kaiser am Weihnachtsfest 1101 öffentlich vor den Fürsten, daß er um den 1. Februar persönlich nach Rom aufbrechen, dort ein großes Concil zusammenrufen wolle, von dem der Streit zwischen ihm und dem Papste nach den Kirchengesetzen entschieden, die Eintracht zwischen Kirche und Staat hergestellt werden solle. Schwerlich dachte er dabei an eine Genugthuung für die kirchliche Partei, wie er sie einst in Canossa gegeben hatte, an einen Akt feierlicher Anerkennung der Strafen, die man wegen seines Ungehorsams auf sein Haupt gehäuft hatte; eine unparteiische Versammlnng sollte vielmehr über die Bedingungen entscheiden, unter welchen dem langen Streite ein Ziel gesetzt werden könne, und diesen Bedingungen wollte er sich fügen.

Die aufrichtige Absicht des Kaisers den kirchlichen Frieden herzustellen erhellt am deutlichsten aus einem Schreiben, welches er wenig später an Hugo von Cluny richtete. Er bedauert darin die lange unterbrochene Verbindung mit dem Abt und erklärt ihm, daß er für die Herstellung der Kirchen, die zu seiner Zeit durch seine Schuld schweren Schaden erlitten, auf alle Weise nach den ihm von Gott verliehenen Kräften arbeiten und den verständigen Rathschlägen aller Wohlgesinnten Gehör schenken wolle; das Zerstreute zu sammeln, das durch den Keil des Schisma Gespaltene durch das Band der Einigung zu verbinden, das Unglück der Kirche, welches er verursacht, durch die Herstellung des Friedens und der Gerechtigkeit wieder gut zu machen sei sein Streben; erreiche er die Herstellung der Eintracht zwischen Reich und Papstthum, so wolle er nach Abschluß des Friedens nach Jerusalem ziehen und die heiligen Stätten sehen; der Abt und die Congregation möchten mit ihren Gebeten seine Vorsätze unterstützen. Was der Kaiser hier den Cluniacensern mittheilte, wurde allgemein bekannt, als er am Epiphaniasfest (6. Januar) 1103 von dem Bischof von Würzburg in dem Dom zu Mainz feierlich in der Predigt verkünden ließ, daß er die Regierung des Reichs seinem Sohne übergeben und nach dem heiligen Grabe ziehen wolle. Unter Thränen bekräftigte der Kaiser selbst, was der Bischof verhieß. Die Begeisterung war allgemein. Die Fürsten, der Klerus und das Volk begrüßten jubelnd den Entschluß; Viele aus allen

Theilen des Reichs gelobten sofort ihm zu folgen. Man glaubte nicht anders, als daß er alsbald aufbrechen werde. Die Menge lebte in Kreuzfahrtsgedanken mehr als der Kaiser selbst.

10.

Friede und Unfriede im Reich.

So ehrlich gewiß der Wille Heinrichs war sein Schwert für das heilige Grab zu ziehen, so gedachte er doch nicht eher das Reich zu verlassen, als bis im Innern der Friede gesichert und mit dem Papste die Eintracht hergestellt sei.

Unablässig war der Kaiser bemüht den Landfrieden aufrecht zu halten, jeder Gewaltthat zu steuern. Der gefährlichste Friedensstörer war ohne Zweifel damals Graf Robert von Flandern, der mächtige Vasall des Kaisers und des Königs von Frankreich. Robert hatte im Sommer 1102 mit siebentausend Rittern die Stadt Cambray angegriffen und eine Woche lang umschlossen gehalten. Die Bürger hatten sich tapfer gehalten, bis der Kaiser auf ihre Bitte den Bischof von Lüttich und den Grafen von Löwen mit 500 Rittern zur Hülfe schickte. Darauf hatte Robert Waffenstillstand geschlossen und war in sein Land zurückgekehrt: aber die Feste Marquion, die er bei Cambray angelegt, blieb den Bürgern gefahrdrohend, war zugleich ein Hohn gegen den Kaiser.

Die Veranlassung zu Roberts Gewaltthat bot ein Schisma in dem Cambrayer Bisthum. Die kaiserliche Partei hielt sich zu dem von ihr erhobenen Walcher, einem thatkräftigen Mann, während die Gregorianer Manasse, einen Sohn des Grafen von Soissons und Neffen des gleichnamigen Erzbischofs von Reims, als ihren geistlichen Hirten anerkannten. Walcher war im Besitz der Stadt: deshalb forderte der Erzbischof von Reims den Grafen von Flandern, als er zur Tilgung seiner Sünden ein gutes Werk zu thun geneigt war, zur Vertreibung desselben und Einsetzung seines Neffen auf. Um so bereitwilliger bot dazu Robert seine Waffen, als auch der Papst ihn zu dem Unternehmen antrieb und er selbst die Stadt bei dieser Gelegenheit in Abhängigkeit

von sich zu bringen hoffen durfte. Der Kaiser aber brauchte dem aufständigen Vasallen gegenüber Ernst. Von seinem Sohne begleitet, war er mit einem Heere im October 1102 den Bürgern von Cambray, wie er ihnen versprochen, zu Hülfe geeilt und über die Schelde gezogen. Die Burgen Roberts auf seinem Wege mußten sich ergeben; fünf derselben, Marquion, Patuel, Inci, Ecluse und Buchain, welche Cambray und sein Gebiet am meisten bedrohten, wurden zerstört, die ganze Gegend um Valenciennes mit Feuer und Schwert verwüstet. Noch tiefer wäre der Kaiser in Flandern eingedrungen, wenn ihn nicht die Strenge des Winters zur Rückkehr genöthigt hätte. Auf dem Heimwege hatte er noch Cambray besucht und die Bürger zur Ausdauer ermuthigt. Es war ernstlich seine Absicht den Kampf fortzusetzen; nicht nur mit einem Heere, sondern auch mit einer Flotte sollte demnächst der Graf von Flandern angegriffen werden. Eifrig wurde für den neuen Kriegszug gerüstet.

Gleichzeitig war in Westfalen eine Fehde zum Ausbruch gekommen, die leicht eine gefährliche Wendung nehmen konnte. Der Graf Friedrich hatte hier die Besitzungen des erst kürzlich vom Kaiser eingesetzten Erzbischofs von Köln überfallen, dieser sich aber gerächt, Friedrichs Burg Arensberg belagert und in seine Gewalt gebracht. Auch diese Wirren beschäftigten den Kaiser, der inzwischen seinem Ziele, durch die Aufrichtung eines allgemeinen Reichsfriedens den Bedrängnissen des Volks ein Ende zu machen, endlich näher rückte. Als er Weihnachten 1102 zu Mainz verweilte, schwiegen unter den Fürsten die Bedenken, die man so oft erhoben hatte. Das Ansehen des Kaisers schien im Wachsen, die Stimmung ihm günstiger, als seit langer Zeit. So willigten sie, nachdem die sächsischen Wirren beigelegt waren, in die Verkündigung eines Reichsfriedens bis Pfingsten und dann weiter für die nächsten vier Jahre. An demselben Tage, wo der Kaiser seinen Entschluß nach dem heiligen Grabe zu ziehen kund that, wurde der Reichsfriede ausgefertigt, von dem Kaiser, den Erzbischöfen und Bischöfen mit Handschlag gelobt, von dem jungen König, den Herzogen Welf, Berchthold und Friedrich, vielen Markgrafen, Grafen und anderen edlen Herren beschworen. Der Kaiser selbst verzieh Allen, die sich gegen ihn vergangen hatten.

Wir kennen im Wesentlichen die Bestimmungen des Friedens aus dem geleisteten Eide. Sie gingen darauf aus, Haus und Hof, Hab' und Gut, wie die Person des Einzelnen gegen Vergewaltigung zu schützen. Jeder Einbruch, jede Brandstiftung, jeder Raubmord, jede

Körperverletzung bei Raub oder beabsichtigtem Raub sollte mit dem Verlust der Augen und der Hand bestraft werden. Auch wer den Verbrecher schützte, sollte gleiche Strafe leiden; fände er in einer Burg Aufnahme, so sollte sie nach dreitägiger Belagerung zerstört werden. Entzöge sich Jemand der Strafe, so sollten seine Lehen dem Lehnsherrn, seine Eigengüter dem nächsten Verwandten anfallen. Ein Diebstahl im Werth von 5 Solidi oder darüber wurde ebenfalls mit der Strafe des Verlusts von Augen und Hand bedroht, geringerer Diebstahl nur bei dreimaliger Wiederholung; anderenfalls war er mit Verlust der Haare, Stäupung und Rückerstattung des Geraubten zu büßen. Auf offener Landstraße durfte man dem erklärten Feind mit den Waffen begegnen, aber nicht ihn verfolgen, wenn er sich in das Haus oder den Hof eines Andern flüchtete. Diese Bestimmungen sollten nur den Getreuen des Kaisers zu Gute kommen, nicht den Feinden des Reichs. Für die Kirchen und Klöster, Kleriker und Mönche, für die Bauern und Kaufleute, für die Weiber und Juden waren noch besonders schützende Maßregeln getroffen.

Der Biograph Heinrichs preist die wohlthätigen Folgen dieses Friedens, so unbequem er den mächtigen Uebelthätern gewesen sei; denn sie, die ihre Güter an ihre Kriegsleute ausgethan, um ein großes Gefolge zu unterhalten und Andern es dadurch zuvor zu thun, hätten nun Noth gelitten, ihre Keller und Scheuern seien leer gewesen, nicht mehr in Purpurkleidern und mit goldenen Sporen hätten sie stolziren können. Dagegen athmeten die niederen Leute, wie der Biograph rühmt, freier auf und gediehen zu Wohlstand. Sie hatten nicht mehr den Räuber auf der Landstraße und im Dunkel des Waldes zu fürchten. Der Kaufmann zog ruhig seinen Weg dahin; das Schiff fuhr den Strom hinab, ohne Furcht vor jenen kleinen Burgen am Ufer, die bis dahin eben so viele Raubnester gewesen waren. So soll einige Jahre hindurch das Gesetz die großen Herren in Zaum gehalten haben, wie sehr sie auch dagegen murrten, daß sie nicht in der alten ungebundenen Freiheit lebten.

Was der Biograph meldet, mag übertrieben sein, ganz unbegründet ist es nicht. Auf die allgemeinen zu Mainz beschworenen Bestimmungen gründeten sich besondere Friedensverbindungen; eine solche wurde z. B. von Herzog Friedrich mit mehreren schwäbischen und fränkischen Grafen unter Zustimmung der Bischöfe von Augsburg und Eichstätt für ein

Jahr beschworen*). Denn vor Allem kam es doch darauf an, wie geneigt die Fürsten zur Ausführung der Mainzer Satzungen waren, und ihre Geneigtheit hing von ihrer Stellung zum Kaiser, von der Autorität desselben im Reiche ab.

Manches glückte Heinrich in der nächsten Zeit und gab dem kaiserlichen Namen neue Geltung. Vor Allem fügte sich Graf Robert von Flandern. Noch einmal hatte er Cambray angegriffen, war bis in die Vorstädte gedrungen und hatte Feuer in dieselben geworfen: da hatten ihn die Bürger um Waffenstillstand bis zum 8. September gebeten und ihm Unterwerfung gelobt, wenn sie der Kaiser bis dahin nicht unterstütze. Aber schon rüstete man im Reiche mit solchem Ernste gegen den Flanderer, daß dieser mit seinen Großen zu Rathe ging, ob er den Kampf fortsetzen solle. Man widerrieth es ihm, da er sich gegen seinen Lehnsherrn vergangen habe, und Robert bat in der That den Kaiser um einen Waffenstillstand, damit er sich zu Lüttich vor ihm stellen könne. Als der Kaiser hier Peter- und Paulstag (29. Juni) mit vielen Fürsten feierte, erschien Robert, unterwarf sich, leistete von Neuem den Lehnseid und versprach nun Walcher in seinem Bisthum zu schützen. Es war keine geringe Sache, daß sich der stolze Flanderer demüthigte. In derselben Zeit mußte Gebhard von Konstanz, der unversöhnlichste Widersacher des Kaisers, aus seinem Bisthum weichen; er flüchtete auf eine Burg, die er mitten im Rhein hatte anlegen lassen. Der junge König Heinrich nahm damals die Burg Gleiberg in Franken, ein Besitzthum des Hauses Luxemburg.

Je höher das Ansehen des Kaisers stieg, desto mehr murrten die ihm abgeneigten Fürsten. Sie warteten nur auf den Tag, wo er Deutschland verließe und die Regierung seinem Sohne übertrüge; unwillig sahen sie, daß er mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, als den Rüstungen zum Kreuzzug. Sie erschienen wohl noch bei Hofe, aber sie meinten, daß sie dort nur ihr Geld verschwendeten; der Kaiser thäte doch Nichts für das Wohl des Reichs und treibe mit ihnen nur ein lügnerisches Spiel. Die Unzufriedenen begannen zu conspiriren und verführten auch Männer, die bisher treu zu dem Kaiser gehalten hatten. Unter solchen Umständen war es um so bedenklicher, daß den Gewaltthaten im Reiche doch nicht völlig gesteuert werden konnte. Nament-

*) Wir besitzen größere Fragmente dieser Friedenseinigung.

lich war der Zustand in Sachsen damals nichts weniger als ruhig, zumal der Kaiser gute Gründe hatte hier nicht entschiedener einzugreifen. Markgraf Udo von der Nordmark war nach seinem Siege über die Liutizen mit den sächsischen Fürsten in Fehde gerathen; sie belagerten seine Burg Alsleben und verwüsteten sein Land, während er Gleiches mit Gleichem vergalt. Ein nicht minder erbitterter Kampf drohte bei dem Tode des Markgrafen Heinrich auszubrechen, der ohne Söhne starb, aber seine Gemahlin Gertrud von Braunschweig schwanger hinterließ. Die Marken von Meißen und der Lausitz gingen an Thiemo, den Oheim des Verstorbenen, über, der aber nach kürzester Frist im Dienste des Kaisers den Tod fand. Bald darauf gebar Gertrud einen Sohn und mit männlichem Muthe behauptete sie ihm die Marken des Vaters gegen die Ansprüche, welche Konrad von Wettin, der Sohn Thiemos, erhob. Die größte Bewegung aber nicht nur in Sachsen, sondern im ganzen Reiche rief der Tod Graf Konrads von Beichlingen hervor. Ein durch Tapferkeit, Bildung und Reichthum ausgezeichneter Mann, wurde er auf der Landstraße Nachts von einer Bande gemeinen Volks erschlagen. Man gedachte an das Ende seines Bruders, der auch rohen Fäusten erlegen war *). Kein Fürst hielt sich mehr für sicher, wenn solche Männer nicht mehr sich vor dem rohen Haufen retten könnten; man warf wohl gar auf den Kaiser den Verdacht, daß er die Mörder für die Söhne seines alten Widersachers gedungen habe.

Die Mißstimmung unter den Fürsten war schon weit verbreitet, als ein Vorgang in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest des Jahrs 1103 feierte, sie auf das äußerste Maß steigerte. Mit anderen Fürsten kam dorthin der Graf Sieghard von Burghausen und Schala, aus dem Geschlecht der Aribonen, das einst die Pfalzgrafschaft in Baiern bekleidet hatte, entsprossen. Er fühlte sich in der Nähe des Hofes nicht sicher und erschien deshalb mit ungewöhnlich großem Gefolge, wodurch er dem Kaiser verdächtig wurde. Auch sein Verhalten erregte Argwohn; die baierischen Fürsten murrten, daß die Sachsen mehr beim Kaiser gälten als sie, und Sieghard klagte darüber am lautesten. Dennoch entließ nach einigen Tagen der Graf seine Vasallen; seine Besorgniß schien geschwunden. Gefahr drohte ihm aber, wenn auch von

*) Einen ähnlichen Tod hatte auch i. J. 1102 der Graf Ludwig von Mömpelgard gefunden; er wurde von seinen Knechten erschlagen.



anderer Seite, als er gewähnt. Als er in der Stadt Gericht hielt und über einige Ministerialen ein hartes Urtheil fällte, erhob sich unter ihren Standesgenossen ein allgemeiner Aufstand; man meinte, daß es auf eine Minderung des Ministerialenrechts überhaupt abgesehen sei. Vergebens bemühte sich der junge König den Tumult zu beschwichtigen. Die wüthende, mit Waffen wohlversehene Masse der Ministerialen theils aus der Stadt, theils aus dem Gefolge der anwesenden Fürsten drängte nach der Herberge des Grafen, belagerte ihn hier sechs Stunden und erbrach endlich die Thüren. Als Sieghard in ihrer Gewalt war, ließ sie ihm noch Zeit zur Beichte und zum Empfang des Abendmahls: dann wurde er enthauptet (5. Februar 1104).

Das entsetzliche Ereigniß war fast vor den Augen des Kaisers, während seiner Anwesenheit in der Stadt geschehen. Konnte oder wollte er die blutige That nicht hindern? Die Fürsten glaubten das Letztere, und mindestens auffällig war, daß die Mörder des Grafen nicht bestraft wurden. Vielleicht hing der verhängnißvolle Urtheilsspruch Sieghards mit seinen Gerechtsamen als Vogt einer geistlichen Stiftung zusammen; denn wir wissen, daß der Kaiser noch zu Regensburg damals Bestimmungen traf, um die Rechte der Kirchenvögte und die von ihnen zu erhebenden Abgaben der Willkür zu entheben. Auch dadurch wird er die üble Stimmung des Adels gegen sich eher gesteigert, als die Aufregung beschwichtigt haben. Er fürchtete bereits Nachstellungen, wenn er die Stadt verließe, und verweilte deshalb bis zur Fastenzeit; dann kehrte er nach Mainz zurück. Aber die unzufriedenen Fürsten wagten Nichts gegen ihn; ihr Bund hatte noch nicht Gestalt gewonnen, vor Allem fehlte ihm ein Haupt.

So schwer es dem Kaiser fiel den Frieden in den deutschen Ländern aufrecht zu erhalten, ließ er es mindestens nicht an Anstrengungen fehlen. Die Eintracht mit Rom herzustellen, scheint er nicht einmal den Versuch gemacht zu haben. Auch wäre jede Bemühung bei der Gesinnung, welche Paschalis kund gab, vergeblich gewesen. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte dieser Gebhard von Konstanz zum Widerstande ermuthigt, dann auf einer Synode zu Rom im März 1102 die Wibertisten und ihre Lehre aufs Neue verdammt, vor Allem den Kaiser unwiderruflich in den Bann gethan; schriftlich hatten die anwesenden Bischöfe ihren Gehorsam ihm und seinen Nachfolgern verbürgen müssen. Am grünen Donnerstage (3. April) sprach er noch einmal feierlich im Lateran

den Bann über Heinrich aus. „Weil Heinrich den Rock Christi zu zerreißen, d. h. die Kirche durch Raub und Brand zu verwüsten, durch Lüste, Meineid und Mord zu beflecken nicht aufgehört hat, ist er zuerst von dem seligen Papst Gregor, dann von dem hochheiligen Urban, unserem Vorgänger, und endlich von uns auf der letzten Synode nach dem Urtheil der gesammten Kirche auf ewig in den Bann gethan worden. Das wollen wir Allen kund thun und besonders den Deutschen, damit sie sich vor seiner Bosheit schützen." So sprach der Papst damals vor einer unermeßlichen Menschenmenge, unter welcher viele deutsche Pilger waren, die von Jerusalem zurückkehrten.

Nicht bei Worten ließ es der Papst bewenden. Gerade in der Zeit, wo der Kaiser dem Abt von Cluny seine versöhnliche Gesinnung darlegte, bestimmte Paschalis den Grafen Robert von Flandern zu dem Angriff auf Cambray, belobte dann durch ein Schreiben vom 21. Januar 1103 den Gehorsam des Grafen und forderte ihn auf auch die Lütticher Kirche zu züchtigen. „Ueberall," schrieb der Papst, „wo du kannst, verfolge nach deinen Kräften Heinrich, das Haupt der Ketzer, und alle seine Anhänger. Kein angenehmeres Opfer fürwahr kannst du Gott darbringen, als den zu bekämpfen, der sich gegen ihn erhoben, der sich seiner Kirche das Reich zu entreißen unterfängt, der an heiliger Stelle das Götzenbild Simons aufgerichtet hat und von den heiligen Apostelfürsten und ihren Nachfolgern nach dem Urtheil des heiligen Geistes aus der Kirche verbannt ist. Dies tragen wir dir und deinen Vasallen auf, damit du Vergebung deiner Sünden und die Freundschaft des apostolischen Stuhls erlangst und nach Drangsalen und Siegen unter Gottes Beistand in das himmlische Jerusalem eingehst." Dieses befremdliche Schreiben des apostolischen Stuhls unterwarf Siegbert von Gemblour, einer der tüchtigsten Gelehrten der Zeit, im Namen der Lütticher Kirche einer scharfen Kritik. Großen Erfolg hatten die Worte des Papstes bei Robert und seinen Vasallen nicht. Wir wissen, daß der Graf sich bald darauf dem Kaiser unterwarf, der ihm in der Folge, um ihn fester an sich zu ketten, sogar für die Dauer seiner Regierung Cambray überließ.

Noch weniger Wirkung hatte ein Schreiben, welches der Papst an Herzog Welf von Baiern, dessen Bruder Heinrich, an die Zähringer und die anderen schwäbischen Fürsten richtete und wodurch er sie vom Kaiser abzuziehen und für die Kirche, für welche sie früher gestritten, wieder zu gewinnen suchte. Der Papst forderte sie auf Gebhard von Konstanz

seinen Legaten, zu unterstützen und meldete, daß er über den Gegenbischof Arnold, der Gebhard verdrängt, den Bann ausgesprochen habe.

So bemühte sich der Papst den inneren Krieg in Deutschland aufs Neue zu entzünden, und es war nicht seine Schuld, wenn der Graf von Flandern, die Welfen und Zähringer die Schwerter ruhen ließen. Unter diesen Umständen wäre jeder versöhnliche Schritt Heinrichs vergebens gewesen, denn Rom wollte einmal keine Ausgleichung des Streits. Aber es ist kein Zweifel, daß dennoch die Zahl derer, die nach Verständigung zwischen dem Papst und dem Kaiser verlangten, in den deutschen Ländern in stätem Wachsthum war. Selbst unter den treuesten Anhängern des Kaisers gab es Viele, die Paschalis offen oder im Geheimen als den rechtmäßigen Nachfolger Petri anerkannten und nur in dem Frieden mit ihm Heil für Reich und Kirche sahen. Sehr mit Unrecht warfen sie die Schuld des unheilvollen Zerwürfnisses allein auf des Kaisers Hartnäckigkeit. Zu diesen Männern gehörten so hervorragende und dem Kaiser so nahe stehende Vertreter des deutschen Klerus, wie jener Otto, der nach dem Tode des getreuen Robert und längerer Vacanz im Jahre 1103 das wichtige und reiche Bisthum Bamberg erhalten hatte.

Aus einem ritterlichen, aber wenig begüterten Geschlechte am Bodensee entsprossen, hatte sich Otto dem Dienst der Kirche und den Studien zugewendet. Seine Schuljahre scheint er in Würzburg durchlebt zu haben; noch in jungen Jahren ging er dann nach Polen, um sich dort durch Unterweisung von Kindern seinen Unterhalt zu verschaffen. Der begabte und eifrige Jüngling wurde dem Herzog Wladislaw bekannt, und dieser bediente sich vornehmlich seiner Dienste, als er um die Schwester des Kaisers warb. So trat Otto auch dem Kaiser näher, welcher den zu vielen Dingen brauchbaren Kleriker später an seinen Hof zog und bald beim Bau des Speierer Doms, bald in seiner Kanzlei, bald zu anderen Geschäften verwandte. Wiederholentlich hatte er Otto bereits Bisthümer angeboten, dieser sie aber ausgeschlagen; endlich entschloß er sich Bamberg anzunehmen, indem er zugleich aber offen erklärte, daß er nicht von schismatischen Bischöfen, sondern nur von dem Papste sich die Weihe ertheilen lassen werde. Sofort zeigte er auch Paschalis an, daß er das Bisthum niederlegen wolle, wenn er nicht von dem heiligen Vater selbst Investitur und Weihe empfinge. Er wurde aber von Rom aus an den Erzbischof Ruthard von Mainz gewiesen, der sich in-

zwischen der kirchlichen Partei wieder angeschlossen hatte und den der Papst nicht verletzen mochte. Otto wollte von diesem alten Wibertisten jedoch nicht den Segen empfangen und wartete lieber, bis sich eine Gelegenheit für ihn fände zu der Schwelle seines apostolischen Herrn zu ziehen. Wenn die Ideen der neuen Zeit so einen Mann ergriffen hatten, der durch alle persönlichen Verhältnisse und die ganze Stellung seines Bisthums fest an den Hof gebunden war, so mußte die Stellung Heinrichs wohl überaus schwierig werden, als sich die Unmöglichkeit für ihn zeigte ein Abkommen mit dem Papste zu treffen. Selbst ihm ergebene Männer konnten an einem glücklichen Fortgang der Dinge zweifeln.

Ein offener Widerstand war dem Kaiser in der letzten Zeit in Deutschland nicht gerade entgegengestellt worden, seine Autorität konnte sogar zu wachsen scheinen; fast alle Fürsten besuchten seinen Hof und folgten seinen Weisungen. Und doch war sein Thron rings von Besorgnissen, Argwohn, Rachgefühl, fanatischem Haß umgeben. Die Zahl der Getreuen, die ihm in allen Fährlichkeiten beigestanden hatten, war zusammengeschmolzen; die in ihre Stelle getreten, waren Söhne einer Epoche, in welcher die Erinnerungen an den alten Glanz des Kaiserthums schon erblichen. Man fragte nicht mehr nach dem Erben der früheren Kaiser, sondern nur nach den Erfolgen und Leistungen des gekrönten Herrn, und man sah, daß er den Frieden im Innern nur mühevoll aufrecht erhielt, den kirchlichen Kampf nicht austragen konnte und daß die Kreuzfahrt, die er angekündigt hatte und die dem Geiste der Zeit entsprach, unterblieb. Schon murrten viele Fürsten, das Reich und sie selbst gingen zu Grunde, wenn der Kaiser länger regiere, — und zu diesen gehörte selbst sein eigener Sohn, den er neben sich auf den Thron erhoben hatte.

11.

Absetzung Heinrichs IV.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte nie den Kaiser geliebt; die Meisten von ihnen wechselten Partei nach dem augenblicklichen

Vortheil. Die Zahl der unerschütterlich treuen Anhänger Heinrichs war ben so gering, wie die Zahl derer, die ihr Leben für die Sache des heiligen Petrus einsetzten. Manche Fürsten, besonders geistliche, waren wider 'en Kaiser, weil er den Frieden mit der Kirche nicht herstellen konnte, ınd das waren die Besseren. Andere haßten ihn, weil er den Landfrieden chützte, sich des niederen Volkes annahm, sie selbst nicht frei schalten ieß, sondern nach ihrer Meinung verfolgte; meist waren dies weltliche Große, aber auch weltlich gesonnene Kirchenfürsten, wie Erzbischof Rut-)ard von Mainz. Eine fast allgemeine Klage der Fürsten war, daß)er Kaiser sie während seiner langen Regierung mit Willkür behan-)elt habe, sie nur in der äußersten Bedrängniß höre, sonst eigenmächtig Entschließungen fasse, welche das Reich aus Gefahr in Gefahr stürzten.

Die Regierung Heinrichs IV. ist eine selten unterbrochene Reihe)on Fürstenverschwörungen. Man conspirirte, wenn er von Rom be-)rängt war; man conspirirte nicht minder, wenn sich seine Autorität vieder zu heben schien. Nicht ohne Besorgniß sah man, daß er seit 'einer letzten Rückkehr aus Italien allmählich festeren Boden von Neuem jewann, daß namentlich die niederen Klassen, in denen sich ein trotziger Geist gegen das Fürstenthum regte, hoch von ihm hielten. Wiederum 'chlich der Verrath im Stillen umher, wiederum thaten sich unruhige Männer zusammen, um Mittel und Wege zu ersinnen, wie man dem Kaiser begegnen könne. Es gab deren besonders in Baiern und Sachsen. Hier waren es Angehörige des Nordheimer Hauses, welche durch den Tod Konrads von Beichlingen aufgeregt waren; an der Spitze Graf Diet- rich von Katlenburg, der Tochtermann Konrads, der auch mit Erzbischof Ruthard in Verbindung stand. In Baiern hatte der Mord des Grafen Sieghard weite Kreise des Adels beunruhigt; die Unzufriedenheit hatte sich von dort auch über die ostfränkischen Herren verbreitet. Graf Beren- gar von Sulzbach war vor Allem gegen den Kaiser thätig; mit ihm im Bunde stand Markgraf Dietpold vom Nordgau und Graf Otto von Habsburg, Beide aus der weitverzweigten Nachkommenschaft der Töchter jenes Otto von Schweinfurt, mit welchem der Mannesstamm der Ba- benberger in Ostfranken geendet hatte. Mit diesem Geschlechte war auch Heinrich von Limburg verschwägert, dessen Treue trotz seiner erst jüngst erfolgten Erhebung zum Herzogthum Niederlothringen abermals wankte.

Was diese Herren auch planen mochten, es wäre kaum für den Kaiser gefährlich geworden, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich mit

dem jungen Könige zu verständigen. Dietrich von Katlenburg, Dietpold und Otto waren dem Kaiserhause verwandt, und fanden leicht deshalb Zugang zum König. Sie schlossen sich mit ihren Freunden ihm auf Jagden, bei ritterlichen Spielen und bei Gelagen an; Aeußerungen des Mißmuths und der Auflehnung gegen den Kaiser wurden hier vor dem Sohne laut und wurden von ihm nicht ungern gehört. Allmählich erwuchs so der Plan den alten Kaiser zu beseitigen, um dem Sohn das Regiment zu übergeben. Vielfach und aus sehr verschiedenartigen Interessen ist die Meinung verbreitet worden, wie König Konrad elf Jahre zuvor vom Papst und der großen Gräfin zum Verrath verleitet, so sei jetzt in ähnlicher Weise von baierischen Großen sein jüngerer Bruder zu der Auflehnung gegen den Vater verführt worden. Wer die Sinnesart und die Verhältnisse dieses jüngeren Bruders erwägt, wird sich schwer davon überzeugen, daß auch er lediglich ein Verführter war.

Heinrich, der einzige noch lebende Sohn des Kaisers, war in Italien geboren und hatte jenseits der Alpen den größten Theil seiner Jugend zugebracht: vielleicht hat der Boden und die Sonne Italiens auf ihn mehr gewirkt, als man bei dem Sprossen eines fränkischen Fürstenhauses annehmen sollte. Er war eine jener rücksichtslosen Naturen, die Alles einem Zwecke unterordnen und opfern, wie sie dort häufiger als in unseren Gegenden erscheinen, und dieser Zweck war ihm einzig und allein die Herrschaft. So stark der Trieb zur Macht bei seinem ganzen Geschlechte war, so hat sich doch Keiner seiner Vorfahren diesem Triebe so völlig und ungebunden hingegeben. Die Herrschsucht allein beherrschte sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln. Er war nicht mit der Aussicht auf die Krone geboren; erst als er im Jahre 1097 mit seinem Vater nach Deutschland zurückkehrte, wurde ihm durch die Entsetzung seines Bruders der Weg zum Throne gebahnt. Der Vater ließ ihn zu seinem Nachfolger wählen und krönen, nicht ohne ängstliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß nicht auch er ihn betröge; er mußte einen Eid dem Vater schwören, wie ein Vasall seinem Lehnsherrn, mußte geloben sich nie wider dessen Willen in Regierungshandlungen zu mischen.

So lange der ältere Sohn lebte, war der Vater des jüngeren sicher; jede Annäherung an die Feinde des Reichs würde ja diesem unfehlbar die Krone gekostet haben, die ohnehin ihm von dem Bruder bestritten wurde. Deshalb war er damals ganz Unterwürfigkeit gegen den

Vater. Er begleitete ihn auf seinen Zügen, vollstreckte die ihm ertheil-en Aufträge, hatte er ja den Wunsch sich einmal vom Hofe des Va-ers zu entfernen, so suchte er um dessen Erlaubniß nach. Nach Kon-ads Tode wurde die Stellung des jungen Fürsten zum Vater innerlich inders. Die Herrschaft schien ihm jetzt sicher; nur darauf kam es an, vann sie ihm zufallen würde. Kein Zweifel kann obwalten, daß sein Herz nach dem Moment brannte, wo die Zügel des Regiments in seine Hand fielen: aber das Leben seines Vaters konnte sich noch lange aus-ehnen. Unerwartet erschloß da der Kaiser selbst ihm die Hoffnung vor der Zeit an das Regiment zu gelangen, als er in den ersten Tagen es Jahrs 1103 einen Kreuzzug anzutreten verhieß. Diese Hoffnung errann jedoch, als sich der Kreuzzug verzögerte und bald so gut wie auf-gegeben schien, wieder in die graue Ferne.

Nichts quält einen herrschsüchtigen Geist mehr, als lockende Aus-ichten zur unbeschränkten Macht verschwinden zu sehen, zumal wenn die Besorgniß hinzutritt, daß sie in gleich günstiger Weise nie wiederkehren ürften. Verglich Heinrich die Regierung des Vaters mit der des Broßvaters, so konnte ihm nicht entgehen, welche Verluste das Reich rlitten, wie tief die Macht des Kaiserthums gesunken sei. Italien und Burgund waren so gut wie verloren, im Osten der deutsche Einfluß gemindert, die deutschen Länder lagen erschöpft danieder, und nur mit großer Anstrengung wurde der innere Friede erhalten. Schritt die Auflösung so weiter vor, so hinterließ der Kaiser dem Sohne keine Macht, sondern nur unsichere Ansprüche. Und kaum wagte er bessere Tage noch dem Alten zu versprechen, da ihm die Unzufriedenheit mächtiger Männer bekannt war, da man ihm sogar zuraunte, daß, wenn er zögere, in Anderer nach der Macht greifen würde. Man sagte ihm, daß sich die Wünsche Aller auf ihn richteten, daß er das Reich retten, die Ver-ländigung mit Rom herbeiführen, die Unterstützung der Fürsten zu neuen großen Unternehmungen gewinnen könne, und er selbst traute sich die Kraft zu dem Allen zu; denn herrschsüchtige Naturen pflegen die Schwierigkeiten, mit denen Andere kämpfen, zu unterschätzen, die Hemm-nisse ihrer eigenen Lage zu übersehen. So reifte der Plan in ihm, sich erst mit den Unzufriedenen zu verbinden, die Regierung an sich zu brin-gen und den unglücklichen Händen des Alten zu entziehen. Zu persön-lichen Beschwerden gegen den Vater hatte er keinen Grund, vielmehr scheint er, abgesehen von dem Mißtrauen, unter dem Alle litten, von

ihm mit besonderer Zärtlichkeit behandelt zu sein. Seine Sache möchte ihm deshalb reiner erscheinen, in Wahrheit aber trat dadurch seine Herrschsucht nur um so greller hervor.

Der junge König dachte über die Ansprüche Roms und den Trotz der deutschen Fürsten wesentlich nicht anders, als sein Vater, aber er wußte, daß er nur im Bunde mit den Widersachern desselben ihm das Reich entreißen konnte, daß er sich dem Papst und seinen Bundesgenossen unterwürfig zeigen mußte, wenn der Vater gestürzt werden sollte. Heuchelei und Lüge waren die Stufen, die allein ihn zum Throne führen konnten: er scheute sich nicht sie dreist zu betreten. Noch in Jahren stehend, wo sich gern frei das Gemüth hingiebt, zeigte er sich als ein vollendeter Meister in der Kunst der Verstellung. Unglaublich ist, daß sich bei der ruchlosen Behandlung eines Vaters, der ihm nur Wohlthaten erwiesen, nicht sein Herz geregt haben sollte: aber nie verrieth Miene oder Blick eine weichere Bewegung.

Den Anlaß zum Ausbruch der Verschwörung gaben noch einmal die sächsischen Angelegenheiten. Am 17. Juli 1102 war Erzbischof Hartwig von Magdeburg gestorben, der in seinen letzten Zeiten treu zu dem Kaiser gehalten und sich vielfach um die Ausgleichung des Streits mit Rom bemüht hatte. In Magdeburg gab es noch Gregorianer, und es gelang diesen die Wahl auf Heinrich von Sasle zu richten, einen Domherrn, der zwar noch nicht die Priesterweihe erhalten hatte, aber für einen Anhänger der kirchlichen Sache galt. Die Einsetzung desselben schien der Partei um so wichtiger, als wenig später (23. October) der Gegenbischof Herrand von Halberstadt starb, der in letzter Zeit fast allein die Gregorianischen Principien, wenn auch mit schwachen Kräften, in Sachsen aufrecht erhalten hatte. Die Weihe des neuen Erzbischofs stieß jedoch auf Schwierigkeiten; denn, wie überall in Sachsen, bestand auch in Magdeburg wieder eine kaiserliche Partei, und man scheute sich den inneren Krieg aufs Neue zu entzünden. Inzwischen regten sich in Magdeburg die Kaiserlichen. Als sich der Kaiser nach Ostern des Jahrs 1104 nach Lüttich begab, machte sich eine Gesandtschaft derselben zu ihm auf den Weg, um die Lage der Magdeburger Kirche ihm vorzustellen. Bei dieser Gesandtschaft waren der Burggraf Hermann, der Dompropst Hartwig und der Domherr Esico. Sie gelangte nicht an ihr Ziel. Auf der Straße überfiel Graf Dietrich von Katlenburg die Gesandten und nahm sie gefangen. Als Grund seines Verfahrens gab er an,



daß sie durch Simonie eine andere Besetzung des erzbischöflichen Stuhls hätten erwirken wollen. Als Vorfechter der Gregorianer stellte der Graf sich hin, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er auf Betrieb des Erzbischofs Ruthard handelte, der mit Rom und mit allen Unzufriedenen in Verbindung stand und endlich die Zeit gekommen sah, wo er in Sachsen und Thüringen eine Bewegung hervorrufen konnte.

Gegen Ende des November sammelte der Kaiser ein Heer, um den Grafen Dietrich zu züchtigen und den sächsischen Aufstand im Keime zu ersticken; dem Heere schloß sich auch der König an. Als man aber am 12. December bis Fritzlar vorgerückt war, verließ plötzlich bei Nacht der König das Lager, und einige Herren aus dem Gefolge des Kaisers gaben ihm das Geleit. Der Vater war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß sich der Sohn in hochverrätherischer Absicht von ihm getrennt, daß sich eine weitverzweigte Verschwörung unter den deutschen Fürsten bereits gebildet habe und der Sohn an der Spitze derselben stehe. Sogleich brach er den Kriegszug ab, löste sein Heer auf und ging nach Mainz zurück. Aehnliche Gefühle mögen sein Inneres bewegt haben, als einst bei dem Verrathe Konrads, obschon er längst gelernt hatte, daß er auch auf die Treue derer, die ihm durch Familienbande am festesten verbunden waren, nicht rechnen durfte. Wie gestählt immer sein Herz sein mochte, der Abfall des einzigen Sohnes, der ihm geblieben, mußte ihn tief erschüttern, zumal sich leicht übersehen ließ, daß durch denselben Alles wieder in Frage gestellt war, was in den letzten Jahren für die Befestigung der kaiserlichen Gewalt diesseits der Alpen erreicht schien.

Der König hatte nach der Flucht sogleich seinen Weg nach Baiern genommen, wo ihn die Unzufriedenen im Lande jubelnd empfingen und nach Regensburg geleiteten, wo er dann das Weihnachtsfest beging. Als Beweggrund seines Auftretens gegen den Vater gab er öffentlich an, daß er wegen des Banns nicht länger in seiner Nähe habe weilen können. Zugleich machte er kein Hehl daraus, daß er entschlossen die Regierung des Reichs zu übernehmen, wenn dies dem Papste genehm sei. Gleich nach Weihnachten sandte er eine Botschaft an Paschalis, unterwarf sich ihm und bat um Absolution; er fragte zugleich um Rath, in wie weit ihn der dem Vater geschworene Eid an weiterem Vorgehen gegen denselben hindere, indem er erklärte, daß er niemals die Regierung des Reichs ohne die ausdrückliche Genehmigung und Zustim-

mung des apostolischen Stuhls übernehmen werde. Auch er stellte die Interessen der Kirche bei seinem Unternehmen in den Vordergrund, wie es Graf Dietrich gethan hatte.

Gegen die Mitte des Januar erschienen Gesandte des Vaters vor dem Sohn, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Es waren die Erzbischöfe von Trier und Köln, der Herzog Friedrich von Schwaben und der kaiserliche Kanzler Erlung. In der eindringlichsten Weise stellten sie dem jungen Könige vor, daß er sich durch den Verrath gegen den Vater der Verachtung der Welt preisgäbe, daß er durch die Verletzung des bei der Krönung geleisteten Schwures einen Meineid auf sein Gewissen lade, daß es nicht seine Freunde, sondern seine schlimmsten Feinde seien, die ihn zu diesem Beginnen aufgefordert und dabei unterstützt hätten. Der König antwortete nur, daß er mit dem Vater, so lange er im Banne stehe, nicht länger verkehren könne.

Indessen regten sich überall die Unzufriedenen, überall wurden die Gregorianer, die verstummt waren, wieder laut; halbe Anhänger bisher der neuen Ideen, die Rom verbreitete, wurden entschiedene Bekenner. Ohne Scheu hatte man so lange mit dem Kaiser im Banne verkehrt, plötzlich fand man darin eine Belästigung des Gewissens. Gebhard von Konstanz, der Legat des Papstes, kaum aus dem Exil in sein Bisthum zurückgekehrt, war in der größten Bewegung. Etwa in der Mitte des Februar begab sich der junge König nach Schwaben und traf mit Gebhard zusammen, der ihm im Auftrage des Papstes den apostolischen Gruß entbot, ihm wegen der Verletzung des dem Vater geleisteten Eides Vergebung vor dem jüngsten Gericht versprach, wenn er ein gerechter König sein und der Kirche, die durch die Schuld seines Vaters in so große Verwirrung gerathen sei, ihr Recht widerfahren lassen würde. Wie der König, wurden seine Anhänger wegen ihrer früheren Gemeinschaft mit dem gebannten Kaiser absolvirt.

Zugleich war auch Erzbischof Ruthard, mit besonderen Aufträgen vom Papste ausgerüstet, überaus thätig. Angesehene Herren in Sachsen und Thüringen, wie der Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg und die Grafen Otto und Ludwig, hatten sich ihm angeschlossen. Diese Herren hatten sich sofort an den Grafen Berengar von Sulzbach und den König selbst gewendet, Letzteren nach Sachsen eingeladen und ihn um die Absendung einiger Getreuen ersucht, mit denen sie sich verständigen könnten. In welchem Sinne sie handelten, zeigen ihre uns erhal-



tenen Briefe. „Niemand,“ schrieben sie an Berengar, „hat sich in der Sündfluth gerettet, der nicht in der Arche war, die Arche ist aber das Vorbild der Kirche.“ Dem Könige meldeten sie: „Manche Bisthümer und Abteien sind bei uns unbesetzt, andere sind in schlechtem Stande und werden durch euch reformirt werden; da ist Vieles für den königlichen Bedarf offen oder wird sich bald eröffnen. Kommet also, wie wir uns nach euch sehnen, kämpfet tapfer und herrschet glücklich! Was ihr muthig begonnen habt, vollendet rühmlich; wir stellen uns und alles Unsrige euch zu Gebote.“

Der König sandte Markgraf Dietpold und Graf Berengar nach Sachsen. Um die Mitte des März hatten diese Gesandten eine Zusammenkunft mit vielen Großen des Landes zu Quedlinburg. Die Stimmung fanden sie vortrefflich; aufs Neue erging eine dringende Einladung an den König. Schnell eilte auch dieser, von dem päpstlichen Legaten, von baierischen, schwäbischen und ostfränkischen Herren begleitet, zum Erzbischof Ruthard, bei dem er den Palmsonntag (12. April) zu Erfurt feierte. Am grünen Donnerstag war er zu Gernrode am Harz. Barfuß, um seine Devotion an den Tag zu legen, pilgerte er dann nach Quedlinburg und verlebte hier die Ostertage. Nach denselben ging er nach Goslar, wohin ein großer Landtag berufen war. Fast vollständig erschienen hier die Fürsten Sachsens und Thüringens und beriethen mit dem König die Lage des Reichs; vor Allem aber faßten sie die Maßregeln in das Auge, die zu ergreifen seien, um die Einheit der Kirche in Sachsen herzustellen und sie von den unreinen Elementen, d. h. den kaiserlich gesinnten Bischöfen und ihrem Anhang, zu säubern. Der Legat und Erzbischof Ruthard drangen darauf, daß eine Synode zu Nordhausen in der Woche vor Pfingsten gehalten werden solle, um eine durchgreifende Reformation der sächsischen Kirche anzugreifen.

Nach Kräften arbeitete man vor. Der König begab sich nach Halberstadt, wo die von dem kaiserlichen Bischof Friedrich vertriebenen Domherren zurückgeführt und diejenigen Kleriker, die es bisher mit dem Kaiser gehalten, jetzt aber ihn verließen, absolvirt wurden. Die Mönche von Ilsenburg, die seit fünf Jahren in der Zerstreuung lebten, wurden zurückgeführt und ihnen ein Abt bestellt. Aehnlich verfuhr dann der König in Hildesheim, wo Bischof Udo mit einigen Domherren das Weite gesucht hatte; die von ihm ordinirten Geistlichen wurden suspendirt oder entsetzt. Inzwischen hatte Gebhard von Konstanz als Legat

den Bischof Widelo von Minden, der viel beim Kaiser galt, aus seinem Bisthum vertrieben, welches er dem vom König bestimmten Gegenbischof Gottschalk übergab.

Unter den Eindrücken eines so gewaltsamen Verfahrens wurde um den 20. Mai die Synode zu Nordhausen eröffnet. Sie faßte die strengsten Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe, gegen die kaiserlich gesinnten Bischöfe und die von ihnen ordinirten Geistlichen; die Treuga Dei wurde erneuert und Bestimmungen über die Fastenzeiten, wie sie Gebhard schon früher im oberen Deutschland erlassen hatte, auch für Sachsen getroffen; schwierige und besonders wichtige Entscheidungen behielt man dem Papste vor. Auffällig war das Verhalten des Königs. Nur auf ausdrückliche Aufforderung kam er in die Versammlung und erschien dann ohne allen Prunk, in schlichter Kleidung; Platz nahm er auf einem wenig erhöhten Sessel. Billige Forderungen, die an ihn gestellt wurden, gewährte er; unbilligen wich er mit Klugheit aus, ohne dabei Jemand zu verletzen. Unter Thränen rief er Gott und die himmlischen Heerschaaren zu Zeugen an, daß er sich nicht aus Herrschsucht gegen seinen Vater erhoben habe, noch auch wünsche, daß jener des Kaiserthums beraubt werde; nur das Wohl der Kirche habe er im Auge und werde dem Vater, wenn er sich dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern unterwerfe, gern weichen und wie ein Knecht ihm gehorchen. Das Volk glaubte solchen Worten und wurde auf das Tiefste bewegt. Inbrünstig betete es für die Sinnesänderung des Kaisers und das Glück des trefflichen Sohns. Der Ruf: Kyrie eleison! durchdrang immer von Neuem die Luft.

So mächtig war der Eindruck dieser Vorgänge, daß sich am Schluß der Synode auch die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt und Paderborn, bisher entschiedene Anhänger des Kaisers, vor den versammelten Kirchenfürsten stellten, dem Erzbischof zu Füßen fielen und sich dem apostolischen Stuhl unterwarfen. Das Urtheil über sie wurde dem Papste vorbehalten; vorläufig wurden sie vom Amte suspendirt, ihnen aber Aussicht auf Wiedereinsetzung eröffnet. Am Sonnabend vor Pfingsten setzte der Legat zu Goslar viele von diesen Bischöfen ordinirte Geistliche wieder in ihre Aemter ein, andere rehabilitirte darauf Erzbischof Ruthard zu Heiligenstadt. Das Pfingstfest (28. Mai) feierte der König zu Merseburg und gab hier Befehl jenen Heinrich, welchen die Gregorianer in Magdeburg zum Erzbischof gewählt hatten, endlich zu



eihen. Die Weihe erfolgte am 11. Juni zu Magdeburg durch den
egaten, der auch vor Kurzem Heinrich die Priesterweihe ertheilt hatte,
nd durch die Suffragane des Erzstifts. Man verfuhr bei allen diesen
)ingen mit großer Hast und ohne Beachtung der Kirchengesetze; der
apst selbst mißbilligte später Gebhards und Ruthards Verfahren mit
oller Entschiedenheit. Sehr auffällig ist, daß zu Nordhausen das In-
estiturverbot nicht erneuert wurde und der König dasselbe thatsächlich
anz unbeachtet ließ; die von ihm eingesetzten Bischöfe nahmen damals
nd in der Folge unbedenklich ihre Aemter aus seiner Hand. Den-
och glaubte Sachsen der Kirchenspaltung ein Ende gemacht zu haben
nd mit dem apostolischen Stuhl ausgesöhnt zu sein. So viel lag vor
llem zu Tage, von dem Kaiser hatte sich das Land abermals los-
esagt; keine andere königliche Autorität erkannte es an, als die seines
Sohnes.

Gegen Ende des Juni erschien der junge König mit einem Heere,
elches meist aus Sachsen bestand, am Rheine. Seine Absicht war den
Vater aus Mainz zu verdrängen und Erzbischof Ruthard zurückzuführen.
Nicht unvorbereitet fand er den Vater. Aus den städtischen Bevölke-
ungen am Rhein und aus seiner Vasallenschaft hatte er ein ziemlich
arkes Heer zusammengebracht, zugleich alle Fahrzeuge auf das linke
fer des Flusses bringen lassen, um seinen Widersachern den Ueber-
ang zu erschweren. Treffliche Dienste leistete ihm hierbei der Pfalz-
raf Siegfried von Lothringen, der aus dem Hause der Grafen von
Ballenstedt stammte, aber von seinem Stiefvater Pfalzgraf Hermann
on Laach adoptirt und ihm im Amte gefolgt war. Der König sah
ald, daß ein Angriff auf Mainz schwierig sei, zumal seine An-
änger zu einem offenen Kampfe wenig Neigung zeigten. Sie waren,
ie dem Sohne, so auch dem Vater eidlich verpflichtet, sie hegten ge-
echte Besorgnisse vor neuem Blutvergießen in inneren Kriegen und
offten noch gütlich den Kaiser zum Rücktritt zu bewegen. Selbst der Sohn
ißtraute seinen Waffen; auch er scheute doch das Blut in dem Kampfe
egen den eigenen Vater. So begann man zu unterhandeln, ohne je-
och dadurch das Mindeste zu erreichen.

Der Gang der Verhandlungen ist unklar. Wir hören, daß der
Kaiser eine Theilung des Reichs für seine Lebenszeit vorschlug. Selbst-
erständlich wurde sie verworfen, denn nicht eine Reichstheilung neben
er Kirchenspaltung hatte man im Auge. Von der anderen Seite sollen

der König und seine Anhänger die Unterwerfung des Kaisers unter den apostolischen Stuhl und die Herstellung der kirchlichen Einheit verlangt haben. Ein Annalist jener Zeit berichtet, daß der Kaiser diese Forderungen verworfen habe. Nach dem vollwichtigen Zeugniß eines Mannes, welcher im Vertrauen des Kaisers stand, muß man diese Angabe des Annalisten bezweifeln. Der bisherige Kanzler Erlung, welchen der Kaiser vor Kurzem zum Bischof von Würzburg bestellt hatte, schrieb im Laufe der Verhandlungen an Bischof Otto von Bamberg: „Unser Gebieter willigt in die Unterwerfung unter den Papst und in die Rückkehr des Erzbischofs von Mainz, mit dem Sohne will er nach Beschluß der Fürsten verfahren. Alles Andere ist noch ungewiß." In der That war der Kaiser zur Aussöhnung mit dem Papst um so mehr entschlossen, als sich Ostern zu Mainz der Patriarch Udalrich von Aquileja, einer seiner entschiedensten und mächtigsten Anhänger, am Hofe eingestellt und zu einem Vergleich gerathen hatte. Wir besitzen noch ein Schreiben des Kaisers an den Papst aus dieser Zeit, welches eine Friedensgesandtschaft überbringen sollte. Ob sie abging, wissen wir nicht. Aus diesem mit vielem Selbstbewußtsein abgefaßten Actenstück, wie aus allen anderen Thatsachen erhellt zugleich, daß der Kaiser von der Regierung nicht zu weichen gedachte, und das war ohne Zweifel der Punkt, welcher alle weiteren Unterhandlungen fruchtlos machte.

Der König brach darauf mit seinem Heere auf und zog gegen Würzburg. Die Stadt leistete keinen Widerstand. Bischof Erlung mußte fliehen, und der Dompropst Robert, der schon früher von den Gregorianern erwählt war, wurde zum Bischof der Stadt eingesetzt. Nachdem sich der König von den Bürgern Sicherheit für ihre Treue hatte stellen lassen, verließ er alsbald ihre Mauern. Erzbischof Ruthard kehrte hierauf nach Thüringen zurück; die Sachsen wandten sich wieder der Heimath zu; der König selbst brach mit seinen baierischen und ostfränkischen Rittern auf, um sich in den Besitz von Nürnberg zu bringen. Kaum hatte er aber Würzburg geräumt, so erschien vor den Thoren der Kaiser und wurde bereitwillig aufgenommen. Robert verließ die Stadt, und Erlung zog wieder in seinen Bischofssitz ein. Längere Zeit verweilte der Kaiser dann in Würzburg, um ein Heer zu sammeln, mit dem er Nürnberg zu entsetzen und dem Sohne weiter in Baiern zu begegnen gedachte.

Der Kaiser zögerte länger, als man in Nürnberg erwartet hatte.

Die Besatzung und die Einwohnerschaft wehrten sich tapfer, mußten aber nach zwei Monaten doch die Stadt dem König übergeben; der Kaiser selbst soll den Befehl ertheilt haben. Der König entließ dann den Rest seines Heeres und begab sich mit einem nur geringen Gefolge nach Regensburg. Er hielt sich hier für sicher, aber schon folgte ihm der Vater mit einem Heere auf dem Fuße und erschien ganz unerwartet an der Donau. Die Reiterschaaren desselben setzten über den Fluß und sprengten gegen die Thore der Stadt an. Keine Vorkehrungen zum Schutze waren hier getroffen, die Bürgerschaft war dem Kaiser geneigt: nur mit Mühe rettete sich der König mit seinen nächsten Freunden aus der Stadt. Der Kaiser zog ein und verfügte über den bischöflichen Stuhl. Vor Kurzem war Graf Gebhard von einem Vasallen, den er beschimpft hatte, erschlagen worden; sein Nachfolger wurde ein junger Mann, mit Namen Udalrich, den wohl nur seine Ergebenheit gegen den Kaiser empfahl.

Indessen sammelten sich um Regensburg bedeutende Streitkräfte. Alles, was in Baiern noch zum Kaiser hielt, zog ihm zu. Auch Markgraf Liutpold von Oesterreich erschien mit kriegerischem Gefolge, wie sein Schwager der Böhmenherzog Boriwoi II. mit vielem Volke. Herzog Bretislaw war in den letzten Tagen des Jahres 1100 durch Meuchelmord gefallen und nach seiner Bestimmung ihm sein Bruder gefolgt. Aber nicht ohne schwere Kämpfe gegen den nach der alten Thronfolge zunächst berechtigten Herzog Udalrich von Brünn hatte sich Boriwoi in der Macht festgesetzt. Obwohl sich der Kaiser in diesen Erbstreitigkeiten nicht zuverlässig gezeigt hatte, eilte der Böhmenherzog ihm jetzt in der Bedrängniß zur Hülfe. Die böhmischen Truppen verheerten die Länder Markgraf Dietpolds; auch die Besitzungen der anderen Anhänger des Königs wurden hart beschädigt. Etwa zehntausend Mann, meist junge Leute, hatte der Kaiser bald um Regensburg zusammen; dieses Heer war in fünf Kriegshaufen vertheilt.

Aus Baiern und Schwaben hatte indessen der König in Eile ein Heer zusammengerafft und ging mit demselben dem Vater entgegen. Am rechten Ufer des Regen schlug er sein Lager auf, während jenseits des Flusses die Schaaren des Kaisers lagen. Ein Kampf schien unvermeidlich. Drei Tage rückten die Heere gegen einander mit flatternden Bannern bis an den Rand des Wassers vor. Inmitten des seichten Bettes geriethen hier und da die Ritter mit ihren Schwertern aneinander.

Manche fanden da ihren Tod, wie auf Seiten des Kaisers ein Graf Hartwig; ein anderer Graf, Sieghard mit Namen, fiel in die Hände der Feinde. Immer aber mied man eine förmliche Schlacht und zog am Abend wieder zurück. Endlich auf den vierten Tag erwartete man allgemein einen entscheidenden Kampf, zu dem freilich aus denselben Gründen, die vor Mainz gewirkt hatten, nur geringe Neigung war. Deshalb traten noch am Abend zuvor Fürsten von beiden Seiten in neue Unterhandlungen ein, an denen sich auch der König betheiligte. Er erklärte, daß er kein Vatermörder sein wolle und Niemandem danken werde, der dem Kaiser nach dem Leben trachte; er streite nicht gegen seinen Vater, sondern nur für die Erhaltung des ihm nach Erbrecht zukommenden Reichs; gern wolle er, sobald sich der Vater dem Papst unterworfen, sich mit der ihm bisher angewiesenen Stellung begnügen. Dies wirkte. Die Fürsten von beiden Seiten erklärten, daß der Streit nicht mit den Waffen zu entscheiden sei.

Lieber wollte der König das Volk mit List nach und nach dem Vater abwendig machen, als einen Kampf beginnen, dessen Ausgang zweifelhaft war und der selbst im glücklichsten Falle einen unvertilgbaren Makel ihm anheftete. So zogen seine Schaaren sich am Abend vom Regen mit der wundersamen Erklärung zurück, daß sie es aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät thäten. Bald darauf vernahm der Kaiser, der zur Schlacht entschlossen war, von dem Böhmenherzog und Markgraf Liutpold, daß er auf sein Heer nicht zählen könne. Heimliche Botschaft seines Sohns meldete ihm überdies, daß er von Verrath umgeben sei. Wie öfters in ähnlichen Fällen, raubte ihm das Mißtrauen bei dieser Botschaft alle Besinnung. Mit wenigen Begleitern verließ er in der nächsten Nacht wie ein Flüchtling das Lager und nahm seinen Weg über die Gebirge nach Böhmen. Sobald seine Flucht bekannt war, löste sein Heer sich auf; Jeder eilte auf kürzestem Wege der Heimath zu. Das Ansehen des Kaisers war jetzt auch in Baiern vernichtet, da er selbst seine Sache aufgegeben hatte. Der König zog in Regensburg wieder ein; der eben erst eingesetzte Bischof Udalrich wurde vertrieben und ein anderer, Hartwig mit Namen, statt seiner eingesetzt. Die Bürgerschaft mußte für ihre Anhänglichkeit an den Kaiser schwer büßen und starke Bürgschaften für ihre Treue stellen.

Ohne Rast brach der König abermals nach Franken auf und besetzte ohne Widerstand zu finden von Neuem Würzburg, wohin er den Ge-

genbischof Robert zurückführte; Erlung gerieth in Gefangenschaft und wurde in die Kapelle des Königs aufgenommen. Auch der friedliebende Otto von Bamberg, ohnehin ein gehorsamer Sohn des apostolischen Stuhls, schloß sich jetzt bereitwillig dem jungen Könige an. Dieser eilte dann mit seinen Schaaren dem Rheine zu und ging bei Speier über den Fluß. Durch Verrath des Burggrafen fiel die Stadt in seine Hände, obwohl die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben war (31. October). Der Sohn bemächtigte sich der hier niedergelegten Schätze seines Vaters und besetzte das eben erledigte Bisthum mit dem Abt Gerhard von Hirschau, aus dem Geschlecht der Grafen von Urach stammend. Wen sollte es nicht befremden, daß jetzt der Nachfolger jenes Abts Wilhelm, den die Welt als fanatischen Bekämpfer der königlichen Investitur kannte, aus der Hand des Königs unbedenklich das Bisthum nahm? Freilich erließ der Papst wenig später ein Schreiben an Erzbischof Ruthard, worin er sich selbst sehr unbestimmt über die Investitur ausdrückte und den Königen Alles zu belassen versprach, was ihres Rechtes sei, wenn sie nur dagegen der Kirche ihre volle Freiheit gewährten.

Vom Kaiser wußte man längere Zeit in Deutschland Nichts. In Böhmen hatte ihn Herzog Boriwoi ehrenvoll empfangen und ihn dann auf seinen Wunsch bis zum Erzgebirge geleitet. Hier übergab er ihn dem Schutz seines Schwagers Wiprecht von Groitsch, eines sächsischen Großen aus wendischem Geschlecht, der durch seine Verwandtschaft mit dem Böhmenherzog zu Reichthum und Macht gelangt war und sich auch bei der kirchlichen Partei durch die Stiftung des Klosters Pegau einen guten Namen gemacht hatte. Von Wiprecht geleitet, zog der Kaiser durch Sachsen dem Rheine zu, und obwohl das ganze Land gegen ihn im Aufstande war, ließ man ihn ruhig ziehen; der König selbst soll gewollt haben, daß seinem Vater keine Hindernisse bereitet würden. In den letzten Tagen des October kam der Kaiser nach Mainz. Er versuchte da wohl noch Speier zu retten, aber seine Bemühungen waren vergeblich; gleich nach dem Falle Speiers sandte er dann den Abt Dietrich von dem Albanskloster in Mainz an seinen Sohn und beschwor ihn weiteren Verfolgungen ein Ziel zu setzen; er solle eingedenk sein, daß er gegen seinen Vater streite. Der Sohn hörte den Abt nicht an, ließ aber dem Vater melden, daß er sich schnell aus Mainz entfernen müsse, wenn er nicht seinen Feinden in die Hände fallen wolle.

Das Absehen des Königs war zunächst Mainz zu gewinnen und dem

Erzbischof Ruthard zu überliefern. Schon längst schwebte die Mainzer Bürgerschaft, welche dem Kaiser ganz ergeben war, in großer Besorgniß vor einem Ueberfall. Als noch der Kaiser in Regensburg war, hatten die Ministerialen des Erzstifts und die Bürger der Stadt ihm geschrieben und ihn dringend um Rückkehr gebeten. Von zwei Seiten, meldeten sie ihm, werde die Stadt am 29. September oder schon vorher angegriffen werden, um den Erzbischof zurückzuführen, von der einen Seite vom König selbst mit den Sachsen und Thüringern, von der anderen von den Bischöfen von Metz und Verdun mit dem Herzog Heinrich; auch die Erzbischöfe von Trier und Köln hätten bereits Partei gewechselt und sich mit den Aufrührern verständigt; sie aber wären zum Widerstand entschlossen und hätten sich zu demselben mit ihren Nachbarn auf beiden Seiten des Rheins eidlich verbunden; ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und Reiterei stehe bereit, und es fehle ihnen nur der Kaiser selbst, der auch ohne weitere Kriegsmacht sie retten könne. Die Befürchtungen der Mainzer waren damals eitel gewesen; am 29. September wurden sie nicht angegriffen, da der König noch an anderer Stelle beschäftigt war. Jetzt aber stand der König drohend in ihrer Nähe; allerdings war der Kaiser nun wieder bei ihnen, aber entmuthigt, an seiner Sache selbst verzagend, keines Widerstands fähig. Und alsbald folgte er dem argen Rathe des Sohns und verließ die treue Stadt; schwer hatte er es zu bereuen.

Den Mainzern blieb keine andere Wahl, als sich dem König zu unterwerfen. Er zog in die Stadt und rief dann sogleich Erzbischof Ruthard herbei. Nach achtjährigem Exil kehrte dieser in den ersten Tagen des November wieder zu seiner Kirche zurück und unterwarf sie Papst Paschalis. Das Schisma der Kirche schien damit in Deutschland so gut wie beseitigt, und auch über die Zukunft des Reichs gedachte man in der nächsten Zeit endgültige Beschlüsse zu fassen. Weihnachten sollte sich in Mainz ein allgemeiner Reichstag versammeln und in Gegenwart der päpstlichen Legaten über die wichtigste Frage des Augenblicks Entscheidung geben. Offenbar unter den günstigsten Verhältnissen für den König, unter den traurigsten für den Vater wurde der Reichstag berufen. Seine Entscheidungen ließen sich bei der Lage der Dinge voraussehen: nur auf Absetzung des Vaters und Uebergabe der Reichsgewalt an den Sohn konnten sie hinzielen.

Unter den päpstlichen Legaten war Gebhard von Konstanz und der



Cardinalbischof Richard von Albano, von Geburt ein Lothringer, ein Schüler Hermanns von Metz und ehedem Decan der Metzer Kirche, verstanden, ein Mann mit den deutschen Verhältnissen ganz vertraut und überdies der eifrigste Gregorianer. Er hatte gerade damals mit Aufträgen des Papstes den deutschen Boden betreten, und nicht unwahrscheinlich ist, daß der König ihm entgegenging, als er um die Mitte des November von Mainz aufbrach und rheinaufwärts seinen Weg nach Burgund nahm; vielleicht daß er sich auch mit den mächtigen Zähringern verständigen wollte, die zwar wenig in diesen Wirren hervorgetreten waren, aber sicher nicht eine feindliche Stellung gegen den König einnahmen.

Der Kaiser hatte sich von Mainz zuerst nach der festen Burg Hammerstein begeben. Nachdem er hier die Reichsinsignien unter der Obhut ihm unbedingt ergebener Männer zurückgelassen, ging er nach Köln. Aus Urkunden, die er hier am 24. November und 3. December ausstellen ließ, sehen wir, daß sich außer dem Erzbischof die Bischöfe Burchard von Münster und Widelo von Minden, die Grafen von Geldern und Berg mit anderen lothringischen Herren bei ihm befanden. Außerdem konnte er auf den Beistand des Pfalzgrafen und des Bischofs Otbert von Lüttich mit Sicherheit rechnen, und die Stimmung in den rheinischen Städten war und blieb ihm günstig. Ganz verlassen war er noch immer nicht, wie er sah, und der Muth stieg ihm mit der Zahl seiner Getreuen. Er entschloß sich sogar mit so starker Begleitung, als er nur aufbringen konnte, selbst zum Reichstag nach Mainz zu ziehen; vielleicht ließ sich dort noch den Dingen eine andere Wendung geben, als seine Widersacher erwarteten, oder der Reichstag völlig vereiteln.

Sobald der König von dieser Absicht des Vaters hörte, kehrte er in die mittelrheinischen Gegenden zurück. Bei der Gunst, deren sich der Vater bei den Mainzer Bürgern erfreute, bei der schwankenden Stellung mancher Fürsten war es für ihn von entscheidender Wichtigkeit, den Kaiser von Mainz fern zu halten. Eilends zog er ihm deshalb mit zahlreichem Kriegsgefolge entgegen; denn er wußte ihn schon auf dem Wege begriffen. Als er nun an die Schluchten des Soonwaldes zwischen Bingen und Bacharach kam, traf er auf Ritter, welche der Kaiser vorauf geschickt hatte und welche von dem Pfalzgrafen Siegfried und einem Grafen Ludwig geführt wurden. Da sie dem Gefolge des Königs sich nicht gewachsen fühlten, zogen sich die Grafen mit ihren

Rittern zurück. Der König folgte ihnen bis gegen Coblenz hin, wo er dem Vater mit stärkerer kriegerischer Begleitung begegnete, doch hatte derselbe die Mosel noch nicht überschritten. Wie vor Kurzem am Regen, lagen sich jetzt an der Mosel Vater und Sohn gegenüber. Einen Kampf wollten Beide vermeiden, Jeder aber unter allen Umständen seine Absicht durchsetzen. Der Vater wollte eben so bestimmt nach Mainz, wie der Sohn ihn daran verhindern wollte. Es galt, wer mit schlauer Kunst den Andern überwand. So bekannt die verführerische List des Alten war, der Sohn zeigte sich hier als sein Meister. Ein entsetzliches Spiel des Betrugs begann zwischen Vater und Sohn, bei dessen Erinnerung sich jedes sittliche Gefühl empört.

Der König ließ seinen Vater um eine Unterredung bitten, damit sie ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beriethen. Auf den Rath seiner Getreuen gewährte sie der Kaiser und kam, nachdem ein Waffenstillstand geschlossen, mit Gefolge nach Coblenz hinüber. Als hier Vater und Sohn sich begegneten, erfolgte die rührendste Scene. Der Vater fiel dem Sohne zu Füßen und beschwor ihn bei Gott und dem Heil seiner Seele von weiteren Verfolgungen abzustehen; solle er von Gott wegen seiner Sünden gestraft werden, so schreibe doch kein Gebot der Schrift vor, daß der Sohn die Schuld des Vaters zu rächen habe, vielmehr gereiche es dem Sohne zu unauslöschlicher Schande, wenn er gegen den Vater die Hand erhebe. Auch der König warf sich dem Vater zu Füßen, bat ihn um Verzeihung für Alles, worin er gefehlt habe, versprach unter Thränen ihm fortan treulich wie ein Vasall seinem Herrn, wie ein Sohn dem Vater zu dienen, wenn er sich nur mit dem apostolischen Stuhle aussöhnen wolle. Ohne Rückhalt sagte dies der Kaiser zu: dem Willen des Sohnes und der Fürsten werde er sich ganz darin fügen. Darauf gelobte der König seinem Vater, er wolle selbst ihn sicher zum Weihnachtsfest nach Mainz geleiten; dort werde er bei den Fürsten für die Erhaltung der kaiserlichen Ehre und die Aussöhnung seines Vaters mit dem Papste wirken und den Kaiser, welchen Ausgang auch die Sache nehme, sicher und in Frieden zurückführen, wohin er wünsche; er bat den Vater seinem Worte zu trauen, für welches er sein Leben verpfände, er bat ihn zugleich das zahlreiche Gefolge, welches nur Besorgnisse wecken könne, zu entlassen.

Die Getreuen des Kaisers riethen den Worten des Sohnes zu trauen, und der Alte selbst ließ sich überlisten. Er wandte sich zu dem



König und sagte: „Wir vertrauen uns also dir, und bauen auf die Treue, welche nach Gottes Willen der Sohn dem Vater halten soll." Der Sohn reichte dem Alten die Rechte zum Pfand, daß seine Sicherheit und Ehre nicht gefährdet werden sollte. Darauf entließ der Kaiser fast Alle, die ihn bis zur Mosel begleitet hatten; er bat seine Freunde ihm in Mainz zu begegnen und forderte auch seine anderen Getreuen auf sich dort einzustellen. Nur ein geringes Gefolge blieb bei ihm, als er dann von Coblenz aus mit dem Sohne die Reise fortsetzte.

Fußfall und Thränen, Versprechungen und Eide waren nur Trug gewesen. Wer den Andern bethörte, darauf allein war es angekommen. Der Kaiser glaubte jetzt sicher nach Mainz gelangen zu können, seinen Zweck erreicht zu haben. Aber der Sohn hatte den Vater in seine Gewalt gebracht und war entschlossen ihn nicht nach Mainz zu führen; er hatte den Sieg gewonnen, freilich einen Sieg, wegen dessen Mitwelt und Nachwelt ihn nicht gerühmt haben. Bald genug besorgte der Kaiser, daß er der Betrogene sei. Schon auf dem Wege des ersten Tages, als der Sohn etwas ihm voranzog, kamen einige Getreue zu ihm und warnten ihn vor Nachstellungen. Der Kaiser beschied den Sohn zu sich und theilte ihm jene Warnungen mit. Abermals betheuerte der König die Aufrichtigkeit seiner Versprechungen. Der Kaiser zog weiter, obgleich von finsteren Ahnungen bedrängt. Als man am Abend Rast machte, soll er bereits an Flucht gedacht, aber sich überall von Spähern umringt gesehen haben. Am anderen Tage kam man spät nach Bingen. Als der Kaiser in der Frühe erwachte, sah er Alles um die Burg mit Bewaffneten erfüllt. Bald kam der Sohn zu ihm und sprach: „Vater, wir müssen uns nicht nach Mainz, sondern auf eine benachbarte Burg begeben. Der Erzbischof wird euch, so lange ihr im Banne seid, nicht einlassen; auch wage ich nicht euch mitten unter eure Feinde zu bringen, ehe ihr euch nicht mit ihnen vertragen habt. Auf jener Burg werdet ihr ruhig und mit gebührender Würde Weihnachten feiern können; ihr möget bei euch behalten von euren Getreuen, wen ihr wollt. Unterdessen will ich nach Mainz gehen und mit treuem Eifer für uns Beide arbeiten, denn eure Sache ist auch die meine."

Klar war jetzt, wie der Sohn den Vater betrogen hatte. In der größten Aufregung warf sich der Kaiser ihm und den anderen anwesenden Herren zu Füßen. Er beschwor sie ihn nach Mainz zu führen oder zu entlassen: er wolle sich zu jeder Zeit, wenn man ihm Sicherheit böte,

dort vor den Fürsten stellen. Man antwortete ihm: er müsse nach jener Burg gehen. Der Kaiser war ein Gefangener. Außer sich rief der Alte: „Mein Sohn, Gott sieht und richtet, was heute zwischen uns vorgeht; er weiß es, und er allein, wie ich dich zu einem vollkommenen Mann und Erben meines Reichs erzogen, unter welchen Mühen und Anstrengungen ich für deine Größe gesorgt, wie viele Feindseligkeiten ich deinetwegen ertragen habe und noch trage." Zum drittenmal betheuerte der Sohn, wenn irgend eine Gefahr dem Leben des Vaters drohe, werde er das seine einsetzen. Leere Worte — sie änderten in der Sache Nichts. Wie ein Gefangener wurde der Kaiser nach der Burg Böckelheim gebracht, welche auf einer steil gegen die Nahe abfallenden, einige Stunden von Bingen belegenen Höhe einst Erzbischof Willigis angelegt hatte. Es war am Freitag vor Weihnachten, am 22. December, daß der Kaiser zu Bingen seiner Freiheit beraubt und in den Kerker von Böckelheim geschleppt wurde.

Schreckliche Tage für den Kaiser folgten. Nur drei Diener hatte man ihm belassen; kein Freund, kein Rath blieb ihm zur Seite. Niemand hatte Zutritt zu ihm, dem er Vertrauen schenken konnte. Die Männer, die er am meisten haßte, hatte man zu seinen Wächtern bestellt. Der neue Bischof von Speier stattete dem König dadurch den Dank für seine Erhöhung ab, daß er das gehässige Amt des Kerkermeisters übernahm. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse versagte man dem Kaiser, er durfte sich nicht baden und den Bart abnehmen lassen, man quälte ihn selbst durch Hunger und Durst. Mit Schmähungen und Drohungen schüchterte man ihn so ein, daß er sein Leben gefährdet glaubte. Das traurigste Weihnachtsfest verlebte er unter diesen Peinigungen. „Obschon an jenem Tage," klagte er später, „das hochheilige Kind allen Erlöseten geboren war, war es mir allein nicht geboren." Nicht einmal das heilige Abendmahl konnte er nach seiner Sitte nehmen, da man ihm keinen Kapellan gelassen hatte. Man erreichte endlich, was man wollte. Der Kaiser, an seinem Leben verzweifelnd, entschloß sich abzudanken.

Der König hatte das Weihnachtsfest in Mainz glanzvoll gefeiert. Eine große Versammlung umgab ihn; 52 Fürsten zählte man und unter ihnen die ersten des Reichs. Nur Herzog Magnus von Sachsen war nicht erschienen, da er schwer daniederlag und bereits dem Grabe zueilte. Herzog Friedrich von Schwaben, der Staufener, war vor Kur-

zem gestorben und ihm sein Sohn Friedrich ohne Widerrede im Herzogthum gefolgt. Wie es scheint, hatten er und sein Bruder Konrad sich sogleich dem jungen Könige angeschlossen. Ihre Mutter Agnes, die Schwester des Königs, vermählte sich nach Ablauf der Trauerzeit mit dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich und knüpfte dadurch diesen fester an ihr Haus. Die Staufener, die Welfen und Zähringer waren ohne Zweifel sämmtlich in Mainz, aber sie waren nicht gekommen, um für den Kaiser einzutreten. Allerdings waren auch die Fürsten, welche in der letzten Zeit zu ihm gehalten hatten, auf seine Aufforderung erschienen, namentlich Otbert von Lüttich und mehrere lothringische Grafen und Herren. Aber sie hatten sich, wie bald an den Tag trat, einer verlorenen Sache und einem verlorenen Manne ergeben, und konnten gegen die reißende Strömung des Augenblicks nicht anringen. Eine sehr hervorragende Stellung in der Versammlung nahmen die päpstlichen Legaten ein, der Cardinalbischof von Albano und der Bischof von Konstanz.

Am 27. December erschien der Bischof von Speier vor den versammelten Fürsten. Er kam von Böckelheim und erklärte, der Kaiser sei bereit abzudanken und die Regierung seinem Sohne zu übergeben, wenn man ihm die Freiheit und einige Güter für seinen Unterhalt gewähre. Eine hocherwünschte Botschaft für den König und alle seine Genossen! Sie sahen sich am Ziele, glaubten aber doch dem verschmitzten Alten gegenüber keine Vorsicht außer Acht lassen zu dürfen. Der König schickte deshalb sofort den Grafen Wiprecht nach Böckelheim, um die Auslieferung der Reichsinsignien zu bewirken. Der Kaiser machte Schwierigkeiten, doch Wiprecht drohte ihm, daß er nach dem Willen der Fürsten nicht eher die Freiheit wiedersehen würde, als bis er die Kleinodien überantworte. So willigte der Alte auch hierein und gab seinen Getreuen auf Hammerstein Befehl, Krone, Scepter, Kreuz, die heilige Lanze und das Reichsschwert auszuliefern. Wenige Tage darauf (31. December) wurde er dann nach Ingelheim gebracht, um selbst öffentlich vor den Fürsten des Reichs seine Abdankung zu erklären.

Nicht nach Mainz wollte der König den Vater zu diesem entscheidenden Akt führen; denn er fürchtete noch immer die Bürgerschaft und die ihm abgeneigten Fürsten in der Versammlung, so gering ihre Zahl auch war. Er ließ diese deshalb, indem er sich selbst mit seinen

Anhängern nach Ingelheim begab, in Mainz zurück, sie mit der trügerischen Betheuerung beruhigend, daß er nur ausziehe, um den Vater in ihre Mitte zu führen. In Ingelheim stand der Kaiser demnach nur entschiedenen Widersachern gegenüber, und zu ihnen gehörte nach seinem ganzen Auftreten auch sein eigener Sohn. Dem Alten blieb, als er in diese Versammlung trat, keine andere Wahl, wie er selbst sah, als sich in Alles und Jedes zu fügen. Sofort erklärte er sich bereit, sich dem Willen der Fürsten und seines Sohnes zu unterwerfen, wenn man ihm nur das Leben und die Freiheit lasse. Entschlossen war er öffentlich noch einmal seine eigene Abdankung auszusprechen, aber er irrte, wenn er damit weiterer Schmach zu entgehen meinte.

Auch die Kirche wollte Heinrichs Mißgeschick ausnutzen. Der römische Cardinal trat mit den schwersten Anschuldigungen gegen den Kaiser auf und erklärte, daß er nur dann auf freien Fuß gesetzt werden dürfe, wenn er öffentlich bekenne, daß er Papst Gregor mit Unrecht verfolgt, mit Unrecht Wibert eingesetzt, ungerechte Verfolgungen gegen den apostolischen Stuhl und die gesammte Kirche bis zur Stunde verhängt habe. Der Kaiser suchte sich zu rechtfertigen, aber man wollte keine Rechtfertigung hören. Da beschwor er fußfällig den Cardinal und die Fürsten ihm Zeit und Ort zu bestimmen, wo er sich vor ihrem Richterstuhl stellen könne; worin sie ihn dann schuldig fänden, dafür wolle er Buße und Genugthuung nach dem Spruche verständiger Männer leisten. Der Cardinal wies dies zurück und erklärte, gleich zur Stelle müsse Alles beendet werden, sonst könne er nicht losgegeben werden. Der Kaiser verlangte darauf, daß seine Sache der Entscheidung des Papstes anheim gestellt und ihm die Freiheit belassen würde, bis man ihn nach Rom beschiede. Da auch dies nicht bewilligt wurde, verstand er sich endlich dazu ein Sündenbekenntniß, wie es der Cardinal verlangte, zur Stelle abzulegen, wenn dieser ihn sogleich absolviren würde. Der Cardinal erwiederte ihm: dazu sei er nicht bevollmächtigt. Auf die Einwendung des Kaisers, daß wer Beichte höre, auch den Beichtenden müsse absolviren dürfen, erhielt er zur Antwort, nur in Rom könne die Absolution erfolgen. Die Absicht war erreicht: der Kaiser hatte sich öffentlich zu den ihm vorgeworfenen Vergehungen gegen die Kirche bekannt, aber die Absolution war ihm dennoch verweigert; er blieb von der Kirche und damit von dem Reiche, wie die Dinge lagen, ausgeschlossen.



Der Kaiser war in der äußersten Verwirrung. Verzweiflungsvoll fragte er, ob es denn keine Möglichkeit für ihn gäbe mindestens die Freiheit zu retten. Man gab ihm zur Antwort: aus der engen Haft könne er entlassen werden, wenn er der Regierung des Reichs sofort für immer entsage, alle seine Burgen und Besitzungen ausliefere. Er machte keine Schwierigkeiten, er willigte in Alles. Unter Thränen empfahl er seinen Sohn und das Reich der Treue der Fürsten, wünschte er seinem Nachfolger alles Gute; er selbst wolle fortan, betheuerte er, den Glanz der Welt fliehen und nur auf das Heil seiner Seele Bedacht nehmen. Der Sohn hatte erlangt, was er vom Vater gewollt hatte; durch List, ohne offenen Kampf hatte er ihn zur Abdankung gezwungen. Er ließ ihn in Ingelheim zurück und hieß ihn dort seine Rückkehr abwarten. Nie haben sie sich wieder im Leben begegnet. Eilig kehrte der König mit den Fürsten nach Mainz zurück. Allerdings hatte er einen großen Erfolg gewonnen, aber wer möchte sagen, ob er dessen froh war, ob nicht alle jene Meineide, die er dem Vater geschworen, mit höllischem Feuer auf seiner Seele brannten? Ueberall ließ er emsig verbreiten, der Kaiser habe freiwillig dem Reiche entsagt und ihm die Krone übergeben. Wie es mit dem freien Willen des Vaters gestanden hatte, wußte der Sohn am besten.

Die Versammlung von Mainz hatte nun über die Zukunft des Reichs wenig mehr zu beschließen. Durch einen neuen Wahlakt wurde der König noch einmal als Herr und Gebieter anerkannt. Am 5. Januar langten dann auch die Reichsinsignien von Hammerstein in Mainz an; die Wächter derselben scheinen sie zögernd und erst nach der erfolgten neuen Wahl ausgeliefert zu haben. Der Erzbischof von Mainz übergab sie vor den Fürsten dem Könige mit den Worten: „Solltest du nicht als ein gerechter Regent des Reichs und Schutzvogt der Kirchen Gottes dich zeigen, so wird es dir wie deinem Vater ergehen." Uebellautende Worte für einen König, zumal von diesem Schlage! Die Legaten weihten den König noch besonders durch Handauflegung. Damit wiederholte man gleichsam auch die Krönung. Durch feierlichen Eidschwur gelobten endlich alle Fürsten aufs Neue dem König ihre Treue.

Mehr Sorge machten dem Reichstage die kirchlichen Angelegenheiten. Die Legaten legten rücksichtslos alle Schäden bloß, welche durch die lange Kirchenspaltung herbeigeführt seien. Darauf beschlossen der König und die Fürsten eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um

den Papst um die Heilung dieser Schäden zu bitten und ihn aufzufordern selbst nach Deutschland zu kommen. Man wählte zu der Gesandtschaft angesehene Kirchenfürsten: die Erzbischöfe von Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Eichstätt und Chur; alle deutschen Länder waren so gleichsam vertreten. Auch Gebhard von Konstanz, der am meisten für den Sieg der kirchlichen Sache in Deutschland gethan hatte, am besten die Verhältnisse kannte, sollte sich mit einigen andern Bischöfen und hochgestellen Laien nach Rom begeben. Man war froh endlich die Kirchenspaltung beseitigt zu sehen. Die Stimmung gegen die Wibertisten war sehr erregt. Eine wahre Verfolgung begann gegen sie. Die kaiserlichen Bischöfe entsagten nun theils freiwillig ihrem Amte, theils verbargen sie sich vor ihren Verfolgern. Die von den Schismatikern ordinirten Priester wurden suspendirt und erst allmählich die reuigen wieder in ihre Aemter eingesetzt. An mehreren Orten setzte man nach dem Willen des Königs und der päpstlichen Legaten neue Bischöfe ein. Die Leichen der in der Ketzerei verstorbenen Kleriker wurden aus den Kirchen geschafft.

Vielleicht erhitzte die Stimmung gegen die Wibertisten noch mehr, daß eben damals die Nachricht einlief, daß die letzten Reste dieser Partei in Rom noch einmal die Erhebung eines Gegenpapstes versucht hatten. Ruhige Tage waren auch Papst Paschalis nicht beschieden. Wie schnell die früheren Gegenpäpste beseitigt waren, der römische Adel in der Campagna und in der Stadt lehnte sich immer von Neuem auf und fand unter der unruhigen und käuflichen Masse der Stadt leicht Anhang. Erst hatte der Papst mit Petrus Colonna, einem Nachkommen des Grafen von Tusculum, zu kämpfen, der seine Macht weit um das Albaner Gebirge ausgedehnt hatte, dem er eine Burg nach der anderen abgewinnen mußte, um die Rechte des heiligen Petrus zu sichern. Dann erhoben sich die Corsi und bedrängten die Stadt selbst. Stefano Corso bemächtigte sich der Festung von St. Paul und berannte von hier wiederholt Rom, bis er endlich überwältigt wurde und die Flucht ergriff. Mit ihm hielten die Geschlechter der Normanni, der Baruncii, der Romani und Andere. Sie waren es, die im November 1105 abermals einen Gegenpapst aufzuwerfen unternahmen. Sie hatten sich zu dem Ende mit dem Markgrafen Werner in Verbindung gesetzt, einem schwäbischen Ritter, dem die Marken Ancona und Camerino mit dem Herzogthume Spoleto verliehen waren, der dann 1097 in seine deutsche Heimath zurückgekehrt,



nach einigen Jahren aber wieder in den Marken erschienen war und sich hier tapfer trotz aller Ungunst der Zeit behauptete. Werner kam in die Nähe Roms, und im Vertrauen auf ihn erhoben die Unzufriedenen in der Stadt einen gewaltigen Tumult gegen den Papst; sie schalten ihn einen Ketzer und Simonisten. Einen gewissen Erzpriester Maginulf — man wußte nicht, von wo er nach Rom gekommen, — einen der lautesten Schreier, erwählten sie am 18. November in St. Maria Rotunda zum Papst, gaben ihm den Namen Silvester IV., führten ihn sofort nach dem Lateran und weihten ihn dort.

Der verwegene Streich glückte für den Augenblick, da sich der Papst, der Tags zuvor eine Weihe in der Peterskirche vorgenommen hatte, noch mit seinem Hofe in der Leosstadt befand und wegen der Treuga Dei — es war ein Sonnabend — alle Anhänger der herrschenden Partei die Waffen abgelegt hatten. Die Verwirrung in Rom war im ersten Moment nicht gering; der Papst selbst flüchtete auf die Tiberinsel. Aber schon am folgenden Tage kehrte der Papst in die Stadt zurück, und der Fremdling, der überdies keine Geldmittel aufzuwenden hatte, mußte den Lateran räumen. Es kam noch zu einigen Raufereien am Forum und an anderen Orten; bald aber suchte Maginulf, von Allen verlassen, das Weite und flüchtete nach Tivoli, wo sich Markgraf Werner aufhielt. Er folgte ihm nach Osimo, wo er im Gnadenbrode desselben noch eine Reihe von Jahren lebte. Der Papst meldete nach wenigen Tagen bereits den Gläubigen in Deutschland, daß er sicher in der Stadt lebe und bei diesem Aufstande Keinen seiner Getreuen verloren habe. „Gottes Majestät schütze euch in Allem," schließt der Brief, „und gewähre euch den Löwen und Drachen glücklich unter die Füße zu treten." In der That glaubten die deutschen Fürsten jetzt in Mainz den Löwen und Drachen, welcher die Kirche so lange verfolgt, überwältigt zu haben. Unzweifelhaft waren der Kaiser und seine Anhänger in Deutschland bei der Erhebung Maginulfs unbetheiligt, aber man rächte auch an diesen, was die Gegner der Gregorianer in Rom gesündigt hatten.

Wahrlich! es war ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß sich drei Gegenpäpste nach einander kaum wenige Tage aufrecht erhalten konnten, während die Absetzung des Kaisers, an welcher die römische Kirche und die deutschen Fürsten ein Menschenalter gearbeitet hatten, nun endlich durchgesetzt war. Freilich auch jetzt würden sie den lange verfolgten Zweck nicht

erreicht haben, wenn nicht der Sohn des Kaisers, der Kaiser der Zukunft, selbst ihnen die Hand geboten hätte.

12.

Heinrichs IV. Untergang.

Nachdem der alte Kaiser von den Reichsgeschäften entfernt war, versprachen sich die Fürsten in Deutschland goldene Zeiten. Man werde, glaubte man, Frieden nun mit dem Papste haben und einen gefügigen König; den Trotz der Ministerialen, der Bürger und Bauern könne man dann ohne Mühe brechen. Daß der Alte, der für immer beseitigt schien, sich noch einmal regen könne, daran dachte von diesen Herren wohl Niemand. In ihren Hoffnungen hatten sie sich getäuscht. Schon nach wenigen Wochen waren die deutschen Länder in neuer Verwirrung, stand man vor einem neuen Bürgerkriege. Welche Qualen und Folten man auch gebraucht hatte, um die letzten Kräfte Heinrichs zu brechen, noch lebte er, noch regte sich etwas in ihm von dem alten Geiste, von dem Bewußtsein seines ererbten Rechts, an dessen Vertheidigung er sein ganzes Leben gesetzt hatte. Und auch jetzt noch fehlte es ihm nicht an Anhängern. Als er als Kaiser noch einmal hervortrat, da waren der Fürsten nicht Viele, die sich ihm anschlossen, aber die Bürger waffneten sich für ihn und freudig zog mancher Rittersmann seinem alten Kriegsherrn zu.

Wie die Dinge standen, erfuhr die Gesandtschaft, welche von Mainz an den Papst gesandt war. Als sie um die Mitte des Februar bis Trient gelangte und dort übernachtete, wurde sie von den Bürgern der Stadt, an deren Spitze sich ein Graf Adalbert gestellt hatte, überfallen, beraubt und eingekerkert. Die Bürgerschaft war in Aufregung, weil ihr von der kirchlichen Partei ein Bischof gesetzt war, der ihr nicht zusagte; sie und Graf Adalbert behaupteten überdies, daß sie Auftrag vom Kaiser hätten sich der Gesandtschaft zu bemächtigen — ob mit Recht, läßt sich nicht entscheiden. Die Bischöfe wurden mit Ausnahme Ottos von Bamberg, dessen Vasall Graf Adalbert war, übel behandelt, doch setzte der Graf auf die Vermittelung des Bambergers den Erzbischof von

Trier und den Grafen Wiprecht sofort in Freiheit unter der Bedingung, daß sie sich wieder dem Kaiser unterwürfen, zu ihm eilten und von ihm Anweisung erbäten, was mit den anderen Gefangenen geschehen solle. Die Bischöfe außer dem Trierer blieben in Haft, wurden jedoch unerwartet schnell aus derselben befreit. Denn Herzog Welf hörte kaum, was geschehen war, als er mit starker Mannschaft herbeieilte, die Klausen erstürmte, die Tridentiner zwang den ihnen gesetzten Bischof, Gebhard mit Namen, aufzunehmen und die Gefangenen frei zu geben; Graf Adalbert und die aufständigen Bürger mußten barfuß um Verzeihung für ihr Vergehen bitten. Die Bischöfe setzten jedoch den Weg nach Rom nicht weiter fort; allein Gebhard von Konstanz, der eine andere Straße eingeschlagen und bei der großen Gräfin bereitwillige Unterstützung gefunden hatte, gelangte zum Papste.

Indessen war König Heinrich nach den oberrheinischen Gegenden gezogen. Auch er erfuhr hier, wie wenig die niederen Klassen mit der Aenderung der Dinge einverstanden waren, wie wenig Achtung sie vor der Gewalt hegten, welche er sich mit Hülfe der Fürsten erschlichen hatte. Als er sich zu Ruffach, südlich von Colmar im Elsaß, einem alten Römerorte und damals noch stark bevölkert, aufhielt und sein Gefolge die Einwohnerschaft vielfach belästigte, entstand ein Aufruhr von so gefahrdrohender Art, daß der König weichen und sogar die Reichsinsignien in Stich lassen mußte. Durch ein Abkommen wurden ihm freilich diese alsbald wieder ausgeliefert, doch ließ der König den Ort schwer seine Rache fühlen. Ruffach wurde in Brand gesteckt und geplündert; seitdem scheint der Ort mehr und mehr verödet zu sein. Die aufständige Gesinnung, welche sich hier kundgab, verbreitete sich auch über andere Gegenden des Elsasses.

Bei solcher Stimmung in dem Volke war es von größter Wirkung, daß man alsbald sichere Kunde erhielt, der Kaiser sei in Freiheit und nehme die Herrschaft, die man ihm mit Gewalt entrissen, wieder in Anspruch. Tage und Wochen hatte er vergeblich in Ingelheim die Ankunft des Sohns erwartet. Ob er ein Gefangener sei oder nicht, wußte er selbst kaum. Seine Lage war so unklar wie möglich. Da fanden einige Getreue zu ihm den Weg und warnten ihn in Ingelheim zu bleiben; säume er dort, so werde man ihn entweder auf ewig einkerkern oder tödten. Ohne Zögern verließ er darauf wie ein Flüchtling Ingelheim und bestieg ein Schiff, welches ihn nach Köln führte.

Auch hier war die Bürgerschaft auf seiner Seite. Feierlich mit kaiserlichen Ehren wollte sie ihn einholen. In seinem Elend wies er solchen Prunk zurück. Aber öffentlich erhob er Klagen über den Verrath des Sohnes und die Treulosigkeit der Fürsten: und wie hätten diese Klagen nicht den tiefsten Eindruck machen sollen? Zugleich wandte er sich an den Abt von Cluny, seinen Pathen, theilte ihm seine Leidensgeschichte mit, versicherte ihn, daß er jede Genugthuung dem Papste leisten wolle, welche der Abt für billig erachte, daß die Herstellung der kirchlichen Einheit ihm ernstlich am Herzen liege. Unzweideutig nahm er die Herrschaft wieder in Anspruch, indem er auf das Bestimmteste erklärte, daß er in Ingelheim nur gezwungen der Regierung entsagt habe. Um der kirchlichen Partei genug zu thun, ließ er, gleich dem Sohne, es jetzt nicht an Werken äußerer Devotion fehlen. In der Winterkälte zog er trotz seiner vorgerückten Jahre barfuß nach Aachen. Von der alten Kaiserstadt und Kaiserpfalz nahm er gleichsam von Neuem Besitz. Hierhin kam ihm Bischof Otbert entgegen und geleitete ihn nach Lüttich, wo die Bürgerschaft den Kaiser freudig empfing. Von den Bischöfen, welche früher den Gregorianern offen entgegengetreten waren, hing Otbert fast allein noch der kaiserlichen Sache an. Wenn er auch zu Mainz der allgemeinen Stimmung für den Augenblick nachgegeben hatte, so war er doch der Erste, der handelnd eingriff, als sich eine Möglichkeit zeigte, dem Gange der Dinge noch einmal eine andere Wendung zu geben. Sich selbst und Alles, was er hatte, stellte er nun dem Kaiser zu Diensten; alle Hülfsmittel seines Geistes und seiner Stellung bot er auf, um eine kaiserliche Partei von Neuem zu werben, zunächst im unteren Lothringen.

Eine nicht geringe Energie entwickelte Otbert, ein Mann von heißem Blute, in dieser Zeit, und seine Bemühungen hatten Erfolg. Er selbst vertrug sich mit Herzog Heinrich, der bisher Lüttich befehdet hatte, und gewann durch erhebliche Opfer diesen unruhigen und ländergierigen Fürsten, der es bisher mit den Aufständigen gehalten hatte, für die Sache des Kaisers. Der Herzog trat nun als Patron des Vaters gegen den Sohn auf; der Graf Gottfried von Namur, ein alter Widersacher des Herzogs, und andere lothringische Herren schlossen sich ihm an. Eine nicht ganz unbedeutende Kriegsmacht stand wieder dem Kaiser zu Gebote, und gerade bei Männern, die er früher bekämpft hatte, fand er bereitwillige Unterstützung.

Auch nach auswärtigem Beistande sah sich der Kaiser um. Mit dem mächtigen Grafen Robert von Flandern kam er zu Antwerpen zusammen; an König Philipp von Frankreich richtete er ein Schreiben, in welchem er die Treulosigkeit der Fürsten, den Verrath des Sohnes mit den schwärzesten Farben schilderte und Alles, was an ihm, dem Haupte der Christenheit, gesündigt war, als einen Frevel gegen alle Könige darstellte. Wie er hierdurch Frankreichs Hülfe gegen die Fürsten habe gewinnen wollen, so habe er, warf man ihm alsbald vor, auch die Waffen Englands, Dänemarks und anderer Nachbarländer gegen das Reich geworben. Ist auch die Thatsache nicht zu erweisen, so ist doch die Absicht kaum zu bezweifeln. Aehnliche Werbungen hatte der Kaiser auch schon früher versucht, und die Noth mußte ihn in der Wahl seiner Bundesgenossen noch weniger bedenklich machen.

Nicht unbekannt blieb dem Könige, was in Lüttich vorging. Es war klar, daß sich im Adel Lothringens eine Bewegung vorbereitete, die auch alle städtischen Bevölkerungen leicht fortreißen konnte. Wie in Köln, so war in Bonn, Jülich und an anderen Orten die Stimmung der Bürger dem Vater günstig. Unter diesen Umständen faßte der König den muthigen Entschluß der Gefahr gerade entgegen zu gehen, um die Bewegung, wo möglich, noch im Keim zu ersticken. Er erklärte Ostern in Lüttich feiern und dort einen Reichstag halten zu wollen; zugleich verlangte er, daß sich der Vater von dort entfernte. Als dieser sich weigerte, brach er nichtsdestoweniger mit einer bewaffneten Macht, wie sie ihm eben zur Hand war, nach Lothringen auf. Den Palmsonntag (18. März) feierte er zu Köln, wo ihn der Erzbischof aufnahm und sich die Bürger, wie sehr sie ihm auch grollten, ruhig verhielten. Zum grünen Donnerstag ging er nach Aachen, indem er eine Schaar von dreihundert Reitern vorausschickte, um die Maasbrücke bei Visé zu besetzen und ihm dadurch die Straße nach Lüttich zu sichern.

Wider des Königs Erwarten kam es an der Maasbrücke zu einem Gefecht. Hier lag Walrabo, der junge Sohn Herzog Heinrichs, mit lothringischen Rittern, die er großen Theils in einem nahen Gebüsch versteckt hielt. Die Königlichen glaubten sich der Macht, die sich ihnen zeigte, völlig gewachsen, gingen über die Brücke, machten einen Angriff, wurden aber vordringend bis an den Hinterhalt gelockt und hier von der Uebermacht bewältigt. Viele von ihnen kamen im Handgemenge um, Andere flohen zurück und fanden, da die leichte Brücke unter der

andrängenden Menge zusammenbrach, in den Wellen der Maas den Tod. Die Nachricht von diesem Blutbad am grünen Donnerstag und von dem Mißgeschick der Königlichen machte einen tiefen Eindruck; zunächst auf den König selbst, der eiligst Aachen verließ, um das Fest, da ihm der Weg nach Lüttich versperrt war, zu Köln zu feiern. Aber schon hatten sich hier die Bürger erhoben und verwehrten ihm den Einzug. Er eilte nach Bonn, wo er Ostern kläglich genug beging, dann nahm er den Rückweg nach Mainz.

Große Freude hatte während des Festes in Lüttich geherrscht. Bald nach den heiligen Tagen begab sich der Kaiser selbst nach Köln und verweilte dort fast während des ganzen April. Erzbischof Friedrich hielt es für gerathen sich aus der Stadt zu entfernen. Mit Leib und Seele war die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben. Eidlich versprach sie ihm ihre Mauern gegen seine Feinde zu schützen; innen und außen richtete sie Alles auf seine Anordnungen für den Fall eines Angriffs zu. Der Abzug des Sohnes ließ dem Kaiser dann in Lüttich, wohin er zurückkehrte, einige Zeit, um größere Streitkräfte zu sammeln.

Der König sah, die Macht, welche er listig gewonnen hatte, war nicht ohne einen ernsten Kampf zu behaupten. Pfingsten (13. Mai) hielt er einen großen Fürstentag zu Worms, wo Herzog Heinrich als Hochverräther seines Herzogthums entkleidet und dasselbe dem Grafen Gottfried von Löwen übertragen wurde; gegen jenen und die anderen Anhänger des Kaisers beschloß man zugleich ein Heer aus allen Theilen des Reichs aufzubieten. Um den 1. Juli sammelten sich die Mannschaften aus dem oberen Deutschland um Würzburg; um dieselbe Zeit brach der König mit den am Rhein gesammelten Schaaren nach Coblenz auf. Das Heer, etwa zwanzigtausend Mann stark, wandte sich dann zuerst gegen Köln und umschloß die Stadt. Die Bürger wehrten sich außerordentlich tapfer; besonders unterstützten sie kriegsgewandte Söldner, welche ihnen Herzog Heinrich geschickt hatte*). So zog sich die Belagerung zum großen Verdruß des Königs in die Länge.

Der Kaiser, Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Freunde rüsteten indessen in Lüttich. Man mochte sich zu einem Angriff auf das Heer des Königs noch nicht stark genug fühlen: deshalb wartete man

*) Sie werden Gelduni genannt; wohl weil sie zum Theil aus Geldern stammten. So hießen später ähnliche Söldnerschaaren Brabanzonen.

die weitere Entwickelung der Dinge ab und suchte inzwischen die öffentliche Meinung zu gewinnen. Vor Allem kam es darauf an, den Glauben zu zerstören, daß der König die Sache der Kirche und des Papstes vertrete. Der Kaiser erklärte sich nicht nur öffentlich zur Unterwerfung unter den Papst bereit, sondern rief sogar den apostolischen Stuhl zu seinem Schutze gegen den treulosen Sohn und die abtrünnigen Fürsten auf — ein wohlberechnetes Verfahren, um die Gemüther zu verwirren. So schwach die Hoffnung war, daß sich der Papst zur Absolution bewegen lassen würde, der Kaiser hielt sie fest. Um Nichts unversucht zu lassen, sandte er noch einmal an den Abt von Clunv und bat ihn dringend seinen Frieden mit dem Papste zu vermitteln: in Alles werde er sich fügen, was der Abt und andere fromme Männer, die sich dieser Sache annähmen, für nöthig erachteten.

Auch die Bahn der Verhandlungen wurde nochmals betreten. Während das königliche Heer vor Köln lag, erschien eine Gesandtschaft des Kaisers von Lüttich und überbrachte Briefe an den König und die Fürsten. Ein besonders merkwürdiges Schriftstück ist der Brief an den Sohn. Nachdem diesem der Vater vorgehalten, wie er ihm sein Wort verpfändet ihn nach Mainz vor die Fürsten zu führen und erforderlichen Falls sicher zurückzugeleiten, wie er dann das Wort gebrochen, ihn zu Bingen der Freiheit beraubt und in die Hand seiner schlimmsten Feinde gegeben, die ihn fast bis zu Tode gepeinigt, — nachdem er dem Sohne dann vor die Seele geführt, wie er schon vor der Gefangenschaft ihm die Bisthümer, die königlichen Ehren, die königlichen Güter und Dienstmannen entzogen, in der Gefangenschaft ihm die Reichsinsignien mit roher Gewalt abgepreßt, auch in der Folge noch immer und überall ihn zu verfolgen nicht aufgehört habe, um ihn entweder zu verderben oder aus dem Reiche zu verjagen, fährt er mit folgenden Worten fort: „Wir können nicht begreifen, aus welchem Grunde und aus welcher Veranlassung du so hartnäckig bei solchem Verhalten beharrst, da der Papst und die römische Kirche dir keinen Vorwand mehr bietet. Denn wie wir dem Papste und der römischen Kirche vor deinen Augen uns zu unterwerfen erbötig waren, so sind wir auch jetzt und für alle Folge ihm jeden gebührenden Gehorsam und jede schuldige Achtung zu erweisen bereit und haben uns nach dem Rath der Fürsten, des Abts von Cluny, unseres Pathen, und anderer frommer Männer über die Zukunft der Kirche und die Rechte des Reichs Bestimmungen zu treffen

entschlossen. Wir fordern also bei dem Wohl des Reichs und deinem eigenen Heil, bei dem deinem Vater schuldigen Gehorsam und bei der Achtung, welche du dem Papst und der römischen Kirche schuldest, dich hiermit auf, daß du uns für die erlittene Unbill und die gewaltthätigen und ungerechten Beraubungen Genugthuung leistest. Ingleichen verlangen wir, daß du die Verfolgungen gegen uns und die Unsrigen, zu denen du keinen gerechten Grund hast, einstellest, vielmehr uns still und friedlich leben lässest, damit wir unbeschädigt und in Ruhe die erwähnten Bestimmungen treffen können. Bedenke und erwäge wohl, daß Gott ein gerechter Richter ist; ihm haben wir unsere Sache anheimgestellt, und seine Gerichte sind ein tiefer Abgrund. Wie sehr du dich auch mit unserer Bedrängniß und unserem Mißgeschick brüsten, wie sehr du dich über unsere Niedrigkeit erhaben fühlen mögest, vielleicht hat Gott von seinem heiligen Sitze nach seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zwischen dir und mir schon anders entschieden, als du denkst. Vermag keine Vorstellung, keine Scheu vor dem Vater, keine Vermittelung von dir Gerechtigkeit und Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken, so rufen wir den römischen Papst und die römische Kirche zu unserem Schutze auf."

Das Schreiben des Kaisers an die Fürsten beginnt mit dem feierlichsten Protest: „Wir erheben unsere Klagen vor dem allmächtigen Gott, vor der Jungfrau Maria, vor dem heiligen Apostelfürsten Petrus, unserem Patron, und vor euch Allen, ihr Fürsten, daß wir im Vertrauen auf ein Wort, an welchem wir niemals hätten zweifeln sollen, ungerecht, unmenschlich und grausam behandelt und der Rechte des Reichs, unserer Güter und alles unseres Besitzes gegen göttliches und menschliches Recht zur Schmach und zum Schimpf des Reichs beraubt sind, so daß uns Nichts als das nackte Leben belassen ist." „Als das," so fährt der Kaiser fort, „fast vor euer Aller Augen geschah, schien zwar ein großer Theil von euch sich darüber tief zu bekümmern, aber euer Kummer konnte leider nicht wehren, daß sich der Haß unserer Feinde an uns sättigte. Und weil unser Sohn trotz seiner gegebenen Versprechungen sich nicht scheute uns gefangen zu setzen und fast zu Tode zu martern, deshalb wagen wir uns jetzt nicht abermals ihm anzuvertrauen, damit er nicht neue Unbill und Schmach, wie früher, mit frevelhafter Willkür über uns bringe; dagegen bitten wir euch auf das Dringendste, daß ihr um Gottes, um des Reiches und um eurer Ehre willen jetzt

allen Fleiß anwendet, damit wir für jenes Unrecht, welches wir vor euch erlitten, durch euch Genugthuung erlangen. Wir unsererseits sind gern erbötig nach eurer und anderer gottesfürchtiger und unparteiischer Männer Entscheidung sowohl unseren Sohn, wenn wir ihn gekränkt haben, wie jeden Andern im Reiche, den wir verletzt haben sollten, nach Gebühr zu entschädigen." Auch in diesem Schreiben erklärt sich der Kaiser dann bereit sich dem Papst zu unterwerfen und über die Zukunft des Reichs und der Kirche nach dem Willen der Fürsten Bestimmungen zu treffen, nur sollten die Fürsten vor dem Sohne ihm Ruhe schaffen, daß er seine friedlichen Absichten durchführen könne; weigere der König sich die Waffen ruhen zu lassen, so fordere er, der Kaiser, bei dem der römischen Kirche schuldigen Gehorsam und dem Wohl des Reichs die Fürsten auf, den Sohn nicht ferner zu unterstützen, weil dann offenbar sei, daß derselbe nicht aus Eifer für das göttliche Gesetz und aus Liebe zur römischen Kirche, sondern lediglich aus Herrschsucht dies Alles begonnen habe. Abermals schließt das Schreiben mit der Appellation an den Papst und die römische Kirche.

Beide Briefe ließ der König vor den Fürsten verlesen und beschloß dann mit ihnen eine Antwort. Als diese abgefaßt war, wurde sie von dem Erzbischof von Magdeburg öffentlich vorgelesen, genehmigt und dann durch zwei Priester und mehrere Mönche nach Lüttich gesandt. Es genügt den wesentlichen Inhalt derselben mitzutheilen. Nach etwa vierzigjähriger Spaltung der Kirche, welche das Reich in eine Einöde verwandelt und zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht, ja fast zu dem Heidenthum zurückgeführt habe, heißt es, hätten sie, die Fürsten des Reichs, einmüthig beschlossen die Einheit der Kirche herzustellen, deshalb das unverbesserliche Haupt des Schisma entsetzt und sich einen rechtgläubigen König, obgleich von demselben Stamme entsprossen, erwählt; scheinbar freiwillig habe der Kaiser selbst darein gewilligt, die Regalien ausgeliefert, die Sorge für den Sohn und das Reich ihnen unter Thränen übertragen, selbst allem Glanz der Herrschaft zu entsagen und nur für seine Seele zu sorgen versprochen. Nun aber, erklärten die Fürsten weiter, kehre der Kaiser wieder zu den gewohnten Listen zurück und verbreite aller Orten die Klage, daß ihm Gewalt angethan sei, rufe fremde Völker gegen das Reich in die Waffen und verlange Genugthuung für das ihm angeblich angethane Unrecht, wobei er sich der Entscheidung der Fürsten unterwerfen wolle; in

Wahrheit bezwecke er damit nur das Heer Gottes und Christi auseinander zu sprengen und zu entwaffnen, um dann die Kirche aufs Neue in Verwirrung zu stürzen. Damit ihm aber kein Anlaß zu gerechter Klage bleibe, forderten die Fürsten mit dem Könige den Kaiser schließlich auf, indem sie ihm jede Sicherheit zu gewähren sich erboten, daß er sofort vor dem gesammten Adel und dem ganzen Volke an einem Orte seiner Wahl sich stelle, selbst dort seine Sache führe und nach ihrem Spruch Genugthuung zu geben und zu empfangen sich verpflichte; alle Veranlassungen des Streits von Anfang des Schisma sollten dann, gleich als ob keine Entscheidung je früher getroffen sei, noch einmal gründlich untersucht und nach dem Ergebniß über Sohn und Vater ein endgültiges Urtheil gesprochen werden, auf daß der unsichere Zustand der Kirche und des Reichs augenblicklich beseitigt, nicht aber Alles wieder gewohnter Weise auf das Unbestimmte hinausgeschoben werde.

Die Gesandten der Fürsten fanden zu Lüttich nicht die beste Aufnahme; freilich war es kaum anders möglich, da sie den Kaiser und seine Anhänger als gebannte Ketzer behandelten und ihren Umgang mieden. Ohne Geleit, fast wie Flüchtlinge kehrten sie nach Köln zurück. Die Antwort, welche sie zurückbrachten, lautete wenig beruhigend: der Kaiser verlangte sofortige Auflösung des feindlichen Heeres, später sollten die schwebenden Streitfragen auf einem Reichstage entschieden werden. Die früheren Forderungen wurden nur wiederholt und zum zweiten Male Appellation an den Papst und die römische Kirche eingelegt. Zugleich hörte man im Lager des Königs, daß sich zu Lüttich ein größeres Heer sammle. Die Besorgnisse steigerten sich, zumal die Belagerung von Köln nicht den erwünschten Erfolg versprach. Jeder Sturm auf die Stadt scheiterte. Die Städter beherrschten den Fluß und sperrten die Lebensmittel den Königlichen ab. Der Mangel an guter Nahrung und die Julihitze erzeugten Krankheiten im Lager. Die Lage des Heeres war gegen Ende des Monats unerträglich. So beschloß der König, der überdies einen Ueberfall vor der Stadt besorgte, endlich abzuziehen, um sich unmittelbar gegen seinen Vater zu wenden.

Nach einer Belagerung von mehr als drei Wochen wurde Köln von den Feinden frei. Der König wandte sich mit seinem Heere nach Aachen. Hier fand Graf Dietrich von Katlenburg, welcher den ersten Anlaß zu diesen Wirren gegeben hatte, den Tod; von der Lagerkrankheit vor Köln ergriffen, war er mühsam noch bis Aachen dem Heere gefolgt.

Ein offener Kampf, welchen der Sohn bisher noch immer gegen den Vater gemieden hatte, schien jetzt unvermeidlich. Doch noch einmal suchte man ihm zu entgehen und schickte eine neue Gesandtschaft an den Kaiser ab. Man ließ ihm die Wahl, ob er zu abschließenden Verhandlungen in der früher bezeichneten Weise sich binnen acht Tagen in Aachen stellen oder sein Heil dem Schwerte anvertrauen wolle. Die Gesandten kehrten nicht sogleich zurück, und man erwartete demnach den Ausbruch des Kampfs. Endlich erschienen sie und brachten eine schriftliche Antwort.

Der Kaiser schrieb an die Fürsten: „Wir haben von unserem Sohn verlangt und von euch inständig erbeten, daß nach Entlassung des Heers zu einer Zusammenkunft Anstalt getroffen würde, damit über die uns angethane Unbill und einen dem Wohle des Reichs dienlichen Friedensschluß in geziemender Weise Bestimmung getroffen würde. Euch hat uns zu antworten beliebt, was zu noch schwererer Klage, als die frühere, uns berechtigt, daß ihr nach Aufhebung der Belagerung von Köln mit Heeresmacht über uns und unsere Getreuen zu kommen gesonnen seid, indem ihr dabei nur zum Schein noch eine Unterredung in Aussicht stellt und uns zu derselben eine Frist von acht Tagen gewährt, obwohl ein so kurzer Termin, wie ihr wohl wißt, niemals bei einem Manne von einiger Bedeutung in einer geringen Sache, geschweige denn in einer so wichtigen Angelegenheit für genügend erachtet ist, und dies dem göttlichen und menschlichen Recht, wie allem Herkommen widerstreitet. Denn es müßte uns mindestens eine solche Frist zugestanden werden, binnen welcher wir die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Bremen, die Bischöfe von Freising, Augsburg, Chur und Basel, die Herzöge Magnus und Theoderich, den Böhmenherzog, den Grafen von Flandern, die burgundischen Grafen und andere, deren Mitwirkung durchaus nothwendig ist, einberufen könnten. Deshalb, wie früher, verlangen und erbitten wir abermals, daß ihr um Gottes und eurer Seele willen, wegen unserer Appellation an Papst Paschalis und an die römische Kirche, wie wegen der Wohlfahrt des Reichs unseren Sohn bestimmt, daß er sein Heer entlasse, uns zu verfolgen aufhöre und Anstalt treffe, wie wir sicher und gefahrlos mit den Fürsten zusammenkommen können, um über die uns angethanen Kränkungen und den Frieden des Reichs in aller Ruhe zu verhandeln. Will unser Sohn von seinen Verfolgungen nicht ablassen, so haben wir zu unserem Schutz bereits angerufen

und rufen immer von Neuem an Gott, die heilige Maria, den heiligen Petrus, unseren Patron, und alle Heiligen, wie alle Christenseelen und ganz besonders euch, indem wir euch in aller Unterwürfigkeit beschwören ihm nicht ferner bei solchem Unrecht hülfreich zu sein, noch sein Beispiel ferner nachzuahmen. Wir haben uns berufen und berufen uns zum dritten Mal auf den Papst Paschalis und die allgemeine römische Kirche. Schützt uns dies Alles nicht gegen die Verfolgungen unseres Sohnes, so werden wir uns und unsere Sache dem allmächtigen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, der Jungfrau Maria, den Aposteln Petrus und Paulus, dem heiligen Lambert und allen Heiligen anheimstellen, auf daß das göttliche Erbarmen und die Fürbitte aller Heiligen unsere Niedrigkeit ansehen und uns gegen so große und so frevelhafte Gewaltthat schützen wolle. Amen."

Diese Sprache ist deutlich genug: Entlassung des feindlichen Heers oder ein Gottesurtheil verlangte der Kaiser. Ein Gottesurtheil erfolgte, aber in anderer Weise, als er, seine Anhänger und seine Widersacher es erwartet hatten. Kaum waren die Gesandten in das Lager des Königs zurückgekehrt, so lief dort die Nachricht ein, daß der Kaiser zu Lüttich gestorben. Nur wenige Tage war er krank gewesen, doch hatte er selbst bald den Anhauch des Todes verspürt. Ruhig ging er ihm entgegen, beichtete reuig seine Sünden und nahm im Glauben das Sacrament. Sterbend sandte er Boten des Friedens an den Papst und seinen Sohn ab; dem letzteren überschickte er sein Schwert und seinen Ring. Er bat den Sohn milde gegen die Männer zu verfahren, welche seinem Vater in der letzten Noth hülfreiche Hand geleistet hätten. Des Kaisers letzter Wunsch war an der Seite seiner Vorfahren in dem Speierer Dom, welchen er nach dem Plane des Großvaters in der großartigsten Weise vollendet hatte, die Ruhestätte zu finden. So endete er nach christlicher Vorbereitung zum Tode und jüngsten Gericht, sanft hinüberschlummernd in die andere Welt, am Dienstag den 7. August des Jahrs 1106. Er stand nahe dem sechs und funfzigsten Lebensjahre, und fast funfzig Jahre waren es, seit das Regiment nach dem Tode des Vaters an seinen Namen geknüpft war.

Ein ruhiges Ende war Heinrich nach dem unruhvollsten Leben beschieden. Wenn auch im Bann, doch versöhnt in seinem Herzen mit Gott und den Menschen, ging er, dessen Namen seit einem halben Jahrhundert Streit über Streit erweckt hatte, friedlich aus dieser Welt des

Kampfes. Sein Todestag war der Wochen- und Jahrestag der Schlacht bei Melrichstadt. Gerade achtundzwanzig Jahre zuvor an einem Dienstag, den er als Tag des Mars sich zum Streite am liebsten wählte, hatte er König Rudolf in die Flucht geschlagen: nun hatte ihn selbst eine höhere Macht überwunden. Man gedachte jenes Siegs und hatte wohl Grund das Glück desselben geringer anzuschlagen, als die Ruhe dieses Sterbebettes. Wie oft sind die stillsten Triumphe am köstlichsten! Niemand mag sich Heinrichs Leben wünschen, Jeder sein Ende.

Kein Sohn soll nach dem Todestage des Vaters trachten oder sich dessen freuen. Und doch kann man es Heinrichs Sohn kaum verargen, wenn ihn die große Botschaft, die von Lüttich kam, mit Befriedigung erfüllte. Wie viel galt es, daß er die Waffen nicht gegen den Vater zu brauchen, ihm nicht im Kampfgewühl zu begegnen hatte, daß nun der Mund verstummt war, der die furchtbarsten Anklagen gegen ihn zu erheben nur allzu berechtigt war! Kaum traute der König dem unverhofften Glück, bis der kaiserliche Kämmerer Erkenbald und Bischof Burchard von Münster Schwert und Ring mit den letzten Aufträgen des sterbenden Vaters ihm überbrachten. Wir hören nicht, daß ihm eine Thräne entfallen sei.

Namenlose Freude herrschte in und um Aachen. „Nicht lauter," sagt ein Zeitgenosse, „pries Israel bei Pharaos Untergang den Herrn, und nicht stürmischer jubelte Rom bei dem Triumphgepränge seiner Kaiser." Der traurige Streit zwischen Vater und Sohn war beendet, die Einheit der Kirche gerettet; Aussichten eröffneten sich auf neuen Grundlagen das Reich der deutschen Nation herzustellen; der Friede zwischen dem Reich und der Kirche schien endlich mehr als ein frommer Wunsch. Endlose Verwickelungen nach menschlichem Ermessen schienen sich wie von selbst zu lösen, nachdem Gottes Hand in die Wirren der Welt eingegriffen hatte. So lacht uns das Blau des Himmels, wenn die Sonne plötzlich die finsteren Wolken durchbricht, wie die Friedenshoffnung damals tausend und abertausend Herzen erquickte.

Anders war die Stimmung in Lüttich, wo die Leiche des Kaisers lag. Aufrichtig trauerten die Bürger, laut jammerten die Armen und Hülflosen, denn sie hatten einen freigebigen und hülfreichen Herrn in dem Kaiser verloren. Voll Unruhe sahen Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Genossen der Zukunft entgegen, da der Stern

erloschen war, nach welchem sie ihre Blicke gerichtet hatten. Wohl dachten sie an ihren Frieden mit dem König, aber sie wußten nicht, wie theuer sie ihn würden erkaufen müssen, welchen Werth der Sohn auf die letzten Wünsche des Vaters legen würde.

Die nächste Sorge richtete sich auf die Bestattung der Kaiserleiche. Bischof Otbert ließ sie vorläufig, bis der König Bestimmung getroffen, vor dem Marienaltar im Lütticher Dom beisetzen. Als in Aachen bekannt wurde, daß die Gebeine des Ketzers an geweihter Stelle ruhten, erhob sich sofort unter den Bischöfen um den König ein gewaltiger Sturm. Erzbischof Heinrich von Magdeburg sprach in apostolischer Vollmacht das Interdict über den entweihten Dom aus; die Bischöfe beschlossen, daß Otbert und seine Genossen nicht eher in den Schooß der Kirche aufzunehmen seien, bis die Leiche wieder ausgegraben sei. Dem König, welcher die Gebeine des Vaters nach Speier zu bringen wünschte, rieth man Boten nach Rom zu senden, um für den Todten wo möglich die Lösung vom Banne zu erwirken; setze er vor erfolgter Absolution die Leiche in den Kaisergräbern bei, so laufe er Gefahr, den Fluch der Kirche auf sein eigenes Haupt zu laden. Der König wagte nicht offen den Bischöfen entgegenzutreten.

Unerwartet schnell unterwarfen sich Otbert und seine nächsten Freunde. Alle erhielten Verzeihung und Absolution, Otbert aber mußte sich verpflichten, die Leiche aus dem Dome zu schaffen. Am 15. August wurde sie ausgegraben, in aller Stille nach einer ungeweihten Kapelle, außerhalb der Stadt auf einer Maasinsel belegen, geschafft und dort ohne Sang und Klang eingescharrt. Kein Seelenamt, keine Todtengesänge ertönten über dem Kaisergrabe; nur ein fremder Mönch, der von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückkehrte und einige Zeit in jener Gegend verweilte, sang Tag und Nacht in der einsamen Kapelle Trauerpsalmen. Nur neun Tage blieb dort die Leiche, dann wurde sie abermals ausgegraben. Der König hatte Gesandte geschickt und verlangte die Auslieferung. Unter gewaltigem Zulauf des Volks wurden die Gebeine nun in die Stadt zurückgebracht. Trotz des Widerstrebens der Domherren zog das Volk mit dem Sarg in den Dom und ließ dort durch um Lohn gebungene arme Kleriker Vigilien halten. Die Menge drängte sich um den Sarg, um ihn zu berühren, und glaubte dadurch einen besonderen Segen zu empfangen. Man legte Saatkörner auf denselben, weil man wähnte, daß sie so eine außergewöhnliche fruchtbringende



Kraft gewinnen würden. Die Erde, in welcher der Kaiser geruht hatte, grub man aus und streute sie über die Aecker. Heinrichs Gebeine achteten die Lütticher jetzt wie die Reliquien eines Heiligen und wollten sie nicht wieder aus ihrer Stadt lassen; der Verlust derselben, meinten sie, beraube sie ihres Wohlstands und Glücks. Nur mit Mühe konnten die Gesandten den Auftrag des Königs erfüllen.

Sobald der König die Leiche des Vaters in seiner Gewalt hatte, ließ er sie in einem steinernen Sarge nach Speier führen; Erkenbald, der treueste Diener des Verstorbenen, übernahm das Geleit. Als der Trauerzug am 3. September nach Speier kam, zogen ihm die Geistlichkeit und das Volk in feierlicher Procession entgegen. Mit großen Feierlichkeiten brachte man die Leiche in den Dom und bestattete sie neben den Gräbern des Vaters und Großvaters. Wider den Willen Bischof Gebhards war dies geschehen, und wie er den Lebenden verfolgt hatte, störte er jetzt noch einmal die Ruhe des Todten. Den entweihten Dom belegte er mit dem Interdict und brachte es dadurch dahin, daß abermals das Grab aufgerissen und der Sarg in die ungeweihte Kapelle der heiligen Afra zur Seite des Domes gestellt wurde. Die Bürger verwünschten den Bischof, denn sie hatten den Kaiser geliebt, welcher stets die Speierer hoch gehalten, — aber was konnten sie erreichen, wo selbst der König nachgeben mußte?

Fast fünf Jahre stand die Kaiserleiche unter dem Fluche der Kirche in der ungeweihten Kapelle, doch das Volk besuchte gern die Stelle, wohin der Haß des Papstes und des Bischofs den todten Kaiser verbannt hatte. Endlich kamen andere Tage. Der König zwang dem Papst das Investiturrecht ab, um welches der Vater so lange gestritten, und nöthigte Rom den Fluch von dessen Asche zu nehmen. Da wurde am 7. August 1111 — am Todestage des Kaisers — der Sarg abermals in den Dom und die Kaisergruft gebracht, und jetzt geschah es mit allen kirchlichen Ehren und unerhörter Pracht. Die Gegenwart des Sohnes, der bereits die Kaiserkrone empfangen hatte, und vieler Fürsten erhöhte den Glanz einer Feierlichkeit, die in ihrer Art einzig dastand; sie war die Verherrlichung eines Fürsten im Tode, auf dessen Haupt im Leben Schmach auf Schmach gehäuft war, und nicht zum geringsten Theil von denen, die nun sein Andenken ehrten.

Einige Tage nach dieser Feier befreite Heinrich V. die Bürger von Speier von dem Butheil, d. h. dem Erbtheil, welches die Herren an

der Verlassenschaft ihrer Hörigen beanspruchen konnten. Da eine große Zahl der Speierer Krämer und Handwerker noch unfreie Leute waren, lastete diese Abgabe schwer auf Vielen und hemmte die Entwickelung des städtischen Lebens. So wichtig war das Privilegium, daß es der Kaiser mit goldenen Buchstaben an dem Haupteingange des Doms eingraben ließ. Auch der beschwerlichsten Herrendienste und der lästigsten Abgaben an den Bischof wurden die Speierer entledigt, wichtige Zollfreiheiten ihnen eingeräumt, sie von jedem Gericht außer der Stadt eximirt. Dies Alles gewährte ihnen Heinrich gegen die Verpflichtung, daß sie alljährlich insgesammt am Todestage des Vaters feierlich mit brennenden Kerzen zur Seelenmesse zögen und jedes Haus ein Brod als Almosen spendete. Die Lütticher hatten Recht, wenn sie segensreiche Wirkungen und eine fruchtbringende Kraft der Asche des Gebannten beimaßen und sie deshalb zu bewahren verlangt hatten. Nun nährten die Wunder der kaiserlichen Reliquien nicht sie, sondern die Bürgerschaft und die Armuth in Speier.

Gern hätte der König den Wunsch, welchen der sterbende Vater für sein Begräbniß ausgesprochen hatte, sogleich erfüllt, doch war es ihm erst nach Jahren verstattet. Leichter wäre ihm gewesen die letzte Bitte des Vaters für seine Freunde zu gewähren: hierin zeigte er sich weniger willig. Nahm er auch Otbert und die wenigen Bischöfe, die mit ihm hielten, um jedes Andenken an die Kirchenspaltung zu beseitigen, sofort zu Gnaden an, so mußten die Kölner Bürger doch noch einmal vor seinem Zorne zittern. Schwere Rache drohte er ihnen für die Verluste, welche er vor ihren Mauern erlitten, sammelte ein großes Heer aus den rheinischen Gegenden und zwang die Städte am Fluß ihm Schiffe zu stellen. Ringsum sahen sich die Kölner alsbald eingeschlossen, und nirgends zeigte sich ihnen eine Aussicht auf Rettung. In der Verzweiflung erboten sie sich dem Könige eine Buße von 6000 Pfund Silbers zu zahlen, wenn er ihrer schonte. Lange schwankte er, gab aber endlich nach und löste sein Heer auf.

Länger widerstand Herzog Heinrich, der sich nur dann zur Unterwerfung bereit erklärt hatte, wenn ihm sein Herzogthum belassen würde. Da diese Forderung nicht gewährt wurde, versuchte er mit den Waffen sie durchzusetzen, fiel aber alsbald in die Hand des Königs, der ihn in strenge Haft nahm. Er entkam ihr durch einen glücklichen Zufall und warf sich noch einmal in den Kampf. Aachen, wo er die Einwohner



für sich gewonnen hatte, nahm ihn auf; mehrere Grafen und angesehene Herren Lothringens schlossen sich ihm an. Dennoch waren alle seine Anstrengungen vergeblich. Herzog Gottfried rüstete gegen ihn ein stattliches Heer, stürmte Aachen und behandelte die Einwohner mit schreckbarer Strenge. Die tüchtigsten Anhänger Heinrichs fielen in Gottfrieds Hände, der sie durch Ertheilung von Lehen für sich gewann. Nur mit Noth entrannen er selbst und seine Söhne ihrem Widersacher. Da gaben sie selbst ihre Sache verloren. Sie unterwarfen sich dem König, der ihnen die Grafschaft Limburg und ihre anderen Besitzungen beließ; das Herzogthum blieb Gottfried von Löwen. So waren in Lothringen, während der Kaiser nach Baiern gegangen war und in Regensburg das Weihnachtsfest mit großem Glanze gefeiert hatte, seine letzten Widersacher bezwungen worden. Er war, wonach er so lange gestrebt hatte, unbestrittener Herr des Reichs. In eine günstigere Stellung, als jemals sein Vater gehabt hatte, trat er ein. Viel war ihm zu vergeben, aber viel konnte ihm auch nachgesehen werden, wenn ihm gelang die königliche Autorität dauernd in den deutschen Ländern zu sichern und einen Frieden mit Rom zu gewinnen, bei welchem die Herrschaft der deutschen Nation und die Stellung des Kaiserthums unangetastet blieb. Das war seine Lebensaufgabe, wie er selbst sie erkannte.

Der Name Heinrichs IV. gehört, den Wirren der Zeit enthoben, nun der Geschichte an. Tausendfach hat sie ihn genannt und wird immer von Neuem von seiner unglücklichen Regierung berichten. Selten war einem gekrönten Haupte ein halbes Jahrhundert zum Regiment beschieden, nie wohl ist ein so langes Regiment in gleicher Weise eine ununterbrochene Kette von Gefahren, Kämpfen und Leiden gewesen; die Kraft des Erzählers ermüdet, wenn er dieses endlose Anringen eines Sterblichen gegen unüberwindliche Mächte darzustellen hat. Die Aufgabe der Geschichte ist nicht Heinrichs Vertheidigung zu führen, noch weniger den Bann abermals in die Gruft von Speier zu schleudern: sie hat nur einem Mann, der tief in die Geschicke des Abendlandes eingriff, nach seinen Absichten und seinen Thaten gerecht zu werden.

Nicht gewöhnliche Gaben vereinigten sich in diesem Kaiser. Die Natur hatte ihm eine hohe Gestalt, schöne Gesichtszüge, ein flammendes Auge verliehen. Leicht gewann er durch ungesuchte Freundlichkeit die Gunst der Masse, mit Schrecken erfüllte die Hoheit seiner

Erscheinung selbst mächtige und trotzige Widersacher. Vielen konnte er Vieles sein. Nichts entging seinem scharfen Blicke und seinem lebhaften Geiste; mit bewunderungswürdiger Sicherheit traf er bei schwierigen Rechtsfällen den entscheidenden Punkt. Das Leben ließ ihm wenig Zeit, die stillen Künste des Friedens zu üben, doch umgab er sich gern mit Klerikern von ausgezeichneten Geistesgaben und erfreute sich an ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Er war mitleidig und freigebig, besonders gegen die Geistlichkeit und die Armen; vor Allem zu Speier wußte man davon noch lange zu erzählen. So mißtrauisch sein Gemüth war, verzieh er doch leicht, zu leicht seinen Widersachern, wenn sie seine Gnade anriefen; selbst Meuchelmörder, die gegen ihn gedungen waren, ließ er straflos von dannen ziehen. Eine durch und durch hochstrebende Natur, hätte er in anderen Zeiten ein Hort für die Nation sein können.

Heinrichs durchdringenden Verstand, seine rastlose Thätigkeit haben selbst seine erbittertsten Feinde anerkannt; sie wußten am besten, wie schwer ihm ein nachhaltiger Erfolg abzuringen war. So lange er ein Heer hinter sich hatte, überließ er gern seine Sache der Waffenentscheidung. Nie ist er selbst vom Kampfe zurückgeblieben; meist sah man ihn mitten im Schlachtgetümmel. Im Siege war er dem Feinde furchtbar; aus der Niederlage raffte er sich schnell empor. Nicht selten faßte er im Mißgeschick übereilte Entschlüsse und gab verloren, was noch zu retten schien; niemals aber ließ er sein letztes Ziel aus dem Auge, niemals ruhte er einen anderen Weg zu demselben zu finden, wenn ihm der eine versperrt war.

Das Ziel, wohin Heinrich strebte, liegt offen da. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm vom Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohne dereinst zu überliefern: darauf allein waren seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene Recht gegen Rom und die Fürsten, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht und nach Kräften geübt. Eine vollständige Restauration des alten Kaiserthums in seiner ganzen Machtfülle trotz der Verbreitung der neuen kirchlichen Ideen, trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins der fürstlichen Herren sah er als die Aufgabe

seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte; die neuen Mächte waren kräftiger, als die Erinnerungen der alten Zeit.

Vielleicht hätte Heinrich sein Ziel erreicht, wenn er die niederen Klassen in Deutschland — Kaufleute, Handwerker und Bauern — als bewaffnete Opposition gegen den hohen Adel um sich geschaart, wenn er den deutschen Klerus zu einem entschlossenen Widerstand gegen die romanische Reform des Papstthums vereinigt hätte. Gedanken an solche Verbindungen lagen nicht fern. Mehr als ein Mal haben die Städter und Bauern dem Kaiser Hülfe angeboten und gewährt; mehr als ein Mal hat die deutsche Geistlichkeit bei ihm Schutz gegen die Uebermacht Roms gesucht und ihm die Hand gereicht. Zeitweise scheinen auch wirklich ähnliche Gedanken den Kaiser beschäftigt zu haben, Gestalt aber haben sie niemals gewonnen. Mit den Bischöfen der Lombardei Rom zu bekämpfen, das deutsche Fürstenthum durch Spaltung zu schwächen — das waren schließlich doch meist die Mittel, zu denen er zurückgriff, um das Kaiserthum herzustellen. Mit diesen schwächlichen Mitteln einer Epoche, die sich überlebt hatte, suchte er die höchste Gewalt sich, seinem Hause und seinem Volke zu sichern. Aber die Welt beherrscht in erregten Epochen nur, wer die Geister auf neue Bahnen fortreißt. Die schöpferische Kraft dazu fehlte Heinrich, und deshalb gewann er, so mannhaft seine Anstrengungen waren, doch zuletzt nicht den Sieg.

Allerdings hat es Heinrich neben tiefen Demüthigungen auch an großen Erfolgen nicht gefehlt. Das Glück der Waffen gab ihm wiederholentlich eine außerordentliche Gewalt in die Hände, so daß er zu seinem Ziele gelangt schien. Doch es war nur ein trügerischer Schein; dauernd ließ sich die gewonnene Gewalt nicht erhalten. Die Summe des dreißigjährigen Kampfs gegen Rom und die deutschen Fürsten blieb für ihn der Verlust Italiens, die Befestigung des Gregorianischen Papstthums, die Erhebung des deutschen Fürstenthums zu selbständiger Gewalt neben oder vielmehr über dem Kaiserthum. Die Regierung Heinrichs IV. bildet gleichsam die Kehrseite zu den Erfolgen und dem glanzvollen Regimente Ottos des Großen.

Man ist nicht müde geworden, alles Mißgeschick Heinrichs als eine Folge persönlicher Verschuldung zu bezeichnen. Bald sollte es die göttliche Strafe unnatürlicher Lüste sein, welche die kirchliche Partei ihm nachzusagen liebte, aber niemals erweisen konnte. Bald sah man es als die gerechte Vergeltung für seine frevelhaften Angriffe auf die rö-

mische Kirche und das deutsche Fürstenthum an. Aber war Heinrich nicht viel mehr der angegriffene Theil, als der angreifende? Und war es Frevel, wenn er sein Reich und sein Leben vertheidigte? Daß er die Waffen gegen Rom zu führen sich nicht scheute, hat man als Auflehnung gegen die Kirche, seine und unser Aller Mutter, gebrandmarkt. Heinrich war kein Feind der Religion und der Kirche Christi, wie er im Leben und Sterben gezeigt hat; ist er der römischen Kirche nicht mit der Liebe des Sohnes begegnet, so hat sie andererseits ihm kaum jemals die Zärtlichkeit der Mutter gezeigt. Welche Geständnisse er auch über seine Verschuldung gegen die Kirche in Augenblicken größter Bedrängniß gemacht hat: sie kamen ihm sicherlich nicht von Herzen und wiegen nicht schwerer, als alle erzwungenen Bekenntnisse. Man müßte sehr befangen sein, wenn man alle Schuld der Zerwürfnisse zwischen ihm und Rom nur einem Mangel an kirchlicher Pietät zuschreiben wollte.

Allerdings hat Heinrich manches Unglück, das ihn traf, selbst verschuldet. Sein Mißtrauen gegen Jedermann, sein Trotz im Siege, seine Verzagtheit in unvorhergesehenen Gefahren, seine Unstätigkeit im Verhalten gegen Freund und Feind sind für ihn die Quelle unsäglicher Leiden gewesen. Die Hauptursache seines Mißgeschicks aber war und blieb, daß er gegen geistige Mächte kämpfen mußte, welche die Zeit beherrschten und deren volle Bedeutung er selbst kaum erfaßte. Diese Mächte waren unbezwinglich, so lange nicht eine neugeborene gewaltigere Kraft über sie kam, und in Heinrich war diese Kraft nicht geboren.

Heinrichs Gegner haben sich im Augenblick seines Todes des Sieges erfreut; der so lange gefürchtete Gegner starb überwältigt. Aber deshalb ist sein Kampf kein vergeblicher gewesen. Hätten sich Gregors Ideen ohne Widerstand zu finden verwirklicht, ein auf eigener Kraft ruhendes Kaiserthum, eine Herrschaft der deutschen Nation, selbst ein deutsches Reich wäre fortan unmöglich gewesen. Wenn auch Heinrich mit seinem Widerstande nicht den Sieg errang, vielmehr thatsächlich unter ihm das Kaiserthum mehr als je in früheren Zeiten einbüßte, so hat er doch kein Recht des Reichs gegen Rom und die Fürsten je förmlich preisgegeben. Der unglückliche verfolgte Mann in Lüttich hinterließ seinem undankbaren Sohn noch das kostbarste Vermächtniß in den ungeminderten Kaiserrechten. Mit zitternder Hand hatte er sie bis zur letzten Stunde festzuhalten gesucht, als sie ihm der Sohn entwand, sie krampfhaft wiederergriffen, um sie nun sterbend dem rechtmäßigen

Nachfolger zu überliefern. Er unterlag allerdings, in seinem Falle aber rettete er die Rechte des Kaiserthums, der deutschen Nation, des deutschen Reiches aus den Wirren der Zeit. Bei seinen Nachfolgern stand es, diese Rechte zur Geltung zu bringen, unter günstigeren Umständen mehr zu leisten, als er vermocht hatte.

Der Widerstand Heinrichs hat den Absolutismus des Gregorianischen Systems gebrochen. Urban II. hat den weltlichen Mächten große Zugeständnisse machen müssen, größere seine Nachfolger. Das Ende des Investiturstreits war ein Concordat, in welchem sich Kaiserthum und Papstthum als oberste Gewalten des Abendlandes neben einander anerkannten. Noch war der Streit nicht beendet; der Sohn nahm ihn als eine Erbschaft des Kaiserthums auf. Damit zeigte sich, daß der Vater nicht für eine persönliche Sache, sondern für das Recht des Reichs und der Nation die Waffen ergriffen hatte. Um nicht Geringeres handelte es sich bei diesem Streite, als um den Principat über die abendländische Welt; sein Ausgang gab für die weitere Entwickelung der Kirche und der Staaten des Occidents die Entscheidung.

Heinrich IV. stritt für die Herstellung vergangener Zustände, er bekämpfte die neuen Gewalten seiner Zeit. Aber aus seiner Gruft entsteigen die Vorahnungen einer Epoche, wo sich neue Kräfte abermals in unserer Nation entwickeln sollten, welche sich jenen Gewalten gewachsen zeigten, denen er unterlag. Zu seiner Zeit und im Anschluß an ihn traten die deutschen Städte zuerst handelnd in die Geschichte ein. Ihr Widerstand gegen die deutschen Fürsten wurde damals gebrochen, doch ihre Kraft erstarkte im Laufe der Zeit, und Tage kamen, wo die Fürsten vor den Bürgern zitterten. Um Heinrich hat sich eine Opposition des deutschen Klerus gegen das System Gregors und das von demselben beherrschte Papstthum zuerst gebildet. Zu schwach gegen die gewaltige Strömung jenes Jahrhunderts, aber sich wieder und wieder erhebend und wieder und wieder unterdrückt, wuchs sie doch allmählich zu unbezwinglicher Stärke und gewann weltgeschichtliche Siege. Da gedachte man Heinrichs und seiner Kämpfe; mit Begier zog man jedes Schriftstück an das Licht, welches von dem kaiserlichen Gegner Hildebrands Kunde gab. Nicht vergeblich hat Otto der Große das deutsche Kaiserthum erhöht, nicht vergeblich es Heinrich IV. mit seinem Leben vertheidigt. Dichtes Grün umwuchert den hohen Stamm, welchen der Sturm niederwarf.











